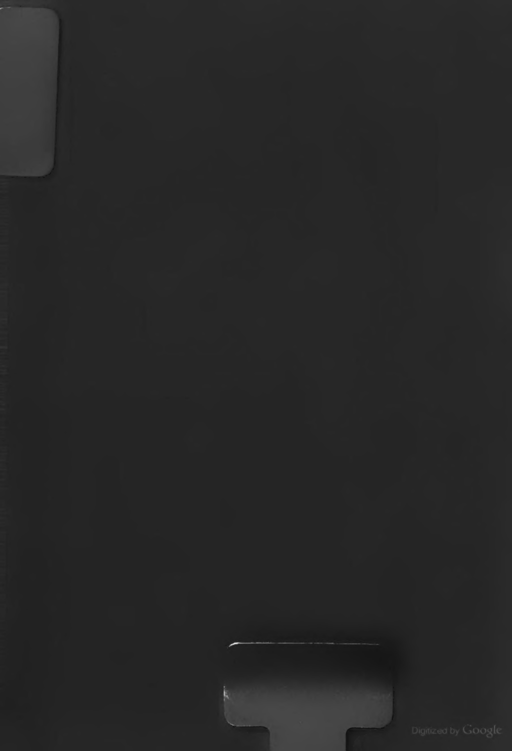
Melchior Meyr

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

774139

Hülsermair

Melchior Meyr,

Erzählungen aus dem Ries.

Gesamtausgabe in vier Bänden.

Herausgegeben und eingeleitet von Otto Weltzien.

Mit einer Abbildung des Meyr-Denkmals in Nördlingen.

Dritter und vierter Band.

Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Dritter Band.

	Seite
Regine	3
Gleich und Gleich	147

Vierter Band.

Der schwarze Hans	3
Georg	144

Digitized by Google

Erzählungen aus dem Ries.

Regine.

Gleich und Gleich.

Von

Melchior Meyr.

Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

Digitized by Google

Digitized by Google

Regine.

Erstes Buch.

Ein Festtag.

Im Laufe eines wohl sich anlassenden Jahres war der Palmsonntag erschienen, wie man ihn liebt: der Himmel von hellgrauen Wolken überzogen, die Luft milde, der Boden trocken. Eine Regung des Lenzes ging durch den Gau, ahnungsvoll, hoffnungsreich. Der Winter war vergangen, ihn hatte man hinter sich, und vor sich den lieblichen Frühling, den schönen Sommer. Das fühlte der Bauer in seinem Gemüt, und es ward ihm wohl an dem Tag. Aber die Freude behielt ein ruhiges, ernstes Gepräge.

Der Palmsonntag hat für die protestantischen Rieser eine doppelte Bedeutung. Es ist der erste Festtag des Frühlings — der erste Tag, an welchem der Bauer die Ankündigung der schönen Jahreszeit mit besonderer Sammlung empfindet. Man holt sich das Wahrzeichen des Frühlings, den Zweig mit dem Palmkätzchen, die Kinder fühlen das größte Vergnügen, das graue Fellchen zu betrachten und zu streicheln, und die Eltern freuen sich ihrer Freude. Nun werden die andern Zweige bald folgen — das fühlt man, ohne sich's zu sagen — und die Zeit wird kommen, wo es grünen und blühen wird allenthalben. Zugleich ist der Palmsonntag der Tag, wo die Knaben und Mädchen, die das dreizehnte Jahr überschritten haben, in der Kirche von dem Geistlichen geprüft und konfirmiert werden; eine feierliche Handlung nicht nur für die Kinder und deren Eltern, sondern für die ganze Gemeinde. Man ehrt dieses Fest, indem man sich dunkel kleidet, auch am Nachmittag stiller ist als an gewöhnlichen Sonntagen, und auch im

Digitized by Google

Vergnügen die feierliche Art nicht ganz vermissen läßt. Und die konfirmierten Kinder erhebt noch ein Gefühl anderer Art. Sie sind „in die Zahl der Erwachsenen aufgenommen", sie gehen dem schönsten Lebensalter entgegen, dem Alter der „Ledigen", dem Alter der Selbständigkeit, der Freude und der Ehre. Wenn die Prüfung bestanden, der heilige Teil des Tages beschlossen ist, dann regen sich in den jungen Herzen die ersten Triebe, die auf selbständiges Leben deuten, und die weltlicheren Naturen blicken wohl mit Verlangen in die Zukunft, wo eine unbestimmte Fülle von Genüssen ihrer wartet.

Über einem stattlichen Dorfe des untern Rieses lag nach dem Verklingen der Vesperglocke das ganze Schweigen des Tages. Wenige Personen zeigten sich auf der Gasse; wenige saßen im Wirtshause, und diese waren entweder stumm oder hielten eine würdige Ansprache. Wer indessen an einem hübschen Bauernhause unweit des Baches vorüberging, der konnte Laute einer jugendlichen Gesellschaft vernehmen, die zwar in aller Bescheidenheit sich unterhielt, aber doch lebhafter war als andere im Dorfe. Es waren die konfirmierten Kinder.

Einem alten Gebrauch zufolge besuchten sich diese wechselseitig und wurden von den Eltern bewirtet. Geringe Familien boten „Vorbrot" oder „Zelten" (weißes Hefenbrot) und einen Trunk Weißbier; die wohlhabenden, wenn sie zugleich gut und freigebig waren, sorgten für Kaffee und wohlgeschmalzenes Backwerk. Zu den guten gehörte die verwitwete Besitzerin jenes Bauernhofes, und die jungen Leute ließen sich's denn bei ihr auch herzlich wohlsein.

Es waren mehr Mädchen als Buben, denn von diesen hatten sich nicht alle eingefunden. Sie saßen auf der Wandbank und auf Stühlen um den großen Tisch in der Ecke der Stube und waren eben an der zweiten Schale, welche sie nach einigem Zieren einzuschenken gestattet hatten. Daran hatten sie wohlgetan; der Kaffee war vortrefflich. Die Tunke bestand aus Schneckennudeln vom „Rauszug", dem feinsten weißen Mehl. Das Backwerk glänzte ordentlich von Schmalz und war reichlich mit „Mucken", d. h. mit schwarzbraunen Weinbeeren versehen, die zum Teil sich loslösend auf den

Boden der Schale fallen und schließlich einen kleinen Nachtisch gewähren. In dem Wohlgefühl, welches diese Köstlichkeiten hervorriefen, hatten sich die Zungen alle gelöst. Das schickliche Nötigen wie das ebenso schickliche Sträuben, die Prüfung, die Schulerinnerungen — alles das bot hinlänglichen Stoff zur Fortführung des Gesprächs. Die stattliche Bäuerin war, nachdem sie eingeschenkt, auf die Seite getreten und sah gutmütig auf die Gesellschaft, sich freuend über den Eifer, mit welchem auch diejenigen die zweite Schale leerten, welche hoch beteuert hatten, daß sie durchaus nicht mehr zu trinken vermöchten. Sie gönnte den Kindern den Genuß, der für die Mehrzahl ein seltener war; auf der andern Seite hatte sie aber auch einen gewissen Sinn dafür, daß es abends in den Familien hieß: „Bei der Gröningerin haben wir eben wieder das Beste bekommen!"

Die Mädchen, obwohl sie natürlich nicht alle hübsch waren, boten in der festlichen Tracht und in dem Vergnügen, das ihre Gesichter belebte und höher färbte, doch einen um so erfreulicheren Anblick, als sie sich eben auch schon besser zu benehmen wußten wie die Buben. Eine davon mußte besonders auffallen. Sie war auch im Sitzen größer als die andern, hatte schöne, regelmäßige Züge und in ihrem ganzen Wesen — ich darf nicht anstehen, es so zu nennen — etwas Edles. Ihre Stirn war hoch und unter braunen Wimpern sahen Augen derselben Farbe freundlich, aber doch zugleich mit einer gewissen Überlegenheit umher. Sie sprach weniger als die andern, schien aber die Reden derselben im stillen zu beurteilen und zeigte überhaupt eine eigene Sicherheit des Betragens. Es war die Tochter des Hauses.

Regine war das jüngste Kind und das einzige Mädchen der Familie. Der Vater, ein tüchtiger Bauer, aber starrsinnig und nach Umständen heftig wie seine Vorfahren — ein „rechter Gröninger", wie man im Dorfe sagte — war schon drei Jahre tot, die zwei Söhne führten aber mit der Witwe das Hauswesen gedeihlicher als er, der so ziemlich alles, was er als guter Landwirt gewonnen, durch Prozesse wieder verloren hatte. Die Familie zählte, wenn nicht zu den reichen, doch zu den mittelbegüterten und lebte im

ganzen behaglich. Die Söhne waren fleißig, und ein gewisser Stolz, den sie als Bauernsöhne und stattliche Burschen empfanden, kleidete sie wohl. Regine, die ebensogut in der Schule wie die Arbeiten zu Hause lernte, war als hübsches Kind, als geschicktes Mädchen von allen wohlgelitten und hatte zuletzt durch ihr stilles, verständiges, natürlich festes Wesen ordentlich eine Art von Ansehen im Hause erlangt. Ihr Taufpate, der seinen Hof in der Nähe hatte und öfters einkehrte, sagte einmal zu ihr: „Du bist ein gutes Kind; aber du hast viel von deinem Vater, Mädchen!“ Damit wollte er ein gewisses Bedenken aussprechen; allein Regine sah aus, als ob sie das beste Lob erhalten hätte.

Heut, unter ihren Gespielen und Altersgenossen, war sie in der glücklichsten Stimmung. Sie benahm sich, was ihr auch gebührte, als kleine Hausmutter, redete hübsch zu, wenn sich eins bedachte zuzulangen, und entkräftete die etwaigen Einwendungen durch kurze treffende Bemerkungen. Das Vergnügen der Gesellschaft machte ihr innige Freude, und je mehr die Unterhaltung vorrückte, desto mehr sprach auch die Güte ihres Herzens aus den braunen Augen.

Als die Mutter die gefüllten Kannen eben wieder aus der Küche gebracht hatte, ging die Stubentür auf, und ein Bauernbursche trat ein, dessen Erscheinen Aufsehen erregte. Er mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen. Das wohlgebildete, runde und rote Gesicht hatte einen gutmütigen Ausdruck; aber aus seinem Anzug und seiner Haltung konnte man schließen, daß er zu den vornehmsten jungen Leuten des Dorfes gehörte. Und in der Tat gehörte er nicht nur dazu, es war eigentlich der vornehmste selber, nämlich der einzige Sohn des Meierbauers.

Der Meierhof ist ursprünglich der bedeutendste im Dorfe. Der auf ihm sitzende Bauer heißt der Meier, riesisch „Moër“, ein Ehrentitel, den man ihm zu geben nicht unterlassen darf, wenn man nicht bedeutend „danebenheben“ (sich verfehlen) will. Man hat im Ries die Redensart: „I be' Moër“ (ich bin Meier), d. h. ich bin der Erste, habe die andern heruntergestochen und gewinne. Moër zu sein ist daher das Ideal des Rieser Bauers, und mancher hat schon

bedeutend in den Geldsäckel gegriffen, um mit dem Hof auch den schönen Titel einzuhandeln. Für das Herunterkommen, wenn es seine anderweitigen guten Gründe hat, ist natürlich kein Kraut gewachsen, auch nicht auf dem Meierhof. Der Besitzer muß nicht in jedem Dorf eben der reichste Bauer sein, und er kann auch verderben, wenn er's nicht anders haben will. Aber dem Ansehen des Titels schadet dies nichts' und in der Regel entsprechen diesem auch die Mittel.

Bei dem Meier in unserm Dorfe paßten Sache und Name durchaus zusammen. Er war der wohlhabendste Mann des Orts. Seine Felder bildeten nicht nur die größte Morgenzahl, sondern waren auch die besten. Er hatte das schönste Anwesen, ja das schönst gelegene. Die Gebäude waren ansehnlich, der Hof im engeren Sinn — der von Haus, Stadel, Schuppen, Schweinstall, Zaun und Mauer eingefaßte Raum — von besonders großem Umfang, und ein baumreicher Garten vollendete das prächtige Besitztum. — Daß unser Meier den ersten Mann im Dorfe vorstellte, leuchtet ein. Er war nicht Vorsteher, nur Mitglied der Gemeindeverwaltung; aber auch der Vorsteher, obwohl dieser in anderer Beziehung der Erste war, behandelte ihn als den gewichtvollsten Bewohner. Er selber bewies dagegen wieder dem Ortsvorsteher die gebührende Ehre, denn bei allem Selbstgefühl war er klug, kannte die Menschen und liebte den Frieden. Sein Leben verfloß um so mehr in würdigem Behagen, als auch seine Kinder geraten waren und ihm Freude machten. Er hatte deren zwei, eine Tochter und einen Sohn. Jene repräsentierte den Stolz des Hauses und gab Aussicht, das zu werden, was im Ries hier und da „eine Regentin“ genannt wird. Der Sohn, ohne sich etwas zu vergeben, war gemütlicher, vergnügter und verkehrte lieber als sie mit den Leuten. Die Arbeit — und das war die Hauptsache — hatten beide gern, und die Eltern konnten sich mit gutem Gewissen sagen: „Von denen verdirbt keins!“

Wie leicht ist es für einen Menschen, der Ursache hätte, den Vornehmen zu spielen, durch Freundlichkeit die Herzen zu gewinnen! Es gab im Dorfe wohl noch manchen so wackeren Burschen wie den Sohn des Meiers; aber nur an

diesem hob man hervor, wie gut er sei und wie er so gar keinen Stolz habe, obwohl er sich nichts nehmen lasse, woran er auch recht habe. Sogar die Kinder, denen er beim Begegnen zuweilen ein launiges Wort hinwarf oder die er durch Fragen zum Reden brachte, hielten große Stücke auf ihn und gaben ihm in ihrem Kreise, wenn sie auf die Dorfburschen zu sprechen kamen, das unbedingteste Lob.

Als er jetzt nach gesprochenem und erwidertem Gruß die ihn sichtlich mit Vergnügen betrachtende Gesellschaft übersah, lächelte er und sagte: „Daran hab' ich nicht gedacht! — Nun, ich will euch nicht inkommodieren und wünsch' allerseits besten Appetit!“ Zu der Bäuerin gewendet, fuhr er fort: „Ich suche den Fritz; ist er im Stall?“ — „Nein,“ erwiderte diese, „er ist schon über eine halbe Stunde fort, ich weiß nicht wohin.“ Und freundlich setzte sie hinzu: „Magst du nicht auch eine Schal' Kaffee?“ — Der Bursch sagte heiter: „Ich dank', Bas,“ und wollte gehen. Bevor er sich aber wendete, rief ein munterer Bube, den die Wirkung des genossenen Trankes seine eigene Stellung als Gast vergessen machte: „Setz' dich doch ein wenig zu uns! Du brauchst dich nicht zu schämen; wir gehören jetzt auch zu den Ledigen.“ — „O, das ist's nicht,“ entgegnete der Bursche, indem er ihn mit gutmütiger Laune betrachtete; „ich weiß schon, was ihr jetzt für Leut' seid.“ — „So komm,“ fuhr der Bube fort. Der junge Meier zögerte und hatte schon wieder ein „ich dank'“ auf den Lippen, als die Tochter des Hauses, deren Augen seit seinem Eintreten mit Wohlgefallen an ihm gehangen hatten, in aller Herzlichkeit rief: „Komm, Johann — setz dich zu mir!“ — Der Bursche, von dem Ton getroffen, sah sie an. Das Mädchen war errötet und zeigte in ihrem Gesicht eine gewisse Scham und Scheu, als ob sie zu weit gegangen wäre; aber sie überwand diese Regung und wiederholte mit demselben Ausdruck: „Komm!“ — Dieser liebevollen Einladung konnte er nicht widerstehen. „Nun,“ sagte er lächelnd zur Bäuerin, „eine Schale kann man am Ende trinken.“ — Die jungen Gäste in der Ecke rückten zusammen, und Johann setzte sich neben Regine.

Das Mädchen bot mit einem Gesicht, in welchem sich

innige Freude und ein gewisser Stolz, daß ihre Einladung durchgedrungen war, mit jugendlicher Befangenheit mischten, ein überaus anmutiges Bild. Sie nahm die Schale, welche die Mutter aus dem Kanzlei herbeibrachte, in Empfang, schenkte dem Nachbar eine und legte ihm eine große Schneckennudel hin. Johann zeigte, daß er Lebensart besaß. Er nahm und dankte mit größerer Achtung, als man sie einem Kinde zu erweisen pflegt, tunkte ein und trank und lobte Kaffee und Nudel als ganz „fürnehm". Das hatte freilich nur zur Folge, daß er von beidem eine zweite Portion annehmen mußte — mußte, weil man seine Worte nur unter dieser Bedingung für wahr gelten lassen wollte. Gemahnt, in dieser Richtung der Höflichkeit nicht weiter zu gehen, schlug er eine andere ein.

Er begann seine Nachbarin zu rühmen, wie sie heute in der Kirche so schnell und alles so gut geantwortet habe, obwohl sie am meisten gefragt worden sei. „Andere," setzte er mit launigem Blick auf die Gesellschaft hinzu, „haben's auch recht gut gemacht, aber mein Bäschen doch am besten." — „Ja, die Regine!" versetzte ein rundköpfiges Mädchen; „die ist freilich die Gescheiteste von uns; die kann aber auch mehr als die Buben." — „Geh, red' nicht so!" fiel Regine ein. — „Ist das wahr?" fragte der junge Meier das Bürschchen, das ihn zuerst eingeladen hatte und das für den besten Schüler galt. — „Ich hab' nichts dagegen," erwiderte dieser. „Eins muß das Gescheiteste sein." — „Ja," entgegnete die Rundköpfige, die einige Anlage zum Schnippischen hatte, „obwohl sie am meisten weiß, bildet sie sich doch nichts darauf ein. Das kann man aber nicht von jedem sagen." — Der Bube, dem seine Neigung zum Prangen schon Foppereien zugezogen hatte, fühlte den kleinen Stich; aber sei's, daß ihm keine rechte Entgegnung einfiel, oder daß er an dem heiligen Tag sich auf keinen Streit einlassen wollte, er tat nicht dergleichen und erwiderte: „'s ist wahr; so eine wie die Regine gibt's nicht mehr."

Nun wurde es der Gerühmten zu arg. Ernsthaft sagte sie: „Hört doch auf mit solchen Reden! Es ist grad', als ob ihr mich foppen wolltet!" Und gegen den Nachbar

gewendet, setzte sie hinzu: „Was ich kann, kann jedes; ich bin nur mit meinen Antworten gleich parat gewesen, weil der Herr Pfarrer mich gefragt hat, was ich gut gewußt hab'.“ — „Nun,“ erwiderte der junge Meier, „da muß es dem Binder-Christoph umgekehrt gegangen sein; denn er hat bös aus dem Weg 'naus geredet.“ — „Ja freilich,“ versetzte das Mädchen; „aber der kann nichts dafür. Wenn's auf den Fleiß ankäm', hätt' er besser geantwortet als wir alle.“ — „Mir ist's nur lieb,“ sagte die Rundköpfige wieder, „daß keins von den Mädchen so geredet hat. Bei der zweiten Frag' hat ihm der Herr Pfarrer die Antwort ordentlich eingegeben, und doch hat's nichts geholfen. Wie doch einer seine Gedanken so gar nicht zusammenbringen kann!“ — Regine lächelte. „Es ist ein guter Mensch,“ entgegnete sie, „und das ist am Ende die Hauptsach'. Seine Kübel und Fässer wird er schon zusammenbringen!“

Nach dieser Beilegung der Frage ließ man den einzigen wirklich schwachen Moment der vormittägigen Prüfung fallen, und das Gespräch bewegte sich weiter über Entfernte, meist anerkennend oder entschuldigend. Es ist im Guten wie im Schlimmen: nicht nur der Tadel steckt an, sondern auch das Lob, und dieselben Menschen können heute durch Schärfe, ja durch Bosheit, morgen, wenn ein anderer Genius in ihnen herrschend wird, durch Gelindigkeit des Urteils auffallen. Unsere Gesellschaft war ins Lob gekommen. Die Witwe Gröninger warf hier und da ein Wort dazwischen, hörte aber meist ruhig zu und wunderte sich gelegentlich, daß der Johann unter dem jungen Volk solang' aushalte. Daß ihre Regine an seinem Bleiben mit schuld sei, wollte sie sich nicht sagen; aber wie sie beide so vergnügt nebeneinandersitzen sah, konnte sie sich doch einer wohltuenden Empfindung nicht erwehren. Es stellte sich ihr eine gewisse Möglichkeit vor die Seele, die sie ergötzte, aber sie schüttelte den Kopf und wendete ihre Gedanken davon ab.

Der Bursche hatte endlich die letzten Tropfen aus der zweiten Tasse geschlürft, und Regine war schnell bei der Hand, ihm die dritte einzuschenken. Das verweigerte er aber ernstlich. Er habe schon zu viel genossen und sei

schon zu lang' dagewesen; jetzt müsse er zu seinen Kameraden gehen. „Noch eine!“ rief das Mädchen bittend, aber schon ohne Hoffnung, daß er's annehmen werde. Er stand auf. Regine erhob sich gleichfalls. Sie stellte sich vor ihn und sagte: „Nun, es muß uns eine Ehr' sein, daß du solang' geblieben bist und dir unsere Ansprach' hast gefallen lassen. Hab eben Dank dafür!“ Freundlich reichte sie ihm die Hand und sah ihn dabei mit einem Blick an, daß es ihm durch die Seele ging. Er konnte sich nicht enthalten, die jugendlichen Finger zu drücken. Regine stand errötet und hielt die gute Hand noch eine Zeitlang fest, ohne zu wissen, was sie tat. Endlich zog sie ihre Hand sachte zurück. Der Bursch dankte der Mutter, wünschte der Gesellschaft gute Unterhaltung und verließ die Stube.

Als er auf der Gasse hinschlenderte, hatte er ein angenehmes Gefühl wie einer, der seine Zeit nicht besser hätte verbringen können. „Die Regine,“ sagte er sich, „ist ein liebes, gescheites Kind und wird einmal ein schönes Mädchen!“ Er konnte nicht umhin, die Freundlichkeit, die sie ihm bewiesen hatte, auffällig zu finden; aber das Benehmen schmeichelte ihm, und er gedachte es ihr mit ernstlichem Dank. „Sie hält was auf mich, das kleine Bäschen, das ist gewiß. Nun, das ist ja schön!“ In der besten Stimmung kam er zu seinen Kameraden.

Die Jugend erging sich über den Abwesenden, nach der herrschenden Stimmung des Tages, in uneingeschränktem Lob; fast jedes wußte etwas Gutes von ihm zu sagen. Regine blieb stumm bei diesen Reden. Sie empfand die größte Freude zuzuhören; aber ihre Freude war ernst und innerlich, und keins von den andern merkte, wie es ihr eigentlich ums Herz war.

Der Lauf der Welt.

Man kann das, was Regine für Johann empfand, nicht Liebe nennen, denn dazu gehört mehr Bewußtsein, als das junge Geschöpf haben konnte, mehr Berechtigung des

Alters und mehr Gefühl derselben. Es war ein Zug des Herzens, der sie instinktartig regierte, ein inniges Wohlgefallen, halb kindlich, halb jungfräulich — eine Ahnung des glühend süßen Lebens, das die Jungfrau erfüllt, wenn sie liebt. Der junge Mann hatte ihr gefallen, seit sie denken konnte; und es braucht nicht verschwiegen zu werden, daß an dem Zauber, den er auf ihr Gemüt übte, auch sein Ansehen als Sohn des Meiers wesentlich mitgewirkt hatte. Er war der erste, der vornehmste Bursch im Dorf; der Glanz des Ersten flößte ihr Achtung, Bewunderung ein, und die natürlichen Eigenschaften an ihm erschienen nun alle wertvoller und kostbarer. Sie unterschied dies nicht, sie empfand die Wirkungen und freute sich daher, wenn sie ihn sah, und richtete es gelegentlich auch so ein, daß sie ihn sehen mußte. Ihr Gefühl gab sich an dem Festtage zum erstenmal kund, in der erhöhten Stimmung die Gelegenheit ergreifend und zutage tretend wie die aufbrechende Blüte. Von diesem Augenblick an gewann es aber Gestalt und Inhalt und wuchs und entwickelte sich unaufhaltsam.

Der Bursche machte aus dem Erlebnis nicht mehr, als bei seinem Alter im Vergleich zu dem seines Bäschens natürlich war. An irgend etwas Ernsthaftes, der Zeit vorgreifend, an ein ernsthaftes Verhältnis in künftigen Jahren dachte er nicht. Die Kleine hielt etwas auf ihn, und das freute ihn von Herzen, viel mehr, als es ihn gefreut hätte von einem andern Mädchen ihres Alters. Allein von einem tieferen Eindruck auf ihn und von einem Wachsen desselben konnte um so weniger die Rede sein, als er im schönsten Lebensalter stand, von Natur der Gegenwart hingegeben und mit Arbeit und Vergnügen vollauf beschäftigt war. Für ihn hatte die schöne Annäherung nur eine Folge: von den gleichalterigen Mädchen behielt Regine in seinen Augen die meiste Bedeutung, und sein gutes Herz fühlte sich verpflichtet, sie beim Begegnen, besonders freundlich zu grüßen und mehr Worte mit ihr zu wechseln als mit andern. Das war freilich genug, die Entwickelung ihrer Neigung zu fördern und sie mit Wünschen und Hoffnungen zu erfüllen, die eine immer bestimmtere Form annahmen.

Jahre vergingen. Der Bursche lebte in dem Behagen des Haussohns, wurde unter der Leitung des alten Meiers immer mehr Bauer und besuchte regelmäßig die auskommenden Lustbarkeiten, wo er dann fröhlich war gleich einem und einen standesmäßigen Aufwand machte. Als Tänzer war er jeder Schönen willkommen, auch wenn ihr Herz an einen andern vergeben war; für den Sohn des Meiers hatte man immer einen Reihen (Reigen), einen holden Blick und allenfalls auch einen Händedruck übrig. Er selbst besaß keine erklärte Geliebte; denn die hohe Stellung hat überall auch ihre Schattenseiten. Für ihn war die Zahl der Mädchen, aus der er wählen durfte, klein, auch wenn die Ebenbürtigen der Nachbardörfer dazugenommen wurden; unter den wenigen fand er keine, die ihm besonders gefiel, er wollte daher mit der Entscheidung warten, bis es nicht mehr anders ging: nämlich bis er heiraten mußte. Bei der sonstigen Beliebtheit, deren er sich erfreute, konnte er diesen Mangel ertragen.

Regine wuchs indessen zur Jungfrau heran. Sie wurde groß, schlank, und ihre Züge erhielten einen bestimmteren Charakter. Ihr Humor blieb indessen ernst und eigen, ihre Haltung erschien etwas steif und ihre Figur gewann nicht die Rundheit, ihr Gesicht nicht die Farbe ihrer Gespielen. Als sie das sechzehnte Jahr erreicht hatte, sagte ein Bursche zu einem andern: „Die Regine ist doch nicht so schön geworden, als man gemeint hat. Wie sie noch in der Schule war, gab's keine hübschere; jetzt wär' mir aber manche lieber wie sie." — „Mir auch," erwiderte der andere. Und altklug setzte er hinzu: „So geht's in der Welt!"

Die Reize, die den gewöhnlichen Bauer bestricken, fehlten dem Mädchen in der Tat. Während ihre Gespielen alles wurden, was sie konnten, ging ihr etwas ab, das sie haben sollte. Der Hauptgrund lag in ihrer eigentümlichen Natur, die sich langsam entwickelte; aber es kam dazu noch ein anderer. In ihr lebte eine Neigung von einer Tiefe und Stetigkeit, wie sie unter den Naturkindern des Dorfes eine Seltenheit ist. Äußerlich ging sie ihren Gang; sie lernte und tat alle Arbeiten in Haus und Feld und bildete dabei ihren Verstand und ihr Urteil aus, daß Mutter und

Brüder sie nicht selten um ihren Rat fragten und ihn auch befolgten. Dabei hielt sie sich so, daß man ihr so wenig als möglich einredete; denn sich mahnen zu lassen liebte sie nicht, weil sie gern von selber tat, was recht war. Im stillen pflegte sie ihr liebes Geheimnis — das Sinnen und Denken an den Erwählten ihres Herzens.

Die freundschaftliche Beziehung zwischen beiden hatte sich bis in die letzte Zeit erhalten, weiter gediehen aber war sie nicht. Das Mädchen fand keine Gelegenheit, dem Burschen zu offenbaren, wie es in ihrem Herzen aussah, und hätte sie eine gefunden, sie hätte sie nicht benützen können. Während er sich gegen sie gleichblieb, war in ihr die Unbefangenheit des Kindes der zurückhaltenden Scheu der Jungfrau gewichen. Sie hoffte noch immer in den Tiefen ihrer Seele, wonach sie verlangte; zuweilen kamen ihr aber jetzt auch Bedenken und Zweifel, die eine Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit erzeugten. Von alledem sollte niemand etwas merken; denn mitteilend war sie nicht, und eine Freundin, der sie das Geheimnis ohne Gefahr anvertrauen konnte, hatte sie nicht. Sehnsucht, Hoffnung, Furcht und Sorge — das stille Fortglühen einer tiefgegründeten Neigung und das Aufflammen derselben nach einem Gruße, der ihr wieder besonders freundlich erschien — all dieses innerliche Leben, das nicht hervortreten sollte, zehrte an ihr und hemmte mit eine Ausbildung des Äußern, wie andere sie erreicht hatten.

Als sie im siebzehnten Jahre stand, fanden sich zum Kirchweihfest Gäste eines Nachbardorfes ein, wovon die beiden jungen einige Jahre älter waren als sie. Mit diesen ging sie, das erste Mal, zum Tanz ins Wirtshaus. Die drei Leute setzten sich an einen Tisch in der Zechstube, ließen sich zu trinken geben und plauderten miteinander. Wie sie vergnügt im Zuge waren, kam der junge Meier vom Tanzboden. Er begrüßte sie, trank aus dem dargebotenen Kruge und setzte sich zu ihnen. Nach einer Weile fragte er die Regine lächelnd, ob sie nicht „drei mit ihm machen wolle"? Das Mädchen, halb erfreut, halb verlegen, daß sie den ersten Reihen, den sie öffentlich tanzte, mit

ihm tanzen sollte, versetzte: „Wenn du's mit mir riskieren willst, gern. Aber ich weiß nicht, wie's auf dem Tanzboden gehen wird." Der Bursche nahm sie bei der Hand und führte sie hinaus.

Ihr Tanzen ging ordentlich und gut; denn wo wäre ein Mädchen, das im siebzehnten Jahre nicht walzen könnte? So leicht und lustig wie die Geübteren bewegte sie sich aber doch nicht. Sie war zu gewissenhaft dabei, sie wollte es zu korrekt machen, und es ging daher ein wenig schwerer als bei den andern. Aber Johann, gutmütig wie er war und vergnügt obendrein, lobte sie nach geendetem Reihen dennoch mit Wärme, wies ihre bescheidenen Einwendungen kräftig zurück und benahm sich überhaupt so freundlich, daß der Guten mehr und mehr das Herz aufging. Das glückliche Gefühl und die lebhafte Bewegung machten ihre Wangen röter und ihre Augen glänzender, ihre ganze Person reizender. Der Bursche konnte das nicht übersehen, und als er mit ihr wieder im Reihen ging, sagte er sich: „Die Regine wird doch hübscher, als man gedacht hat. Es kann wohl sein, daß sie die andern noch alle heruntersticht."

Nach einem Dutzend Reihen führte er sie in die Stube zurück und bot ihr sein Glas, aus welchem sie, fein und sittig, zwei Tröpfchen auf seine Gesundheit trank. Nach einer Weile tanzte er mit dem „andern Bäschen", und Regine führte der Vetter hinaus. Die Zeit verging, der Abend nahte heran und die Fremden mahnten, das Wirtshaus zu verlassen, weil sie noch bei Tage heimkommen müßten. Als der junge Meier das hörte, wendete er sich zu Regine und sagte: „Vorher muß ich aber noch mit meinem jungen Bäschen ein wenig tanzen, weil's das erste Mal gar so gut gegangen ist." Das war eine offenbare Bevorzugung. Das Mädchen tanzte diesmal leichter, das Gespräch beider wurde traulicher, und die Blicke der braunen Augen verkündeten die innigste Freude und alle Liebe, die in dem jungen Herzen lebte. Der Bursche gewahrte dies mit Vergnügen; er wurde gleichfalls wärmer, drückte der Guten die Hand, und sie erwiderte den Druck leis und

schüchtern. Wie glücklich war sie! Die Hoffnung wuchs empor bis zur Höhe der Liebe; die Lust, die sie empfand, war eine vorläufige Erfüllung, und sie hatte ein Gefühl, als ob die rechte unausbleiblich kommen müßte und keine den Schönen und Lieben zum Mann erhalten könnte wie sie.

Endlich trennte man sich. Regine ging mit den Verwandten nach Hause, und nach der Abendmahlzeit fuhren diese heim. Als Mutter und Tochter allein waren, erzählte die letztere auf Befragen, wie's eigentlich im Wirtshause gegangen und mit wem sie getanzt habe. Obwohl sie es mit der möglichsten Ruhe tat, konnte sie doch nicht hindern, daß auf ihrem Gesicht die Freude glänzte und namentlich die Lippen von einem glückseligen Lächeln umspielt waren. Die Mutter vernahm den Bericht und sah mit großer Zufriedenheit auf sie. Ihr war das Glück freilich nicht gewiß, nicht einmal wahrscheinlich; denn heiraten tut man eine nicht so schnell, wie man mit ihr tanzt und freundlich ist, und um den Sohn des Meiers gab's mehrere und viel reichere Bewerberinnen. Aber möglich war es doch immerhin — und unverhofft ist schon oft gekommen.

Zunächst kam indessen unverhofft ein Trauerfall. Der alte Meier starb eines plötzlichen Todes. Ihn hatte in früheren Jahren nach dem Rieser Ausdruck ein „Schlägle“ getroffen; da sich aber der Anfall jahrelang nicht wiederholte, so wurde er immer sicherer, aß und trank nach Appetit und Durst und strotzte von Gesundheit. Auf einmal traf ihn ein Schlag, der seinem Leben in wenig Sekunden ein Ende machte. Der Schmerz der Familie war groß; denn der Meier war noch in den Funfzigen und gegen seine Frau und seine Kinder immer gut und freundlich. Die Gröningersleute zeigten herzliches Beileid, wachten abwechselnd bei dem Toten, trösteten die Angehörigen und halfen nachbarlich und freundschaftlich bei den Zurüstungen zur Beerdigung, der sie in zwei Gliedern beiwohnten.

Die Meierin und ihr Sohn — die Tochter war schon seit einem Jahre an den angesehensten Bauer eines zwei Stunden entfernten Dorfes verheiratet — lebten die

nächste Zeit still und eingezogen, wie es der Winter gestattete. Ein Verlust, wie sie ihn erlitten hatten, macht ernst und vermehrt zugleich die Pflichten und Sorgen des Geschäfts. Der junge Meier kam selten ins Wirtshaus und ging früh wieder heim. Freundlich war er gegen alle Leute und insbesondere auch gegen die Familie Gröninger; aber je mehr der Winter vorrückte, desto mehr sah man, daß er ein anderer geworden, dem sorglos fröhlichen Wesen den Abschied gegeben und mit dem Amt des Vaters im Hause auch einigermaßen dessen Haltung und Würde geerbt hatte. Mutter und Sohn erschienen nachdenklicher als sonst, man könnte sagen zurückhaltender und geheimnisvoller. In bezug darauf meinten die Scharfsichtigen im Dorfe, dahinter stecke etwas und es müsse was im Werke sein.

Das Frühjahr kam heran. Die Leute arbeiteten wieder im Freien und hatten öfters Anlaß zu vorübergehenden Gesprächen als im Winter. Eine Mutmaßung, die ein Nachbar des jungen Meiers ausgesprochen, beschäftigte sie bald aufs lebhafteste. Der Mann hatte hinzugefügt: „Ich weiß, was ich weiß, und ihr werdet sehen, daß ich recht habe." Man sah es. Wenige Tage darauf hieß es im Dorfe: „Der junge Meier hat sich versprochen — mit der Wirtstochter von ***."

Der Verspruch war eine Tatsache und hauptsächlich das Werk der Schwester Johanns. Diese, welcher der Glanz des Hauses über alles ging, hatte sich schon seit ihrer Verheiratung nach einer ausgezeichneten Partie für ihren Bruder umgesehen. Als sie nun die Rechte ausfindig gemacht, teilte sie es zuerst der Mutter mit, und beide rückten gemeinsam hinter Johann. Die Erlesene war brav, arbeitsam, kräftig, sogar nicht häßlich; der Vater gehörte zu den reichsten Wirten der Umgegend und hatte nur drei Kinder; die Verwandtschaft war angesehen und durchweg aus der höheren Schichte des Landvolks; alle diese Vorzüge wurden dem jungen Mann, einer nach dem andern, entwickelt, beredsam angepriesen, und wie hätte er sich sträuben können ja zu sagen? Er mußte heiraten, zur Bewirtschaftung seines Anwesens gehörte ein junges rüstiges Weib, und

eine bessere wußte er der Mutter und Schwester nicht entgegenzusetzen. Anfangs dachte er allerdings an Regine, die noch bei dem Trauerfall ihre warme Anhänglichkeit bewiesen hatte. Aber das Mädchen war zu jung, und was das Vermögen betrifft, konnte sie sich mit der Angetragenen nicht entfernt messen; er fand also nicht einmal den Mut, sie nur zu nennen, und ergab sich in den Vorschlag, indem er tat, was er nach Erwägung aller Verhältnisse für das Beste halten mußte. Dabei hatte er eine Ahnung, daß es der Regine unlieb, recht unlieb sein würde, und der Gedanke tat ihm leid; aber konnte er sich dadurch von Gründung eines Hausstandes abhalten lassen, der sonst in jeder Hinsicht geboten war? — Die Familien des Meiers und des Wirts kamen zusammen und die Verbindung wurde beschlossen.

Es war ein Glück für Regine, daß sie die Nachricht zum erstenmal vernahm, als sie bei der Mutter in der abendlich dunkeln Stube saß. Ihr Taufpate brachte sie. Auf die Frage der betroffenen Witwe, ob's denn auch wirklich wahr sei, erzählte er das Nähere — und Regine hielt sich mit Mühe aufrecht. Sie war auf die erste Rede zu Tod erschrocken und blaß geworden wie die Wand; nach der Frage der Mutter horchte sie mit bebendem Herzen auf die Antwort, und wie sie nicht mehr zweifeln konnte, saß sie erstarrt. Es war ihr, als ob ihr die Seele aus dem Leibe genommen würde.

Der Mann sprach weiter und suchte darzutun, wie passend eben diese für den jungen Meier sei. Regine hatte die größte Mühe, die Tränen zurückzuhalten, die ihr in die Augen treten wollten. Sie preßte die Lippen zusammen und diese zuckten, wie vor dem Weinen; ihr Herz klopfte mächtig und sie zitterte am ganzen Leibe, aber sie blieb regungslos, und alles das sah man nicht. Nach und nach, während die beiden auf andere Gegenstände übergingen, erhob sich in ihr eine natürliche Kraft des Widerstandes: das Gefühl ihrer selbst, ihr Stolz, wenn man will. Und diesem gelang es, sie ruhiger zu machen und ihr die Stärke zu geben, womit sie sich wieder faßte. Von der Mutter

beauftragt, zündete sie in der Küche die Ampel an und kam mit ihr in die Stube. Sie sah nun doch so freudlos und angegriffen aus, daß der Alte sie fragte, was ihr fehle. „Der Kopf tut mir weh," erwiderte sie mit halber Wahrheit; „auch spür' ich ein wenig Frost." — „Dann rat' ich dir," entgegnete jener, „bald ins Bett zu gehen und dich zu halten, damit du nicht den ‚Frörer' (das kalte Fieber) bekommst." — Das Mädchen versetzte: „Es wird wohl das beste sein; aber vorher hab' ich noch ein wenig in der Küche zu tun."

Sie ging hinaus und spülte und richtete den Herd für den andern Morgen. Als sie wiederkam, war die Mutter allein. Regine sagte: „Ich werde nun doch ins Bett gehen, denn die Glieder sind mir wie abgeschlagen." Die Mutter ahnte einen Teil der Wahrheit; liebevoll ergriff sie die Tochter bei der Hand, sah sie mitleidig an und sagte mit weichem Ton: „Tu das, Kind, und schlaf wohl! Ich hoff', es wird vorübergehen!" Regine zündete ihre eigene kleine Ampel an, sagte, von der Liebe der Mutter gerührt, mit feuchten Augen Gute Nacht und ging in die Kammer.

Als sie allein war und keinen Grund mehr hatte, sich selbst zu bezwingen, überließ sie sich ihrem Schmerz, und ihre Tränen flossen reichlich. Es war zu schön, was sie gehofft — mit der innigsten Zuversicht gehofft hatte! — und es war zu grausam, daß es dahin sein sollte für alle Zeit! Sie hatte geglaubt, der Geliebte müßte der Ihre werden, weil ihn keine so gern habe wie sie, weil keine so zu ihm passe und er mit keiner so glücklich werden könne wie mit ihr. Und nun war das alles nichts! Er hatte nicht an sie gedacht, er brauchte sie nicht, sie hatte sich alles nur eingebildet.

Welch ein Geschenk für das gepreßte Herz — das Geschenk der Tränen! Wie hart und herb das Leid sein möge, wenn diese Quelle fließt, zerschmilzt es, und eine Ruhe kommt in die Seele, die fast etwas Süßes hat. Als Regine sich herzlich ausgeweint hatte, fühlte sie sich wie eine Genesende. Aber sie war müde, ihre Lebensgeister sanken zurück und sie entschlief. Die Mutter trat in

die Kammer; sie hörte den regelmäßigen Atemzug des Schlummers und sagte leise für sich: „Gott sei Dank!“

Am andern Tage fühlte das Mädchen sich kräftiger, obwohl sie aus einem verworrenen Traum früh erwacht und nicht wieder eingeschlafen war. Sie konnte an die Arbeit, unter die Leute gehen. Als sie beim Zusammentreffen mit zwei Freundinnen von der großen Neuigkeit reden hörte, blieb sie ruhig. Sie war ernst und sah etwas bleich aus; aber da sie sich durch Munterkeit und Wangenrot nie hervorgetan hatte, so fiel's nicht auf. Niemand gewahrte etwas von dem Zustande ihres Herzens; denn auf dem Dorfe hat man kein Auge für die feineren Offenbarungen des Innern, und zwei junge Leute müssen ihre Neigung schon recht anschaulich machen, wenn sie miteinander ins Geschrei kommen sollen. Die Liebe Regines blieb ihr Geheimnis und ihr alleiniges Eigentum. Die zwei Leute, die etwas davon wußten — die Mutter und der Geliebte selbst — hatten keine Ahnung von ihrer Tiefe und Stärke; sie sahen darin nur eine Anwandlung — einen Wunsch, der wieder vergehen mußte, wenn die Hoffnung vergangen war; und Regine sorgte dafür, sie in diesem Glauben zu erhalten.

Drei Tage nach jenem Abend, wo sie die Nachricht erhalten, begegnete sie dem jungen Meier. Sie nahm sich zusammen, grüßte freundlich und eine wahrhaft edle Güte leuchtete aus ihrem Gesicht, als sie sagte: „Ich wünsche von Herzen Glück, Johann!“ — Der Bursche, etwas errötend und mit einer gewissen Unsicherheit im Ton, versetzte: „Ich dank' dir, Regine. Du meinst's gut, das weiß ich.“ — „Wirst du bald Hochzeit machen?“ fuhr das Mädchen fort. — „Ja,“ erwiderte der Bursch, „lang' darf ich nicht mehr warten. In einem solchen Geschäft muß eine Frau sein, wenn man's ausmachen soll im Sommer.“ — „Ja freilich,“ entgegnete Regine. Und lächelnd setzte sie hinzu: „Du hast dir auch gleich die rechte ausgesucht, die vornehmste in der ganzen Umgegend. Das wird eine prächtige Haushaltung geben! — Nun, meinen Glückwunsch noch einmal!“ Sie ging weiter. Der junge Mann fühlte sich wahrhaft er=

leichtert. Sie hatte sich getröstet, sie nahm's von der guten Seite! — Er ging ruhig nach Hause, und seine ganze Seele wendete sich den Arbeiten und Vorbereitungen des Bräutigams zu.

Wochen flossen hin. Die Brautleute wurden verkündet, der Tag der Hochzeit erschien. Es war die große Angelegenheit des Dorfs. Der Einzug der Braut erweckte bei allen wahre Bewunderung. Solche Wagen voll herrlicher Sachen, solche Kästen, solche schwellende Betten und eine solche Reihe von Wägelchen, besetzt mit den näheren Verwandten des Brautpaars, hatte man seit Menschengedenken nicht gesehen. Die Teilnahme wurde zum ordentlichen Jubel, als der Meier an die weniger bemittelten Leute in seinem Hofe Geld und Bier verteilen ließ und die Beschenkten den Ruhm des Brautpaars und der Ausstaffierung preisend nach allen Ecken und Enden trugen. — Am andern Morgen war alles auf den Beinen. Die Hochzeitlader hatten die im Dorf unerhörte Zahl von sechzehn Tischen, d. h. von hundertachtundzwanzig Gästen angesagt, und obwohl davon immer etwas abzugehen pflegt, so behauptete doch der Schullehrer, er kenne sich darin aus und sehe es einem gar wohl an, wenn er zusage, ohne kommen zu wollen — über fünfzehn Tische würden's gewiß werden. Und unter diesen Gästen, das war bekannt, sah man fast alles, was es im unteren und mittleren Ries an vornehmen und schönen Leuten gab. Als das Glockengeläute erscholl, war der Weg, auf welchem der Zug in die Kirche gehen sollte, dicht von Zuschauern besetzt. Die große Mehrheit gehörte freilich der Jugend und dem weiblichen Geschlecht an; aber auch an Männern und älteren Burschen fehlte es nicht, welche den seltenen Pomp mit ansehen wollten.

Im Kirchhof, nahe dem Tor, standen zwei Mädchen beisammen, die uns vom Palmsonntag her bekannte Rundköpfige und Regine. Diese war in der Kraft, sich selbst zu beherrschen, fortgeschritten und im Innern auch wirklich ruhiger geworden; da nun ihr jüngerer Bruder, und zwar aus besonderen Gründen, auf die Hochzeit gegangen war, so übernahm sie es, ihm für den Gottesdienst das Gesang-

buch und zugleich einem auswärtigen Vetter, der unter den Gästen war, einen Gucker (mit Leckereien gefüllte Düte) zu überreichen. Der Zug der Männer, geführt vom Pfarrer und Schullehrer, erschien. Der Bräutigam, mit dem Brautvater in zweiter Reihe, sah ernst, aber tief zufrieden aus: sein Herz war gesättigt von dem Reichtum, der ihm geworden, der Ehre, dem Ansehen, die ihn umströmten und ihm die herrlichste Zukunft verhießen. Als Regine ihn so erblickte, kam doch eine schmerzende Empfindung über sie. Wie glücklich war er, wie hatte er alles, was er brauchte, alles, was er wünschte — ohne sie! Wehmütig verzog sich ihr Mund, und es war ihr lieb, daß der Bruder und der Vetter nachkamen und das Überreichen der beiden Sachen sie von ihren Gedanken abzog. Nun aber folgte der Zug der Frauen. Die Braut erschien im reichsten Staat, in blendendem Horbet (Kopfputz der jungfräulichen Bräute). Ihr gesundrotes Gesicht leuchtete ordentlich, und wenn sie nicht in feinem Sinn schön war, so sprach doch ein Selbstgefühl aus ihr, das ihr ein wahrhaft vornehmes Ansehen gab. Alles schaute, nickte sich zu und flüsterte Bewunderung.

Wie der Zug vorüber war, wendete sich die Freundin vergnügt zu Regine, hatte sie aber kaum angesehen, als sie rief: „Was ist denn dir? Warum siehst du denn so ernsthaft aus?“ Das Mädchen errötete, versuchte zu lächeln und erwiderte: „Du kennst mich ja; ich hab' eben den Humor nicht wie du.“ — „Nun ja,“ versetzte die andere; „aber wenn man so schöne Sachen sieht! Die Hochzeiterin ist wahrlich prachtvoll angezogen. Was das für ein Horbet ist und was für ein Kleid! Aber einen Stolz hat sie auch, wie er einem nicht alle Tage vorkommt! Der sieht man an, daß sie eine Wirtstochter ist, und das eine reiche!“ — Regine, die sich gefaßt hatte, erwiderte mit sanftem Ton: „Warum soll sie sich nicht freuen und sich nichts einbilden? Sie hat ja alles, was man haben kann auf der Welt.“ — „Das ist wahr,“ sagte die andere. „Wenn eine so einen guten und schönen Mann bekommt und so einen Hof, da kann sie den Kopf schon hoch tragen. — Wie doch manche Leute so glücklich sind!“ fuhr sie mit einer Art Seufzer

fort. Doch schnell setzte sie in hellerem Tone hinzu: „Nun, in Gottes Namen! Meierin kann nicht jede sein; und am Ende kann man auch glücklich leben ohne das.“ — „Ja wohl,“ sagte Regine; „besonders wenn man deinen vergnügten Sinn hat.“ — „Ja, den hab' ich,“ versetzte das Mädchen, „und das ist auch mein Glück. — Kommst du heut auf den Ansing?“ — Regine schüttelte den Kopf: „Meine Brüder gehen drauf und meine Mutter hilft der Wirtin, die noch nie eine so große Hochzeit gehabt hat wie dasmal. Eins muß zu Hause bleiben.“ — „Nun,“ versetzte die andere, indem sie sich zum Fortgehen anschickte, „dann laß dir die Weile nicht lang werden, ich geh' zum Tanz.“ Sie entfernte sich, und Regine ging still nach Hause.

Glückliche Brautleute machen auf das tiefer empfindende Gemüt immer einen eigenen Eindruck. Man fühlt die Poesie des Moments, die Fülle des Glücks, das in der duftigsten Blüte dem Paare winkt; es ist das holdeste Bild. Aber wer dadurch an eigene Entbehrung erinnert wird, für den mischt sich dem schönen Gefühl des Anteils etwas Melancholisches und eine Art von Leid bei. Die Möglichkeit, ebenfalls glücklich zu sein, stellt sich vor die Seele, die Sehnsucht erwacht — und das Gefühl des Mangels erzeugt eine stille Trauer im Herzen, die geraume Zeit dauern kann, ehe sie wieder verklingt.

Wenn das schon Unbeteiligten begegnen kann, wie muß es erst der Seele sein, die den Heißgeliebten ewig einer andern verbinden sieht! — In unserem Landmädchen war bei dem Anschauen der Glücklichen, die nun haben und behalten sollte, was ihr eigenes einziges Hangen und Verlangen gewesen war, alle Leidenschaft und aller Schmerz wieder erwacht. Sie rang mit ihrer Empfindung, kämpfte mit der Bitterkeit ihres Herzens und segnete die Geschäfte des Hauses, die sie heute an Stelle der Mutter zu besorgen hatte und von denen sie hoffte, daß sie ihr zum Trost gereichen würden. Die Bereitung des Mittagessens, das Gespräch während desselben mit dem älteren Bruder und den Ehehalten, die Reinigung der Geschirre mit der Magd

erhielt ihren Geist auch wirklich auf der Oberfläche und im Äußerlichen, indem sie noch dazu Gewalt anwandte, ihn nicht in die Tiefe sehen zu lassen.

Als aber der Bruder mit den Ehehalten zur Tagesarbeit gegangen und sie allein im Hause war, da trat das Herz wieder ganz in seine Rechte. Es war in der schönsten Zeit des Jahres, im Juni vor der Heuernte, der Tag klar und warm, ohne durch Hitze zu belästigen. Durch die unlängst geputzten Fenster schien die Sonne glänzend auf den Tisch der großen Stube, in der nur Licht und unendliche Stille herrschten. Hier saß Regine bei einer Näharbeit. In der völligen Einsamkeit, in der heute kaum eine Störung zu befürchten war, ließ sie die Gedanken ihrer Seele, die sie so lang' im Zaum gehalten hatte, unwillkürlich frei, und diese gingen ihren lieben und schmerzlichen Gang. Alle Gefühle, die jemals ihr Herz durchzogen hatten, erstanden wieder in ihr. Und es war so süß dieses Verlangen, diese Liebe, dieses Leid — dieses Zittern und Bangen im Herzen, das niemand kannte und das niemand ihr nehmen konnte. Das schlichte, aber von der Mutter Natur mit lebendigem Sinn und tiefem Gemüt ausgestattete Mädchen fühlte, daß derjenige, den man so schön vor Augen, den man so unendlich lieb hat und um dessentwillen man leide, einem doch auch gehöre, und daß man etwas von ihm habe, wovon die andere, die Glückliche, nicht wisse. Sie feierte in dieser Stunde selbst eine Art Verbindung mit ihm. Ihre Liebe war allerdings nie so schmerzlich wie jetzt, aber auch nie so mächtig, so glühend und so schön emporgelodert.

Auf einmal wurde die Stille des Raums unterbrochen durch Töne der Freude. Das Mahl in dem nur einige hundert Schritte entfernten Wirtshaus war vollendet, die Musik, das Tanzen begann, und zu einem lustigen Walzer, den eine gute Klarinette hell vortönte, erschollen die Juhschreie der tanzenden Burschen. — Die Seele des Mädchens wurde dadurch aus dem Innern herausgerissen in die wirkliche Welt. Sie mußte sich vorstellen und sie stellte sich vor, wie's im Wirtshaus zuging — die Lustbarkeit, das frohe Gedräng', den Bräuteltisch, die Brautleute. Und wie

sie nun die Braut sich dachte an der Seite des Bräutigams, wie sie beide nach Art der Brautleute sich feierlich liebevoll betrachten und wechselseitige Freundlichkeiten erzeigen sah, da keimte ein Neid — ja, ein Neid in ihrer Seele. Die schmerzlich süßen, liebenden Gefühle wandelten sich in dem beraubten, tiefgekränkten Herzen in peinvolle. Tränen drangen in ihre Augen. Sie legte die Arbeit weg, ließ den Tränen ihren Lauf und weinte bitterlich.

In der Stadt.

Man hat früher unrecht gehabt, das Leben auf dem Lande sich empfindsam-idyllisch vorzustellen und das Dorf als den Sitz der Unschuld, der Aufrichtigkeit, der Gemütlichkeit und der zärtlich uneigennützigen Liebesneigung ohne weiteres anzusehen. Nicht minder falsch ist es aber, wenn man, wie es jetzt hier und da geschieht, dort nur derbe, rohe Natur, gemeinen Weltverstand und Verschmitztheit erblicken will. Das Landvolk ist in seinen echten und guten Naturen rührend schöner Empfindungen fähig; zärtliche Liebe, standhafte Treue, glückselige Freude, Entzücken und tiefes Herzeleid finden wir dort so gut wie in den höheren Klassen. Aber die Formen, in denen alles das erscheint, sind schlichter, unmittelbarer — gröber, wenn man will, und die Motive dazu müssen dringender sein. Und Gefühle, die in den höheren Klassen vorsätzlich gepflegt werden können, währen hier nicht länger, als es in einem Leben voller Tätigkeit natürlich ist.

Regine finden wir, nachdem seit der Hochzeit des Meiers Wochen verflossen waren, gefaßt und ruhig. Die Heuernte war vollendet, die Kornernte hatte begonnen, und da nach einigem Warten gutes Wetter erschien, so war die einzige Sorge des Bauern, den Segen des Feldes so rasch wie möglich heimzubringen. Regine schaffte gewissenhaft; ohne unmüßig zu tun, richtete sie aus, was ihr zukam; was man ihr auftrug, war besorgt. An ihrem Wesen bemerkte man gegen früher keine Veränderung, als daß ihr Ton im

Gespräch mehr Weichheit, zugleich aber auch eine Überlegenheit ausdrückte, die man sonst nur an älteren Personen wahrzunehmen pflegt. Ihre Gestalt war noch etwas „rahnenger“ (schlanker) geworden; das konnte man aber der Arbeit in der Hitze zuschreiben, die in der Regel eine gewisse Abmagerung zur Folge hat.

Als die Haupternten wohl aufgehoben waren, feierte die Familie Gröninger ein seit länger vorbereitetes glückliches Ereignis: die Heirat des Fritz mit einer wohlhabenden Bauerntochter aus dem mittleren Ries. Der stattliche Bursche hatte sie auf der Hochzeit des Meiers, wo sie als Gast war, so zu gewinnen verstanden, daß sie ihrem Vater, dem ein reicherer Schwiegersohn lieber gewesen wäre, die Zustimmung abnötigte und er über mehrere gefährliche Bewerber triumphierte. Die Hochzeit wurde mit nicht viel geringerem Glanz gehalten wie die des Meiers, und der junge Ehemann übernahm den Hof. Regine zog mit ihrer Mutter in die obere Stube des Hauses, und der ältere Bruder versah bis auf weiteres die Stelle eines Oberknechts.

Da die junge Frau gutmütig und verständig war, so lebten sie verträglich miteinander fort. Durch die Heirat hatte die Familie einen Schritt aufwärts gemacht; man ehrte die „junge Bäuerin“ als die Wohltäterin des Hauses, und sie war dankbar dafür. Die alte Gröningerin konnte gar nicht sagen, was sie für eine gute und liebe Schwiegertochter bekommen habe. Regine freute sich des Glücks, das ihrem Bruder zuteil geworden; sie fand aber nach und nach, daß sie weniger zu tun hatte als sonst, und daß man sie eigentlich nicht notwendig brauchte; und da sie ihrerseits nicht ans Heiraten denken konnte, so hatte ihre ganze Existenz etwas Zielloses, dessen Gefühl sie mehr und mehr in eine traurige Stimmung versetzte.

Im Dorfe gab es kein Mittel, ihr diese Stimmung zu benehmen, und einer, der sonst alles gekonnt hatte, trug dazu bei, sie zu steigern. Der Meier nahm noch immer einen eigenen Anteil an seinem Bäschen. Er grüßte sie freundlich, wenn er ihr begegnete, und wechselte, wenn es sich irgend schickte, gemütliche Worte mit ihr. Aber sie

konnte bald bemerken, daß diese Freundlichkeit eine besondere Art hatte. Auf dem Lande erhebt man sich nämlich durch die bloße Verehelichung auf eine höhere Stufe des Ansehens. Wenn von zwei Burschen gleichen Alters der eine heiratet, so wird er von jüngeren Leuten „geihrzt“ (Ihr angeredet) und entsprechend geehrt, während der andere geduzt und als Kamerad behandelt wird. Kommt zu der Würde des Ehemanns noch das Ansehen der Herrschaft über ein großes Besitztum hinzu, dann hat man alle Ehre und Achtung, die das Dorf erweisen kann. Im Genuß steigert sich aber das Selbstgefühl auch des Gutmütigsten, und niemand könnte verlangen, daß so einer sich immer noch betrage wie vor seiner Erhöhung. Eine solche Umänderung war jetzt deutlich auch an dem Meier zu bemerken. Die Freundlichkeit, die er gegen Regine bewies, hatte etwas Väterliches — väterlich Spielendes. Daß eine solche der Jungfrau nicht wohltun konnte, begreift sich. Als einmal ein Gruß von ihm geradezu herablassend klang, wie wenn er einem Schulmädchen gespendet wäre, verzog sie, als sie vorüberging, gekränkt ihren Mund und lächelte traurig vor sich hin.

Von dieser Wirkung seines Zurufs hatte der Meier, der in sein jetziges Benehmen ganz unbewußt hineingekommen war, keine Ahnung. Er tat seinem Gefühl nach nur, was ihm durchaus zustand; und da zu dem Interesse, das er für das Mädchen noch immer empfand, das Vergnügen kam, welches guten Menschen die Herablassung an sich zu gewähren pflegt, so änderte er seine Begrüßungsart nicht und hatte immer eine angenehme Empfindung, wenn er seine Verwandte sah.

Auf einmal aber sah er sie nicht mehr. Regine hatte den Ort verlassen; sie war nach Augsburg gegangen, in den Dienst einer ihr verwandten Bürgersfrau.

Zwischen Augsburg und dem Ries besteht eine alte Verbindung. Junge Burschen, sowohl von der Stadt Nördlingen als vom Lande, suchten dort von jeher ihr Glück und siedelten sich nach Umständen auch darin an. Junge Mädchen traten in Dienst, oft mehr zu ihrer Ausbildung, um etwas zu sehen und zu lernen, als durch Not dazu

getrieben. Auch solange für das Ries Ansbach die Kreishauptstadt war, ging der Zug der jungen Leute nach dem Zentralort von Schwaben. Hier war es ihnen am heimlichsten, hier fanden sie am leichtesten Unterkunft, und das ist so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Base der Familie Gröninger hatte als Tochter eines bemittelten Bauern dort gedient und die Aufmerksamkeit eines rüstigen Bäckergesellen auf sich gezogen. Als dieser im Verlauf traulicher Gespräche die angenehme Kunde von ihrem Vermögensstande erhielt, nahm er sie zum Weib und erwarb sich ein Geschäft, das er durch fleißigen und gewissenhaften Betrieb mehr und mehr emporbrachte. Die Rieserin wurde eine ansehnliche Bäckersfrau und bildete sich nicht weniger ein als eine geborene Augsburgerin. Aber stets hing ihr Herz an der Heimat, an den Rieser Landsleuten, und als sie durch einen Nachbar ihrer Verwandten erfuhr, daß die Regine ein besonderes, geschicktes Mädchen, aber seit der Verheiratung ihres Bruders im Hause fast zu viel sei, beschloß sie unter Zustimmung ihres Mannes, das Bäschen zu sich zu nehmen.

Regine hatte von dem aus Augsburg heimgekehrten Nachbar kaum den Wunsch der Bäckermeisterin vernommen, als sie sogleich entschlossen war, ihm zu folgen. Mutter und Brüder hatten nichts einzuwenden, und nach wenigen Tagen fuhr sie mit einem befreundeten Getreidehändler auf offenem Wägelchen der Stadt zu.

Schon auf dem Wege dahin ward es ihr freier und froher zumute. Bei der nicht gewöhnlichen Begabung, die wir an ihr kennen, hatte sie immer mehr Sinn für die Dinge außer ihr gehabt als ihre Gespielen. Nun freute sie sich an den neuen Orten, durch die sie kam, an der Gegend, den Kirchen und Schlössern rechts und links, die sie zum erstenmal erblickte. Der Tag war einer von den angenehmen der späteren Jahreszeit. Weißes „Frauengarn“ zog durch die Luft und hängte sich an die Kleider; die Landschaft war still und die Farbentöne hatten die ganze Milde herbstlichen Duftes. Nach und nach kam über die Seele des Mädchens eine sanfte Melancholie, wie sie recht

Digitized by Google

gut mit stillem Wohlgefühl sich verbinden kann. Als sie nun endlich die Stadt erblickte mit ihren altehrwürdigen Türmen, ihren Häusern, Mauern und Wällen, als sie die Spaziergänger vor dem Tore sah, welche den vielleicht letzten schönen Abend noch genießen wollten, da fühlte sie sich ordentlich angeheimelt, und sie meinte, da drinnen gar wohl zufrieden und glücklich leben zu können.

Von der Bäckerin und ihrem Mann wurde sie freundlich empfangen. Sie glaubte es ihnen anzusehen, daß sie willkommen war, und freute sich darüber.

Nach den ersten Fragen und Antworten besprach die Frau das Nähere ihres Verhältnisses. Regine sollte die Stelle der Hausmagd versehen, die verabschiedet worden war, und Lohn und Geschenke erhalten wie diese; wenn sie aber brav und fleißig wäre, sollte es ihr wohlgehen und sie sollte merken, daß sie bei Freunden sei. Die wohlhäbigen Gestalten — die Frau mit lebhafter, der Bäcker mit ruhig gutmütiger Teilnahme — flößten ihr Zutrauen ein. Außer ihnen befand sich noch ein Geselle und ein Lehrjunge im Hause, deren Gesichter und Benehmen beim Abendessen auch verrieten, daß sie zu der besseren Menschenart gehörten, und Regine legte sich in ihrer Kammer mit der Überzeugung zu Bette, daß ihre Hoffnung sie nicht betrogen, daß sie hier zufrieden, viel zufriedener leben werde als zu Hause. Sie hatte ordentlich ein süßes Gefühl, weit von der Heimat weg und unter fremden Menschen für sich allein zu sein.

Nach wenigen Tagen schon gingen ihr die Arbeiten leicht von der Hand, und der Gang des Lebens fing an ihr gewohnt zu werden. Ein sanftes Behagen erfüllte ihre Seele. Was sie erblickte, hatte für sie den Reiz der Neuheit, beschäftigte sie, und ihre Pflichten waren in keiner Art schwer. Die häuslichen Dienste verrichten, der Base kochen oder Brot ausgeben zu helfen, Einkäufe zu machen — dies und anderes war viel weniger mühsam als die ländlichen Arbeiten im Sommer, welche auch die robuste Natur etwas wissen lassen. Die größere Einfachheit und die Regelmäßigkeit der Geschäfte war nach

ihrem Sinn, ebenso die ganz besondere Reinlichkeit des Hauswesens.

Wochen, Monate vergingen unter wechselseitiger Zufriedenheit. Regine hatte das Glück, bei glücklichen Leuten zu sein. Die einzige Tochter war auswärts nach Wunsch verheiratet, der um etliche Jahre jüngere Sohn hatte eine Wanderfahrt angetreten und schrieb jetzt aus Berlin erfreuliche Briefe. Mann und Frau waren gleichmäßig gesund, und das Geschäft blühte — wie hätten Menschen, denen es so gut ging, nicht auch gegen andere gut sein sollen? — Die Base hatte überdies ihre Freude an Regine, weil sie ihr verständig folgte und der Lehrmeisterin Ehre machte. Sie konnte nicht umhin, sie zuweilen von der Seite wohlgefällig anzusehen und dabei eine Miene zu machen, als ob sie ihre besonderen Gedanken hätte. Auch der Lehrjunge war dem Mädchen ergeben und half ihr oft, ohne daß es ihm befohlen war, und der Geselle hatte einmal gar schon zu viel Neigung blicken lassen, in der Art indessen, wie Regine sie aufnahm, keine Ermutigung, sondern für gut gefunden, sein Gefühl in den Grenzen hausgenössischer Freundschaft zu halten.

Diesem Gesellen war es nicht zu verdenken, wenn er, eines Sonntags durch etliche Halbe kühner gemacht, an Regine eine Art Liebeserklärung richtete. In dem Frieden ihres Lebens hatte sie sich nach und nach entwickelt, ihre Gliedmaßen waren runder, ihre Wangen blühender geworden, und die Gestalt, ohne den Charakter der Schlankheit zu verlieren, war zu der sinnlichen Fülle gereift, in welcher allein die volle Anmut des Weibes an den Tag tritt. Nun sah man auf einmal, wie schön sie eigentlich war, — wie ungewöhnlich schön. Ein Ausdruck, der immer noch auf ein geheimes Leid, auf inneres Ungenügen zu deuten war, — ein Hauch wehmütigen Lächelns und ein schamhaftes Abwehren, wenn man sie lobte — alles das tat dieser Schönheit keinen Eintrag, sondern erhöhte sie und machte sie bedeutender.

Endlich erschien der Frühling. Das Stadtleben bekam eine neue Annehmlichkeit für unser Bauernmädchen durch

größere Spaziergänge, die sie an Ausgehtagen machen konnte. Sie hatte eine muntere Landsmännin kennen gelernt und betrachtete mit ihr an Festtagen Stadt und Umgegend näher, als es bei Geschäftsgängen möglich war. Die schönen Straßen, die prächtigen alten Gebäude sah sie mit großem Wohlgefallen und nicht ohne eine Ahnung von dem Gefühl, das man haben muß, wenn man einer solchen Stadt angehört und z. B. sagen kann: „Das ist unser Rathaus!" — Dann war es ein besonderes Vergnügen, vors Tor und zwischen den herrlich belaubten Baumreihen um die Stadt zu gehen und die Wälle, Gräben, Zwinger und Mauern zu beschauen. Hatte sie längeren Urlaub erhalten, dann besuchte sie die städtchenähnlichen Dörfer der Umgegend, oder Felder und Wiesen, die sie gelegentlich auch näher prüfte und mit den rieserischen verglich. Sie hatte die Gabe, sich an all diesen interessanten und schönen Gegenständen nicht nur zu freuen, sondern sie auch in sich aufzunehmen und in der Seele zu behalten.

Im Laufe des Sommers wurde sie von der Bäckermeisterin selber zuweilen mitgenommen, wenn diese in Gesellschaft einiger Freundinnen einen Vergnügungsort außerhalb der Stadt besuchte. Man wußte, daß es eine Verwandte, die Tochter nicht unbemittelter Leute war, und sie bekam bei solchen Ausflügen auch immer etwas zu tragen und gesellte sich selber bescheiden zu den geringeren Teilnehmerinnen oder zu einer mitfolgenden Kindsmagd; darum brauchten die stattlich geputzten Bürgersfrauen sich ihrer nicht zu schämen und nicht zu fürchten, daß sie die Gesellschaft verunziere. Die männlichen Gäste solcher Orte fanden dies auch in der Tat niemals; gar mancher war der Ansicht, daß Regine vielmehr eine Zierde des Tisches, ja das einzige sei, um dessentwillen es sich der Mühe lohne hinzusehen.

Überhaupt fand das Mädchen immer mehr Anerkennung, nicht nur bei Männern, sondern auch bei Frauen und Jungfrauen, die mit ihr zusammenkamen. Man lobte sie gegen die Bäckerin wegen ihrer Schönheit, wegen ihres guten Benehmens, ja wegen ihres Anstandes, und meinte,

wenn sie ihren bäurischen Anzug ablegte und sich städtisch kleidete, würde sie hier ihr Glück machen können. Die Base fühlte sich durch solche Reden geschmeichelt und lächelte mit einem Blick, als wollte sie sagen: „Das könnte wohl sein!“

In jener Zeit vertauschten die dienenden Bauernmädchen ihre Dorfkleidung noch nicht so leicht mit der städtischen, und wer an Markttagen durch die Straßen Augsburgs ging, der konnte noch eine erkleckliche Zahl von „Rieserinnen“ erblicken, die jetzt dort als solche immer weniger hervortreten. Der Regine wäre es im Traum nicht eingefallen, ihre mitgebrachten Kleider — gute für Alltag, schöne für Sonn- und Feiertage — als nicht mehr gut genug wegzulegen und sich andere anzuschaffen. Sie wollte in Augsburg dienen und etwas lernen, und das konnte sie recht wohl in ihrer Tracht. Eine Mamsell zu werden und in der Stadt zu bleiben, war ihre Absicht weder bei ihrer Hierherkunft gewesen, noch in der Folge geworden.

Der Bäckerin hatte indes jene Bemerkung um so mehr eingeleuchtet, als ihr schon der nämliche Gedanke gekommen war. Sie liebte das Mädchen und gönnte ihr ein Glück, das sie hier vorzeiten selber gemacht hatte. Als Bürgersfrau einer so großen Stadt fühlte sie sich doch um ein gutes höher wie eine Rieser Bäuerin; und Regine war geschickt und hübsch genug, um einen zu finden, der sie ebensoweit brachte. Sie war auch wirklich zu gut für das Land, zu gut für einen Bauer, der am Ende gar nicht wußte, was er an ihr hatte.

Als sie sich eines ruhigen Nachmittags in der Stube mit ihr allein befand, warf sie einen heiter wohlwollenden Blick auf sie und sagte: „Mädchen, du hast dich gut gemacht bei mir; wahrhaftig, das Stadtleben ist dir angeschlagen.“ — „Nun,“ versetzte Regine, „es geht mir auch grad nichts ab hier bei Ihnen, und ich hab' ein gutes Leben.“ — „Das ist wahr,“ entgegnete die Frau. „Du bist aber auch anstellig, weißt dich in alles zu schicken und paßt überhaupt für die Stadt.“ Sie sah einen Moment

auf den Tisch und fuhr dann fort: „Weißt du, was ich täte an deiner Statt?“ Regine schaute sie fragend an. — „Ich täte diese Bauernkleider verkaufen und mir französische anschaffen.“

Diese Zumutung kam dem Mädchen so unerwartet, daß sie fast lachend rief: „Ach warum nicht gar!“ — Die Base versetzte: „Ich mach' keinen Spaß, ich red' im Ernst. Die Rieser Tracht steht dir gut, aber die andere würde dir noch besser stehen.“ — „Deswegen!“ rief Regine, indem sie etwas geringschätzig die Achsel zuckte. — „Nun,“ versetzte die Base, „das ist gar nicht so zu verachten. Man kann nicht wissen, wem man da gefällt und was dann noch möglich ist.“ — „'s kann sein,“ erwiderte Regine, diese Worte mißverstehend oder mißverstehen wollend; „ich will aber nicht immer hier dienen, sondern einmal mein eigener Herr werden.“ — „Davon ist ja gerade die Rede,“ entgegnete die Bäckerin. „Du solltest dich eben anders kleiden, damit du einem gefällst, der dich zu seiner Frau machte.“

Das Gesicht des Mädchens wurde mit einem Male ernst. Nach einigem Besinnen erwiderte sie: „Daraufhin, Frau Base, will ich meine Bauernkleider doch nicht ablegen. Ich bin hierher gekommen, weil Sie mich eingeladen haben und weil ich mich auch in der Welt ein wenig umsehen wollte. Ich hab' aber nie an was anderes gedacht, als daß ich wieder zu meinen Leuten heimgehe und mich dort am Ende verheirate, wenn mich nämlich einer mag. Daß mich einer aus der Stadt heiraten könnte, das ist mir nicht in den Sinn gekommen, und ist auch,“ setzte sie lächelnd hinzu, „eine ungewisse Sache. Wenn ich nun meine Kleider verkaufte und mir französische anschaffte, und es käme doch keiner und ich müßte wieder ins Ries heim, dann hätt' ich mir vergeblich Unkosten gemacht und würde nur ausgelacht.“ — „Mädchen,“ sagte die Base, „zier dich nicht so und stell dich nicht so unschuldig. Du weißt recht gut, daß du hübsch bist und daß die Leute auf dich sehen. Ich wette darauf, wenn du dich danach kleidest, du gefällst einem vermöglichen Mann und wirst eine angesehene Frau hier.“ — „Ja,“ erwiderte Regine bedenklich, „zum Heiraten ist's

aber nicht genug, daß ich einem gefalle — er muß auch mir gefallen." — „Ei was," versetzte die Bäckerin, „das gibt sich schon. Du wirst doch nicht eine sein, der keiner gut genug ist?" — „Das nicht," entgegnete das Mädchen, indem eine leichte Röte über ihr ernstes Gesicht flog. — „Also folg meinem Rat," sagte die Bäckerin.

Nach einem Moment des Schweigens erwiderte Regine mit einem Gesicht, das einen gefaßten Entschluß verriet: „Frau Base, nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich's vorderhand doch nicht tun kann. Wenn ich einem gefallen soll, dann werd' ich ihm auch in diesen Kleidern gefallen. Und wenn einer kommt und er gefällt mir auch, dann ist's immer Zeit, andere zu kaufen. Wegen der bloßen Vermutung will ich mich nicht anders tragen." — „Du tust unrecht," entgegnete die Base. „Möglich ist's freilich, daß es auch ohne das geht, wie es bei mir selber gegangen ist. Aber wir leben in einer andern Zeit, und besser ist besser. Man muß den Mannsbildern entgegenkommen!" — Regine schüttelte ernstlich den Kopf und versetzte: „Nein, Frau Base, das muß man nicht. Und ich sag' Ihnen jetzt, wie ich's meine: wem ich nicht in diesen Kleidern gefalle, dem will ich gar nicht gefallen." — „Ei, ei," sagte die Frau, „das ist mir ganz neu an dir! Bist du so stolz? Daß dich's nur nicht einmal reut, wenn du dein Glück versäumst, weil du dich so kostbar machst!" — „Mich wird nichts reuen, Frau Base," entgegnete das Mädchen. Nach kurzem Bedenken setzte sie hinzu: „Ich sehe wohl, daß Sie's nur gut mit mir meinen, und ich dank' Ihnen dafür. Aber lassen Sie mich bleiben, wie ich bisher gewesen bin." Dies war in einem Tone gesagt, welcher bat: reden wir nicht weiter von der Sache. Und die Bäckerin verstand es und schwieg, indem sie hoffte, die ihr aus Erfahrung bekannte Bauernsprödigkeit werde sich mit der Zeit von selbst mindern und das Mädchen sich nachgiebig finden lassen.

Regine hatte diesen Abend eine eigene Empfindung. Durch die Reden der Base war sie genötigt worden, an ihre Zukunft zu denken; und nun fühlte sie plötzlich klar, daß ihr nicht etwas zulieb, sondern zuleid geschähe,

wenn ein Bürger von Augsburg sie zur Frau begehrte; gegen den Besten hatte sie etwas, daß es ihr war, als ob sie ihn nicht lieben könnte. — Ihr war das Leben in der Stadt nur eine Auskunft für eine Zeit. Der Gedanke, immer darin zu bleiben, widerstrebte ihr; ihr innerster Sinn stand nach dem Dorf zurück. Auch die Vorstellung, als stattliche Bürgerfrau zu Haus einen Besuch zu machen und dort sogar die Meierin in Schatten zu stellen, reizte sie keineswegs.

Die Bäckerin ließ sie ruhig gehen. War sie ja noch jung und bildsam. Wenn sie noch etliche Monate in der Stadt blieb, kam ihr der Wunsch, sich vornehmer zu kleiden und einem Augsburger zu gefallen, wohl von selber. — Eine geraume Zeit verstrich, und Regine dachte nicht mehr daran, daß die Frau ihr Zureden erneuern könnte. Da kam es eines Tages doch wieder dazu.

Die Base hatte einen Verwandten ihres Mannes, den Sohn eines wohlhabenden Bräuers, sagen hören, er habe lang' kein so hübsches Rieser Mädchen gesehen wie die Regine. Schade wär's, daß sie noch immer in ihrem Bauernrock umherliefe; wenn sie angezogen wäre, wie sich's gehörte, könnte sie ihm selber gefallen. — Von dieser Bestätigung ihrer alten Ansicht getroffen, ging die Bäckerin heim, erzählte die Rede und knüpfte eine ernstliche Ermahnung daran. Sie sagte: „Du siehst jetzt, wie die Leute denken. Es ist einmal nicht anders: Kleider machen Leute, und wenn man Respekt haben soll vor einem, so muß er wie unsereins aussehen. Drum folg mir jetzt. Deine Mutter wird's gerne zugeben, wenn ich's ihr schreibe, und das Geld, wenn's nötig ist, will ich dir vorschießen. Ohne dich zu loben, Mädchen — aber du machst dich wahrhaftig immer besser. Du hast ein Benehmen, als ob du in der Stadt aufgezogen wärst, und du würdest dein größter Feind sein, wenn du nicht hier bliebst. Wenn du angezogen bist wie andere Leute, kann ich dich auch in Gesellschaft mitnehmen und den Leuten sagen: das ist mein Bäschen. Du wirst sehen, du machst dein Glück!"

Regine hatte während dieser Rede zu Boden gesehen;

emporblickend erwiderte sie mit dem Ton des Bedauerns „Frau Base, es tut mir leid, daß Sie wieder auf diese Sache kommen. Ich hab' Ihnen gesagt, warum es nicht geht, und das hat sich die Zeit her nicht geändert."

Die Frau nahm diese Rede nicht gut auf. „Wie," rief sie mit vorwurfsvollem Blick, „ist das nichts, wenn ein solcher Mensch, der einmal eine von den ersten Brauereien bekommt, so über dich redet?" — Regines Mund verzog sich zu einem unmerklich spöttischen Lächeln, und indem sie der Base ins Gesicht sah, erwiderte sie: „Glauben Sie, daß der mich jemals heiraten würde?"

Die Base war betroffen; denn ehrlich, wie sie war, konnte sie auf diese Frage nicht mit ja antworten. Sie schwieg einen Moment und sagte dann ernsthaft und nachdrücklich: „Alles ist möglich." — „Jawohl," versetzte Regine, „aber nicht wahrscheinlich. So einer will eine Frau mit zehnmal soviel Geld, als ich bekomme, und da hat er auch ganz recht. Von mir, wie Sie erzählen, hat er auch nur gesagt, daß ich ihm in Stadtkleidern gefallen könnte, und nicht, daß er mich dann heiraten möchte. Aber," setzte sie mit Selbstgefühl und einer Andeutung von Geringschätzung hinzu, „um so einem nur zu gefallen, ändr' ich meinen Stand nicht und mach' mich nicht zur Stadtmamsell. Das würde sich der Mühe nicht lohnen."

Die Frau war durch diese Art von Zurückweisung ernsthaft verletzt. Mit strafendem Nachdruck entgegnete sie: „Wenn man ein Mädchen heiraten soll, muß sie einem vorher gefallen. Damit fängt's an. Und wenn's der nicht ist, dann ist's ein anderer. Es gibt Leute hier, die weniger verlangen, was das Vermögen betrifft, und dies auch wohl können, weil sie's nicht brauchen. Und um eine Frau zu bekommen, die man gern hat, tut man viel, wenn man sein eigener Herr ist."

„Frau Base," versetzte das Mädchen mit Ernst, „nehmt mir's nicht übel — es geht nicht und es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Stadtkleider anzutun und damit auszugehen, um einen Stadtherrn zu fangen — das kann ich nicht, das leidet mein Charakter nicht. Wenn einer so

kommt und er gefällt mir und ich sehe, daß ich glücklich mit ihm leben kann, dann will ich mich gern anders kleiden und alles tun, was in der Ordnung ist." — „So kommt keiner!" rief die Base mit der Bestimmtheit des Unmuts. „Es wär' einfältig von dir, auf einen zu warten." — „Das tu' ich auch nicht," erwiderte Regine mit Ruhe. „Die Ausburger Herren können ausbleiben, solang' sie wollen; ich hab' noch an keinen gedacht, und es sieht nicht danach aus, als ob sich mein Sinn ändern würde."

„Gut," versetzte die Frau; „ich sehe nun, wie's steht mit dir. Du bist eigensinnig und stolz, und anstatt dich in die Welt zu schicken, meinst du, die Welt müsse sich nach dir richten. Mit dieser hochmütigen Einbildung wirst du aber zu nichts kommen und dich nur unglücklich machen auf dein ganzes Leben." — „In Gottes Namen!" sagte Regine nach kurzem Schweigen. „Was einem bestimmt ist, das muß man auf sich nehmen, und ich bin bereit dazu."

Dies war mit einem Ernst und einer Ergebung gesprochen, daß die Base nichts zu entgegnen wußte. Sie blieb sitzen und sah mit Unmut auf den Tisch. Regine ging an eine Arbeit.

Das Schmollen der Bäckermeisterin dauerte mehrere Tage. Es war zu unerwartet für sie, dieses gänzliche Verwerfen eines Planes, den sie zu dem Besten des Mädchens ersonnen hatte und der ihr so verständig und natürlich vorkam. Nach der ersten Weigerung hatte sich Regine im täglichen Verkehr so fügsam und so entgegenkommend bewiesen, daß anzunehmen war, sie werde, ohnehin mehr an das Stadtleben gewöhnt, jetzt auch in dieser Sache nachgeben. Und sie widersprach — widersprach trotzig, hartnäckig, so daß man schicklicherweise nicht mehr darauf zurückkommen konnte! Dieses Benehmen war kränkend, und für so eine war das freundschaftliche Sorgen offenbar weggeworfen.

Das Mädchen, das von dem Unmut bedrückt war und die Frau, die es doch im Grunde gut meinte, wieder gut machen wollte, richtete nun ihr Betragen danach ein. Sie war noch eifriger in der Arbeit und noch bescheidener in ihrem Auftreten und Reden als sonst; ein Tadel war

unmöglich. Die Frau schüttelte den Kopf über eine Person, die einmal so hoffärtig widerstand, das andere Mal so folgsam alles tat; allein noch dauerte es einige Tage, bis sie vom Kopfschütteln zur alten Freundlichkeit überging.

Zu der gründlichen Herstellung derselben trugen zwei Umstände bei. Jener Bräuerssohn, dessen Ausspruch den Anlaß zu der verdrießlich endenden Unterredung gegeben hatte, verlobte sich mit der Tochter eines reichen Müllers. Durch diesen schnellen Ruin einer Hoffnung, die sie in dem Mädchen doch zu erwecken gesucht hatte, war die Bäckerin einigermaßen beschämt; sie fürchtete sich vor einer Benutzung des Vorteils von seiten der Getadelten, und als die Verständige mit Absicht schwieg, wußte sie es ihr Dank. Dann aber fand Regine Gelegenheit, den Wünschen der Base doch in gewissem Sinn entgegenzukommen. Sie brauchte ein neues seidenes Halstuch und kaufte sich eins, wie man es auch zu städtischen Kleidern trägt. Neue Schuhe, die sie sich machen ließ, gaben an Zierlichkeit denen einer Bürgermamsell nichts nach. Das Rieser Häubchen legte sie zwar nicht ab — es wär' auch schade gewesen, — aber sie kämmte ihre schönen braunen Haare städtisch an den Schläfen herab, wie es damals unter Bauernmädchen noch nicht üblich war. Kurz, sie schaffte sich einen Anzug, wie er jetzt von Töchtern wohlhabender Leute auch auf dem Lande getragen wird, und putzte sich entsprechend heraus. — Die Bäckerin sah das mit Wohlgefallen und lächelte für sich. „Sie bessert sich," dachte sie. „Vielleicht tut sie nach und nach von selber, was sie so eigensinnig abgeschlagen hat. Das ist just die Art solcher Köpfe." Natürlich beschloß sie, das Mädchen auf diesem Wege nicht zu stören, auch nicht durch eine Mahnung, sondern sie gehen zu lassen und zu warten.

So verging das zweite Jahr und ein Stück des dritten, ohne daß etwas Bemerkenswertes vorgefallen wäre. Regine machte Fortschritte in allen Arbeiten, die sie zu treiben hatte, und ihre Schule, wenn sie den Dienst in der Stadt als eine solche ansah, konnte für absolviert gelten. Sie empfand indessen kein Verlangen, nach Hause zu gehen.

Das Stadtleben hatte für sie den Reiz einer Gewohnheit, und sie fühlte sich in ihrer Art wohl dabei. Die Genesung ihres Herzens war vollendet; sie konnte auf das verlorene Glück ruhig zurücksehen, mit einer Empfindung des Trostes, der aus ihrem Innersten quoll. Sie war nicht fröhlich, denn dazu hatte sie keinen Grund, und es lag überhaupt nicht in ihrem Wesen, aber in ihrem Ernst genoß sie ein stilles Glück, das man wohlbegründet nennen durfte. Des Menschen Wille, heißt es, ist sein Himmelreich, und Regine hatte einen Willen. Für jetzt war er freilich nur darauf gerichtet, die übernommenen Pflichten zu tun und das übrige Gott anheimzustellen.

In diesem Gemütszustand empfand sie mehr und mehr das eigentümlich Schöne, man kann sagen, die Poesie des Stadtlebens. Die hohen schönen Häuser und die schmucken Räume darin mit den großen hellen Fenstern, die vielen Leute hohen und niederen Standes, das bunte Gewühl auf der Straße an besonders festlichen Tagen — alles das sprach sie bedeutender und vertraulicher an. Sie fühlte das Heimliche, das es hat, mitten unter so vielen Menschen zu wohnen und rings durch eine Menge von Häusern, durch Mauern und Gräben gedeckt zu sein. Während sie daheim den Himmel wie eine Glocke über sich hatte und nur einige Schritte gehen durfte, um von ihrem Hof aufs Feld zu kommen, sah sie in ihrer Straße von der blauen Wölbung nur ein Stück, und um ins Freie zu gelangen, mußte sie einen langen Weg durch verschiedene Straßen vors Tor machen. Das hatte aber gerade etwas Angenehmes; der Himmel und das Feld, die sie nur selten erblickte, wurden ihr um so wertvoller, und sie teilte ganz die schöne Empfindung, die das Herz des Städters erhebt, wenn er nach arbeitvoller Woche an einem sonnigen Feiertag durch das Tor ins Freie wandert zum Genuß der Natur und zu verjüngender Fröhlichkeit.

Der Briefwechsel mit den Ihrigen wurde nicht sehr lebhaft geführt. Bis jetzt hatte sie ihrer Mutter drei und diese ihr zwei Briefe geschrieben. Kleinigkeiten, die man sich wissen zu lassen wünschte, ließ man sich indes gelegentlich

hinauf und hinunter entbieten, und so blieb man doch in hinreichender Verbindung. Eine Zusammenkunft — ein Besuch der Regine zu Hause oder der Mutter in Augsburg — hatte nicht stattgefunden; denn die Eisenbahn existierte damals noch nicht, und eine Tagereise zu machen, einzig nur um sich zu sehen, ist nicht Bauernart. Zwar hatte die Bäckerfrau die alte Gröningerin in einem freundlichen Schreiben aufgefordert, bei ihr einige Tage zuzubringen, und die Gröningerin hatte von ganzem Herzen dafür gedankt und erwidert: wenn's möglich wäre, so wolle sie sehen. Aber was das zu bedeuten habe, war sowohl der Tochter als der Verwandten klar, und Regine schickte sich drein. Sie wußte, daß es den Ihrigen wohl ging, daß der jüngere Bruder gut hauste und bald Vater eines zweiten Kindes zu werden hoffte, daß der ältere Aussicht hatte, ein Mädchen mit einem Hof zu bekommen — und das war für ihr teilnehmendes Herz genug. Sie, noch nicht volle zwanzig Jahre alt, konnte immerhin noch in Augsburg bleiben und den jetzigen Frieden ihres Stadtlebens genießen.

Im dritten Lenz ihres dortigen Aufenthalts war jedoch etwas im Anzug, das die schöne Unbestimmtheit aufzuheben und so oder so für ihr Leben eine Entscheidung herbeizuführen Miene machte.

Der Bäckermeister hatte einen Freund, Bräuer und Wirt, in dessen Gaststube er das Bier zu sich zu nehmen pflegte, das nebst den kräftigen Mahlzeiten, die seine Frau ihm bereitete, die behagliche Rundung seines Leibes erhielt und leise steigerte. Dieser „Vetter" — wie er genannt wurde, obwohl seine Verwandtschaft sehr entfernt war — besuchte auch den Bäcker zuweilen und hatte, als er die Regine zum erstenmal erblickte, nicht umhin gekonnt, großes Wohlgefallen an ihr zu finden. Er war ebenso stark wie der Bäcker, aber noch strotzender, derbröter und von ungleich größerem Selbstgefühl; wenn er abends im Kreis der Freunde saß, war es schwer zu sagen, ob mehr das Bier oder das Vergnügen an seiner eigenen Person aus den Augen jenen grellen Funkenglanz warf, der ihn auszeichnete. Sein ganzes Wesen kündigte einen Mann an,

der hauptsächlich auf seine Genugtuung bedacht ist, mit andern wenig Umstände macht und von dem Verdruß, den ein etwa Verletzter äußern mag, sich durchaus nicht anfechten läßt. Als dieser Ehrenmann das Mädchen wiederholt gesehen und sie durch scherzhafte Anreden nach seiner Manier vertraut gemacht zu haben glaubte, wollte er eines Abends, wo er sie allein in der Stube traf, zutulich werden; Regine wies ihn aber auf eine Art ab und sah ihn dabei mit Augen an, daß er trotz aller Schußfestigkeit, welche eine solide Rundung zu gewähren pflegt, doch betroffen war und mit einiger Verlegenheit erklärte, es wäre nicht so bös gemeint gewesen. Nachdem er geraume Zeit sie wenig zu beachten geschienen, nahm er endlich einen andern Ton an — den der väterlichen Protektion; er zeigte eine Teilnahme, die für das Mädchen auch durchaus nichts Wohltuendes hatte, die sie aber doch als nichtsbedeutend unbeachtet lassen konnte. Indem sie ihn reden ließ, meinte sie endlich, daß sie von ihm ebensowenig etwas zu befahren habe, wie er von ihr.

Unverhofft aber wurde die bis dahin rüstige Frau dieses Mannes von einer Krankheit befallen und starb, nachdem sie längere Zeit gesiecht hatte. Die Trauer und die Geschäfte, die aus dem Todesfall erwuchsen, hielten den Witwer eine geraume Zeit vom Hause des Bäckers fern. Er hatte von der Verstorbenen drei Kinder, darunter eine schon mannbare Tochter, und die Einrichtungen, die er in bezug auf sie treffen zu müssen glaubte, gaben ihm viel zu tun. Endlich erschien er wieder. Er hatte in seiner dunkeln Kleidung ein eigenes würdiges Ansehen, und seine Miene verriet ein bestimmtes Vorhaben. Als Regine zufällig ins Zimmer trat, wurde ihr von der Bäckerin ein Gang aufgetragen, der sie auf eine Stunde von Haus entfernte. Nach ihrer Zurückkunft war der Besuch fort, die Bäckerin aber, der sie Rechenschaft ablegte, sah ihr ins Gesicht, als ob sie es nie gesehen hätte, und sagte mit bedeutsamem Nicken: „Es ist gut!"

Der Bräuer hatte dem Ehepaar ohne viele Umstände erklärt, daß er wieder heiraten müsse, da er, in der Mitte

der Vierziger, noch in den besten Jahren sei und seine Wirtschaft noch nicht abgeben könne. Zu dieser brauche er eine geschickte, gesunde, arbeitsame Frau, und eine solche würde die Regine sein. Er gedenke um sie anzuhalten, wenn es sich wegen der Trauer schicken werde, ihnen habe er das aber einstweilen sagen wollen, damit sie wüßten, was er im Sinn habe, und ihm nach Umständen behilflich sein könnten. Denn er wolle es nur grad heraussagen, das Mädchen gefalle ihm sehr und er wünsche sich nichts Besseres, als sie zur Frau zu haben; er glaubte aber auch, daß sie von Glück sagen könne, wenn sie in eine der ersten Wirtschaften von Augsburg hineinheirate und einen Mann bekomme, den noch ganz andere Mädchen gern hätten, wenn er sie nur möchte.

Der Bäcker machte bei dieser Eröffnung ein bedenkliches Gesicht und sah den Witwer mit einem eigenen satirischen Lächeln an; die Frau dagegen ergriff den Vorschlag mit Lebhaftigkeit. Das wäre ein Glück, das sie ihrem Bäschen lange gewünscht hätte, und sie müsse es sagen, sie freue sich über alle Maßen darüber. Schon lange habe sie auch von dem Mädchen gefordert, sie solle sich Stadtkleider machen lassen, weil sie recht eigentlich für die Stadt passe; aber sie habe nicht gefolgt, weil ihr eben immer noch Bauerngedanken im Kopfe steckten. Nun sei's gottlob von selber gegangen, wie sie gemeint habe, und nun sei's um so besser. Der Herr Vetter sei noch in den besten Jahren und gesund und frisch wie ein Zwanziger; die Regine könne sich gratulieren, einen Mann zu bekommen, der eine solche Wirtschaft habe und so in Ansehen stehe wie er. Sie werde das auch einsehen und mit beiden Händen zulangen. Indessen sei es doch gut, daß der Herr Vetter zuerst mit ihnen gesprochen habe; sie wolle das Mädchen vorbereiten und die Sache so einrichten, daß er nur kommen und das Jawort abholen dürfe.

Der Bäcker erklärte nun, er wolle gleichfalls tun, was er könne, da er sehe, wieviel dem Vetter daran liege. Die Regine werde aber Augen machen, wenn sie es erfahre; denn daß so ein Mann sie zur Frau begehren könnte, das

wäre ihr gewiß im Traum nicht eingefallen. — Nach diesen ironischen Worten zeigte er eine Miene, als wollte er hinzusetzen: „Das wird nichts!“

Nach dem Abgang des Freiers konnte der Gatte sich nicht enthalten, seine Zweifel laut werden zu lassen. Vor allem frage es sich, ob die Regine den Vetter auch möge. Die Frau erwiderte lebhaft, ja fast hitzig: dafür wolle sie gutstehen; denn die Regine sei verständig, und solch einen Antrag ausschlagen, wäre ganz verrückt. Sie widersprach noch mehreren Bedenken, die der Mann äußerte, mit Nachdruck, fand indessen doch für gut, dem Mädchen zunächst auch nicht einmal eine Andeutung zu geben, welch ein Glück ihrer warte, sondern entschied sich für ein anderes Einleitungsmittel.

Sie schrieb an die Base Gröninger, setzte ihr auseinander, was im Werke sei, rühmte den Freier und seine Wirtschaft aufs höchste und forderte sie auf, nun endlich auf Besuch zu kommen, damit man alles genau miteinander besprechen könne. Und nicht acht Tage vergingen, so war die alte Bäuerin in Augsburg.

Freudig von der Tochter, sehr freundlich von dem Ehepaar empfangen, verlebte die Gröningerin die ersten Tage in allen Genüssen, die ihr die Gastlichkeit ihrer Verwandten in und außer dem Hause bereiten konnte. In einer geheimen Unterredung mit der Bäckerin erklärte sie sich mit dem Plan durchaus einverstanden, denn eine „**Wirtin zu machen,“ d. h. ihre Tochter dem **Wirt zu geben, war ihr ein sehr lockender Gedanke; sie meinte indessen, die Regine könnte sich doch zuerst „schraufen“ (schrauben, sträuben), und in jedem Fall müsse sie den Herrn Vetter und „sein Sach“ zuerst sehen, ehe sie sagen könne, was am besten zu tun sei.

Am folgenden Tage führte die Bäckerin die Dorfbase in die Wirtschaft. Der Eigentümer begrüßte sie freundlich, mit einer sonderbaren Mischung von Achtung vor der künftigen Schwiegermutter und Herablassung gegen die Bäuerin. Er führte sie in den Verschlag, wartete nacheinander mit Bier, Wein und Kaffee auf, ward immer zutraulicher und munterer und behandelte die Rieserin

endlich mit all dem überlegenen Wohlwollen eines alten Bekannten. Strenggenommen lag in seinem Benehmen, wie es nach und nach sich entwickelte, nicht viel Schmeichelhaftes für die Frau; aber diese, obwohl im Dorfe gescheit und scharfsichtig genug, nahm es doch nicht schlimm auf, weil sie glaubte, daß solche Manieren einem „Herrn“ zukämen.

Der beleibte, rotglänzende Witwer hatte auf sie als Freier ihrer Tochter zuerst einen bedenklichen Eindruck gemacht. Sie fürchtete sehr, daß er dieser zu alt und nicht schön genug sein könnte; allein die große, stattliche Wirtschaft, das Bräuhaus und all die schönen Sachen in der Prunkstube, die er ihr zeigte, stachen ihr wundersam in die Augen, und sie meinte in ihrem Herzen, um so herrlicher Dinge willen könnte sich die Regine den Besitzer, der im Grunde noch ein rüstiger, ansehnlicher Mann wäre, doch gefallen lassen und glücklich mit ihm leben. — In lebhafter Erregung, die mehr durch das Gesehene als das Genossene bewirkt war, nahm sie von dem Mann Abschied, beide drückten sich die Hände und er begleitete sie bis auf die Straße, wo er ihr schmunzelnd „auf Wiedersehen“ nachrief.

Noch an demselben Tage begann die Gröningerin bei Regine auf den Busch zu klopfen. Sie fragte nach einem Lob der prächtigen Stadt lächelnd, ob sie sich nicht in Augsburg verheiraten möchte. Das Mädchen erwiderte: „Wenn einer danach käme, ja; lieber würde ich aber eine Bäuerin werden.“ Die Alte meinte, es wäre hier doch gar zu schön, sie hätte das nicht geglaubt, und wenn man eine Bäckermeisterin oder eine Wirtin oder sonst was Rechtes werden könnte, da sollte man's bei dem Mann so genau nicht nehmen, sollte nicht so viel nach Jugend und Schönheit fragen, sondern ein Aug' zudrücken. — Regine schüttelte mit ernstem Lächeln den Kopf und erwiderte ruhig, aber bestimmt: „Einen solchen, Mutter, wo ich ein Aug' zudrücken müßt', könnt' ich nicht nehmen.“ — „Wie,“ rief die Alte, „auch dann nicht, wenn du die erste und reichste Bräuerin werden könntest von ganz Augsburg?“ — „Nein,“ war die Antwort. „Die Ehre und das Geld machen mich

nicht glücklich." — Dies war mit einem Schatten von Trauer gesagt, der über ihre Züge flog, und mit sanftem, aber so entschiedenem Ton, daß jedes fernere Zureden unrätlich erschien.

Die Mutter teilte das Ergebnis der Bäckerin mit. Die war verdrießlich über den „Eigensinn", meinte aber, man würde ihr den Kopf noch zurechtsetzen können, wie man ihn schon so mancher zurechtgesetzt habe. Nach einer längeren Erwägung und Beredung fand man es doch am geratensten, zunächst dem Mädchen nichts weiter zu sagen. Der Witwer mußte anstandshalber noch ein Vierteljahr mindestens hingehen lassen, bis er als Freier und Bräutigam auftreten konnte. So lang' wollte man warten und Regine sollte zugleich mit dem Antrag einen Brief von der Mutter erhalten, worin sie hoch gemahnt wurde, ihn anzunehmen. Sagte man ihr jetzt etwas, so konnte sie's überlegen und tolle Streiche machen; aber wenn alles mit einem Male an sie kam, da wußte sie nicht, was sie tun sollte, und in der Verwirrung konnte man ihr das Jawort abhaben — zu ihrem Glück.

Die Zeit, welche die Bäuerin für ihren Besuch bestimmt hatte, war verstrichen, ihr Geschäft beendet. Bei dem Abschied war die Bäckerin von Vertrauen, die Mutter von Furcht und Hoffnung erfüllt, und Regine hatte keine Ahnung davon, was man mit ihr vorhatte.

Wendungen.

Der Meier hatte, nachdem die Regine das Dorf mit der Stadt vertauscht, an der Seite des Weibes gesund und froh weitergelebt. Nach der Ansicht der Leute war er einer der glücklichsten Menschen. Er hatte alles, was der Bauer sich an Lebensgütern zu wünschen und an andern zu bewundern pflegt: Haus und Hof, ein stattliches, rüstiges Weib, die angesehenste Freundschaft und schon zum Beginn ein Vermögen, womit er etwaigen Unfällen ruhig entgegensehen konnte. Ein im Ries geläufiges Sprichwort sagt:

„Mit Unglück muß man auch hausen.“ Und Unglück ist bei einer großen Ökonomie natürlich nicht zu vermeiden. Da gibt es Mißwachs wegen allzu trockener und wegen zu nasser Jahrgänge, Schaden durch Hagel, Überschwemmung und Ungeziefer, Viehseuchen aller Art, von mißlichen Zufällen, von Diebstahl und Brand gar nicht zu reden. Alles das kann mehr oder weniger über den Landmann kommen; aber auf etwas davon ist auch schon gerechnet, gute Jahrgänge gleichen wieder aus, und am Ende muß es bei dem fleißigen und sparsamen Mann doch vorwärts gehen. Besser ist es freilich, wenn ein Grundstock des Vermögens besteht, der durch gewöhnliche Unglücksfälle nicht zu erschüttern ist. Der Herr desselben kann auch größeren Schaden unbewegter nahen sehen und schneller sich fassen, der gewöhnliche kleinere wird ihn aber kaum auf Augenblicke seinem Behagen entreißen.

Ein so wohlgebetteter Mann war der Meier. Er blieb mit bedeutenderen Einbußen in dieser Zeit noch dazu verschont und erfreute sich daher aller äußeren Bedingungen des Glücks.

Seine Ehe begann als eine normal gute Bauernehe. Nachdem die Flitterwochen dahingeschwunden waren, stellte sich das Verhältnis zwischen Mann und Frau bald so fest, wie es dauern sollte. Die Meierin hatte, von dem standesmäßigen Selbstgefühl abgesehen, eine Neigung zur Sparsamkeit und liebte es, unter dem Einfluß derselben in häuslichen Fragen zu entscheiden. Da sie immer mit Gründen versehen und ausdauernd, der Mann dagegen bequem und läßlich war, so kam das Hausregiment mehr und mehr in ihre Hände, und sie war klug genug, einen Teil davon der Schwiegermutter einzuräumen. Der Gatte fügte sich nicht einmal ungern; er überließ den Weibern mit dem Regiment auch die entsprechenden Sorgen, wendete den Kopf und Arm desto mehr seinem Fach, dem Ackerbau zu und war zufrieden, den Ruhm des Vaters in der Feldbestellung zu behaupten.

Wie bei der Verheiratung eigentlich nur Vermögen und Stand sich gesucht hatten, so konnte von Liebe zwischen

den beiden Eheleuten nicht die Rede sein. Es war ein Verhältnis der Natur und der Sitte, das sie verband. Er hätte ebensogut eine andere Frau, sie ebensogut einen andern Mann nehmen können, und beide würden ihr Leben im wesentlichen gerade so verbracht haben. Nun waren eben sie die Verbundenen, und sie lebten als Eheleute, wie's ihnen zukam. Genau besehen, hatte sie zu ihm, dem stattlichen, hübschen Gatten, mehr Neigung, er vor ihr mehr Achtung, oder, besser gesagt, Respekt; allein ihre Neigung war inniger Liebe nicht viel näher als seine Achtung, und diese konnte jener gar wohl gleichgeschätzt werden. Entbehrte nun das Zusammenleben allerdings jenes tiefen und feinen Glücks, welches in dem Leben eines Paares aufleuchtet, das sich liebt, so vermißten sie es doch auch nicht und begnügten sich mit dem, was sie hatten. Ein stattliches Dasein, Ehre in und außer dem Hause, Überfluß an Gütern und Arbeit hatten sie beide, und damit kann man sich zuletzt auch befriedigt fühlen.

Die Natur und die Sitte, die im Leben des Bauern recht eigentlich eine zweite Natur ist, sind an sich große Mächte. Sie bringen für diejenigen, die ihnen ergeben sind, auch geweihte Momente und steigern ihre Art von Glück auf Augenblicke bis zur Vollendung. Die Meierin gebar nach Jahresfrist einen Sohn, ein kräftiges, gesundes Kind, das alle Verwandten dem Vater zum Sprechen ähnlich fanden. Dieser hatte ein ungeahntes Wohlgefühl und zeigte für die Wöchnerin die eifrigste Sorgfalt. Als er nach der Taufe unter den nächsten seiner Freunde beim Schmause saß und mit ihnen Kaffee und Wein trank und Gratulationen und gute Prophezeiungen zu hören bekam, da war sein Glück das eines Mannes, dem zur vollkommenen Zufriedenheit nichts abgeht; ein wahrhaft schönes Bild männlich würdiger Freude. Und wie er dann in den Verschlag zur Wöchnerin trat, sie und das Kind getrachtete, ihre Hand faßte und sie fragte, wie's ihr ginge, und von dem bleichen, jetzt feiner aussehenden Weibe die Antwort: „gut" erhielt, und ihr darauf die Hand drückte, da war er ein Beispiel ehelicher Zärt-

lichkeit, wie man es wackerer und treuherziger nicht wohl sehen kann.

Kinder sind ein Mittel, die Seelen der Eltern näher zu verbinden, manchmal aber auch ein Anlaß, sie auseinanderzubringen. Die Freude der Mutter an dem Sprößling kann die Neigung zu dem Vater steigern; aber jener kann die Liebe der Mutter auch so gewaltig auf sich ziehen, daß für diesen nicht viel mehr übrig bleibt. Die Mutterliebe ist natürlicher, darum gemeiner als die Gattenliebe; und besonders diejenige, der ihr Selbst vor allem wert ist, findet es mehr in dem Kinde als in dem Gatten, und weiht nun jenem ihre Zärtlichkeit, während sie den Mann schätzt als denjenigen, der ihr dieses Glück verschafft hat und noch öfter verschaffen kann. Der Mann, der zunächst alles und Zweck war, nimmt mehr und mehr die Gestalt eines Mittels an, eines geachteten Mittels allerdings, aber eines Mittels.

Zu dieser Gattung Frauen gehörte auch die Meierin. Nach der Geburt des Sohnes wurde ihre Denkart noch nicht so sichtbar; ja in der ersten Zeit schien es, als ob die Freude über den Buben ihre Neigung zu dem Manne vielleicht gesteigert hätte. Nach und nach, als jener weiter gedieh, änderte sich dies aber, und zuletzt hatte sie hauptsächlich nur Aug' und Ohr für das Kind. Als nun ein Jahr später eine Tochter kam, die der Mutter glich, da ward ihr Herz von ihr ganz ausgefüllt; alle Zeit, welche die Hausgeschäfte ihr ließen, gehörte den Kleinen, und der Mann konnte, wenn nicht seiner Wege, doch seinen Weg gehen — allein und ungestört durch Aufmerksamkeiten von seiten der Frau.

Der Unterschied ihres Benehmens im Vergleich mit dem der ersten Zeit wurde im Lauf des dritten Jahres so groß, daß er dem Meier verdrießlich auffiel und ihn zuweilen ernstlich kränkte. Die Frau hatte ihn an kleine Dienste gewöhnt, die dem Herrn des Hauses erwiesen werden, um ihm das Leben bequemer zu machen: sie hatte Kleider, Geräte hingelegt: wie er sie brauchte, ihm geholfen beim Anziehen seines Gewandes an festlichen

Tagen, für ihn gedacht und ihn bei einem Gang über Feld sorglich gefragt, ob er auch alles habe, was er brauchte usw. Er war mit einem Wort gut versorgt und er empfand es behaglich, denn er gehörte zu den Menschen, die sich dergleichen gern tun lassen. Nun mußte er sehen, daß man ihn vergaß und ihn zwang, das, was ihm sonst entgegengebracht wurde, eigenhändig herzubefördern. Er mußte, wo er früher etwas getan fand, ohne daß er es verlangt hatte, fordern, rufen, sogar schreien — ohne daß es geschah. Er mußte die Antwort hören: man habe jetzt keine Zeit, er möge warten, oder es selber tun, — eine Antwort, die durch den ärgerlichen Ton, in welchem sie gegeben zu werden pflegte, keine Annehmlichkeit erhielt.

Wie dies nicht mehr nur hier und da geschah, sondern Regel wurde, schüttelte der Mann bedeutend den Kopf und fand eine solche Veränderung durchaus nicht in der Ordnung. Er fühlte sich zuletzt recht eigentlich gekränkt und sagte sich, daß er wohl eine bessere Frau hätte finden können.

Als er einst mit der Mutter allein zu Hause war, sprach er seine Wahrnehmung gegen sie aus, zugleich mit der Absicht, auch dieser einen kleinen Stich zu versetzen, da sie sich, in ihre Enkel verliebt, jetzt ebenfalls weniger um ihn bekümmerte wie früher. Aber die alte Meierin schalt ihn ohne viel Besinnen einen „ungescheiten Menschen". So wie im ersten Jahr könne es nicht fortgehen; wenn Kinder daseien, müsse man für diese sorgen; das gehe in jeder Haushaltung so, und sie müsse das besser wissen.

Der Sohn konnte sich von der Wahrheit dieser Rede mitnichten überzeugen. Eine Nachbarin lebte mit ihrem Mann schon acht Jahre und hatte fünf Kinder, und doch tat sie ihm stets alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Sie hatte ihn eben im Grund der Seele jetzt noch so gern wie im ersten Jahre ihres Hausens; sie war eine gute Frau.

Das Benehmen der jungen Meierin gegen ihren Mann hatte noch andere Gründe. Auf dem Lande herrscht eine bräuchlich bestimmte Rangordnung. Nach ihr stehen

zunächst die Kleinbegüterten unter den Großbegüterten, unter den letzteren selbst machen sich aber je nach der Gütermasse und der Beschäftigung wieder Unterschiede geltend. Wenn im Vergleich zu den übrigen Bauern der Meier, der es wirklich ist, als der erste sich fühlen kann, so hat er doch noch eine Schichte der Bevölkerung über sich in den Wirten, die zugleich Bräuer sind, und in den Müllern. Diese nämlich haben mit dem Bauern den Grundbesitz und die Wirtschaftsgebäude gemein, das besondere Metier mit den dafür erforderlichen Räumlichkeiten aber voraus, und bilden überhaupt, in der Tracht und auch im Benehmen, einen Übergang vom Bauern zum Städter oder „Herrn". Daß nun so einer, wenn er noch dazu reich ist und die Besitzung, die er innehat, ihm wirklich gehört, sich über dem Bauern, auch wenn er Meier wäre, erhaben dünkt, ist natürlich, und in der Regel findet dies auch wirklich statt, ungeachtet der Höflichkeit, die er dem Bauern als seinem Kunden zu erweisen so klug ist. Das höhere Bewußtsein teilt sich aber begreiflich auch den Kindern mit, die sich gleicherweise schon früh durch feinere Zusätze zur Landestracht auszeichnen.

Die Meierin, als die Tochter eines der angesehensten Wirte und Bräuer im Ries — eines Mannes, auf dessen Sommerkeller sich die Gebildeten der Umgegend mit Vorliebe zu versammeln pflegten — dünkte sich bei aller Achtung vor ihrem Manne doch höher als er; sie war der Meinung, daß dem Hause durch ihren Einzug in dasselbe eine bedeutende Ehre widerfahren sei, und hielt sich schon aus diesem Grunde für berechtigt, bei dem, was sie tat, vor allem an sich und an ihr eigenes Wohlgefallen zu denken. Dazu kam aber noch der Instinkt der Herrschbegier und des kräftigen Willens gegenüber der Gutmütigkeit und Friedensliebe. Der Meier fügte sich, nur um Streit zu vermeiden; aber als den Nachgiebigen sah ihn die Frau nun gleichfalls unter sich, — in jeder Hinsicht also bestimmt, ihr zu dienen und sich von ihr führen zu lassen.

Stolz und Eigenliebe, die ihr angeboren und anerzogen waren, steigerten sich unter diesen Voraussetzungen zur Hoffart und Selbstsucht. Der Meier, der zuerst für einen

der glücklichsten Menschen gegolten, eine Zeitlang auch in der Tat ein frohes Dasein hatte, fühlte in einsamen Stunden ein wahres Ungenügen und wurde von Herzen traurig. Er sagte sich, daß aufs Geld und vornehme Freundschaft doch lange nicht so viel ankomme, wie er gemeint, und er hatte den scharfsinnigen Gedanken, daß eine Frau mit weniger Geld, aber mehr Herzensgüte, einen Mann am Ende viel glücklicher machen könnte als eine reiche und ungute. Einmal, als er vom Säen des Sommergetreides nach Hause ging und durch die Stille des Mittags um ihn und den Lerchengesang über ihm reizbarer gestimmt war, kam ihm ein schlankes junges Mädchen entgegen, die von weitem eine gewisse Ähnlichkeit mit Regine hatte. Er dachte an diese und erinnerte sich nach und nach an alles, was ihm von ihr widerfahren war. Er stellte sich ihre Güte und Liebe vor an jenem Palmsonntag, die Freundlichkeit beim Begegnen und Grüßen, die glücklichen Augen, mit denen sie ihn beim Tanz ansah, die Gutmütigkeit, womit sie ihm zur Hochzeiterin Glück wünschte, obwohl — —; und er dachte: die wär' besser gegen mich geblieben, wenn ich die genommen hätte! Ein Seufzer entstieg seiner Brust. Einen Moment später strich er mit der Hand über das Gesicht und sagte für sich: „Nun ist's einmal so! Auf der Welt ist's nie ganz, wie's sein sollte, und andere haben auch nicht alles, was sie wünschen."

Daß solche Stunden des Bedenkens und Missens vereinzelt blieben, dafür sorgten übrigens die Arbeiten des Bauers, die ihn immer wieder in Beschlag nahmen und ihn in die Stimmung versetzten, wo man das, was man entbehrt, nicht fühlt und das Leben nimmt, wie's eben ist. Das Dorf hielt ihn noch immer für einen der glücklichsten Männer. Man wußte freilich, daß die Meierin stolz war und das Heft in der Hand hatte; wie weit das aber ging, und daß der Mann darunter litt, das machte sich nach außen nicht sichtbar. Die Frau stellte den Mann auch nur unter sich und unter die Ihrigen; im Vergleich mit andern im Dorf war er ihr der erste, und sie ließ ihm, wo es darauf ankam, durchaus nichts nehmen und gab ihm vor

andern seine gebührende Ehre. So blieb das, was dem Gatten zum wirklichen Glück abging, für die Leute ein Geheimnis. Nur die Nachbarin, die ihren „Bauern" noch immer so gern hatte, machte die Wahrnehmung, daß die Meierin sich gegen ihren Mann nicht ganz so benehme, wie's ihr zukam, und dachte bei sich, daß derselbe doch nicht das Leben habe, das er haben könnte.

Glücklich in ihrer Art, ja vollkommen zufrieden war die Meierin selbst. Sie hatte in der Tat alles, was ihr Herz begehrte: Geld und Gut, gesunde, hübsche Kinder, einen stattlichen Mann, der ihr folgte, und all die äußere Herrlichkeit, die ihr gebührte. Mit Ausnahme der Frau Pfarrerin, mit der sich aber eine solche nicht vergleicht, war sie die anerkannt erste Frau im Dorf, da sowohl der Wirt als der in der Nähe befindliche Müller mit etwelchen Schulden gesegnet waren, und deren Weiber, von denselben einigermaßen gedrückt, den Kopf nicht ganz so hoch tragen konnten. Alles war demnach bei ihr in Harmonie, und wer sie sah, wie sie manchmal in ihrem Hof stand und umherschaute mit den Blicken einer Herrscherin, der sagte sich: „Das ist eine, der's nach Wunsch geht!"

Im beginnenden Frühling war Aussicht vorhanden auf einen neuen Ankömmling in der Familie. Dieser Umstand erhöhte das freudige Gefühl des Weibes, und da die jetzt weniger unmüßige Zeit es gestattete, so wollte sie vor ihrer Niederkunft noch einen Besuch bei ihren Eltern machen. Der Mann wurde beordert, das Gefährt aufs beste herzurichten, sie selber putzte sich und die Kinder, und im schönsten Staat, bewundert von alt und jung, fuhr die Familie aus dem Hof und aus dem Dorf, dem Geburtsort der Mutter zu. Groß war die Freude des Wirts und der Wirtin über das vortreffliche Aussehen der Tochter, der Enkel und auch des Schwiegersohns. Das „Ahnfräulein" und die jüngere Tochter des Hauses trugen auf, was Speisekammer und Keller boten; man besichtigte das Prunkzimmer, die Ställe, das Bräuhaus und machte einen Spaziergang durchs Dorf, um besseren Appetit zum Abendessen zu bekommen. Der Meier konnte nicht sagen, daß man im Wirtshause nicht

auch ihm seine Ehre gab; aber er mußte doch fühlen, daß er keineswegs die Hauptperson war. Als er einmal, an der Seite stehend, die Familie betrachtete, kam es ihm vor, als ob sein Weib doch eigentlich nichts wollte, als sich selbst mit den Kindern den Ihrigen zeigen, diese nichts, als die Tochter mit den Enkeln sehen, und daß man ihn im Grunde nur so „mit ankommen" (mit ankommen, mitgehen) ließ. Diese Wahrnehmung konnte ihm nicht wohltun, und er fühlte sich denn auch je länger je weniger von dem Besuch erbaut. Die Meierin dagegen, die nicht nur von den Ihrigen, sondern auch auf der Gasse und abends in der Wirtsstube von Bekannten Lob und Ehre und die schönsten Glückwünsche empfing, schwelgte in der Lust des Tages. Spät entschloß sie sich zur Heimfahrt. Die Nacht war ziemlich vorgerückt und die Luft kühl bis zur Kälte, als sie wieder in den Meierhof einfuhren.

Dies war aber der letzte Freuden- und Ehrentag des Weibes. Ihre Stunde kam. Unter heftigen Schmerzen und Nöten brachte sie ein totes Kind zur Welt, und zwei Tage darauf war sie eine Leiche.

Der Mann hatte bei den Leiden des Weibes alles vergessen, was er gegen sie zu klagen gehabt; er war ihr aufs teilnehmendste beigestanden, und seine Trauer über das unerwartete Scheiden der Mutter war ernst und aufrichtig. Daß er aber nach Verfluß einer gewissen Zeit innerlich gefaßt und getröstet war und mit neuem Mut ins Leben blickte, wird man ihm nicht verargen.

Das Hinscheiden und die Beerdigung der Meierin war in eben die Woche gefallen, welche die alte Gröningerin zu Augsburg verbrachte. Auf dem Heimweg hatte diese sich nicht enthalten können, ihrem Kutscher, dem nach Augsburg fuhrwerkenden Nachbar, die Aussicht ihrer Tochter mitzuteilen, eine der ersten Wirtinnen der Stadt zu werden. Und nicht lange, so ging im Dorf die Rede herum: die Regine mache in Augsburg ein Glück, wie es noch keine im Dorf gemacht habe; sie heirate einen Bräuer, der mehr als fünfzigtausend Gulden Vermögen besitze und der sie einzig und allein um ihrer Schönheit und ihrer Geschick-

lichkeit willen nehme. — Als der Meier dies hörte, ward er betroffen und nickte bedeutsam, als wollte er sagen: „Da!“ — Dem Bringer der Nachricht erwiderte er: „Sie verdient's!“

Drei Wochen vergingen, da flüsterte man sich eine andere Neuigkeit zu. Die Schwester des Meiers habe schon wieder eine für ihn — eine so reiche und vornehme, wie die erste gewesen: die Müllerstochter von***. Sobald sich's schicke, werde die Hochzeit sein. — Die alte Gröningerin verriet nach dem Anhören dieser Mitteilung ihre Gedanken, indem sie sagte: „Nun müssen wir doch bei dem Augsburger bleiben.“

An dem Gerücht über die Neue für den Meier war so viel wahr, daß die Schwester, der des väterlichen Hauses Glanz über alles ging, sich die Müllerstochter als künftige Meierin auserseheu und gegen den Bruder sich erboten hatte, einstweilen bei ihr auf den Plan hinzudeuten. Der Bruder hatte ihr erwidert, er könne jetzt noch nicht ans Heiraten denken. Aber sie hatte doch getan, was sie nicht lassen konnte, und von den Müllersleuten eine Antwort erhalten, die ihr die beste Hoffnung gab.

Da der Meier, in ernster, fast trüber Stimmung, in der Tat nicht ans Heiraten, auch nicht an vorläufiges geheimes Unterhandeln denken mochte, so war's gut für ihn, daß die Mutter diesmal nicht mit der Tochter Hand in Hand ging, sondern eine andere Kandidatin aufstellte, die sie für passender hielt — nochmals eine Wirtstochter. Solange die beiden sich entgegen waren, konnte der Verwitibte ruhig sein und die Zumutung der einen wie der andern mit den Worten abweisen, sie möchten doch erst selber einig werden.

Nach Verfluß noch einiger Wochen stand die Sache gleichwohl so, daß er sich zur Entscheidung gedrängt sah; allerdings nicht zur öffentlichen Verlobung, aber zu einem vorläufigen stillen Ausmachen derselben. Die Mutter hatte eine Erklärung von den Eltern ihrer Wahl herausgebracht, und es ergab sich, daß die Wirtstochter fünfhundert Gulden weniger mitbekommen sollte als die Müllerstochter. Dies

bewirkte, daß die beiden Frauen sich einigten und nun gemeinsam in den Meier drangen. Ein vorläufiger Bescheid war aber darum nötig, weil der Müllerstochter noch ein paar Burschen zu Gefallen gingen und einer davon, ein Müllerssohn, gefährlich schien. — Der Meier bat sich zwei Wochen Bedenkzeit aus.

Als diese sich ihrem Ende zuneigten, wußte er den Mahnungen der Mutter, sich zu entschließen, damit die am Sonntag wiederkehrende Schwester erfahre, was sie zu tun habe, nichts mehr zu entgegnen. Er kannte das Mädchen, hatte weder gegen sie, die eine Mittelschönheit war, noch gegen ihre Eltern, die sehr im Ansehen standen, etwas einzuwenden, und am Freitag der zweiten Woche war er so ziemlich entschlossen, ja zu sagen und der Schwester die erste nähere Besprechung zu gestatten. Da ereignete sich etwas, das die ganze Sachlage mit einem Schlag veränderte: Regine kam zu ihrer Mutter zurück. Der Grund davon lag in Vorgängen, die wir ausführlich berichten müssen.

Das Mädchen hatte nach dem Abschied von ihrer Mutter im Bäckerhause das bisherige ruhige Leben fortgeführt. Der Frau war es eine große Sorge gewesen, dem Stadtwirt beizubringen, daß er gegen Regine nichts von seiner Gesinnung merken lassen dürfe, bevor er mit dem Antrag förmlich herausgehen könne. Sie führte ihm zu Gemüte, daß diese Regine eine gar Eigene sei, seine Freundlichkeit falsch deuten und gegen ihn dann eher eine Abneigung fassen könnte; bei ihrem Kopf müßte sie den klaren Ernst sehen, dann würde sie sich geehrt fühlen und mit Freuden ja sagen. Dem Freier war diese Bemerkung zuerst kurios vorgekommen. Er hatte sich vorgestellt, wenn er jetzt merken lasse, daß er das Mädchen gern habe, würde es ihr die größte Freude sein und sie würde sich vielmehr bestreben, ihm immer mehr zu gefallen, damit er sie baldmöglichst zu seiner Frau mache. Die Bäckerin wußte ihn jedoch zu überzeugen, daß bei dem Wesen des Rieser Bauernmädchens, das sie kenne, die Zurückhaltung das bessere sei; und der Mann gewann es über sich, bei den Besuchen, die

er noch machte, der Erwählten gegenüber die Würde eines väterlichen Freundes und Gönners beizubehalten. Es kam ihn schwer an, sich in dieser Art zu mäßigen; denn das Verlangen, die schöne Jungfrau sein zu nennen, wuchs mit jedem Tage, und sein Herz pochte mächtig, wenn er sie erblickte.

Endlich nahte die Zeit heran, wo er glaubte, seinen Antrag stellen zu dürfen. Er teilte der Base seinen Entschluß mit, und diese bat ihn, sie nur machen zu lassen und in acht Tagen bei ihr einzukehren. Ungesäumt schrieb sie der Gröningerin, ihr jetzt den Brief an Regine zu schicken mit ihrer Willensmeinung wegen der Heirat, und als dieser in ihren Händen war, glaubte sie alles in Händen zu haben und sagte triumphierend zu dem Bäcker: „Morgen haben wir eine Braut im Hause!“

Der Morgen kam. Eine Stunde vor der Zeit, wo sie den Witwer als Freiersmann erwartete, nahm die Bäckerin ihr Bäschen in die Nebenstube. Hier machte sie ein feierliches Gesicht und begann: „Nun, Mädchen, jetzt ist doch eingetroffen, was ich dir immer gesagt habe und was du mir nicht geglaubt hast. Ein Augsburger, der eine der ersten Wirtschaften hat und zwanzigmal soviel Vermögen als du, will dich heiraten und wird kommen und um dich anhalten. Er hat sich in dich versehen — und tut's nicht anders.“

Regine war tief betroffen und errötet; konnte sie doch nur annehmen, daß von einem jungen Mann die Rede und der Antrag also für sie jedenfalls eine große Frage wäre. Erregt versetzte sie: „Wie kann ich, ohne daß ich vorher mit meiner Mutter gesprochen —“ — „Was deine Mutter denkt,“ fiel die Base ein, „das kannst du hier lesen.“ Sie übergab ihr das Schreiben.

Regine brach es auf und las. Noch war sie nicht in die Mitte der ersten Seite gekommen, als das Rosenrot ihres Antlitzes plötzlich dunkler wurde und ihre Wangen erglühten. Ohne den Brief zu Ende zu lesen, steckte sie ihn ein und rief: „Schicken Sie nur gleich den Lehrbuben zu dem Mann und sagen Sie ihm, daß er zu Hause bleiben

soll!" — „Wie!" rief die Frau, die vor Überraschung und Schreck ordentlich erblaßte; „bist du von Sinnen?" — „Es wäre kein Wunder," entgegnete das Mädchen mit dem Ausdruck der Gekränktheit und des Vorwurfs. „Eine solche Sache macht man hinter meinem Rücken ab und will mich mit Gewalt dazu bringen? Aber da kennt man mich nicht, wenn man glaubt, ich lasse mich zu so etwas nötigen."

Die Base schaute sie erstaunt an. Obwohl sie in ihr schon öfter den Geist des Vaters erkannt hatte, auf eine solche Entgegnung war sie doch nicht gefaßt. Sie gab ihrem Gesicht den strengsten Ausdruck, hielt aber noch an sich und sagte: „Was hast du an dem Mann auszusetzen?" — „Alles!" rief das Mädchen. „Er ist mir zuwider gewesen von jeher, erst wegen seiner Zudringlichkeit und dann wegen seiner einfältigen Vornehmheit. Ich erschreck' ordentlich bei dem Gedanken, ihn zum Mann zu haben. Wenn ich seine Frau sein müßt', ich sag' es Ihnen, augenblicklich lief' ich fort und spräng' in den Lech!"

„Du bist toll und redest gottvergessen!" entgegnete die Base. „Ein Mann im besten Alter, gesund, kräftig, stattlich, ein Mann, der noch ganz andere Mädchen haben könnte, wie du bist —" — „Er soll sich eine nehmen davon!" rief jene dazwischen. — „Ein Mann," fuhr die Base nachdrücklicher fort, „der wegen seines Vermögens und wegen seiner Geschicklichkeit in der größten Achtung steht, die angesehenste Freundschaft hat, und der dich zur Frau begehrt, weil er eben in dich vernarrt ist; ein Mann, der dich auf den Händen tragen wird und bei dem du ein Leben führen wirst wie im Himmel. — Ist's denn möglich, so einen Mann zu verschmähen, weil er nicht mehr zwanzig Jahr alt ist? Ist's möglich, die Gelegenheit zu versäumen, eine der ersten Bürgersfrauen hier zu werden, aus bloßer dummer Ziererei?" — „Nicht aus Ziererei," entgegnete Regine mit nachdrücklichem Ernst, „sondern weil ich den Mann nicht leiden kann."

„Du wirst ihn leiden können," rief die Bäckerin eifrig, „ich steh' dir gut dafür! Du hast die falsche Meinung junger Mädchen, die nicht wissen, was der Ehestand ist.

Probier's nur erst, und wir wollen sehen, was du nach einem Vierteljahr sagst! So einen Mann kann man nicht anders als gern haben, weil er ein rechter Mann ist und ein ganzer Mann und nicht so einer, wie sie jetzt herumlaufen; einer vom alten Schlag, der nach dreißig Jahren noch gerade so aussehen wird wie jetzt. Und wie ist er verliebt in dich! wie ein Achtzehnjähriger! Er denkt nur an dich, er sehnt sich über die Maßen, dich als seine Frau bei sich zu haben!" — „O," rief das Mädchen, vor dem bloßen Gedanken sich wehrend, „er wird mich nie bei sich haben!" — „Er wird dich haben, du dummes Ding," rief die Base mit Heftigkeit, „und du wirst Gott danken, daß er dich hat! Er ist der Mann, ein Mädchen glücklich zu machen, ein Ehrenmann, ein Kernmann, ein Mann, wie du keinen mehr finden wirst in der ganzen Welt!"

Die Frau wäre im Zuge gewesen, noch eine Weile so fortzufahren; aber die Geduld Regines hatte ein Ende. „Base," rief sie, „Ihr Reden ist umsonst! Ich tu's nicht, um die ganze Welt nicht! — Und das ist mein letztes Wort!" Dies ward mit einer Kraft aus dem Innersten gesprochen, daß die Bäckerin verstummte. Sie betrachtete das Mädchen, das hocherregt dastand, forschend, kopfschüttelnd, und sagte dann: „Es ist ja gerade, als ob ein böser Geist in dich gefahren wäre. Einen solchen Antrag auszuschlagen! Ein solches Glück hochmütig wegstoßen und der Mutter ungehorsam sein und ihren Wunsch verachten! — Was wird die dazu sagen, wenn sie's erfährt?"

Regine schwieg. Aus ihrer Miene wich der Ausdruck der Entrüstung und machte dem des Bedauerns Platz. Dann sagte sie mit dem Ton der Ergebung, aber zugleich der Hoffnung: „Meine Mutter ist eine gute Mutter und eine verständige Frau. Wenn ich ihr alles sage, wie mir's ums Herz ist und warum ich nicht kann, dann wird sie mir verzeihen." — „Du irrst dich!" versetzte die Frau streng. „Ich weiß, was deiner Mutter daran liegt, ich weiß, wie sie sich schon darüber gefreut hat. Sie wird dir's nie vergeben, solang' sie lebt." — Energische Tritte auf der Straße veranlaßten sie, durchs Fenster zu sehen.

„Gott im Himmel," schrie sie auf, „da kommt er schon! Er hat's nicht erwarten können! Mädchen!" rief sie zu Regine gewandt in flehendem Ton, „um Gottes willen, besinne dich, sag ja! Ich steh' ja in der Schande da vor diesem Mann! Sag nur nicht nein! Sag, du willst's überlegen!" — „Nein, Frau Base," versetzte Regine, „das wär' unrecht von mir. Da es fest beschlossen ist, daß ich unter keinen Umständen seine Frau werde, so muß ich seinen Antrag auch gleich ausschlagen, und ein für allemal. Sagen Sie's ihm — geben Sie's ihm so süß ein, wie Sie können."

Sie öffnete die Tür und ging durch die große Stube rasch in die Küche. „Unverschämter Bauernstolz!" rief das im Zorn ihrer eigenen Herkunft vergessende Weib, indem sie bis in die Stube nachging. „Das hat man davon, wenn man sich solcher Leute annimmt und was aus ihnen machen will! Aber nun ist's aus mit uns zweien! Fort soll sie mir! — fort zu ihren Bauern!"

Die Tür ging auf und herein trat der Bräuer im schönsten Staat. Dunkel waren die Stoffe, wie sich geziemte; aber ordentlich Strahlen gingen aus von dem neuen Tuchrock, von der geblümten Atlasweste und von dem Hut, der soeben aus dem Laden des Verfertigers gekommen war. Das Gesicht des Ehrenmannes verriet eine gewisse Befangenheit, die indes bezwungen und niedergehalten war von dem Bewußtsein dessen, was seinen Antrag unwiderstehlich machte; und über die Reste der Sorge triumphierend schritt er mit dem Gruß des Tages zur Frau des Hauses. Diese dankte in einem Ton, der jedem anderen aufgefallen wäre; aber der Liebhaber, dem heute ein besonderes Achthaben auf andere nicht zuzumuten war, fragte mit ungestörter Zuversicht: „Haben Sie mit der Regine gesprochen, Frau Base?"

Die Frau sah ihn an, und halb noch erzürnt über die Widerspenstige, halb mitleidig sagte sie: „Ach, Herr Vetter, das Mädchen ist Sie nicht wert! Sie können ganz andere haben!" — Der Bräuer, diese Worte falsch deutend, erwiderte mit Ernst: „Nun, Frau Base, in dieser Sache kommt's,

wie ich glaube, nur auf meine Ansicht an." — „Das eben nicht," entgegnete die Frau, „sondern hauptsächlich auf die Ansicht des Mädchens, und die ist verrückt!" — „Wie!" rief der Freier, indem er sie mit vergrößerten Augen ansah. — „Nun," versetzte die Bäckerin, in welcher der Unmut wieder die Oberhand gewann, „heraus muß es einmal! Denken Sie sich — sie will nicht, die dumme Rieser Gans!" — „Sie will nicht?" wiederholte der Mann. „Und warum nicht?" — „Weil sie eine hochmütige Närrin ist," entgegnete die Frau, in ihrer Entrüstung aller Höflichkeit vergessend und mit der Wahrheit herausplatzend; „weil Sie ihr nicht jung und schön genug sind! — weil sie einen Mann von Ihrem Alter und Ihrer Statur nicht gern haben kann!"

Nach dieser rückhaltslosen Eröffnung zeigte das Gesicht des Freiers eine seltsame Reihe von Empfindungen. Zuerst überkam ihn eine Bestürzung und eine Scham, daß das Blut aus den Wangen zurücktrat und eine bläuliche Blässe darauf lagerte, wie man sie an dem gesunden Mann bisher nie erblickt hatte. Alsbald aber regte sich das Selbstbewußtsein, und das Gefühl der erlittenen Beschimpfung erzeugte eine Entrüstung, die wuchs und wuchs und anschwoll zur Wut und zur tiefen Verachtung derjenigen, die so über ihn zu urteilen sich erfrecht hatte. „Was!" rief er, nachdem die Blässe seines Gesichts dunklem Rot Platz gemacht hatte, „dieses Rieser Bauernmädchen hat die Unverschämtheit! — Eine Magd, die ich zur angesehensten Frau machen wollte, schlägt mich aus? Einem Bettelmädchen bin ich nicht gut genug?"

Der Mann hatte den Hut abgelegt und ging schnaufend in der Stube auf und ab. „So geht es," rief er mit gesteigertem Grimm, „wenn man sich mit solchem Volk einläßt! Hoffärtig werden sie, wenn man sich zu ihnen heruntergibt, und kennen sich vor Einbildung selber nicht mehr. Sollte dieses Affengesicht nicht Gott danken, daß sie ihr bißchen Schönheit so gut anbringen kann? Und sie verschmäht mich, — mich, weil ich — — nun, der wird's gehen, wie sie's verdient! Ein gestandener Mann ist ihr

zu alt und nicht schön genug? Sie wird Schöne und Junge haben können, die da; und das Ende vom Lied wird sein, daß sie mit Schand' und Spott hinterm Zaun verhungert!"

Diese Reden der Wut und der Erbostheit waren so rücksichtslos akzentuiert, daß Regine in der Küche jede Silbe verstand. Ihrerseits entrüstet hatte sie die Klinke gefaßt und die Tür geöffnet, als der Bräuer eben die letzte Phrase vollendete. Mit der Überlegenheit des guten Gewissens die Bäckerin betrachtend, in ruhiger, aber allerdings tiefer Verachtung sagte sie: „Nun, Base, hab' ich nicht recht gehabt, diesen Mann auszuschlagen?"

Beide, Mann und Frau, waren auf diese strafende Frage betroffen. Der letzteren waren die Ausdrücke des Zornigen doch etwas zu stark gewesen, und sie schwieg daher; aber der Abgewiesene faßte sich und begann mit neuem Grimm: „Sie ist eine —" — Weiter kam er nicht. Regine, die eine Schmähung kommen sah, warf einen funkelnden Blick auf ihn und rief mit aller Kraft der Entrüstung: „Schämen Sie sich!" — Der Mann hielt inne und ließ sie ruhig in die Küche gehen.

Nach einer ferneren Explosion seinerseits und besänftigenden Trostworten von seiten der Base, die uns nicht weiter interessieren, begab sich der Witwer nach Hause und faßte den Vorsatz, nur eine Ebenbürtige glücklich zu machen.

Der Aufenthalt der jungen Rieserin in Augsburg hatte seine Endschaft erreicht. Denselben Tag noch packte sie ein Kistchen mit ihren Sachen, akkordierte mit einem nach Nördlingen fahrenden Lohnkutscher und nahm, was ihr für den Dienst gebührte, aus den Händen des Bäckermeisters, der dies von ihr gefordert hatte. Am anderen Morgen trat sie reisefertig in die Stube. Der Kutscher fuhr eben an, die Minuten waren gezählt. In ihrem Kämmerlein, in der Stille der Nacht, hatten ihr die Auftritte des Tages doch leid getan. Sie glaubte gegen die Base, die's am Ende nur gut meinte, zu scharf, zu heftig gewesen zu sein, und hatte sich vorgenommen, sie beim Abschied womöglich zu begütigen. Mit sanfter, fast trauriger Stimme sagte sie zu ihr: „Frau Base, ich bedaure es von

Herzen, daß ich so aus einem Hause scheiden muß, wo ich so viel Gutes genossen habe.“ — Die Bäckerin erwiderte: „Du hast's nicht anders haben wollen. Nun, such eben dein Glück wo anders, wenn dir eins bestimmt ist.“

Diese Rede war mit einer kalten Gemessenheit gegeben, die noch immer ein unversöhntes Herz verriet. Das Mädchen versetzte gleichwohl mit Wärme: „Haben Sie Dank für alles und leben Sie wohl!“ Sie wollte ihr die Hand reichen; die Frau tat, als nähme sie es nicht wahr, und ließ ihren Arm unbewegt; aber die Hand sollte nicht vergebens ausgestreckt sein. Der gute Bäckermeister ergriff sie. Indem er sie väterlich drückte und Regine dabei so liebevoll ansah, wie man es ihm kaum zugetraut hätte, sagte er: „Leb wohl, Bäschen, und sei auch du bedankt! Wir sind gut versorgt gewesen, solang' du im Hause warst, und ich mein', so ein braves, geschicktes und verständiges Mädchen kriegen wir nie wieder. Wenn gute Leute glücklich sind in der Welt, dann wirst du Glück haben! Leb wohl!“ — „Lebt alle wohl!“ rief Regine, indem sie mit feuchten Augen das Ehepaar, den gleichfalls herbeigekommenen dermaligen Gesellen und den Lehrjungen ansah. „Lebt glücklich und haltet mich in gutem Andenken!“

In wenigen Minuten rollte sie aus dem schönen Augsburg. Abends, nachdem sie ihre Kiste zu Harburg abgegeben hatte, wanderte sie nach ihrem Dorf.

Ihre unerwartete Ankunft bei den Ihrigen überraschte höchlich; aber das Gespräch mit der Mutter endete nicht so, wie die Base von Augsburg gedroht, sondern wie's die liebende Tochter prophezeit hatte. Die alte Gröningerin hatte die Verbindung mit dem Bräuer lebhaft gewünscht, aber nie recht daran glauben können. Sogar während sie ihren Brief schrieb, war ein Zwiespalt in ihrem Herzen. Eine reiche Bürgersfrau zu „machen“, erschien ihr freilich sehr lockend, und sie stellte sich vor, wie gar manche Heirat eines Witwers in gewissen Jahren mit einem jungen Mädchen schon gut ausgefallen sei. Auf der anderen Seite mußte sie aber doch auch sich denken, daß dieser Mann ihrer Regine nicht gefallen werde, und daß dem hübschen und

jungen Kind ein hübscher und jüngerer wohl zu gönnen wäre. Sie tröstete sich mit dem bekannten Wort: „Alles kann eben nicht beisammen sein“, und sandte das Mahnschreiben ab, hoffend und fürchtend. Als nun Regine, nach der Begrüßung der Familie, in der oberen Stube ihr erzählte, wie's gegangen sei, und erklärte, sie habe den Mann nicht heiraten können und dürfen, es wäre eine Sünde gewesen, wenn sie ihn genommen hätte; denn sie habe nicht bloß gar keine Liebe zu ihm gehabt, sondern er sei ihr zuwider gewesen, sie könne gar nicht sagen wie, — da war die alte Bäuerin stumm, und nur ein Seufzer entschlüpfte ihren Lippen. Regine faßte ihre Hand und sagte liebevoll: „Mutter, sei nicht traurig, es ist wahrhaftig nicht der Mühe wert! Ich werde noch einen anderen Mann bekommen als so einen! Einige Jahre kann ich immer noch warten, und es müßte ja sonderbar zugehen, wenn grad ich keinen kriegte, den ich auch möchte.“ — Die Mutter erwiderte: „Wir wollen das Beste hoffen. — Aber ihr Kinder macht einem Sorgen!“ Nach einer Minute setzte sie resigniert hinzu: „In Gottes Namen!“ Sie sagte der Tochter nichts davon, daß unterdes der Meier auch Witwer geworden sei; denn sie hätte ja hinzufügen müssen, daß die Familie schon wieder eine Neue für ihn habe, und sie wollte es lieber dem Zufall überlassen, diese Nachricht an sie zu bringen.

Wenn das Mädchen diesen Abend nichts mehr von dem Meier hörte, so war es doch vom Schicksal beschlossen, daß dieser noch etwas von ihr vernahm. Regine befand sich eben in der unteren Stube bei der Familie und streichelte die Kinder ihres Bruders, die sich zärtlich an sie angeschlossen hatten, gewonnen sowohl durch die Liebenswürdigkeit des „Bäschens“ wie durch einige treffliche Süßigkeiten, welche sie vom Konditor zu Harburg mitgenommen, als ihre rundköpfige Gespielin „Kätter“ (Katharina) rasch hereintrat und sie freudig begrüßte. Diese Getreue hatte ihre Ankunft erfahren und konnte aus Anhänglichkeit und Neugier nicht umhin, sie sogleich aufzusuchen. Nachdem sie sich an dem Anblick und dem Benehmen der Freundin ge-

weidet hatte, sagte sie lächelnd: „Nun, und wie lang' wirst du bei uns bleiben?" — „Hier im Dorfe?" erwiderte Regine. „Solang' wie möglich, immer, wenn sich's schickt." — „Wie!" rief die andere verwundert, „wirst du denn nicht Wirtin in Augsburg?" — „Ah so!" versetzte Regine, ihrerseits lächelnd. „Nein, meine gute Kätter, da wird nichts draus. Der Mann ist nicht nach meinem Geschmack." — „Im Ernst?" — „Im Ernst," erwiderte das Mädchen ernsthaft. „Kannst's jedermann sagen, wenn du willst."

Die Kätter verwunderte sich bedeutend, ließ sich aber diese Erlaubnis nicht zum zweitenmal erteilen. Nach einigen freundlichen Reden und Versicherungen ging sie fort — und eine Stunde später erfuhr der Meier von einer Nachbarin nicht nur, daß die Regine angekommen, sondern daß sie über die Maßen schön geworden sei und daß sie den Augsburger Wirt nicht heirate, weil er ihr nicht gefalle.

Als am Sonntag darauf die Schwester erschien, hatte der ländliche Witwer sein Bäschen noch nicht gesehen, denn er trug eine Scheu, die Familie Gröninger zu besuchen; aber auf die Anfragen der beiden Frauen erklärte er, er könne sich noch nicht entschließen, wegen einer neuen Heirat etwas auszumachen, auch nicht im geheimen. Es schicke sich nicht, jetzt schon wieder an eine andere zu denken, wo sein Weib noch kein Vierteljahr tot sei. Die Sache würde doch nicht verschwiegen bleiben und man würde ihn darum ansehen. Ihm eile es auch gar nicht, er könne recht gut die schickliche Zeit abwarten, und er wolle es tun, das sei beschlossen. Alles Zureden war umsonst. Der Meier entgegnete wiederholt, er habe sich die Sache jetzt erst recht überlegt, und blieb bei seinem Satze. Die Schwester, die sich am meisten ereifert hatte, wurde ernstlich böse und verabschiedete sich mit der Drohung, sie ziehe ihre Hand von ihm ab und er solle dann nur sehen, wo er eine kriege. Die Alte machte ein Gesicht, aus dem nicht nur Unmut, sondern auch Argwohn sprach. Sie hatte eine Ahnung von dem eigentlichen Grund der Weigerung und erleichterte ihr Herz in Andeutungen und ungünstigen Prophezeiungen.

Regine erfuhr den Tod der Meierin und den Plan der Familie wegen der Müllerstochter am anderen Morgen nach ihrer Heimkehr von der Schwägerin. Es kostete sie Mühe, die Bewegung zu verbergen, in welche diese beiden Nachrichten sie versetzten. Als sie allein war, schüttelte sie traurig das Haupt. Nach und nach empfand sie doch großes Verlangen, den „Vetter“ zu sehen. Aber es ging ihr wie ihm: sie trug Bedenken, bei ihm einzukehren, und wartete darum auf ein zufälliges Zusammentreffen.

Dieses erfolgte ein paar Tage später. Wie so oft in früheren Zeiten kamen sie sich auf der Gasse entgegen; aber jetzt mit welch verschiedenen Empfindungen! Der Meier, sie von weitem erkennend, wurde rot; dem Mädchen klopfte das Herz und hob sich der Busen. In Verwirrung beide kamen sie einander entgegen und grüßten sich mit der feierlichen Gutmütigkeit, womit natürliche Menschen die innere Bewegung zu verbergen streben. Regine faßte sich zuerst und begann mit ernster Teilnahme und sanftem Ton: „Ihr habt unterdessen die Frau Base verloren, Vetter.“ — „Ja,“ erwiderte der Meier ernst. „Aber,“ setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, „warum nennst du mich denn Ihr? Kennen wir uns nicht von Jugend auf und soll ich ‚per Sie‘ mit dir reden?“ — „O nein,“ versetzte das Mädchen errötend, „ich hab' nur gemeint — aber du bist ja mein Vetter.“ — „Das mein' ich auch,“ sagte der Meier. — „Und,“ fuhr er, durch die erste Annäherung erfreut und seiner Verwirrung enthoben, fort, „ich bild' mir was darauf ein, so ein Bäschen zu haben. Das Stadtleben ist dir angeschlagen, Regine, wahrhaftig, du siehst aus wie's Leben. — Und du willst jetzt doch wieder bei uns bleiben, wie man sagt? Wirst du dich auch wieder dran gewöhnen?“ — „Ich hoff's,“ erwiderte Regine. „Die Stadt hab' ich nun probiert und in den drei Jahren, wo ich droben war, hab' ich zuletzt auch genug dran bekommen.“

Den Mund des Meiers umfloß der Schein einer glücklichen Empfindung. „Man hat hier vor einiger Zeit gesagt, du würdest ganz droben bleiben.“ — „Da hat man

eben was Falsches gesagt," erwiderte Regine, vor sich hinsehend, „wie das so oft geschieht. Ich bleib', wo ich geboren bin und wo ich am liebsten bin. — Nun," fuhr sie nach einer kleinen Pause ausweichend fort, „und sonst geht's dir gut? Du bist gesund, wie ich sehe." — „Gottlob," versetzte der Meier, „das bin ich. Aber wie's einem eben geht, wenn das Weib im Hause fehlt. Man hat alle Hände voll zu tun, und ist doch nichts ausgerichtet." — „Nun," entgegnete Regine, „du mußt dir halt um eine neue sehen, das geht bei einem so großen Geschäft nicht anders." Und lächelnd setzte sie hinzu: „Man hört ja auch, daß schon wieder etwas im Werk ist und daß mit der Zeit eine kommen wird." — „Bewahre," fiel der Meier hastig ein; „das ist ein bloßes Gerede. Angetragen hat man mir allerdings eine, aber ich hab's ganz und gar von der Hand gewiesen. Vorläufig denk' ich —" Er wollte sagen: „nicht ans Heiraten." Aber das Mädchen war bei den letzten Worten so hold errötet und ein solches Licht der Wonne hatte sich über ihr Antlitz ergossen, daß er mitten innehielt und ihr nach einem Moment des Schauens mit einem Blick der innigsten Liebe ins Gesicht sah.

Es war gut für beide, daß jetzt ein alter Bauer nahte und schon von weitem rief: „Guten Tag miteinander!" Regine dankte und ging weiter. Sie fühlte einen Sturm im Herzen, so mächtig und so süß, daß sie am ganzen Leib erbebte und ihre Füße sie kaum nach Hause trugen. Der Geliebte liebte sie — da war kein Zweifel. Und sie wurde Meierin, keine andere. — Was ihr Geist nicht zu denken, ihre Seele nicht zu hoffen wagte, das rief ihr Herz und ihr Blut ihr zu, wieder und wieder. Und das Herz hatte recht. Der Meier, von der Schönheit des Mädchens gänzlich eingenommen, vollkommen glücklich durch die Überzeugung, daß ihn das Bäschen immer noch lieb habe, ja lieber als jemals, beschloß auf dem Heimwege: die wird Meierin und keine andere!

Er hatte eine Empfindung wie nie in seinem Leben. Die Regine gefiel ihm nicht nur, sein Herz begehrte sie nicht nur, er hatte ihr gegenüber ein Gefühl der Hoch-

achtung wie vor etwas Vornehmem. Allerdings war das Mädchen nicht nur in Schönheit erblüht, aus ihrem Antlitz sprach ein edlerer Geist, ein festeres Herz, ein tieferes Gemüt, als man sie auf dem Lande für gewöhnlich zu finden pflegt. Das Stadtleben war in keiner Hinsicht ohne Frucht geblieben. Die Jungfrau war ausgereift nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich; sie hatte nicht nur äußere gute Sitte und Anstand gelernt, sondern auch Erfahrungen gemacht und Proben bestanden; und das zusammen gab ihrer Person etwas Auszeichnendes, das der Meier fühlte. Er freute sich, ihr nicht nur die größte Liebe, sondern auch die größte Ehre erweisen zu können, indem er sie als Meierin in sein Haus führte und zur ersten Frau des Dorfes machte.

Je gewisser es indes beiden war, daß sie zusammengehörten und zusammenkommen würden, desto weniger fühlten sie einen Drang, es nun auch äußerlich sogleich miteinander richtig zu machen. Sie waren eins — damit war die Unruhe besiegt, die Ruhe gesichert — die Ruhe des Innersten, die gar wohl mit innigem Verlangen und lieber Erregung verbunden sein, aber auch mit dieser zusehen und warten kann.

Der Meier stattete der Familie Gröninger bald seinen Besuch ab, was er ja auch in Abwesenheit der Regine zuweilen getan hatte. Nachdem man sich in behagliche Vertraulichkeit hereingeplaudert, lud er das Mädchen ein, auch seine Mutter zu besuchen und den Meierhof wieder einmal zu sehen. Regine versprach es. Am nächsten Sonntag nachmittags kam sie. Die Alte, trotz ihres Argwohns, begrüßte die Heimgekehrte mit all der würdigen Freundlichkeit, wie der Brauch sie fordert; sie hob sogar mit Eifer die Ehre der „seltsamen Einkehr“ hervor und wünschte nur, daß dem Bäschen nach dem Leben in der Stadt, wo alles besser sei und feiner, ihre Sachen auch noch schmecken möchten. Regine antwortete auf dieses und anderes bescheiden, voll wahrer Achtung und mit so natürlich sanftem und herzlichem Ton, daß die Frau ihr nicht böse sein konnte. Sie betrachtete den schönen Gast mit

einer eigen gemischten Empfindung. Ihr Gesicht, ihre Statur und ihr Benehmen gefielen ihr überaus, ja flößten ihr Achtung ein; aber allerdings mußte sie sich sagen, daß sie damit eben nur um so gefährlicher wurde. — Das Mädchen schien auf den anwesenden Meier wenig acht zu haben und nur für die Mutter dazusein; und der Meier behauptete seinerseits eine ernste Freundlichkeit, bei der er nicht über die höflichen Formen hinausging, die man einem Besuch schuldig ist. Dessenungeachtet glaubte die Erfahrene in den Gesichtern beider etwas zu bemerken, was auf ein gewisses Einverständnis deutete. Ihr Herz, das an dem alten Plane hing, erhob sich dagegen; allein merken lassen durfte sie nichts. Infolge der Unterhaltung beim Kaffee wurde sie zuletzt so weit gebracht, das Unglück, das ihr drohte, wenn es nun wirklich eintreffen sollte, doch nicht für das größte zu halten, das ihr überhaupt begegnen konnte.

Von dieser Zeit an erschien der Meier bei den Gröningersleuten öfter als sonst, obwohl nicht so oft, daß es auffallend und unschicklich befunden werden mußte; denn der Bauer beobachtet die Formen des ihm eigenen Anstandes vielleicht am gewissenhaftesten. Es war dennoch oft genug, um die beiden Seelen zufriedenzustellen und sie stets wieder zu still-glücklichem Warten zu befähigen.

Den ganzen Sommer über kam es zu keiner Erklärung. Der Witwer, der Geliebten sicher, wollte jetzt gerade das Trauerjahr oder wenigstens den größten Teil davon hingehen lassen, bevor er um sie anhielt. Beide gingen aber doch schon miteinander um, als ob sie versprochen wären. Wenn sie zusammenkamen, grüßten sie sich mit so herzlicher Freundlichkeit, um die Lippen spielte ein so glückseliges Gefühl der Befriedigung und ihre Augen blickten so verständnisinnig ineinander, daß sie eine weitere Erklärung gar nicht für nötig hielten.

Das Verhältnis war so schön, daß man eine Fortdauer desselben ordentlich wünschenswert finden mußte. Denn das, was nachher kommen sollte, war freilich noch schöner; aber eben weil es gewiß kam und damit das jetzige Verhältnis zu Ende ging, wollte man diesem nicht mit

Fleiß eilend ein Ende machen. In die Gegenwart glänzte die schönere Zukunft schon herein, und sie zogen es vor, diese noch eine Zeit aus der Ferne zu betrachten, weil sie auch da schon überaus lieblich war. Ein Monat verging nach dem anderen, und noch immer war der Entschluß nicht gefaßt, das Wort der Verlobung zu sprechen.

Von außen wurde dieser Verkehr des Meiers mit der Geliebten nicht gestört. Die Schwester hatte fortgetrutzt, und als ihr die alte Meierin an einem dritten Ort ihre Vermutung wegen der Regine mitteilte, konnte sie das nur in ihrem Vorsatz bestärken, einen Menschen, der einen solchen Gedanken zu fassen vermochte, seinem Schicksal zu überlassen. Der Bemerkung der Mutter wegen der Schönheit und des geschickten Benehmens des Mädchens hatte sie ein geringschätziges Achselzucken entgegengesetzt und sich unmutsvoll nach Hause begeben. In dieser Beziehung sicher hatte der junge Witwer auch von seiner Mutter nichts zu befahren; denn die alte Meierin befand sich in jenem Zwiespalt der Empfindungen, wo man nicht weiß, was man tun soll, des Miteingreifens daher überhaupt sich enthält und die Dinge ihren Gang gehen läßt. Noch weniger kam begreiflicherweise eine Einrede von der Familie der Geliebten. Diese hatte freilich sehr bald bemerkt, wo der Meier hinaus wollte; aber was konnte es für sie Angenehmeres und Ehrenvolleres geben? Die Mutter namentlich brachte, wenn sie die zwei so schön beisammensitzen sah, fast den Mund nicht zusammen und verschönte sich ordentlich selber in ihrer Freude. Wie glücklich pries sie sich, daß aus der Heirat mit dem Bräuer nichts geworden, daß sich Regine nicht dazu hatte nötigen lassen, und statt des alten, hoffärtigen Stadtherrn den schönen, jugendkräftigen Meier bekam, der sie so gern hatte und zur vornehmsten Bäuerin in der Umgegend machte! Das Wohlgefühl der guten Alten war vollkommen. Ihre beiden Söhne waren versorgt, denn auch der ältere hatte das Jawort der Hoferbin erhalten und gedachte noch in diesem Jahr als „Bauer" bei ihr einzuziehen. Wenn ihre Tochter nun überdies noch Meierin wurde — was konnte sie auf Erden noch wünschen?

Alles hatte sie — alles! Sie konnte ihre letzten Tage selig verleben und ruhig ihre Augen schließen.

Zunächst sollte das Glück ihres Ältesten besiegelt werden. An einem schönen Sonntag des Spätherbstes fuhr die ganze Familie mit Ausnahme der Regine nach dem Geburtsort der jungen Gröningerin ab, um im Hause der ebenfalls dort aufgeblühten Erwählten den Heiratstag zu halten. Mancher Bekannte sah dem fortrollenden Wagen heiter nach, und die am Wege Stehenden riefen dem Hochzeiter wohl auch einen fröhlichen Glückwunsch zu. In einem erweckte aber der Anblick des Gefährtes eine eigentümliche Empfindung. Sie waren alle droben auf dem Wagen — auch die junge Mutter mit den Kindern, die man den Großeltern zeigen wollte — alle, mit Ausnahme einer einzigen! Sie hütete das Haus — und war allein. — Bei diesem Gedanken fuhr ein Blitz in das Herz des Meiers und entzündete plötzlich ein Verlangen, diese eine in ihrer Einsamkeit zu sehen. Und wenn heute das schon gereifte Verhältnis besiegelt und verbrieft wurde, so sollte ein anderes doch auch einen wesentlichen Schritt vorwärts gebracht werden.

Regine saß um die dritte Stunde des Nachmittags in der Stube und nähte an einem Kleid für das jüngste Bruderkind. Sie war ganz allein, die Magd in ihrer Kammer, der Knecht im Stall und sonst niemand zu Hause. Die Sonne schien sanft durch das Fenster, tiefes Schweigen erfüllte den Raum, und nur die Wanduhr tickte stärker, als sie es sonst am Tage zu tun pflegt. Das Gesicht des zuweilen aufschauenden und von der Arbeit ruhenden Mädchens hatte einen seltsamen Ausdruck: heiter der Grundton, heiter der Blick der schönen braunen Augen, aber um die Lippen ein leises Spiel träumerischer Wehmut, auf eine ernste Empfindung deutend, die sich mitten unter frohen, zukunftreichen auch zu regen begonnen hatte. Woran dachte die Jungfrau? Sie war glücklich, sie wußte, daß das höchste Glück, das sie ersehnt hatte von Jugend auf, ihr zuteil werden sollte, sie wußte es mit völliger Sicherheit. Aber wieviel hatte sie erfahren und wieviel hatte sie leiden

müssen, um dahin zu gelangen! Und eine andere mußte fort aus dem Leben, fort, um ihr Platz zu machen und Einlaß zu gewähren in das Haus der Liebe, der Ehre, der Herrlichkeit!

Im Glück, angeglänzt und angeduftet schon von der seligen Fülle der Zukunft, empfand dieses Mädchen, wie nahe der Lust das Leid steht, wie die Lust geboren wird aus dem Leid und dieses einen Schatten wirft auf sie, weil die Seele sich daran erinnern muß. Es drängte sich ihr der Gedanke auf, wie aus der Lust auch das Leid geboren, der Glückseligkeit ein Ende gemacht werden könnte. War diejenige, die sie erwartete, doch allzu groß und weit über ihr Verdienst.

Seltsam! diese Regungen mitten im Glück waren dem Mädchen nicht unlieb, und sie ließ ihnen ihren Lauf. Sie hatte das Gefühl, daß sie damit nicht verlor, sondern gewann, daß es besser sei, im Glück an das Unglück zu denken, als blind glücklich zu sein. Nachdem sie mit einem Blick vor sich hingesehen, als ob sie dies innerlich erwöge, erhob sie den Kopf und sagte mit einer Ergebung, die etwas Feierliches hatte: „In Gottes Namen!"

Die Haustür, die nicht geriegelt, sondern nur „zugeschnallt" (eingeklinkt) war, ging auf. Regine errötete, der Ernst wich aus ihrem Gesicht und sie lächelte freudig. Sie wußte, durch Weissagung ihres Herzens, daß er's war, daß er sie besuchen wollte.

Was für einen Einfall hatte der draußen im „Tennen", etwas zu tun, was die Landleute sonst nur bei „Herrn" zu tun pflegen? Er klopfte an die Stubentür, sogar mit einer gewissen feinen Mäßigung. Aber die Regine ward nicht irre. Sie rief „Herein!" und sah hin — und sah, was sie erwartet hatte.

Der Meier trat ein und grüßte. Er war nicht verlegen, nur von einem Hauch natürlicher Befangenheit übergossen, der aber weit entfernt war, seinem freundlichen Gesichte zu schaden. — „Du bist allein, Regine?" begann er, als ob er verwundert wäre. — „Freilich," erwiderte das Mädchen aufstehend. „Meine Leute sind ja nach dem

Essen zum Heiratstag gefahren." — „Alle?" versetzte der Meier, als ob er nicht eben dies gesehen hätte. — „Jawohl," sagte Regine. „Hast du sie nicht fahren sehen?" Der ehrliche Mann zeigte bei dieser Frage eine Miene, die Regine begriff. Zögernd erwiderte er: „Das schon, aber der Wagen ist so schnell vorbeigefahren!" — Lächelnd sagte das Mädchen: „Nimm Platz," und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit.

Der Meier blieb stehen und betrachtete sie mit einem Ausdruck, als ob er von einem Gedanken getroffen wäre. „Du bist größer geworden," sagte er dann, „und schöner und stattlicher; aber wenn ich dich so anseh', muß ich doch an den Palmsonntag denken, wo du konfirmiert worden bist und ich zufällig in eure Gesellschaft gekommen bin. Grad da bist du an dem Tag gesessen, weißt du noch?" — „Jawohl," erwiderte Regine. „Damals haben wir uns gut unterhalten. Sei so gut und setz' dich."

Der Meier schaute sie an und entgegnete: „Damals hast du's besser mit mir gemeint, Regine. Du hast nicht gesagt: ‚setz dich!' sondern: ‚komm, setz dich zu mir!'" — Das Mädchen erwiderte: „Das kannst du auch jetzt tun. Ich hab' dir den Platz nicht vorgeschrieben."

Der Meier ließ sich das nicht zweimal sagen. Er setzte sich an den Tisch neben sie, immer noch mit Bescheidenheit, so daß ein kleiner Raum zwischen ihnen blieb, aber doch so nah, daß er den etwas ausgebreiteten Sonntagsrock des Mädchens berührte. Diese nähte weiter und sah auf ihre Arbeit; er desgleichen betrachtete das Werk ihrer Hände. Das Gespräch war abgerissen und keins empfand einen Antrieb, es wieder zu beginnen. Man hörte wieder nur die Uhr, und leise das Atmen der Liebenden. Sie fühlten sich in einem sonderbaren Zustand; nach der leichten Unterredung auf einmal beschwert, gehemmt, voll Scheu, aber das Herz voll süßer Empfindung, voll inniger Leidenschaft, die emporwogte in ihren Herzen und sich Bahn brechen wollte. Auf einmal richtete der Meier seinen Blick von den Fingern auf das Gesicht des Mädchens; sie, die es wahrgenommen, erhob und wendete ihr Haupt ihm zu —

und beide schauten sich, etwas verlegen zwar, aber mit der innigsten Liebe ins Gesicht. Da ergriff der Mann ihre Hand, welche die Arbeit sich entsinken ließ, und rief im gutmütigsten, herzlichsten Tone: „Regine — ich hätt' vielleicht noch länger warten sollen; aber sieh, ich kann nicht! — Du weißt, wie ich gegen dich gesinnt bin und was ich vorhab'. — Sag mir, willst du meine Frau werden?" Regine ward rot über und über, ihre Hand blieb zitternd in der seinen, ihr Herz schlug; aber ihre Lippen bewegten sich nicht, als ob das „Ja" nicht mehr nötig wäre. — „Sag's, Regine," wiederholte der Mann zärtlich drängend, „willst du die Meine werden?"

Die Augen des Mädchens waren feucht geworden, und glänzend von Liebe, glänzend von dem Tau der Rührung eines dankerfüllten Gemüts, richteten sie sich auf das treue Gesicht. „Ja," rief sie, „ja, Johann, ich will es werden und will's bleiben bis in alle Ewigkeit!" — „O du Gute!" rief der Liebende, indem er ihre Hand drückte. „Wer hätte geglaubt, daß es noch ein solches Glück auf der Welt gäbe für mich? O hab Dank — hab Dank tausendmal!"

Wie klangen diese Worte in das Ohr des Mädchens, die selbst unter der Last ihres Glückes und Dankes zu erliegen schien! — Es soll nicht verschwiegen bleiben: nun war sie es, die ihre Arme ausbreitete, um den geliebten Mann ans Herz zu drücken und ihre glühenden Lippen auf die seinen. — Endlich, endlich hatte sie ihn! Sie hielt ihn in den Armen — niemand konnte, niemand durfte ihn ihr nehmen — er gehörte ihr allein!

Nach einiger Zeit saßen sie vertraulich beisammen wie ein Brautpaar, das nach Sicherung der heiligen Dinge Rat hält über weltliche. Regine hatte an ihn die Frage gerichtet, was die Schwester dazu sagen werde! Und der Meier erwiderte: „Fürs erste nichts — du kennst sie ja. Aber sie wird sich drein ergeben, und wenn das geschehen ist, sich benehmen, wie's einer Schwägerin zukommt. Sie hat keinen Grund, sich über mich zu beklagen. Einmal hab' ich ihr nachgegeben, jetzt soll sie mir nachgeben." —

„Und die Mutter?“ fuhr das Mädchen fort. — „Der hab' ich gesagt, was ich tun will, hab' ihr gezeigt, daß es das Beste ist für mich und für alle — und sie hat's eingesehen und ihre Einwilligung gegeben.“ — „Das freut mich,“ rief das Mädchen lebhaft. „Nun,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen gutherzig fort, „die Schwester wird auch wieder gut werden. Sie wird sich überzeugen, daß ich etwas in die Haushaltung bring', was am Ende mehr wert ist als Geld. Und dann,“ fügte sie hinzu, „ein Bettelmädchen bin ich grad auch nicht! Ich hab' so viel, daß mancher mich gern zu seiner Bäuerin machen würde; und am Ende, von einem Mann, den man lieb hat, kann man sich auch was schenken lassen!“

„O Regine,“ erwiderte der Meier, „wenn du nur magst, was ich dir geben kann! — Ich brauch' ein Weib und meine Kinder brauchen eine Mutter, wie du bist! Nein, ich schenk' dir nichts, ich verlang' von dir viel mehr, als du von mir bekommst!“ — „Nun,“ versetzte die Jungfrau gerührt, „ich will dir geben, was ich habe, und tun, was ich kann. Du sollst an mir ein Weib haben, die dir treu ist — treu bis in den Tod — und deine Kinder eine Mutter, die so gut sein wird mit ihnen wie eine rechte Mutter. Was in meinen Kräften steht, Johann, das soll geschehen. Darauf geb' ich dir meine Hand! — Der Meier ergriff die dargebotene Hand und sein Auge weilte auf der Verlobten mit unendlichem Vertrauen.

Als am Abend die Familie heimkam, wurde sie von Regine mit Ausrufungen der Freude empfangen. „Alles in Richtigkeit?“ fragte sie mit schönster Teilnahme. — „Alles,“ erwiderte der Bruder; „Dienstag über vier Wochen kannst du eine Brautjungfer machen.“ — „Recht gern,“ versetzte das Mädchen. „Glück über Glück! Ich gratulier' dir, Bruder!“ — „Ich dank',“ sagte der wackere Bursch mit stolzer Freude, und lächelnd setzte er hinzu: „Mach, daß du bald nachkommst!“

Mutter und Tochter gingen miteinander in die obere Stube. Der alten Gröningerin war der feierliche Glanz in dem Gesicht des Mädchens aufgefallen, und wie diese

nun plötzlich ihre Hand faßte und zärtlich preßte, da ahnte sie, was vorgefallen war. „Nun?“ fragte die gute Alte. Regine erzählte ihr alles. Tränen traten dem Weib in die Augen. „Gott im Himmel,“ rief sie, „was bin ich für eine glückliche Mutter! Das hab' ich nicht verdient! Das ist zu viel für mich! Mädchen, wenn uns jetzt dein Vater sähe!“

Bevor der Meier und Regine auseinandergegangen, hatte sie ausgemacht, daß der Verspruch, solange die Trauerzeit währte, ein Geheimnis der beiden Familien bleiben sollte. Wenn aber die Dorfleute diesen selber nicht erfuhren, so hatten sie doch gleichfalls lange schon gemerkt, was der Meier im Sinn trug, und daß er keine andere nehmen würde als die Regine. Man machte gegen beide gelegentliche Anspielungen, aber teilnahmvoller und zarter, als dies sonst zu geschehen pflegt. Beide waren eigentliche Respektspersonen für das Dorf und von den meisten nicht nur geschätzt und gelobt, sondern geliebt.

Nachdem der Winter und mit ihm das Trauerjahr verflossen war, setzten die beiden Familien den Tag der Hochzeit fest. Dieser erschien und brachte das ganze Dorf in die froheste Aufregung. Wenn der Bauer vorzugsweise Sinn hat für Geld und Gut und für äußere Pracht, so ist er doch keineswegs unempfänglich, sondern oft sehr ergreifbar für Eigenschaften des Gemüts und des Charakters. Die Teilnahme bei der ersten Verheiratung des Meiers war groß gewesen; die jetzige war größer, schöner und wärmer. Man hatte in der letzten Zeit erfahren, wie lang' die Regine ihren Bräutigam schon im Herzen getragen, wie lange er selber an sie gedacht habe; und man sah nun eine wunderbare Fügung darin, daß sie zuletzt doch noch zusammengekommen waren. Man fand, daß die Regine für den braven und gutmütigen Meier auch viel mehr passe als die erste, weil sie, — gescheiter, geschickter und feiner wie jene, — doch ohne allen Stolz und von Herzen gut und freundlich sei. Man fand es gar schön, daß hier doch einmal wieder zwei Leute sich bekämen, die einander wert waren, daß es auch wieder einmal ging in dieser Welt, wie es gehen sollte. Als sich der Zug, der nicht

viel kleiner war als bei der ersten Hochzeit, in Bewegung setzte und der Bräutigam vorüberschritt, ernst und freudig, und nach den Männern die Braut erschien im Kopfputz der Jungfrau, das Antlitz an dem lauen Maitag fein gerötet, feierlich glücklich, über die Maßen schön, da wurde manches Auge glänzend von Anteil und manches naß von Tränen herzlichen Mitgefühls.

Das Fest im Wirtshause verlief in schönster Fröhlichkeit. Am Bräuteltisch saßen die Mütter des Paares, der Taufpate der Hochzeiterin, der ältere Bruder mit seinem jungen Weib, der jüngere Bruder und die Schwester des Meiers. Diese hatte ihr Herz endlich doch erweichen lassen und war zum Einzugstage gekommen, der Mutter zu helfen; und von Regine liebevoll empfangen und behandelt, hatte sie zuletzt freundliche Miene gezeigt. Jetzt saß sie am Tisch, würdevoll zwar und ernst, aber versöhnt; und als der Bruder ihr im Drang der Freude die Hand reichte, drückte sie diese und nickte ihm schwesterlich zu, als wollte sie sagen: es ist doch recht gegangen! Die Braut empfing reiche Geschenke vom ganzen Dorf, und alle, Gäste wie Nichtgäste, erfreuten sich der Holdseligkeit ihres Antlitzes. Alles ging nach bester Ordnung. Und wie nun zuletzt der „Ausing“ begonnen hatte, machte der Meier den jungen Leuten die Spielleute nicht lange streitig. Er trachtete fortzukommen aus dem Lärm in die Stille des Hauses, — und unter dem Blasen der Instrumente, unter dem Juhschreien der Burschen führte der Glückliche die Braut heim.

Zweites Buch.

Das glückliche Leben.

Eine wahre Ehe gehört nicht zu den besonders häufigen Erscheinungen in der Welt. Soll sie möglich werden, so muß die Verbundenen eine Liebe zusammengeführt haben, die zu dauern vermag. Die Naturen müssen einander so

ähnlich sein, daß sie gleichmäßig empfinden, und so unähnlich, daß sie sich wechselseitig ergänzen; was aber die Hauptsache ist: sie müssen beide gut sein — beide mehr geneigt zu geben als zu nehmen, zu leisten als zu fordern. Mit dieser Güte allein ist die Liebe der Treue fähig, und damit wahre Liebe, die, auf das Innerste gerichtet, mit der Zeit nur wachsen, an Umfang, Adel und Stärke nur gewinnen kann. Ist das, was man für Liebe hält, bloß eine Lust an flüchtigem Reiz, dann vergeht sie natürlich, wenn dieser selbst oder der Sinn dafür schwindet; ist es aber eine Lust am unvergänglichen Wesen des Geliebten und an der ganzen Person, dann besteht sie mit diesem Beständigen und steigert sich, je mehr dasselbe im Leben sich offenbart. Wenn zu alledem nun auch noch ein empfänglicher Sinn kommt für das Schöne und Erfreuliche überhaupt, eine Kraft, das Widrige zu tragen und zum Besseren zu wenden, und wenn die äußeren Verhältnisse, den Personen und Fähigkeiten entsprechend, auf ihre Neigungen und Fähigkeiten berechnet sind, dann knüpft sich allerdings ein Ehebund, wie er soll: eine unerschöpfliche Quelle von Lust für die Gatten, ein erhebender Anblick für den teilnehmenden Betrachter.

Es ist dafür gesorgt, daß uns diese Erscheinung nicht allzuoft vor Augen tritt. Häufiger sind Ehen, die man immer noch gute nennen kann, weil das Gute darin überwiegt. Man hat sich verbunden, man lebt und wirkt zusammen, und Neigung, Gewohnheit und gemeinsame Interessen bilden ein starkes Band für das ganze Leben. Ist man aber in den Hauptsachen einig, so verschlägt dies nicht, daß bei Gelegenheiten, wie der Tag sie bringt, nicht auch entgegengesetzte Meinungen hervortreten und in Kampf geraten könnten. Dabei wird ein Ehegatte die Ansprüche des anderen nicht weniger als angenehm empfinden, das minder Gute, was in dem einen und in dem anderen liegt, wird zum Vorschein kommen, und beide werden sich in diesen Momenten keineswegs von der schönen Seite sehen und durchaus nicht geneigt sein, das Glück des Ehestandes zu preisen. Dem Streit folgt allerdings die Ausgleichung, wie dem Regen der Sonnenschein; aber ebenso kommt es

nach dem Frieden auch wieder zum Kampf, und dieser durchläuft seine Entwickelungsstufen. So spinnt sich das Leben im steten Wechsel erfreulicher und unerfreulicher Dinge weiter, und ist es nun auch kein paradiesisches, so muß es doch für irdisch anregend und unterhaltend gelten. Wenn jener seltenere Bund einer Reihe von Festtagen gleicht, so besteht dieser aus rüstigen Werkeltagen, unter denen aber die Festtage zärtlicher Liebe und inniger Hochachtung nicht fehlen — ein Leben, in welchem zuletzt für beide Gatten, wenn sie eins ins andere rechnen, immer noch ein großer Gewinn übrigbleibt.

Darf man annehmen, daß die Zahl dieser Ehen zweiter Ordnung die der eigentlich schlecht zu nennenden bei weitem übertrifft? Ich möchte es glauben, da in unseren Kulturzuständen das Mittelgute überhaupt den größten Raum einnimmt.

Von den schlechten Ehen sind unstreitig die schlechtesten jene, wo die gegenseitige Abneigung zum Grimm über die bestehende Fessel und zum Hasse reift. Hier ist die Trennung ein Glück, der beste Gewinn in jedem Betracht; denn ohne sie kommt es entweder zum Verbrechen des einen Teils, der sich des anderen entledigen will, oder wenn beide aus äußeren Gründen zusammen fortleben, so machen sie Erfahrungen, nach denen sie in der Hölle nicht viel mehr werden zu lernen haben. Dagegen können zu den besseren von den schlechten solche gerechnet werden, die auf dem Lande häufiger vorkommen mögen als in der Stadt, Ehen nämlich, wo der Streit zwischen den Ehegatten tatkräftig durchgeführt wird und entweder der Mann, den bei dem Keifen des Weibes die Geduld verläßt, die schwächere, aber unerträglich sich benehmende Hälfte durch die Kraft seiner Arme zur Ruhe bringt, oder das energische Weib den Stiel umdreht und den Mann, der sich Ungebühr zuschulden kommen ließ, auf dieselbe Weise Mores lehrt. Solche Szenen sind in der Regel so gut motiviert, und die in Taten und Worten sich aussprechende Leidenschaft ist so wahr, so naturfrisch, daß die Nachbarn oft schon bei ihrem Höhepunkt zur Heiterkeit gereizt werden, nach der

Beilegung aber ohne Rückhalt dem Lachen und vergnügter Ausbeutung sich überlassen. Mit Recht; denn die Schläge sind denjenigen, die sie bekommen, in der Regel „gesund", und auch aus solchem Kampf erwächst Frieden und, auf eine Zeitlang, eine ganz wackere Verträglichkeit.

Im Ries wird noch jetzt gern das Lied gesungen:

Hat mich mein Mann geschlagen,
Ist doch mein lieber Mann usw.

Oder wie die Galanterie variiert:

Hat mich mein Weib geschlagen,
Ist doch mein liebes Weib usw.

Diese Reime drücken aus, wie solche Eheleute die Sache wirklich ansehen, mindestens in der Zeit der Versöhnung. Genau genommen führen solche Paare eine gewöhnlich gute Ehe, nur in etwas gröberer Form, insofern nämlich die Gegensätzlichkeit, die sich bei ruhigeren und gebildeteren Ehegatten mehr geistig, in Gründen und Gegengründen offenbart, hier in Handlungen sich verkörpert. Sie können immerhin miteinander fortleben und ihre Kinder erziehen, daß sie nicht schlechter und oft viel besser werden als sie selber.

Der Bauer in der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit seines Wesens macht gern Spaß und sieht auch gern etwas als einen Spaß an, solange es nur immer geht. Da er weder sich noch anderen allzuviel zumutet und nicht leicht zuviel hofft, so wird er auch selten enttäuscht und legt nicht den strengen Maßstab des Getäuschten an die Dinge. Er kennt nur ein Stück vom Leben, aber dieses kennt er genau, und in bezug darauf macht er viel seltener einen Rechnungsfehler als studierte Leute, die, um sicher zu gehen, erst ihre Ideale und Träume wegzutun oder zu modifizieren haben. — Der Bauer ist mit einem Wort ein praktischer Mensch, und wenn er nun einmal bemerkt, daß ein junges Ehepaar von lebhafterer Gemütsart den Himmel voller Geigen hängen sieht, so braucht er nicht besonders alt zu sein, um sie vor übertriebenen Hoffnungen zu warnen

und ihnen die Wandelbarkeit der menschlichen Ansichten und die Vergänglichkeit der irdischen Dinge mit Ernst und Laune vorzuhalten.

Überall kommen indes Ausnahmen vor. Es gibt Personen, von welchen auch der Bauer sieht, daß sie in ihren Eigenschaften und Verhältnissen eine Bürgschaft haben, glücklicher zu sein als andere: und wenn Eheleute gesund, gescheit und gut sind, alles genug haben und es auch verdienen, dann wagt auch er ihnen ein besonders schönes Leben in Aussicht zu stellen.

Als unser Meier die schöne Regine Gröninger heimführte, meinten sogar die Besonnensten im Dorf: „Wenn die nicht gut zusammen hausen und nicht ganz glücklich sind miteinander, dann ist's noch niemand gewesen.“ Die lebhafteren Naturen, besonders Weiber, drückten sich noch stärker aus und sagten geradezu: „Die haben den Himmel auf Erden!“ Und in der Tat, wenn das Paar mit seinem Glück auch immer in den menschlichen Grenzen blieb, so widerlegten sie doch den Kern dieser Prophezeiungen keineswegs. Sie lebten in Liebe und froher Tätigkeit sogar ein reicheres Leben, als das Auge der Welt zu sehen vermochte, und gaben ein schönes Beispiel, wie weit man es in ihrem Stande an Würdigkeit und an Lebensfreude bringen kann.

Für den Beginn war es gut, daß die Verheiratung zugleich in die schönste und die am wenigsten beschäftigte Zeit des Jahres gefallen war. Zur Vertiefung in das Glück und zur Verinnerlichung desselben gehört eine gewisse Muße. Hat es doch Martin Luther an der Mosaischen Gesetzgebung gerühmt, daß sie den Bräutigam ein volles Jahr von Ämtern und Lasten entbunden und damit zur vorherrschenden Pflege des Glückes befähigt habe. Unseren Ehegatten waren vor den Haupternten nur einige Wochen gegönnt; aber in ihnen lebten sie den Wonnemond der Ehe und berauschten sich an dem Dufte der Blüten dieser Zeit, an den Blüten der Zärtlichkeit, die in dem Verkehr der Liebenden so tausendfach aufsprießen. Diese Tage waren so reich für sie, daß sie das Gefühl des vollkommensten

Genügens hatten, ohne die Schönheit und den Reiz dessen, was ihnen zuteil geworden, auch nur um einen Hauch geringer zu empfinden. Sie gingen durch die schöne Zeit hin mit jener frohen, ruhigen, stetigen Trunkenheit, wie sie vielleicht nur bei so einfach und stark organisierten Naturen vorkommt.

Die Welt läßt gewisse Ausdrücke zu Redensarten werden, wobei man sich nur mehr teilweise zu denken pflegt, was der Erfinder tief und ganz gedacht haben mußte. Die Natur führt aber dann immer wieder Erscheinungen vor, die auf den vollen Sinn hinweisen, so daß dem Betrachter ein Licht aufgeht über die Bedeutung des Wortes und er es wiederholt mit ursprünglicher Empfindung.

Wenige Tage nach der Hochzeit unserer Leute kam ein studierter Verwandter des Meiers wegen einer Anfrage in Familiensachen zu ihnen. Er traf das junge Weib allein im Hof, erkundigte sich und hörte ihre Antworten, indem er sie betrachtete. Aus dem Gesicht sprach ein so innig heiteres Genügen, und zugleich malte sich darin so reizvoll die tiefe Süßigkeit ihrer Empfindungen, daß der Gebildete zum erstenmal die Wahrheit eines oft gebrauchten Wortes begriff, und während er den Meier aufsuchte, für sich hinmurmelte: „Honigwochen! — wie treffend und wie schön!" — Dieser noch unverheiratete, aber gleichwohl nicht mehr ganz junge Mann war einer von den Guten; darum hatte er seine Freude an der ihm gewordenen Anschauung und behielt sie im Gedächtnis.

Die junge Frau richtete vor allem den Haushalt nach ihrem Kopf ein. Ein Sinn für größere Zierlichkeit, als man sie gewöhnlich auf dem Lande findet, war ihr angeboren und hatte seine Ausbildung schon im väterlichen Hause, noch mehr in der Stadt erlangt. Mit Lust ging sie nun daran, in den Räumen, die ihr gehörten, alles so zu ordnen und zu halten, daß es schön anzusehen und leicht zu gebrauchen war. Sie tat es ohne Geräusch, eins nach dem andern. Aber schon nach wenigen Tagen bemerkte der Meier, daß er nicht nur ganz wieder in seine frühere Bequemlichkeit zurückgekehrt war, sondern daß auch alles

um ihn her freundlicher und appetitlicher aussah, wie namentlich in der letzten Zeit; er nahm wahr, daß das Essen besser, der Kaffee wohlschmeckender sei; er sah, daß auch die beiden Kleinen reinlicher „abgekost" (gewaschen) und schmucker angezogen waren als sogar bei ihrer rechten Mutter, und alles das erfüllte ihn mit innigem Behagen.

Durch gelegentliche Vorschläge und Mahnungen wirkte die Meierin auch auf Räume, die nicht unmittelbar zu ihrem Bereich gehörten. Nicht lange stand es an, so war der Hof sorgfältiger gekehrt wie ehedem, in der „Schupfe" nicht mehr alles so durcheinandergeworfen, und sogar im Kuhstall eine verhältnismäßige Reinlichkeit hergestellt. Die Gebäude selbst ließen ohnehin nichts zu wünschen übrig und harmonierten ohne weiteres mit der Wirtschaft. Der Bauer pflegt nämlich die unschönen Mängel daran, die der Zahn der Zeit bewirkt hat, gern noch vor dem „Einzug" tilgen zu lassen, und das war auch bei dem Meier geschehen.

Unter den Landleuten des Rieses mochte es zu jener Zeit kein Paar geben, das sich einer Begabung und Bildung rühmen konnte, wie sie das unserige besaß. War die junge Frau von der Natur bedeutender ausgestattet und durch ihre inneren und äußeren Erfahrungen besser geschult, so zeichnete doch auch den Mann ein offener Kopf, ein im Vergleich mit seinen Kameraden feinerer Sinn aus, während seine bisherigen Schicksale auch ihn mehr zum Nachdenken und zur Einkehr in sich selbst angeregt hatten. Beide wußten sich auch äußerlich gut zu benehmen, einen vornehmeren Gast, der sie etwa besuchte, schicklich zu empfangen und zu unterhalten, und der Meierin stand dabei, wenn sie es darauf anlegte, ein fast ganz reines Hochdeutsch zu Gebote. Aber beide waren und blieben doch Landleute, Bauern mit Leib und Seele, und errichteten nur aus dem gegebenen Material ihrer Arbeiten und Freuden das Gebäude ihres Wohlseins. Den reicheren und edleren Schatz im Herzen, blieben sie doch ganz in ihrem Kreise und suchten diesen nur so schön als möglich zu gestalten.

Die gewöhnliche Lebensweise im Hause eines begüterten

Rieser Bauern ist kurz beschrieben. Früh steht man auf. Die Familie trinkt im „Kanzley" Kaffee, den sie durch ein erkleckliches Quantum Tunke nahrhaft macht, die Ehehalten essen in der Stube Suppe. In der Mitte des Vormittags „geht man zum Brot", das für die Eigentümer durch Butter oder Fleischreste verbessert wird. Um elf Uhr, unter dem Läuten der Kirchenglocke, setzt man sich zum Mittagessen. Das Vesperbrot befeuchtet sich die Familie gern durch braunes oder weißes Bier, und noch vor dem Betläuten wird die Abendmahlzeit eingenommen. Man geht früh zu Bette, um früh wieder aufzustehen.

Die patriarchalische Sitte, mit den Ehehalten zu essen, ist bei wohlhabenden Rieser Bauern schon geraume Zeit in Abgang gekommen; wie ich glaube mit Grund. Daß eine begüterte Familie besser essen will als ihre Dienstboten, ist ihr nicht zu verdenken; in diesem Falle ist es aber humaner, die leckeren Bissen von ihnen ungesehen — eben im Kanzley — zu verzehren und in ihnen nicht Begierden, denen die Befriedigung versagt bleibt, und melancholische Betrachtungen anzuregen. Für die Untergebenen muß es genug sein, daß auch ihr Essen verhältnismäßig gut und reichlich ist; und so wurde es ihnen im Hause des Meiers auch geliefert, was die runden und roten Gesichter der drei Knechte und zwei Mägde männiglich bezeugten.

Regine, wenn sie die Ehehalten nicht vernachlässigte, lebte freilich ganz besonders für ihre Familie. Bei ihrem Herzen und ihrem Tätigkeitstrieb war es für sie ein eigentlicher Gewinn, daß sie gleich Kinder zu versorgen bekam und als Mutter sich bewähren konnte. Sie liebte die gutartigen Kleinen mit natürlichem Wohlwollen, doppelt als Kinder ihres Mannes, und behandelte sie ganz, als ob es ihre eigenen wären; und die Kinder gewöhnten sich von Tag zu Tag mehr an sie, vergalten ihre Sorge durch Folgsamkeit und zuweilen, von der Guten und Schönen geliebkost, durch wahre Zärtlichkeitsausbrüche.

Auch eine Schwiegermutter im Hause zu haben war dem jungen Weibe lieb. Zur ganzen Familie gehört auch die Repräsentation des Alters, der Erfahrung: „der

Äh'le" (das Ähnlein) oder „das Ah'le" (das Ahnlein) — wenn es nicht alle zwei sein können. Es ist gut, wenn das regierende Paar noch eine Respektsperson über sich hat und ihre Stimme hört, sei diese auch nur eine beratende; und in einem gesegneten Hause muß man neben vergnügten glatten Gesichtern auch vergnügte runzelige erblicken.

Auf die Züge der alten Meierin solch Vergnügen zu locken, verstand Regine durch ihr Benehmen sowohl gegen sie wie gegen ihren Sohn und ihre Enkel, und schon darum freute sie sich ihrer und holte ihr Gutachten ein und ließ sich von ihr helfen oder half ihr selber. Die Alte ihrerseits konnte der freundlichen Söhnerin nicht widerstehen. Hatte sie bei der ersten ihre Ehre gehabt, so fühlte sie, daß sie bei der zweiten das Bessere dazubekam. Es ward ihr warm ums Herz und immer heimlicher im Hause.

Unter solchen Umständen, bei Gesundheit, Arbeit, wechselseitiger Neigung und gemütlicher Unterhaltung über Dinge, die für sie tatsächliche Bedeutung hatten, mußte Frohsinn im Hause des Meiers regieren und schon jeder Werkeltag ein Tag des Vergnügens sein. Die schönste Zeit aber wurde für unser Ehepaar der Sonntag.

Dieser hat auf dem Lande unstreitig viel mehr seine festliche Bedeutung erhalten als in der Stadt, namentlich wenn man die höheren Klassen der städtischen Bevölkerung ins Auge faßt. Nicht nur gehen die Dorfleute viel allgemeiner und regelmäßiger in die Kirche, der ganze Tag ist dem Bauer ein wesentlich anderer als die Wochentage, und er selbst hat sich verwandelt. An den Wochentagen ist sein Sinn auf die Arbeit gerichtet und fast ganz nach außen gezogen; am Sonntag winkt ihm die Ruhe, die nach angestrengter Arbeit so süß ist; und ihr sich hingebend und in ihr sein Inneres gewähren lassend, wird er ein anderes, sozusagen höheres Wesen. Von Anfang an hat an diesem Tage alles für ihn einen feierlichen Charakter. Wiederholt erschallt das einfache Turmgeläute, ihm zu sagen, daß er sich festlich anzukleiden

und zum Kirchgang zu bereiten habe. Und er legt sein bestes Gewand an — lauter Stücke, die er an Werktagen niemals trägt — und ergeht sich schon vor dem Gottesdienst, in sich gekehrt, mit träumerischem Ernst in seinem Hof, seinem Garten, oder wechselt mit einem Nachbar trauliche Reden, wobei der derbere Ton der Wochengespräche mit natürlichem Takte vermieden wird. Das „Zusammenschlagen“ (das Läuten mit zwei Glocken) ruft ihn in die Kirche, und wenn die Predigt nicht immer geistliche Gedanken in ihm erweckt, so regt sie doch fromme Gefühle in ihm an und gibt ihm eine beruhigte, würdige Haltung. Freier und leichter und für weltlich angenehme Dinge empfänglicher, geht er nach Hause und verzehrt in ungestörtem Behagen das bessere Mahl, um dann ruhend oder langsam umherwandelnd das Wohlgefühl der Sättigung zu genießen. Die Zeit nach dem zweiten Gottesdienst, der Betstunde oder der Kinderlehre, wendet er auf einen längeren Spaziergang, oder er sucht Befreundete auf, in ihrem eigenen Haus oder im Wirtshaus. Gespräche werden gepflogen, ernster, milder und gehaltvoller als an Werkeltagen, wo das Eingehen auf den Gegenstand versagt bleibt. Auch im Wirtshause bewahrt der gestandene Mann seine Gravität; und wenn bei gutem Trank die Köpfe sich endlich erwärmen, die Zungen kecker und die Reden lustiger werden, so ist das auch nur eine Erhebung in eine höhere Region — in die Sphäre der reinen gemütlichen Fröhlichkeit.

Am Sonntag konzentriert sich für den Bauer, was man in der Stadt alle Tage oder wenigstens öfter in der Woche hat. Am Werkeltag mehr Bauer, ist er am Sonntag mehr Christ und Mensch, innerlich gesammelter, beglückter und durch seine vollständige Tracht sogar auch äußerlich vollkommener. Der Sonntag ist für den Bauer nicht nur der vorzugsweise heilige Tag, sondern auch die Zeit, wo sich nach den Stunden der Andacht alles in ihm regt, was wir als „poetisch“ bezeichnen, er selbst aber mit einem auch nicht übeln Worte „schön“ zu nennen pflegt. Und wer das Landvolk nicht am Sonntag beobachtet, in allen wesentlichen Momenten desselben beobachtet und

wiederholt beobachtet hat, der kennt es nicht und weiß nicht, wieviel Schönes in seinem Leben vorkommt.

Im Meierhause trat dieser Charakter des Tages unstreitig reiner hervor als in irgend einem anderen des Dorfes. Schon die Räume hatten hier ein festlicheres Aussehen. Die junge Frau ließ die Stube Samstag abends regelmäßig „fegen“ (mit weißlichem Sande scheuern), frühmorgens aber sprengen und sorgfältig kehren, so daß die Weiße des Bodens blieb, während die gröberen Sandkörner entfernt wurden. Die Fenstersimse, der eichene Tisch, die braunen Stühle und Bänke erfuhren eine besondere Reinigung. Und wenn durch die hellen Fenster nun die Morgensonne schien, so gewährte das Ganze einen Anblick, der an Heiterkeit und Heimlichkeit seinesgleichen suchte.

Es begreift sich, daß der Familie in dem Kanzley, dessen Fenstersims mehrere Blumenstöcke zierten, der Kaffee unter diesen Umständen noch besser schmeckte als an einem Wochentage, zumal das Backwerk in der Tat feiner und frischer war. Die Kinder erfreuten sich ihres schönen Anzugs und liefen nach dem Frühstück mit größerem Selbstgefühl in Haus und Hof umher, unterhielten einen naiven Diskurs mit den freieren Ehehalten oder scherzten mit Hund und Katze. Das Ehepaar, durch das erste Läuten gemahnt, dachte an den Zweck des Vormittags, und der Meier, der einen Teil seiner Kleidung angezogen hatte, rief die Meierin zur Vollendung herbei.

Zu Anfang seines Hausens hatte ihm seine erste Frau (wie es auf dem Lande nicht ungewöhnlich ist) das schwarzseidene Halstuch eigenhändig umgebunden und den weißen Hemdkragen passend darübergezogen. Später war dies, wie so manches andere, von ihr unterlassen und der Mann genötigt worden, sich den Dienst selber zu leisten. Als nun am ersten Sonntag nach ihrer Hochzeit Regine bemerkte, daß er die Arbeit nicht sehr gewandt vollzog, schlug sie ihm vor, sich von ihr helfen zu lassen, und schlang das Tuch so geschickt um den Hals und zog es zurecht, bis es ganz korrekt saß. Dem guten Meier wurde bei dieser Verrichtung so behaglich zumute, die Finger

des lieben Weibes an seinem Halse zu fühlen erschien ihm so angenehm, daß er von da an nie mehr einen Versuch machte, die Kunst selber zu treiben, sondern behauptete, so, wie's sein sollte, könne er's doch nicht machen, und ohne die Meierin ging's nicht. Sie half ihm auch den tuchenen Rock noch anziehen und strich und zog daran, bis er glatt saß, reichte ihm den Hut und weidete sich an dem schönen Mann, oder pries ihn lächelnd mit einer halb scherzenden, halb zärtlichen Miene. Ihren eigenen Anzug besorgte sie dann in der Kammer mit Hilfe der Schwieger, und wenn das Läuten anfing, standen beide bereit, zusammen in die Kirche zu gehen.

Im Gotteshause wurden die klaren, einfach herzlichen Worte des dermaligen Geistlichen vielleicht von keinem Besucher ihres Standes mehr begriffen und empfunden als von der jungen Meierin. Im Ries gibt es fast in jeder protestantischen Gemeinde einzelne „Fromme" oder „Pietisten", die zusammenhalten, zusammen sich erbauen und, um ihre geistlichen Bedürfnisse zu befriedigen, oft stundenweit zu demjenigen Prediger in die Kirche gehen, der ihnen die Speise des Wortes am entsprechendsten darreicht. Zu dieser Art von Landleuten, an denen allerdings ebensoviel zu rügen wie zu rühmen ist, deren beste und wahrste Repräsentanten aber ohne Frage zu den geistig aufgewecktesten Persönlichkeiten der Bevölkerung zu rechnen und höherer Bildung die Hand zu reichen fähig sind — zu diesen gehörte, wie man gesehen, Regine nicht. Sie war eine Natur — eine gute Natur, treu, liebevoll und dankbar; — allein die Flamme jener besonderen religiösen Empfindung, welche in den echten Frommen brennt und diese in eine eigentümliche Sphäre des Seelenlebens erhebt, glühte nicht in ihr und konnte sich nicht verwandelnd an ihr bewähren. Sie blieb auf dem Boden des ursprünglichen Lebens, in dem Kreis der Natur; und hier zur schönen, herzerfreuenden Erscheinung auszureifen, war ihr Los, ihr Beruf. Pflegte sie aber geistliches Leben nicht in der Weise, die den protestantischen Pietisten in ihrer Flucht von der Welt etwas Mönchisches gibt, und machte sie aus der

Frömmigkeit im guten und schlimmen Sinne des Wortes „kein Handwerk“, so war ihr doch eine christliche Religiosität eigen, wie man sie auf dem Lande in den begabteren Naturen glücklicherweise auch nicht selten findet — die natürliche Frömmigkeit eines ernsten, festen und dankbaren Herzens. Sie vergaß Gott über ihrer Liebe, über sich selbst und ihren Tagesarbeiten keineswegs und dachte nicht nur in der Kirche an ihn; in einsamen Momenten, wo sie ihr Glück überlegte, fühlte sie es als unendliche Gnade, und es drängte das gerührte Herz, den Geber dafür zu loben und ihn mit kindlicher Innigkeit um Erhaltung desselben anzuflehen.

Für solche Naturen ist aber doch recht eigentlich die Kirche da. Wenn die „Frommen“ ihrem Gott bei jedem Schritt zu dienen und dem Wort: „Betet ohne Unterlaß“, so vollständig als möglich nachzukommen suchen, so halten sich jene an den Salomonischen Spruch: „Alles hat seine Zeit“, und geben sich nach Gottesdienst und Gebet weltlicher Tätigkeit und Freude wieder mit ganzer Seele hin, indem sie sich im Disput mit dem Frommen, der natürlich nicht fehlt, auf den angeführten und ähnliche Sprüche berufen. Solche Naturen brauchen denn auch recht eigentlich den Geistlichen, der sie zu rechter Zeit in die religiöse Sphäre, nach der sie verlangen, leitet und ihnen das gewünschte Licht spendet. Sie verehren ihn dann auch als wahren Führer, als den höheren Geist, der es nach ihrer Ansicht verstehen muß und auf den man sich verlassen kann, während die Frommen sich ihm eher zur Seite stellen und unter Umständen merken lassen, daß sie in geistlichen Dingen noch viel besser Bescheid wüßten als der Pfarrer — was denn zuweilen auch seine Richtigkeit haben mag.

Der Geistliche des Ortes, der einigen darin ansässigen Pietisten nicht ganz genügte, weil seine Predigten am Ende doch nicht die „Kraft“ hatten, die sie verlangten, war aus demselben Grunde der rechte Mann für Regine. Die Art, wie er mit der Wärme des Herzens Klarheit verband und durch eine wohlgegliederte, bündige Rede zu überzeugen, Religion und Natur im Sinne der Religion auszugleichen

suchte, entsprach ihrem Wesen, das Überzeugung wünschte, aber auch begabt genug war, um die beweisenden Gründe zu würdigen. Sie gehörte zu den wenigen, die der Predigt von Anfang bis zu Ende folgten. Wenn sie in der ersten Reihe der Stühle an dem ausgezeichneten Platze der „Meierin“ saß und fast unbewegt vor sich hinsah, sprach aus dem Gesicht ein so schöner Ernst, daß jeder feinere Beobachter sich überzeugte: für sie ist die Predigt nicht eine Art Musik, die nur eine Stimmung hervorbringt, sondern eine Entwickelung von Argumenten und eine Beleuchtung, wodurch etwas vorher Dunkles klar gemacht wird.

Was von Regine gesagt werden konnte, galt auch von dem Meier, nur in weniger tiefer und konsequenter Art. Von ihm möchten wir gerade nicht behaupten, daß er der Predigt immer gefolgt sei und seine Gedanken niemals entweder zu anderen Gegenständen entweichen oder in den Strom eines allgemeinen Gefühls habe versinken lassen. Manchmal, wenn die Meierin auf etwas hindeutete, was ihr in der Predigt besonders gefallen habe, mußte er sich's von ihr wörtlich anführen lassen, um sich dann auch seinerseits lebhaft wieder daran zu erinnern und in ihren Beifall einzustimmen. In der Regel faßte er aber doch auf, besonders wenn ihn Text und Einleitung wißbegierig gemacht hatten; dann ging er nicht nur im gewöhnlichen Sinne erbaut, sondern auch belehrt aus der Kirche.

Wieviel ein guter Geistlicher dem Landvolk werden kann, ist noch nicht gebührend hervorgehoben. Den Erzähler, dessen Beruf es ist, gerecht zu sein und weder pro noch contra zu übertreiben, hat wiederholt der Gedanke getroffen, wie gegenwärtig in jedem Winkel des Landes die größten Wahrheiten gelehrt und hier und da sogar klarer, schöner und herzlicher erläutert werden als vom Katheder aus. Er hat auch gefunden, daß einzelne der Gemeinde sie manchmal besser begreifen, als es vom Auditorium aus zu geschehen pflegt, daß am Ende auch, dem Mindestfähigen noch immer etwas mitgegeben wird, was ihn respektabler macht, als er vorher war. Diejenigen die daran denken, von dem Lichte der Wissenschaft auch dem

Landvolk einzelne Strahlen zugehen zu lassen, werden finden, daß der Bauer zur Aufnahme derselben durch Unterricht und eigene Erfahrung vorbereiteter, als Unkundige meinen, und eben zur Erkenntnis des Wesentlichsten und Besten befähigt ist, wenn ihm dieses nämlich in der Sprache geboten wird, die er gelernt hat und versteht.

Wenn unsere Eheleute vor dem Kirchentor sich trafen und heimwandelten, fühlten sie sich beide innerlich erhellt und gekräftigt; Himmel und Erde kamen ihnen lichter und schöner vor und hatten sogar an Regentagen einen gewissen Glanz, den sie in der Woche nicht daran bemerkten. Die reingehaltene Wohnung heimelte sie freundlicher an wie sonst, das Tischgebet wurde mit mehr Empfindung gesprochen und gehört, und das Essen schmeckte noch viel besser, als es wirklich besser war.

An diesem Tag gab die junge Frau dem Mahl auch seine Vollendung durch Kaffee, was sonst nur bei achtungheischenden Besuchen der Fall war. Die gemütliche Beschäftigung des Trinkens begünstigte ein trautes Gespräch, und wenn die Kinder in den Hof gelaufen, die Großmutter in die Betstunde gegangen, blieben die Gatten oft noch eine Zeitlang allein im Kanzley. Da kam es, daß mitten im häuslichen Diskurs die Liebe in den beiden Herzen zu wallen begann, daß sie sich schweigend die Hand reichten und eins in das andere mit zärtlichen Blicken die ganze Fülle seines Innern ergoß.

War der Tag schön, so zog sie's ins Freie. In der Regel gingen sie in ihren großen, schönen Garten, spazierten umher, betrachteten Bäume und Sträucher, Blumen- und Gemüsebeete, freuten sich an der Schönheit der Blüten, schätzten den zu hoffenden Ertrag der Nutzpflanzen, machten Verbesserungspläne und gaben sich dem tiefbehaglichen Gefühl hin, daß alles, was sie sahen, ihr Eigentum sei.

Zuweilen fügten sie daran einen längeren Spaziergang in die Feldung. Sie wandelten nebeneinander, nacheinander Fahr- und Fußwege der Saaten, hatten ihr Vergnügen an dem wogenden Segen, gönnten allen das Ihre, freuten sich aber doch insbesondere an den eigenen

Äckern. Diese wurden von dem Meier näher geprüft, und wenn er sah, daß das benachbarte Stück weniger dicht gewachsen war und mehr Unkraut hatte, so ermangelte er nicht, mit Bedeutung darauf hinzuweisen, wieviel eben darauf ankomme, das Feld gut zu bauen. Schien die Sonne zu warm, so ließ sich das Paar wohl noch in die Kühlung eines Waldstücks verlocken, das der Gemeinde gehörte. Hier ergötzten sie sich kindlich an dem Gesang der Amsel oder der Grasmücke, sogen den erfrischenden Duft des Waldes ein, warfen einen taxierenden Blick auf den Holzwuchs und machten sich dann auf den Heimweg.

Zu den wiederkehrenden Sonntagsvergnügungen gehörten wechselseitige Besuche der beiden nächstbefreundeten Familien, die natürlich auch sonst im engsten Verkehr standen. Wenn die alte Meierin das Paar mit freundlichen Augen ansah, so hing die alte Gröningerin an demselben mit Bewunderung. Wie oft sie „ihre Meierin" auch gesehen, bei jedem neuen Anblick erfüllte sich ihr Herz wieder mit stolzer Freude und mit der zärtlichsten Liebe. Auch Bruder und Schwägerin bildeten sich förmlich etwas auf sie ein. Sie hatte es eben von allen doch am weitesten gebracht; sie war die gefeierte Person des Dorfes, die Zierde der Familie, und neidlos ordnete sich ihr auch die Schwägerin unter, zufrieden, so nah mit ihr verwandt zu sein. Wie gut Regine auch war, sie benahm sich doch unwillkürlich wie eine etwas höher Stehende und ließ sich anerkennen und loben, ohne dawiderzureden, wenn es nur nicht gar zu arg wurde. Vielleicht sah sie, daß es den Leuten von Herzen ging und Freude machte, und sie scheute sich, den Erguß wirklicher Liebe zu stören.

Von den Seinen ganz nach Sinn und Wunsch unterhalten, ging der Meier selten ins Wirtshaus; und wenn er sich dazu entschloß, so geschah es um ein Gutes später als ehedem, wo er immer bald nach der Betstunde einzutreffen pflegte. Seine Kameraden machten ihm das erste Mal gutmütige Vorwürfe und neckten ihn; aber ein alter Bauer, der mit einer exemplarisch häßlichen „Graunzerin" (Grunzerin, Keiferin) gesegnet war und deswegen einen

natürlichen Hang zum braunen Bier in sich ausgebildet hatte, rief mit Laune: „Was wollt ihr! Wenn ich ein solches Weib zu Hause hätte, ging' ich gar nicht ins Wirtshaus." Diese Rede war in doppeltem Sinne komisch; die Kameraden lachten und einer versetzte: „Das ist doch zu viel g'redt. Früher wär's vielleicht einmal gegangen, aber jetzt wär's nimmer möglich." — „Bah," erwiderte der Alte, „das versteht ihr nicht. Das Bier ist gut und schmeckt vortrefflich; aber besser ist besser." Und mit dem Meier anstoßend setzte er hinzu: „Nun, Johann, sie soll leben! Was hilft uns das Wünschen? Du hast sie einmal, dir gehört sie, und wir können uns das Maul wischen. G'segn' es dir Gott!"

Der Meier lenkte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand, denn er wußte, daß der Alte in der Bierlaune nicht immer „in der Art" blieb. Als er aber nach der ersten Maß den Geldbeutel zog, um zu bezahlen, und die Kameraden ihn halten wollten, verzog sich die ernstgewordene Miene des alten Gesellen wieder zum Satyrlächeln. „Laßt ihn gehen," rief er; „ihr wißt ja, wie's einem ist in den ersten vier Wochen — da hab' ich sogar die Meinige nicht genug kriegen können. Nun," setzte er zu dem jungen Manne gewendet hinzu, „grüß mir sie schön! — Und laß dir das Nachtessen mit ihr schmecken!" Der Meier ging und befolgte den Rat.

Nach der Mahlzeit dauerte die Unterhaltung der Familie niemals lang'. In Erwägung und Bestimmung der morgenden Arbeiten schloß man den Sonntag ab, und schon angeweht von dem irdisch frischen Hauch der Arbeitstage, mit den Vorsätzen neuer Tätigkeit begab man sich zur Ruhe.

Die Flitterwochen des Paares wurden durch eine Anzahl Regentage verlängert, die das ökonomische Herz des Meiers unter anderen Verhältnissen mit bedeutendem Unmut erfüllt hätten, jetzt aber mit bestem Humor ertragen wurden. Endlich kam schönes Wetter und die Ernten begannen. Sie brachten ernstlichere Arbeiten, aber auch neue Genüsse und Freuden.

Das Machen und Beiführen des Heues ist nicht nur die reinlichste, sondern, wenn man sie nicht überhasten muß, auch die leichteste und angenehmste Beschäftigung. Darum pflegen sich Weiber und Mädchen zu ihr auch schmucker anzuziehen und zumal in frischweißen Hemdärmeln anderen und sich selber gefälliger zu erscheinen. Der sonnige Tag, das von den Dorfleuten weithin belebte Wiesental, der Wohlgeruch, den das bewegte Heu verbreitet, alles trägt dazu bei, Sinn und Seele zu erquicken und heiter zu stimmen.

Wie erfreulich ist der Anblick eines hochgeladenen Fuders, das der Oberknecht mit wohlgenährten Rossen langsam dem Dorfe zuführt! Mit welchem Behagen geht man an die Ladung des zweiten Wagens! Allein ohne alle Störung verläuft der „Heuet" selten, und manchmal wird den rüstigen Armen eine gewaltige Anstrengung zugemutet, die indessen als süße Frucht nur ein geschärfteres Vergnügen erzeugt.

Wenn man eine Reihe von Tagen spielend gearbeitet hat, können sich am Horizont Wolken erheben, die als drohend erkannt werden und die Menschen zu einem Wettlauf mit den atmosphärischen Mächten nötigen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die Landleute sich selbst zu übertreffen und in trunkenem Eifer, übrigens unter humoristisch antreibenden Reden und gelegentlichen Ausbrüchen von Heiterkeit, wenigstens doppelt so viel zu leisten als vorher. Wie prächtig dürr ist das Heu und wie voll von Wiesenklee! wie jammerschade daher, wenn es der Regen durchnetzte und ihm die Kraft wegnähme! Dieser Gedanke stachelt den Haushalt des Bauern, das fast Unmögliche zu versuchen; und es gelingt. Der Himmel ist tiefschwarz, große Tropfen fallen einzeln herab und erzeugen Blasen im Fluß; aber schon bewegt sich das letzte Fuder auf dem Feldweg rasch ins Dorf, und wenn unter Donner und Blitz der Guß beginnt, ist es auf der Tenne des Stadels geborgen. Welch ein Gefühl des Sieges und der Rettung! Man preist und erhebt sich wechselseitig; man freut sich im Namen des Viehes, das so glücklich ist, das köstliche Futter zu genießen, und setzt sich schweißbetaut, aber leuchtend

zum extraguten Vesperbrot und Trunk. Mit gründlichem Wohlgefühl hört man das immer stärkere Regengeplatsche draußen, während man selbst so reichlich wie seit lange nicht das Bier durch die Kehle strömen läßt. Denn wie dieses dem ermüdeten Leib, so ist der Regenguß der Wiese gesund und gibt ihr Kraft zu neuem Trieb, zur Erzeugung eines ebenso guten und reichlichen „Ohmeds“.

Die bedeutendste, edelste Ernte — die „Ernte“ oder rieserisch „die Ähret“ schlechthin — ist die Getreideernte. Daß sie einen glücklichen Verlauf nehme, ist für den Bauer die Hauptsorge, und wenn das geschieht und wenigstens die meiste Frucht unverdorben heimgebracht wird, ist die Befriedigung auch die größte und nachhaltigste. Um dieses Segens willen, der vor allem den Menschen zugute kommt und die Welt erhalten hilft, kann man sich wohl auch doppelt anstrengen und hier und da in Ertragung der Hitze das Äußerste leisten. Ist der Schatz in Sicherheit, dann kühlt man sich wieder; die Mühe ist vergangen, die Freude dauert.

Der Anblick einer Getreidefeldung in der Zeit der Ernte hat etwas unendlich Erheiterndes. Diese Wirkung beruht nicht nur in dem Bewußtsein des Segens, der nach Hause gebracht wird, um wieder ein Jahr die Menschen zu nähren und zu erfreuen — auch das Lichte, Sonnige, Geistige der Farbe trägt dazu bei. Ist es nicht eigentlich die Farbe der siegreichen Heiterkeit? Und mitten in diesem Meere von Segen, wie glänzen die Gesichter der Landleute! Wie fröhlich klingen die wechselseitigen Grüße! Wie herzlich empfunden das Lob des Wetters und des guten Gottes, der es so schön werden ließ!

Das Erfreuliche bei der Landwirtschaft ist aber, daß in der guten Jahreszeit die Ernten eigentlich gar kein Ende nehmen. Nach dem Einführen des Getreides werden die Erbsen „gerissen“; die Lieblingspflanze der Weiber, der Flachs, wird „gelochen“ und zum Dörren auf die Stoppelfelder gebreitet. Dann geht es ans „Ohmed“; und wenn dieses auch nicht so reichlich ausfällt wie das Heu, so ist es um so feiner und zarter, ein wahrer Leckerbissen

für die Tiere, welche schön herauszufüttern eine Ehrensache des Bauers ist. Endlich sieht man Wagen mit „Erdbirn“, mit Rüben, mit Krautsköpfen beladen ins Dorf und in die Höfe fahren. Lauter wichtige Artikel! Wenn die ersten recht „melbig“, die zweiten recht groß und die letzten zugleich recht fest befunden werden, so herrscht keine kleine Befriedigung im Hause. Neben den Sommer- und Herbsternten hat der Garten schon zu wiederholten Malen seinen Tribut entrichtet; die Früchte wurden und werden verspeist oder gedörrt, um im Kochgeschirr aufs neue Saft zu gewinnen. Zu allerletzt „brockt“ man noch die Lederäpfel, um sie an sicherem Orte zierlich aufzustellen, daß sie dauern bis zum grünen Donnerstag — und nun mag der Winter kommen!

Die junge Meierin, bei ihrem willenskräftigen und willensfreudigen Fleiß, beteiligte sich an allen diesen Ernten mit eigentümlichem Vergnügen. Seitdem sie als Herrin sie mitverrichtete, kamen ihr die so bekannten Arbeiten ordentlich neu vor, und alle Gegenstände hatten eine erhöhte Bedeutung. Es gehörte ihr, was man sammelte, und ihren Lieben sollte es zugute kommen! Der schöne Zweck wirkte unwillkürlich und verschönerte die Früchte in ihren Augen so, daß sie eine Korn- oder Flachsgarbe betrachten konnte, als ob sie dergleichen nie gesehen hätte.

Indem sie mit stets regem Eifer eine Wiese nach der anderen, einen Acker nach dem anderen abräumen half, lernte sie ihren Hof in seiner ganzen Größe und Vortrefflichkeit erst kennen und nahm eigentlich erst Besitz von ihm. Der Meier, der neben ihr arbeitete, so oft es ihm die Pflichten der Oberaufsicht gestatteten, beantwortete ihre Fragen als Kenner, teilte bei diesem und jenem Grundstück mit, wie es an seinen Vater gekommen, wie sie es miteinander verbessert hätten, und freute sich ihres Lobes. Wenn die junge Eigentümerin auf besonders gutem Ackerland die Größe des Stücks mit der Zahl der gesammelten Schöber (je sechzig Garben) verglich und diese auch das ihr bekannte höchste Maß noch überstieg, brach sie in einen Ruf der Bewunderung aus und lächelte mit dem Vergnügen eines Kindes vor sich hin.

Die Früchte wurden im ganzen wohl heimgebracht und nur ein kleiner Teil durch Regen beschädigt. Einmal überraschte die Gatten ein Sturm auf einem vom Dorfe entfernten Acker; der Regen schoß wolkenbruchähnlich auf sie hernieder, „patschnaß" und triefend wandelten sie nach Hause. Dies hatte nur zur Folge, daß sie sich wechselseitig auslachten und sich in trockenen Kleidern mit um so größerem Vergnügen zum Vesperbrot setzten.

Auch von den Arten, die insbesondere die Hausfrauen interessieren, wurde auf dem Meierhof so reichlich geerntet, daß es ordentlich Mühe kostete, die verschiedenen Sachen geschickt unterzubringen. Als das Weib alle Räume gestopft, für die Küche weit hinaus gesorgt und neben dem Stadel überdies einen gewaltigen Turm von Habergarben sah, die unter Dach keinen Platz mehr gefunden hatten, da konnte sie nicht umhin, ein wundersames Behagen zu empfinden und den Boden doppelt so fest unter sich zu fühlen. Der Besitz ist und bleibt trotz aller idealistischen Weltbetrachtung eine schöne Sache. Er setzt auch den starken Gemütern ein Maß von Stärke zu und erfrischt und erhebt die Seelen, die fähig sind, mit den rechten Verwendungsgedanken in die Zukunft zu blicken. Für den Bauer ist er um so beglückender, je sichtbarer und handgreiflicher er ist.

Zu den Freuden und Mühen der ländlichen Arbeiten bilden die kleinen Ausflüge, die besonders in schöner Jahreszeit unternommen werden, eine angenehme Abwechselung. An Markttagen geht die Frau in die Stadt, verkauft und kauft und wird heimkehrend von den Kindern mit Jubel empfangen, indem die naiv Lüsternen mit Recht vermuten, daß für sie etwas „Gut's" im Gretzen ist. Größere Handelsgeschäfte bleiben dem Manne vorbehalten, und auch dieser bringt für die Zungen der Kleinen gern etwas Beglückendes mit; die Hauptsache ist aber der gefüllte Geldgurt, den er nach einer gelungenen Expedition selbstbewußt auf den Kanzleytisch zu legen pflegt. Die Sortierung der Münzen bewährt sich als ein unterhaltendes Geschäft, das sogar die Kinder mit Blicken der Teilnahme betrachten.

Schöner, poetischer sind die gemeinsamen Besuche bei Verwandten in anderen Dörfern, die an Feiertagen unternommen werden. Hier fühlen die Herzen guter Landleute nur schöne Regungen und bewegen sich förmlich in einer idealen menschlichen Sphäre. Man bringt Geschenke und nimmt welche mit nach Hause, man speist und preist, man tut sich Ehre an und ergötzt sich an Höflichkeiten; und wenn die Gäste mehr an Gaben empfangen, so spenden sie dafür auch mehr Lob für die Herrlichkeiten, die ihnen gezeigt werden. Feld und Wald erscheinen anmutiger, wenn sie auf dem Hin- und Heimweg in festlicher Stimmung vom Wagen aus betrachtet werden, und der fahrende Bauer, zum „Herrn" geworden, sieht in heiterer Freiheit gleichsam auf sich selbst herab.

Die Extrafreuden der guten Jahreszeit wurden durch die Ortskirchweih abgeschlossen, welche in die Mitte des Oktobers fiel. An dem Haupttage leistete die Meierin reichlichen Ersatz für die bei den nächsten Verwandten genossene Freundlichkeit und bereitete diesen, die als Gäste erschienen waren, ein Mittagsmahl, das wohl ein Diner genannt werden konnte. Abends begab man sich ins Wirtshaus, weilte trinkend, essend und tanzend bis gegen Mitternacht, und der Meier beurkundete seine Stellung im Dorfe auch dadurch, daß er für sich und seine Gäste die bei weitem größte Zeche bezahlte.

Trotz des Vergnügens, das sie sich den Sommer über gemacht, trotz der Ausgaben, die sie sich gestattet hatten, fanden unsere Eheleute im Spätherbst doch, daß sie etwas Erkleckliches „hinaustun", d. h. auf Zinsen leihen konnten. Die Gewißheit, daß es mit dem Hauswesen vorwärts ging, erfüllte sie mit neuer Zufriedenheit, und heiter betrachtete die Frau den Hypothekenbrief, den sie mit erworben zu haben sich bewußt sein durfte.

Der Winter hat auf dem Lande etwas Einförmiges, weil hier für die Natur nicht die Kunst eintritt und durch ihre idealen Belebungen die geflohenen Bilder der schönen Jahreszeit ersetzt. Eine saison morte ist er aber hier doch nur für den Städter, der ein bunteres Leben gewohnt

ist, nicht für den Bauer. Diesem kommt er vielmehr nach den Arbeiten und Freuden des Sommers gerade recht und bringt auch seinerseits Genüsse, die nicht zu verschmähen sind.

Vor allem die Ruhe — die leibliche und die geistige. Nach den vielen Anstrengungen, welche die schöne Jahreszeit eben doch mit sich führt, und nach den Befürchtungen, solange die Ernten noch feindlichen Kräften zur Beute fallen konnten, ist es ein schöner Gedanke, auf eine lange Zeit hinaus mäßig arbeiten, gemütlich auf der Ofenbank sitzen und, wenn man just darauf aus ist, recht lange schlafen zu können. Es ist angenehm, wenn der erste Schneesturm tobt, sich zu sagen: „Rase, wie du willst; dem Korn im Viertel und dem Heu auf dem Boden wirst du nichts anhaben.“

Der Bauer hat im Winter eine gründlich warme und duftende Stube, weil in dem Rohr des eisernen Ofens gebacken und gebraten wird, und er ist empfänglich für den behaglichen Dunst und für den leckeren Geruch. Ein halbes Dutzend Dreschflegel im Takt auf das Getreide fallen zu hören, hat zumal für den Eigentümer etwas Ermunterndes; und sehr erfreulich ist es, nachmittags als Ergebnis davon so und so viel Metzen Korn „aufzuheben“.

Natürlich hat der Winter auch auf dem Lande seine eigenen fröhlichen Zeiten. Weihnachten und die Gaben des Christkindles spielen bei dem wohlhabenden Bauer eine große Rolle. Für Neujahr werden vom schwarzen „Lähfel“ an bis zum „Krapfen“ hinauf eine Reihe von Backwerken hergestellt und Freunde, Bekannte, Ehehalten, Bettler, namentlich aber Kinder damit glücklich gemacht. Schöne Momente bezeichnet die Metzelsuppe, die sich bei dem wohlhabenden Bauer zwei- bis dreimal wiederholt. Und wer es gesehen, der wird uns beistimmen, wenn wir sagen, daß eine speckschneidende, gelegentlich von den eßbaren Teilen naschende, mit allerlei Späßen sich unterhaltende, der milden Autorität des erprobten Metzgers und Wurstmachers sich fügende Bauernfamilie zu den behaglichsten menschlichen Bildern gehört.

Leute, die sich lieb haben, sind gern auf ihren eigenen Umgang beschränkt, und die Aussicht auf ein verhältnismäßig einsames Leben hat für sie einen ganz besonderen Reiz. Der Meier und die Meierin begrüßten daher den ersten tüchtigen Schneefall mit Freuden und gaben sich ganz dem traulichen Gefühl ihrer Häuslichkeit hin. Und der Winter bot ihnen, was er einer wohlhäbigen Familie irgend bieten konnte, ja noch etwas mehr.

Den anmutigsten Eindruck machte das Haus um die Weihnachtszeit. Der Meier hatte rechtzeitig einen überflüssigen jungen Weichselbaum im Garten abgehackt und in wassergefülltem Kübel auf der Bank in dem vorderen Winkel des Kanzleys aufgestellt, das bei ihm ziemlich groß war. Als die heilige Zeit herankam, waren bei der stetigen Wärme des Raums nicht nur die Blätter, sondern auch schon Blüten ausgeschlagen, und der von der Meierin überdies feiner und reicher als landüblich geputzte und glänzender beleuchtete Baum gewährte am Bescherungsabend einen so prächtigen Anblick, daß man aus den Nachbarhäusern kam, ihn zu bewundern.

Diese Zierde blieb dem Kanzley bis ins neue Jahr hinein. An der Wand hing ein Käfig mit einem Schwarzblättchen, ein anderer mit einer Grasmücke. Wenn diese nun in der Abendstunde „träumten" — wie der Bauer so schön das leise Singen der kleinen Vögel benennt — und die weißen Blüten des Baumes durch die Dämmerung glänzten, dann wurde es der beisammensitzenden Familie unendlich heimlich zumut; eine beinahe feierliche Stimmung kam über die Eltern, und selbst die Kinder horchten stille. Draußen rieselte der Schnee, und der Winter herrschte unumschränkt; im Hause waltete der Lenz, ein süßer, lieblicher Traum des Lenzes.

Der Tag, an welchem ausgedroschen wird, die sogenannte „Flegelhenke", war zu jener Zeit noch mit einem Brauch bezeichnet, der viel dramatisches Leben ins Haus brachte und den wir hier schildern müssen.

Wenn man den letzten Schober drischt, hängt an einem Pfosten des Stadeltores ein Strohband, auf welches von zwei Seiten in verschiedenem Sinne wieder und wieder die

Augen sich richten. Das Mädchen (die zweite, jüngere Magd) hat die Aufgabe, dasselbe zu ergreifen und flügelschnell ins Haus, in die Küche zu tragen, daß es in den Ofen geschoben und verbrannt werden kann; die Drescher haben mit noch größerer Geschwindigkeit ihr nachzueilen, sie zu haschen und es ihr abzunehmen. Wer den Sieg davonträgt, erhält von dem andern Teil ein Präsent. Natürlich wählt die kluge Dirne den Moment, wo die Drescher nicht nur den Hintergrund erreicht, sondern endlich auch in der Aufmerksamkeit schon etwas nachgelassen haben. Wie der Blitz fliegt sie dann mit dem ergriffenen Band über den Hof, wie das wilde Heer jagen die Burschen nach, und wie es nun ausfallen mag, immer gibt's mächtigen Lärm und großen Parteijubel. Denn es begreift sich, daß es die weiblichen Personen ohne Ausnahme mit dem Mädchen halten, und daß es eigentlich ein Kampf zwischen den Geschlechtern ist. Zuletzt können freilich alle zufrieden sein: die Hausfrau sorgt an diesem Tage für ein besonders gutes Mittagsmahl und extra geschmalzenes Backwerk.

Die Meierin setzte ihre Ehre darein, den zweiten Knecht, der prahlerisch das Gegenteil vorausgesagt hatte, bei dieser Gelegenheit zu beschämen und den Sieg auf die weibliche Seite zu lenken. Sobald das atemlose Mädchen den Haustennen erreicht hatte, wurde die Tür den Verfolgern vor der Nase zugeschlagen und geriegelt; der dritte Knecht, der seinen Lauf durch die Stallung nahm, um der Flüchtigen im Tennen den Weg abzuschneiden, fand die dahin führende Tür verrammelt — und das Band flackerte lustig im Ofen, als die hereingelassenen Burschen den Triumph durch ihren Verdruß noch mehren halfen. Der langbeinige Pranger entlastete sein Herz durch einige Kernflüche, die bei den Mägden jubelndes Lachen hervorriefen und auch von der alten Meierin nur schmunzelnd untersagt wurden. Zum Glück für ihn trug man bald das Essen auf, und Schweinefleisch und Sauerkraut waren von einer Güte, Weißbrot und Schneckennudeln von einer Feinheit, daß ein Barbar damit besänftigt worden wäre, geschweige denn ein bei allem Ehrgeiz ehrlicher und noch dazu hungriger junger Rieser. Unser

Bursche machte denn endlich gute Miene, suchte selber zu spaßen, versicherte dann aber doch mit Zuversicht: „Aufs Jahr geht's anders!"

Der Februar sorgte noch für eine Schlittenbahn, die man lange vergebens erwartet hatte, und verschaffte dem Meier das Vergnügen, auf einem neuen Schlitten, der sich in der Stadt mit Ehren sehen lassen konnte, die Frau nach Nördlingen zu fahren, dort mit ihr Einkäufe zu machen und in den Drei Mohren sich gütlich zu tun.

Endlich nahte der „alte Winter" seinem Ende. Und wieviel Behagen er dem Bauer auch verschafft hatte, er mußte sich doch gefallen lassen, daß diesem bei seinem Hinschwinden und den ersten Regungen der wiedererwachenden Natur das Herz aufging, daß man sich auf die gute Jahreszeit freute, auf die Vögel, wie schön sie singen, auf die Blumen, wie schön sie blühen, hauptsächlich aber auf die Arbeiten des Säens, Pflanzens und Erntens, als wäre dies alles noch nie dagewesen.

Wenn der Landmann auf den Kreislauf der Natur angewiesen ist, so fühlt er glücklicherweise auch für alle Wendungen desselben ein unerschöpfliches Interesse. Seine Empfänglichkeit für den Gegenstand, wenn er sich auch noch so oft wiederholt, bleibt sich völlig gleich; ja die Liebe zu den für ihn schönsten Momenten der Natur scheint mit den Jahren und dem Verstande eher zu wachsen als abzunehmen.

Unsere Eheleute fühlten sich aufs lieblichste angeweht von den ersten Hauchen des Lenzes. Die Lieder der Vögel machten sie fröhlich, daß es in ihren Herzen selber klang und sang. Mit frischester Lust erfüllte sie der Gedanke, bald wieder tun zu können, was sie im vorigen Jahr getan hatten.

In gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinschaftlichen Freuden wuchsen die beiden Seelen immer inniger zusammen. Fast mit jedem Tage wurde eins dem andern klarer und trauter, und jedes fühlte, daß eben nur dieses das Rechte wäre, und sonst kein anderes auf der ganzen Erde. Wenn das so recht offenbar wurde, indem eins dem andern etwas extra Liebes antat, konnte man den Ruf hören: „O du bist

halt ein Mann!" oder: „O du bist halt ein Weib" — und in diesen Worten, in dem Ton, in dem sie gesprochen wurden, lag alles Glück und alle Liebe des Paares.

Das Verhältnis beider gestaltete sich, wie es in der Natur der Dinge lag. Regine, von Haus aus tiefer und innerlicher angelegt, wurde durch ihre Erfahrung und die Art, wie sie diese benutzte, reicher gefördert, und sie blieb daher die bedeutendere Persönlichkeit. Das ist aber eben die Wirkung der echten Liebe, daß sie ausgleicht, ohne gleichzumachen; daß verschiedene Naturen in ihr sich eins fühlen, und daß eine so reich ist wie die andere, weil jede sich selber besitzt und die andere dazu. Im liebenden Verkehr mit der höheren Persönlichkeit muß die minder bedeutende auch in sich selber gesteigert werden, und hinanstrebend und hinangehoben sich ihr endlich so zur Seite stellen, daß es schwer zu sagen ist, wo die größere Vortrefflichkeit sei.

Der Meier wurde im Umgang mit seinem Weibe innerlicher; er lernte feiner denken und empfinden, ohne daß der Bauer in ihm und seine Naturfrische beeinträchtigt worden wäre. Hatte ihm seine erste Frau Respekt abgenötigt, so fühlte er für die zweite mit der Liebe eine tiefe Herzensachtung. Er ehrte und verehrte sie recht eigentlich als ein höheres Wesen, er sah zu ihr empor und tat nichts, was ihm wichtig erschien, ohne ihre Meinung vernommen zu haben. Ihr Verstand, die Raschheit und Bestimmtheit ihres Urteils bestrickten ihn eben nicht minder wie ihre übrigen Eigenschaften. Mit ihrer Beistimmung ausgerüstet, war er seiner Sache gewiß, und wenn er mit einem andern in Disput geriet, konnte es ihm begegnen, daß er zur Stütze seiner Behauptung hinzufügte: „Meine Meierin hat's auch gesagt!" was freilich auf dem Gesicht des Gegners zuweilen ein satirisches Lächeln hervorrief.

Der Meier erfuhr, welch ein wunderbares Geschöpf das Weib ist, wenn es gut ist. Er lernte die herzinnige Liebe und Treue als das Höchste erkennen und als das Schönste. Als er einst mit seinem Schwager Gröninger zusammensaß und auf das Lob der Regine gekommen war, schloß er mit den Worten: „O Bruder, ich sag' dir, so eine wie die ist,

gibt's nicht mehr! Mir ist's im Grund immer gut gegangen und ich hab' mich nie zu beklagen gehabt. Aber jetzt seh' ich, daß doch eigentlich nichts dahinter gewesen ist; — jetzt erst weiß ich, warum ich leb'."

Mußte nun aber dieser Mann, den sie geliebt hatte, ohne ihn so zu kennen, einem Weibe wie Regine nicht immer lieber werden? — Mit einem stumpfsinnigen und herrschsüchtigen hätte sie nicht zu leben vermocht. In ihr lag ein ungewöhnlicher Sinn für Gerechtigkeit. Recht wollte sie geben und Recht wollte sie auch erhalten; Unrecht zu dulden war nicht ihre Stärke. Sie kannte sich darin selbst und sagte sich, daß sie mit diesem und jenem im Dorfe nicht zu hausen vermocht hätte. Welch ein Glück nun, einen Mann zu haben, der ihr sogar mehr einräumte, als sie hätte fordern mögen, der es gern und mit Freuden tat! Sie fühlte dies einmal so tief, daß sie ordentlich erschrak, als ihr der Gedanke kam, wie sie ihn auch nicht hätte bekommen können. Aber bald darauf sagte sie sich: Nein, ich hab' ihn bekommen müssen! Er paßte für mich und ich für ihn, wir mußten einander haben.

Mit dieser Erkenntnis freute sie sich nun besonders der Vorzüge, die er nach ihrer Ansicht vor ihr selber voraushatte: der gutmütigen Fröhlichkeit, des lebendigeren Wesens, der Gabe, etwas Unangenehmes leichter zu nehmen als sie, und eher einen Spaß daraus zu machen. Ja, auch das ergötzte sie an ihm, was man als kleine Schwachheit ansehen kann. Sie lächelte, wenn sie ihn zuweilen von behaglicher Ruhe langsam und mit humoristischer Klage sich losreißen, nach einer guten Speise oder gutem Trunk mit kindlicher Begierde verlangen, bei andern Leuten hier und da eine ziemliche Neigung zum Prangen entwickeln sah; und wenn jemand sich erboten hätte, ihn von diesen Schwächen zu heilen, sie hätte sich's verbeten.

Das Glück auf Erden ist freilich nicht vollkommen, und ich bin nicht gemeint, so eins hier schildern zu wollen. Der Tag ist lang, und neben der Lust hat in ihm auch die Unlust Platz, neben der Fülle die Leere, neben der Wärme die Kühle. Wie nach den römischen Poeten zuweilen auch der

gute Homer schläft, so schläft in dem liebenden Menschen zuweilen auch die Liebe. Der alte Widersacher ist mit bestem Willen nicht immer von uns abzuhalten, und je größer das Geschäft, desto mehr Gelegenheit hat er zum Überfall. Da gibt es Ungeschick und Verdruß und Aufbrausen und Streit über verschiedene Ansichten usw. — Natürlich fehlte dergleichen auch nicht in dem Leben unseres Paares.

Was die Pausen in der Liebe betrifft, so waren sie hier allerdings vielmehr ein Schlaf, ein natürlicher, gesunder Schlaf, nach welchem die Zärtlichkeit um so schöner und rosiger erwachte. Wer könnte es auch aushalten, wenn die Flamme des Glücks immer loderte und nicht wieder in ihren Grund zurückginge? Strebende, forderungslustige Naturen muten sich eine solche Dauer zu, belehren sich dann aber selbst eines Besseren. Natürliche Menschen wollen es schon nicht anders haben, als es ist, und nehmen es, wie's kommt.

Bemerklicher machten sich nach und nach widerstrebende Meinungen bei einzelnen Fällen. Der Meier hatte eine Anlage zur Reizbarkeit; im ersten Augenblicke zweifelte er nicht an der Unfehlbarkeit seines Urteils und trat mit Lebhaftigkeit dafür ein. Zum eigentlichen Wortgefecht kam es aber darum doch nicht. Regine, wenn sie bemerkte, daß er im Zuge war, ließ ihn reden. Hatte die Sache keine Bedeutung, so gab sie nach; kam es darauf an, so wußte sie ihren Zweck später zu erreichen, indem sie nach Art kluger Frauen die Zeit ersah, wo der Mann ihren Gründen nicht zu widerstehen vermochte.

Zuweilen setzte sie ihren Willen sogleich durch und überwältigte die entgegengesetzte Ansicht des Mannes durch Energie. Im ersten Sommer, ausgangs der Kornernte, machte ein Bauer ihnen einen Weg über seinen Acker streitig, den der Hof bisher genossen hatte. Der Meier, weil die Sache nicht viel auf sich hatte, war geneigt, Verzicht zu leisten; aber die Frau, über die ungerechte Forderung empört, nötigte ihn zum Prozeß, der denn auch gewonnen wurde. Als ihm der strittige Gegenstand, der ihm einen kleinen Umweg ersparte, wieder zugesprochen war, fragte er die Frau lächelnd: „Was haben wir nun?" — Regine ver-

setzte mit Nachdruck: „Unser Recht haben wir! Man muß sich von solchen Leuten nichts nehmen lassen, und wenn's eine Stecknadel wär'. Man verderbt sie nur damit!"

Im zweiten Frühjahr kam jener langbeinige Knecht, den wir an der Flegelhenke kennen gelernt haben, wiederholt angetrunken nach Hause und ließ sich einmal gegen das Ehepaar zu einer rohgroben Äußerung hinreißen. Man kündigte ihm den Dienst. Am andern Morgen erschien er mit einer Armensündermiene, erklärte, daß ihm seine gestrigen Reden über die Maßen leid täten, beteuerte hoch, daß er künftig nie mehr zu viel trinken werde, und bat inständig, man möge ihn behalten. Der Mann in seiner Gutmütigkeit wollte schon darauf eingehen; aber die Frau erklärte mit Entschiedenheit, der Dienst sei ihm aufgesagt, und er müsse sich um einen andern Platz umsehen. — Ihr war die Frechheit des Ausdrucks auch für einen Berauschten zu groß erschienen, und in seinem heutigen kläglichen Benehmen erkannte sie keine Reue, sondern nur den Wunsch, den guten Platz nicht zu verlieren. Ein solcher Mensch wäre für ihr reines Hauswesen ein Schmutzfleck gewesen — er mußte fort, ihr aus dem Hause.

Dergleichen Vorfälle trübten den schönen Fluß ihres Lebens nur vorübergehend und oberflächlich. Einmal schlug aber ein gewaltiger Blitz in die Seele des Weibes; ein jäher Schreck riß ihre Seele aus allem, was ihr lieb und teuer war, heraus und zeigte ihr das grauenvolle Gesicht des Unheils.

Der Meier war an einem Samstag in Geschäften über Land gefahren. Er blieb länger, als es ausgemacht war, die Nacht kam, und Regine harrte mit Verlangen auf seine Rückkehr. Auf einmal trappte und rollte es mit ungewöhnlicher Hast durch das offene Hoftor; das Weib eilte hinaus und sah — die Rosse allein mit dem vorderen Gestell des Wagens. Sie fuhr zusammen und schaute erblaßt auf die endlich haltenden Tiere. Diese waren durchgegangen, der Weg führte an Abstürzen, an Wasser vorbei. Das größte Unglück war möglich, und die Angst hatte es schon vor Augen. Außer sich rief sie den herbeigelaufenen Knechten

zu, die Rosse zu nehmen, sie den Weg zurückzuführen, und sie selbst eilte im Schein der Mondsichel mit ihnen fort. Auf dem Wege, auf dem sie mit bebenden Knien hinter den trabenden Rossen lief, sah das spähende Auge lange nichts, tobend klopfte ihr Herz, und mit einer Art von Wildheit rief sie: „Wenn er tot ist, dann ist's aus mit mir, und ich weiß, was geschieht!“

Doch — im Nebelduft, rechts am Sträßchen zeigte sich ein dunkler Gegenstand; der Oberknecht schrie darauf hin, und es antwortete die Stimme des Meiers. — „Er lebt!“ rief's in ihr. „Gott im Himmel, ich danke dir!“ In wenigen Sekunden war ihr Arm um seinen Hals geschlungen, sie fragte und prüfte, und die Überzeugung, daß er unverletzt sei, lockte ihr Tränen ins Auge.

Das Unglück, das sie gefürchtet, hatte dem Manne nahe genug gestanden. Er saß, nachdem er das Spritzleder auf beiden Seiten befestigt, ordentlich eingeschlossen im Sitz, und seinen Gedanken hingegeben, ließ er, wie er ja schon oft getan, den heimeilenden Rossen die Zügel. Auf einmal setzten diese mit der Schnelligkeit des Blitzes über die Straße, in der nahen Vertiefung stürzte der Wagen völlig um, so daß die Räder emporstanden, und der im Spritzleder steckende Meier hätte, fortgeschleift, den Tod oder grausame Verletzungen gefunden, wenn die Schraube auf dem Eisen, durch das die beiden Gestelle zusammengehalten waren, nicht locker gewesen und abgesprungen wäre. Nun rannten die wild gewordenen Tiere mit dem vorderen weiter; der Meier arbeitete sich vor, erholte sich nach und nach, reinigte sich und stellte den Rest des Wagens zurecht. Das Benehmen der Tiere war ihm unerklärlich; er spähte umher, was daran schuld sei, und sah auf der einen Seite des Weges einen alten verlassenen Schäferkarren, der im matten Schein des Mondes gespenstisch glänzte, daran hatten sie gescheut. Über das Gespann beruhigt, wollte er jetzt nach Hause gehen, als er bemerkte, daß ihm seine wertvolle silberbeschlagene Tabakpfeife fehlte. Sie konnte nicht weit sein, er suchte danach und hatte sie eben gefunden, als er den Zuruf des Oberknechts vernahm und mit Freuden die Seinigen erkannte.

Nachdem er dem fragenden Weibe dies alles erklärt hatte, konnte sie nicht zärtlich schelten, wozu sie große Lust gehabt hätte. Die beiden Gestelle wurden verbunden, die Knechte führten Roß und Wagen, und der Meier, von der Frau geleitet, ging hinterdrein. Während des Gehens verlor sich auch ein dumpfer Schmerz der Erschütterung aus seinen Gliedern, und in den Hof tretend grüßte er die aufgestandene und angstvoll harrende Mutter mit freundlich tröstenden Worten. Am folgenden Tage, in der Kirche, sendete Regine heiße Dankgebete zum Himmel für diesen Ausgang empor. Wegen ihres verzweifelten Gedankens empfand sie keine Reue. Das war ein Punkt in ihr, über den sie keine Macht zu haben schien.

Die Arbeiten im Sommer waren infolge mehrerer unzeitiger Regengüsse beschwerlicher als voriges Jahr, aber im ganzen konnten die Bauern mit den Ernten wohl zufrieden sein. Als das Wichtigste aufgehoben war, sah man allenthalben das Behagen wieder, das den ländlichen Gesichtern im Herbste eigen ist.

Das Antlitz Regines drückte fast noch innigere Zufriedenheit aus als früher. Ihr Wirken als Hausfrau war ihr eine freundliche Gewohnheit und andere Natur geworden, wobei ihr alles spielend von der Hand ging. Die Bäuerin hatte die Empfindung des Künstlers, wenn er sich der Meisterschaft nähert, und für das feinere Auge schien sie nicht nur an Selbstgewißheit, sondern auch an Würde gewonnen zu haben.

Ihr schönes Dasein wurde durch das Dorf nicht beeinträchtigt, sondern gefördert. Man schätzte sie als die Erste ihres Standes, man liebte sie wegen ihrer Güte, die eben von der Ersten um so wohler tat, man war stolz auf sie und auf ihren Ruhm in der ganzen Umgegend. Da sie nicht nur schenken konnte, sondern auch wirklich schenkte und es freundlich tat, so fand sie unter den Bedürftigen Verehrer, sogar Schmeichler, und ein paar alte Bettelweiber, die sich regelmäßiger Bezüge von ihr erfreuten, trugen ihr Lob im ganzen Ries umher. Die Glückliche hatte Gefallen am Lob, und auch zu Schmeicheleien, wenn sie nicht gar

zu ungeschickt herauskamen, lächelte sie oder wies sie nur lächelnd zurück. Das Gute war, daß sie die Schönheiten, die man ihr sagte, auch verdiente und daß man sie und den Meier nicht nur ins Gesicht lobte, sondern auch hinter ihrem Rücken.

Eine Gattung von Menschen war indes mit dem Ehepaar nicht ganz zufrieden, und zwar aus eben dem Grunde, warum die Bedürftigen ihr Lob sangen. Ihnen ging in dem Hause zu viel auf. Sie räumten ein, daß der Meier ein reicher Mann sei und daß er nicht zurückkomme; aber das sei eben der Fehler. So einer müßte weiß Gott wieviel „verhausen" und jährlich viel mehr hinaustun, als man höre, daß bei ihm geschehe. Da dürfte man sich's aber freilich nicht so wohl sein lassen bei ihm, und alle müßten um ein Gutes weniger brauchen und um ein Gutes mehr schaffen. — Es gibt nun einmal Bauern, und muß es vielleicht geben, deren Gewissen sich nur dann beruhigt, wenn sie sich abrackern. Wenn einer dieses Schlages nicht wie drei Knechte arbeitet und wie ein halber ißt und trinkt, hält er sich für einen Müßiggänger und Verschwender und fürchtet zu verderben.

Als so eine Stimme zu dem Ehepaar drang, lächelte die Frau, der Mann aber wurde ungeduldig. „Der Weiherbauer", entgegnete er, „ist ein alter ‚Ruach' (ein Erwerbgieriger) und ein Narr seines Handwerks! Meine Kinder werden einmal genug bekommen, und wenn sie leben wie ich, dann wird's auch den ihrigen gut gehen. Wer den ganzen Tag nichts anders tendiert, als Geld zusammenzuscharren, ist ungescheiter als das Vieh im Stall. Gerade bei solchen kommt über kurz oder lang ein Lump in die Familie und wirft alles wieder hinaus." — „Das ist wahr," bemerkte Regine; „aber deswegen seh' ich nicht ein, warum du dich so darüber ärgerst. Solchen Leuten machen wir's nur recht, wenn wir gerade so leben wie sie, und da behüt' uns Gott davor! Es ist eine Ehre für uns, wenn sie uns ausrichten." — „Wohl," versetzte der Meier besänftigt. „Man spricht aber davon."

Die Klasse der „Ruacher" hat im Ries allenthalben

ihre Vertreter, in einem Ort finden sich aber doch immer nur einzelne Exemplare. Wenn diese nun, wie billig, über unsere Leute gerade wegen der Schönheit ihres Lebens den Kopf schüttelten, so schlugen sich dafür zu der Mehrheit der Anerkennenden auch noch die Repräsentanten des gebildeten Standes, die mit ihnen zusammenkamen. Der größere Teil des Lobes kam freilich auf die Seite Regines. Wenn die Pfarrersfamilie Besuch hatte und dieser dem Gottesdienst beiwohnte, fiel das schöne Weib mit der ungewöhnlichen Haltung regelmäßig auf, und zumal die Frauen erkundigten sich mit Lebhaftigkeit, wer sie wäre. Die Pfarrerin beantwortete diese Frage mit einer Art von Selbstgefühl, ein so ausgezeichnetes Exemplar von Bäuerin in der Gemeinde zu haben; sie erzählte, was sie von den Schicksalen des Paares wußte, und die Meiersleute, zumal die Frau, wurde der Gegenstand mancher Unterhaltung in ihrem Hause. Die mit dem Bewußtsein eines höheren Standes Erfüllten pflegten zu sagen: „Für eine Bäuerin hat das Weib ein auffallend hübsches und stattliches Aussehen.“ Wohlwollende Naturen gaben sich der Anerkennung ohne weiteres hin, und ein poetisches Fräulein, die sich nicht damit begnügt hatte, sie in der Kirche zu betrachten, sondern ihre Bekanntschaft machte und sie beim Kaffee studierte, kam begeistert ins Pfarrhaus zurück und erklärte sie für „das Ideal“ einer Bäuerin. „Sie ist auch sehr verständig,“ setzte sie hinzu, „und in ihrem Benehmen könnte sie mancher Dame zum Muster dienen.“ — „Eine Beobachtung,“ versetzte lächelnd der humoristische Geistliche, „die ich auch schon gemacht, aber natürlich nicht auszusprechen gewagt habe.“

Zu all diesen Erfolgen, zu dem schönen Einverständnis, in dem sie mit ihren Verwandten lebte, war für die junge Frau noch das Glück gekommen, eine Freundin im besonderen Sinn, eine Vertraute, zu gewinnen. Es war dies das zweite Weib ihres Taufpaten, eine Frau in mittleren Jahren, wacker, teilnehmend und lebenserfahren wie wenige. Die ähnlichen Naturen zogen sich an, und bald standen sie in einem Verkehr, welcher der Meierin sehr angenehm war.

Man hat vielerlei zu sagen, wenn man Gattin, Mutter und Vorsteherin eines großen Hauswesens ist, und unserer Regine, wenn sie auch nicht zu denen gehörte, die besonders gern und viel reden, tat es doch wohl, gewisse nicht jedermann kundzugebende Dinge einer teilnehmenden Seele anzuvertrauen und dagegen auch die Freuden, Pläne und Sorgen zu teilen. Sie und die Kirchbäuerin saßen an manchem Tage des zweiten Winters nebeneinander vor dem Rocken, womit eine die andere besucht hatte, und unter dem gleichmäßigen Schnurren der Räder wechselten sie ernste und launige Reden, die für beide nicht nur unterhaltend, sondern auch unterrichtend waren, da jede vor der anderen etwas voraus hatte. Fand die Zusammenkunft bei Regine statt, so nahm auch der Meier an der „Ansprache" teil, und während draußen die Wagen knarrten oder die herabwirbelnden Schneeflocken den Tag verdunkelten, spannen und redeten sich die drei in der heimlichen Stube in eine noch heimlichere Welt von Interessen hinein.

Muß es nicht jedem scheinen, daß das Wohlsein und das Glück des Ehepaars kaum größer sein konnte? Dennoch erfuhr es im Ausgang des Winters eine Erhöhung, und ein rosiger Glanz leuchtete auf im Hause des Meiers: die junge Frau brachte einen Sprößling, ein Töchterlein, zur Welt. Die Wonne des Vaters, die teilnehmende Freude der Verwandten und Hausgenossen wiederholten sich bei diesem Segenszuwachs in erhöhtem Maße. Die Weiber behaupteten einstimmig, ein so schönes Kind niemals gesehen zu haben, was freilich auch gar nicht zu verwundern sei, und der Meier, den man von allen Seiten beglückwünschte, brachte mit Ausnahme der Zeit, wo er schlief, mehrere Tage lang den Mund nicht zusammen. Das Fest der Taufe wurde womöglich noch splendider gehalten als die früheren. Da die Wöchnerin sich völlig wohl befand, mit Entzücken an dem Kind und dem Vater hing und auch für die Gäste zärtlich dankende Blicke hatte, so kannte das Vergnügen der Gesellschaft keine Grenzen. Die junge Mutter erholte sich bald; nach vier Wochen machte sie ihren ersten Ausgang, der nach der schönen Sitte in die Kirche

führt. Und in der Tat, wenn eine Gattin und Mutter Ursache hatte, Gott zu danken und in ernster Rührung emporzublicken zu dem liebevollen Geber alles Guten, so war es die junge Meierin.

Es ist schön, gegen das Ungemach zu kämpfen, den wieder und wieder erstehenden Hemmnissen mit immer neuem Mute zu begegnen und, von Verlusten umringt, nie den festen Sinn zu verlieren. Es ist schön, im Leide sich bewähren, ihm gegenüber die höhere Macht zu offenbaren, die im Ringen mit ihm sich steigert, um endlich den Sieg zu erringen. Die Alten haben es ein Schauspiel für Götter genannt. Allein es ist auch schön, im Glücke sich zu bewähren, in Eintracht mit Natur und Welt sich selber treu und im Genuß alles Guten des Genusses wert zu bleiben. Auch das ist ein Schauspiel für Götter — ein erhebender und wohltuender Anblick für Menschen.

Nach dem zweiten Winter kamen die Tage des Lenzes besonders früh. Zu den ersten Feldarbeiten sangen die Lerchen, und der muntere Fink schlug vom Walde her dazu. Wenn der Meier draußen beschäftigt war, die Stimmung der Einsamkeit ihn beschlich und ihn zum Nachdenken, zum Spiel der Gedanken verlockte, da kam ihm sein Leben und sein Glück manchmal wunderbar vor. Es schien ihm recht eigentlich als ein Wunder in seinem Alleinsein und als ein Traum, dessen Gegenstand wir zugleich besitzen und nicht besitzen.

Das erste Erwachen der Natur übt unter gewissen Voraussetzungen eine seltsame Wirkung auf das menschliche Gemüt. Das Keimen und Entstehen erinnert an das Vergehen, die süßen Empfindungen, die jenes erweckt, erhalten unwillkürlich einen Zusatz von Schwermut, die hellen und dunkeln Gefühle gehen träumerisch durcheinander, und auch die festere Natur kann in eine Verfassung kommen, wo sie, um den Ausdruck des Kaufmanns von Venedig zu brauchen, „mit genauer Not sich selber kennt“. Hat sich der Schatz des Frühlings zu ganzer Herrlichkeit erschlossen, dann kann bei dem Anblick derselben die wonnige Regung sich steigern, aber auch die traurige. Welches tiefere Gemüt hat nicht

schon erfahren, daß es mitten in der Freude über die strahlende Pracht von einer Wehmut befallen wurde, — daß ein Gefühl in ihm aufstieg, als ob dicht hinter dem holden Leben das Verderben stünde? Dann kann eine Bangigkeit es ergreifen, Todesahnungen können sich in ihm erheben und die Seele ganz in die Empfindung des Vergänglichen sich auflösen. — Es ist aber wohl nicht unrichtig, wenn wir sagen, daß nur der den ganzen Zauber des Frühlings kennen gelernt hat, der seine Schönheit mit solcher Trauer im Herzen gesehen.

Unser Bauer hatte im Vorfrühling ähnliche Empfindungen; freilich wie er sie haben konnte. In die Sphäre, in welcher die gebildete Seele weilt, hatte der Meier keinen Zugang, aber er stand doch ebensosehr über dem gewöhnlichen Bauer. Sein Temperament, der weichere, ja einigermaßen weibliche Sinn, der im Verkehr mit Regine sich stufenweise verfeinert hatte, machte ihn erregbarer als seine Standesgenossen und entwickelte mit der Einbildungskraft auch die Gabe des Nachdenkens in ihm. So geartet versank er jetzt im Felde draußen in eine stille Träumerei, bei der er sich selber fragte, woher es denn eigentlich komme? — was denn das auf einmal mit ihm sei?

Auf solche Fragen ist es bekanntlich schwer, eine Antwort zu geben. Vielleicht trug zur Erweckung dieses Hanges auch der Umstand bei, daß in den letzten Wochen das Glück zweier Ehen im benachbarten Dorfe durch den Tod der jungen Frauen mit einem Male ein trauriges Ende erfahren hatte. Wie dem sei, das melancholische Wesen in ihm artete mitunter in förmliche Unruhe aus, und einmal steigerte sich diese zu so banger Sorge, daß er die ackernden Knechte sich selber überließ und nach Hause eilte, nur um sich zu überzeugen, daß sein Weib lebe und gesund sei. Das Aussehen derselben aber mußte ihn wieder trösten und ihm die sorgenden Gedanken benehmen. Die Meierin erfreute sich des besten Wohlseins, ihr Antlitz hatte den frischesten Glanz gewonnen. Sah sie durch das gute Geschick jetzt doch auch den letzten Wunsch erfüllt! Sie war nicht nur glückliche Gattin, sondern auch Mutter.

Sie hatte ihr eigenes Kind und in ihm, wie sie mit jedem Tag zu größter Freude sich mehr überzeugte, das gemeinsame Bild des Vaters und ihrer selbst. Wie lieb ihr die zwei Kinder des Meiers auch gewesen waren, das war doch etwas anderes, wenn sie in die blauen Augen der kleinen Annemarie sah — in die Augen des Vaters. Mit einem Ausruf jubelnder Liebe drückte sie den Mund auf Wangen und Lippen und konnte sich an der Kleinen nicht satt sehen.

Diese war aber in der Tat allerliebst und hätte einen gewissen Vorzug verdient, auch wenn es nicht ihr eigen Blut gewesen wäre. Mit den anderen verglichen, hatte sie geradezu etwas Vornehmes. Die Kinder der ersten Frau, wenn ihre Gesichter immerhin auf den Charakter der obersten ländlichen Klasse deuteten, waren doch Bauernkinder; das neue Töchterchen sah dagegen aus wie ein Herrenkind. Und wie einem Herrenkind, wie etwas ganz Apartem, wurde ihr auch gehuldigt. Hausgenossen und Besuchende liebkosten sie bewundernd, und wenn sie ihr Auge auf irgendeine Loberin richtete, kam es auch fast heraus, als ob sie begriffe, was man ihr Schönes gesagt hatte. Um die ersten Kinder war auch lange nicht soviel Sorge im Hause gewesen, daß ihnen nichts widerfahre und daß sie zu rechter Zeit alles erhielten. Es war allen, als ob sie in diesem Mädchen ein Kleinod besäßen, das aufs treulichste zu pflegen ihre heilige Pflicht wäre. Auch die alte Meierin war davon durchdrungen und sagte einmal zu einer Nachbarin: „Bas', auf die muß man sehen, denn das ist doch noch die Fürnehmst' von allen!"

Ostern fiel dieses Jahr ziemlich weit in den April und war so „grün" wie seit langer Zeit nicht. In der Karwoche hatten warme Regen stattgefunden, am Sonntag trocknete es und der Montag war so frisch und so mild, daß eine frohe Empfindung durchs ganze Ries ging.

Es ist gar schön, daß die hohen Feiertage einen zweiten an der Seite haben, der einen weltlicheren Charakter trägt und von dem hohen Ernst des ersten gewissermaßen eine Erholung vergönnt. Im Ries kleidet sich das

protestantische Landvolk am Ostersonntag feierlich dunkel, am Montag wählt man auch für den Kirchgang helle Farben, und zumal die Jungfrauen zeigen sich in ihrem fröhlichsten Putz. Es ist der Tag der Freude, der Geselligkeit vorzugsweise, und wer es irgend einrichten kann, der geht zu guten Freunden im Dorf, über Feld oder in die Stadt.

Der Meier hatte sich nach dem Essen in das nächstgelegene Städtchen begeben, um bei einem Handwerksmann eine Bestellung zu machen. Er hatte Kameraden gefunden und bei gutem Bier sich länger unterhalten, als es seine Absicht war. Spät, aber noch bei Tage kam er heim.

Die beiden Kinder liefen ihm jubelnd entgegen, das Mädchen faßte seinen Rockzipfel und fragte nach dem Eintritt ins Kanzley schmeichelnd, ob er nichts „Guts" mitgebracht habe. Der Vater griff in die Tasche, legte eine Gucke voll „Schifflein" und eine städtische Bretzge (Brezel) auf den Tisch; das Mädchen griff nach den Schifflein, der Bube nach der Bretzge. Während sie in Kauintervallen die Leckerbissen rühmten, kam die Mutter, die bei der Schwieger gewesen war, mit ihrem „Fätschenkind" in die Stube. Wie prächtig nahm sich dieses aus! In ganz neuen Windeln, die mit einem farbig seidenen Band künstlich umzogen waren, den klaren ovalen Kopf mit rosig angehauchten Wangen auf das blütenweiße Kissen gelegt, sah das Kind im Arm der Mutter wie ein kleines Prinzeßchen vor sich hin. Der Meier grüßte das Weib, betrachtete mit allem Entzücken eines Vaters die Kleine, schmeichelte und streichelte sie, bis sie holdselig lächelte. „A-ah!" riefen jetzt der Bube und das Mädchen, die auch herzugetreten waren, mit jenem liebevoll spielenden Tone, wie er Kindern eigen ist. Die Kleine war wieder ernsthaft geworden, und beide versuchten nun auch ihre Aufheiterungskünste. Eine Zeitlang vergebens; endlich, indem sie abwechselnd den Ruf des Kuckucks nachmachten und drollige Gesichter schnitten, gelang es. Triumphierend rief der Bube: „Mich hat sie auch angelacht!" Das Mädchen

setzte gleich darauf hinzu: „Mich auch! — ganz deutlich!“ — Mit Entzücken rief sie: „O du Liebe!“ und streichelte das Kind aufs zärtlichste.

Die Mutter sah umher, von einem aufs andere, die Augen wurden ihr feucht. Ihre Freude war so groß, daß nur ein gerührtes Herz sie ertragen konnte. Eine selige Wehmut floß darein, wie immer, wenn sie über das irdische Maß hinausgehen will. Im linken Arm die Kleine haltend ergriff die Glückselige mit der Rechten die Hand des Gatten, sah ihn eine Zeitlang mit inniger Zärtlichkeit an und sagte: „Wenn ich jetzt auch sterben würde, ich könnte nicht sagen, daß ich nicht gelebt habe und glücklich gewesen bin!“ — „Still!“ entgegnete der Mann, der heute frohen und festen Sinnes war. „Nichts vom Sterben jetzt! Wie kommst du auf den Gedanken?“ — „Wir stehen alle in Gottes Hand,“ erwiderte Regine mit sanftem Ernst. — „Das wohl,“ versetzte der Mann, „aber Gott wird uns beisammenlassen. Geh! Was sollt' ich anfangen ohne dich?“

Das Gesicht der Treuen und Geliebten heiterte sich liebend auf. „Nun,“ erwiderte sie, „ich fürcht' es auch nicht. Ich vertrau' auf Gott und hab' guten Mut. Solang' du mir bleibst, werd' ich auch leben!“

Ende.

Gibt es wirklich ein Leben, das zu schön ist für diese Welt und darum, wenn es im lieblichsten Licht aufgeleuchtet hat, hinwegschwindet eben um seiner Schöne willen? Ist den Sterblichen ein Maß von Freude verliehen, das die einen auf lange Zeit ausdehnen, die anderen in glühendem Drange rasch verzehren? — Oder sollen diejenigen, die im Glück sich erprobt haben, auch zeigen, wie sie dem Unglück standhalten, diejenigen, die sich im Frieden des Daseins gebildet haben, auch in Leid und Not ihre Wahl treffen und ihr endliches Los selber entscheiden?

Es ist eine ernste Frage, ob wir in dem glücklichen und langen Leben auf Erden das wünschenswerteste Gut erblicken dürfen. Die Sagenpoesie der alten Zeiten läßt ihre schönste Heroengestalt auf ein solches verzichten und dafür unsterblichen Ruhm wählen. Unheil und der Kampf mit ihm bringen Trübsal und Schmerzen, rufen aber auch die innersten Kräfte des Menschen wach; und wer mit seinem Geist und Charakter duldend und ringend auf eine höhere Stufe sich erhebt, dem wird für irdischen Verlust ewiger Gewinn.

Wir können einen Standpunkt gewinnen, wo wir über die Zeit hinaus in die Ewigkeit sehen. Von ihm werden die Leser, welche uns bisher teilnehmend gefolgt sind, die letzten Geschicke unseres Ehepaares und zumal der ländlichen Heldin im Sinne der Erzählung fassen.

Im Meierhofe ging wenige Tage nach jenem schönen Abend, den wir geschildert haben, eine Veränderung vor. Die Schwester des Mannes verlor ihre Schwiegermutter durch plötzlichen Tod, während sie in den Wochen lag. Die alte Meierin konnte den Bitten der Tochter nicht widerstehen, sie mußte sich entschließen, die Stelle der Verlebten auszufüllen. Als sie von der Söhnerin schied, drückte sie ihr zärtlich die Hand und sagte: „Du bist gut gegen mich gewesen, Regine, und ich werd' es dir nicht vergessen. Wärst du nicht Meierin geworden, ich wär' vielleicht nicht von meinem Sohn gegangen; aber bei dir ist er versorgt." — „Darauf," erwiderte Regine, „könnt Ihr euch verlassen, Schwieger! Lebt wohl und besucht uns bald!" — Lange schaute sie dem Wagen nach, den ihr Mann aus dem Hof gelenkt hatte. Die alte Frau war ihr lieb geworden und ihre Erscheinung gehörte so sehr zum Wohlgefühl des Tages, daß eine wahre Trauer über sie kam, als sie das Fuhrwerk verschwinden sah und allein ins Haus zurückkehrte. Die Familie brauchte mehrere Tage, um sich an den Verlust einigermaßen zu gewöhnen. Das „Ah'frähle" ging namentlich den Kindern ab, und die Eltern konnten sich nicht enthalten, halb lächelnd in die naiven Klagen einzustimmen.

Die Familie des Meiers wurde noch immer als Exempel menschlicher Wohlfahrt angeführt. Es waren und blieben die Leute, die alles hatten auf der Welt, denen es besser ging als den anderen, und die es auch wert waren. Da fuhr auf einmal ein Wetterstrahl in dieses Gebäude des Glücks und riß eine schmerzliche Lücke in das schöne Ganze.

Das Töchterlein der Meierin erkrankte und starb nach wenigen Tagen. Alle Sorge und Pflege der Eltern, alle Hilfe des Arztes war umsonst — das von allen gepriesene, alles versprechende Kind lag am dritten Monatstag seiner Geburt auf der Bahre. Noch immer war es schön; das blumenumgebene Köpfchen ruhte wie im Schlaf auf dem linnenen Kissen, die Haut blendend weiß, die Wangen noch mit einem matten Rot überhaucht. Aber die Seele, die Urheberin dieser Schöne, hatte sich ihr entzogen; es war der Schein des Scheins, der vor Augen lag — das Grab verschlang ihn.

Regine erduldete alles, was ein Mutterherz erdulden kann, das unendlich liebt und weiß, was es verliert. Angst, Schrecken, tiefe Pein hatten sie ergriffen, und eine Erlösung waren die Tränen, die zu fließen begannen, eine Erlösung die Trauer, in der wenigstens die Stiche der Verzweiflung endeten. — Früher gleichwohl, als ihre Verwandten es gedacht, errang sie ihre Fassung wieder. Ihr Glaube half ihr und der Geist in ihr erhob sich zu Trostgedanken. Der Engel war im Himmel bei Gott, wohin er gehörte; ihre Pflicht war es, mit neuem Mute für die zu leben, die ihr auf der Erde geblieben waren.

Als sie sich einige Tage nach dem Begräbnis mit den Kindern des Gatten allein befand, schaute sie auf die rotwangigen Kleinen mit wehmütiger, inniger Liebe; sie streichelte ihnen Haar und Gesicht, nahm sie in ihren Arm und herzte sie. Und die Kinder ahnten die Bedeutung dieser Zärtlichkeit; das Mädchen liebkoste sie mit einem scheuen Ernst, der dem gutmütigen Gesichtchen etwas innig Rührendes gab.

Während sie an der erwiderten Liebe der Kleinen sich

aufrichtete und wirklichen Trost fand, kam der Meier vom Felde heim. Die Treue gab ihm die Hand, drückte sie zärtlich und suchte ihn durch wirtschaftliche Fragen zu zerstreuen, durch liebevolle Worte gleichfalls zu trösten.

Der Mann bedurfte es. Gegen das Erwarten der Seinen dauerte bei ihm die Traurigkeit an, da es doch natürlich und gewöhnlich ist, daß dem Vater die Ruhe früher zurückkehrt als der Mutter. Nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes ging er mit trübem Gesicht, das Verdrossenheit und Müdigkeit ausdrückte, in Hof und Feld umher, wich dem Gespräch aus, das er sonst gesucht hatte, und sah zuweilen aus, als ob ihm alle Freude des Lebens vergällt wäre. Die Bauern sagten: „Der nimmt sich's mehr in den Kopf hinein, als man's ihm zugetraut hätte!"

Der Meier hatte an seinem Töchterlein eine außergewöhnliche Freude gehabt. Er war stolz auf sie, fast hätte man sagen mögen, verliebt in sie, und er hatte sich nicht enthalten können, dies gegen andere kundzugeben. Nun fühlte er sich zu allem Schmerz noch seltsam gekränkt, daß sie ihm gestorben, daß der Tod ihm das liebste, feinste, schönste Kind genommen, während andere die ihrigen behielten. Er war ans Glück gewöhnt und durch die Dauer desselben verwöhnt. Die Sorge, die ihm wegen seines Weibes gekommen, hatte sich als eine Einbildung erwiesen; er war dadurch um so sicherer geworden und hatte sich wieder der zuversichtlichen Hoffnung auf die Dauer des schönen Zusammenlebens hingegeben. Und nun war doch ein Streich dagegen geführt und der Liebling seines Herzens ihm entrissen!

Ein Gefühl kam über ihn, als ob der Anfang gemacht wäre zum Unglück — als ob er auf nichts mehr bauen könnte und es eine Torheit wäre, an etwas Freude zu haben und sein Herz daran zu hängen. Wie ganz andere Geister und Charaktere nach einer Reihe von Erfolgen bei einem ersten Mißgeschick nicht bloß von dem Schaden, sondern noch mehr von seiner Bedeutung und damit von der Furcht betroffen werden, daß ihr Stern von ihnen gewichen sei, so hatte auch der Bauer eine Ahnung,

daß es mit dem Unglück weiter, daß es mit ihm und den Seinen abwärts gehen könnte. Warum sollte es nicht so kommen? Geschah es nicht auch anderen Leuten, und hatte er einen Brief dagegen, daß ihn nichts mehr treffen könnte? — Auf dieser Welt ist alles möglich und auf alles muß man sich gefaßt machen.

Solche Gedanken erhoben sich in dem Herzen des Mannes und erfüllten ihn immer wieder mit traurigen Empfindungen, über die er nicht Herr werden konnte — und auch nicht wollte. Er war gereizter als sonst, und ein kleiner Fehler, der beim Geschäft vorfiel, konnte ihm unverhältnismäßig Verdruß machen; es entfuhren ihm dabei heftige Worte und eine Röte flog über sein Gesicht, wie man sie früher nicht an ihm gesehen. Die Ehehalten, so ungewohnt es ihnen war, von ihm angefahren zu werden, nahmen es ihm doch nicht übel. Sie sahen ihn ernst von der Seite an und schüttelten den Kopf.

Nur gegen sein Weib war und blieb er gut. Bei ihr erhellte sich auch jetzt das trübe Gesicht wieder, und dankbar versuchte er einzustimmen, als sie das Gespräch wieder auf erfreulichere Gegenstände lenkte. Er wurde auch wirklich munterer und schaute, zum erstenmal nach dem Begräbnis des Töchterleins, seine Kinder wieder mit dem zärtlich frohen Blick des Vaters an. Die Meierin lächelte ernst; die Liebe tilgte fast alle Trauer aus ihrem Gesicht, und in ihrem Herzen erstand eine Zuversicht, als ob es nun auch bei ihm gänzlich vorüber sei und alles wieder gut werden müßte.

Einige Tage gingen hin. Die Stimmung des Meiers änderte sich aber nicht zum Bessern, sondern zum Schlimmern. Er sah verdrossener und angegriffener aus und konnte seine Ungeduld bei Anlässen, die es gar nicht wert schienen, auch in Gegenwart der Frau nicht bemeistern. Diese begann ihn mit ernstlich besorgten Blicken anzusehen. Eines Nachmittags war die Kirchbäuerin bei ihr eingekehrt. Der Meier kam herein, klagte über einen Fehler, den der Oberknecht sich hatte zuschulden kommen lassen, erklärte mit rotem Gesicht, das könne so nicht länger gehen, der Mensch

tauge nichts und müsse fort. — Die Frau, der die Sache durchaus unbedeutend vorkam, bat ihn dringend, es nicht zu tun, und rühmte den Knecht, bis der Aufgebrachte erwiderte, ihr zuliebe wolle er's ihm diesmal noch hingehen lassen, aber das sei das letztemal; wenn er ihm wieder so komme, müsse er sich um einen anderen Platz „lugen".

Als der Mann die Stube verlassen hatte, sagte Regine bedenklich, ja betrübt zu der Freundin: „Es ist sonderbar; der Mann ist so empfindlich geworden und nimmt alles so schwer auf. Wenn er nicht arbeitete wie sonst, ja fast noch mehr dahinterher wär', ich müßte glauben, daß ihm etwas fehlte." — Die Kirchbäuerin entgegnete tröstend: „Mach dir keine Sorgen! Die Männer haben nicht immer den gleichen Humor, und bei einem solchen Geschäft kommt gar manches vor, was einen aufbringen kann. Überhaupt" — setzte sie mit einem Lächeln hinzu — „so gar glatt, wie im ersten Jahr, geht's später nicht immer ab. Ich halt's nur für eine Laune, die wieder vergehen wird." — Die Meierin beruhigte sich, und die Kirchbäuerin verließ das Haus, nachdem sie ihr herzlicher als sonst, man hätte sagen können zärtlicher, „Behüt dich Gott" zugerufen. Als sie nach Hause ging, schüttelte sie den Kopf mit traurigem Ernst. Die wahre Meinung ihres Herzens verratend sagte sie: „In dem Mann steckt etwas, und ich fürcht', ich fürcht', wir sehen bald was."

Sie hatte recht. Am anderen Vormittag klagte der Meier über eine ungewöhnliche Mattigkeit in seinen Gliedern. Eine Hitze schoß ihm in den Kopf, daß er sich wie trunken fühlte, die Zunge wurde brennend, ein unheimlich irrender Glanz ging aus seinen Augen. Er mußte sich zu Bette legen.

Der herbeigerufene Arzt erkannte sogleich den Beginn einer Krankheit, die erst unlängst in einem benachbarten Dorfe ihre Opfer gefordert hatte. Er machte jedoch der Familie gute Hoffnung, indem er sich hütete, den Namen des Leidens auszusprechen, traf seine Anordnungen, versprach dem flehenden Weib, so oft als möglich nachzusehen, und nahm sich dies selbst vor; denn er schätzte das Ehepaar ganz

besonders und wollte alle Kunst und Sorgfalt aufwenden, der Gegnerin die Beute, auf die sie sich mit großer Heftigkeit geworfen hatte, wieder abzuringen.

Die Krankheit entwickelte sich rasch. Nach wenigen Tagen war sie so weit vorgeschritten, daß sie auch von Laien mit einer gewöhnlichen Unpäßlichkeit nicht mehr verwechselt werden konnte. Der Arzt hatte für gut gefunden, das Übel, das nach seiner Überzeugung schon vorhanden war, als möglich hinzustellen. Jetzt, als er wieder erschienen war und den Leidenden untersucht hatte, nahm ihn die Gattin in die Stube und fragte entschlossen: „Nun, Herr Doktor, — ist es das? — Sagen Sie mir's, ich muß es wissen!"

Der alte Herr sah die Festigkeit des Weibes, ohne das Herzklopfen wahrzunehmen, womit sie auf seine Antwort harrte, und erwiderte: „Allerdings, aber —" Er setzte noch einige Worte des Trostes hinzu, die Meierin hörte sie nicht mehr. Die Gewißheit, daß ihr Mann von dem Fieber ergriffen sei, das in dem nächsten Dorf Männer und Weiber in der Blüte des Lebens hingerafft hatte, die Vorstellung dieses Unheils erschreckte sie dermaßen, daß ihr Gesicht ordentlich davon entstellt wurde. „Gott im Himmel!" rief sie, atmete schwer und preßte dann mit schmerzlich bitterem Gefühl die Lippen aufeinander. Aber bald verwandelte sich ihre Miene und spiegelte eine stille, flehentliche Bitte zu Gott. „Nein, nein," rief sie endlich, sich selber tröstend, „so wird's nicht kommen! Das wird uns Gott nicht antun!"

Der Arzt ergriff ihre Hand und sagte: „Faßt Euch, liebe Frau! Diese Krankheit ist auch zu heilen; ich habe in meiner Praxis mehr solcher Patienten davongebracht, als mir gestorben sind. Habt Vertrauen und" — setzte er warnend hinzu — „regt Euch nicht selbst zu sehr auf!" — „Ja, ja," erwiderte die Frau mit dem Ton rührend gutmütiger Ergebung „ich will auf Gott vertrauen! Er hat mir mein Kind genommen, und ich hab' mich getröstet; er wird mir nicht alles nehmen wollen."

Als der Arzt sich verabschiedet hatte, ging sie in die Kammer zu dem Kranken. Dieser erwachte eben aus halbem Schlummer und schaute, als er sie erkannte, mit einem

rührenden Schein von Lächeln auf sie. Regine erwiderte es mit einem Blick der innigsten Liebe, antwortete auf seine Fragen im sanftesten Ton, versorgte ihn, sprach ihm guten Mut ein und streichelte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Bald versank er wieder in Schlummer. Sie betrachtete ihn und murmelte für sich: „Nein, es ist nicht möglich! Nein, so schwer kann uns Gott nicht heimsuchen!"

Ein Besuch des Geistlichen und eine Unterredung mit ihm stärkte sie in ihrem Glauben. Der scharfblickende teilnahmvolle Mann hatte allerdings mit Vorsicht auch auf die Christenpflicht gedeutet, alles für gut anzunehmen, was Gott sende, und auch in dem Schlage, womit er die Menschen treffe, den Grund der Liebe und die Absicht des Heils zu erkennen; aber er hatte mit Worten des Trostes, mit der Aussicht auf Rettung geschlossen, und in seinem herzlichen Mitgefühl einen Ton gefunden, der eine unwiderstehlich ermutigende Wirkung hervorbrachte.

Das treue Weib kam fast nicht von der Seite des Leidenden. Die Kinder schliefen im Kanzley, und auch für sie war dort ein Lager aufgeschlagen; aber sie hatte sich ein zweites in der Kammer eingerichtet und ruhte hier, wenn die Müdigkeit sie übermannte, angekleidet in der Nähe des Gatten, um auf den leisesten Ruf zur Pflege bereit zu sein.

Die Wirtschaft entbehrte derweil keineswegs der nötigen Leitung. In dieser Hinsicht üben gute Naturen auf dem Lande die Verwandten- und Freundespflicht in rührend anspruchsloser Art. Der Bruder und der Taufpate Regines ersetzten den Kranken abwechselnd in den Geschäften der Ökonomie und ihre Frauen halfen im Hause. Wiederholt wurde beiden versichert: sie sollten nur nicht sorgen, die Arbeiten würden ebenso geschehen, als ob sie selber dabei wären. Und beide waren ruhig; sie wußten, daß davon keine Silbe abging.

So schwand die zweite Woche der Krankheit — der zweite, als entscheidend angenommene Tag ging vorüber. Der Arzt kam, untersuchte den Mann im Beisein des Weibes — und konnte sich nicht enthalten, eine ernste Betroffenheit merken zu lassen. Im Augenblick zwar gebot er seiner

Miene und gab ihr einen Ausdruck fast, als ob er zufrieden wäre; aber die ängstlich Spähende hatte die Bestürzung wahrgenommen und die Deutung derselben übte eine grausame Wirkung auf sie. Sie zeigte ein Entsetzen in ihrem Gesicht, daß es den Alten auf einen Moment selber überlief; ihr Busen hob sich, und den Arzt aus der Kammer ziehend rief sie mit dem heftigsten Tone der Gewißheit: „Mit meinem Mann geht's schlechter, ich seh's! — Leugnen Sie's nicht — ich muß das Schlimmste fürchten!“ Der Arzt wollte und konnte ihr jetzt nicht das Gegenteil der Wahrheit sagen. Er erwiderte mit Ernst: „Es geht nicht besser, und das ist schlimm genug; aber noch ist nichts verloren, und Ihr habt keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben. Ich habe schon Kranke aufkommen sehen, an deren Heilung ich selbst nicht mehr glaubte, und das ist hier noch keineswegs der Fall.“ Doch Schmerz und Leidenschaft übermannten das Weib. „Nein, nein,“ rief sie mit einem scharfen Blick auf den Arzt, „Sie hoffen selber nichts mehr! Gott hat uns verlassen, mit meinem Mann geht's zum Tode!“ Verzweifelnd rang sie die Hände; Angst und tiefe Seelenqual sprachen aus dem verdunkelten Gesicht.

Der Arzt sah, daß er ein ihrem Charakter entsprechendes Mittel versuchen mußte. Mit einem Ausdruck von Strenge sagte er: „Ihr habt unrecht, so zu reden und Euch so zu gebärden, Meierin! Wer soll den Kranken pflegen und trösten, wenn Ihr den Kopf verliert? Bedenkt, was Ihr für Pflichten habt, und faßt Euch um Eures Mannes willen!“

Das wirkte. Durch die Worte getroffen, nahm sich die Frau mit Gewalt zusammen und erwiderte nach einer Pause mit Ergebung: „Verzeihen Sie, Herr Doktor! Sie haben recht! — ich muß mich halten, ich seh's wohl, und ich will's auch. — Verlassen Sie sich darauf!“ — Der alte Herr ergriff ihre Hand und entgegnete herzlich, beinahe gerührt: „Bleibt dabei! — Wir wollen das Unsere tun und in Geduld des Kranken warten. Solange er atmet, ist Hoffnung.“

Die Geduld und die Charakterkraft der Gattin wurden bald auf die stärkste Probe gesetzt. Die Zeit kam heran, wo den Kranken alle Besinnung verließ, Denken und Wollen

völlig aus ihm entwichen schien und die lallende Zunge nur wilden Geburten und monströsen Verbindungen der Phantasien diente. Welch eine Empfindung für sie, wenn sie hinhorchend Worte ohne Sinn vernahm, und er sie anstarrte, als ob er sie nie in seinem Leben gekannt hätte! Und doch war das noch nicht das Schlimmste. Aus jenen Reden der irrenden Seele tönten manchmal Worte der Liebe zu Weib und Kind, die ihre Augen mit Tränen füllten und ihr Herz mit schmerzlicher Süßigkeit. Sie sah ihn dann mit weinender Zärtlichkeit an und meinte, ein Mann, der so viel auf sie hielte, so treu an den Seinen hinge, könnte nicht sterben. Aber ein andermal schien alle Lebenskraft aus dem Leib geschwunden; das Haupt sank vor, die Arme zurück, und wenn er aufgerichtet und gewendet werden sollte, war ihr die Hilfe eines Wärters nötig, den sie ins Haus genommen hatte. Die Fragen, die sie an ihn richtete, wie dringend sie betont waren, trafen sein Ohr nicht mehr. Nicht nur die Zunge versagte ihm den Dienst, die Augen schienen sich nicht mehr wenden zu können und stierten unter halbgesenktem Lide wie die eines Toten vor sich hin.

Das arme Weib fuhr einmal selbst einer Irrsinnigen gleich über ihr Antlitz, um sich zu überzeugen, daß kein Spuk sie täuschte, daß das Elend, welches sie vor Augen hatte, wirklich war. „Ist es denn möglich," rief sie, während es um ihre Lippen zuckte, „kann's denn sein, daß es so weit mit ihm gekommen ist? Ein Mann, der immer aussah wie das Leben, der die schwersten Arbeiten tat, als ob sie ihm bloßer Spaß wären! — Jawohl, der Mensch ist nichts! Heute stark und kräftig wie ein Baum im Walde, und morgen welk und hinfällig wie gemähtes Gras!" Ihre Tränen rannen; sie hinderte nicht das laute Schluchzen, das sie ergriff, und hatte es auch nicht nötig; der Gatte wurde nicht davon gestört.

Ein Jammer wie der, welcher die liebende Regine erfaßte, wäre gar nicht zu ertragen, wenn allzu starke Eindrücke, die sich wiederholen, die Seele nicht endlich abstumpften, daß sie nicht mehr fühlt, was ihr zugemutet wird. Der Mensch, der nur im Graus lebt, gewöhnt sich zuletzt

an ihn und findet ihn natürlich, weil er nichts anderes mehr gewahr wird. Er stellt keine Forderungen mehr, hofft nichts mehr und macht sich vertraut mit dem Gedanken des Verderbens.

Regine hatte in dieser Leidenszeit nur die Hilfe und den Umgang der Freundin und ihrer eigenen Familie. Die Schwester des Mannes litt noch an den Folgen der Niederkunft. Die alte Meierin hatte den Sohn besucht, war aber von seinem Anblick so erschüttert worden, daß sie, zur Heimkehr genötigt, dort selber das Bett hüten mußte. Bekannte Frauen des Dorfes scheuten die Ansteckung und kamen nur auf wenige Augenblicke oder gar nicht. Um so rührender war der Einsamen nun das treue Aushalten derer, die auch sie am meisten liebte. Die junge Gröningerin und die Kirchbäuerin waren jeden Tag im Hause. Ihre Mutter, eigene Gliederschwäche nicht achtend, kam am Stock gegangen und suchte Beistand zu leisten und Trost und Mut einzusprechen.

Am Ende der dritten Woche schien es, als ob diejenigen recht gehabt hätten, die dem geprüften Weibe gute Aussichten eröffneten. Der Leib des Kranken hatte wieder Leben gewonnen, sein Gesicht war schmaler und bleicher, aber auch klarer geworden, seine Augen, aus wie tiefen Höhlen immer, schauten fragend umher, sein Geist erkannte die Seinen wieder. Die Krankheit schien ausgetobt zu haben und verschwinden zu wollen, um den Lebenskräften des Abgezehrten zu neuem Emporgang Raum zu geben. Als die Gattin mit einem Strom wiedererregter Hoffnungen ihn zärtlich ansah und ihn bei der Hand faßte, zeigte sich sogar etwas wie dankbares Lächeln um die blassen Lippen. Er begann zu reden, sich zu erkundigen und zu horchen. Durch Regines Antworten befriedigt, lag er ruhig und versank in einen Schlummer, der erquickend und kräftigend schien.

Die günstige Wendung dauerte an. Der Kranke sammelte sich mehr und mehr, beschäftigte sich aber dann mit sich selber und schien über ein inneres Anliegen nachzudenken. Am anderen Morgen verlangte er nach dem Geistlichen. Dieser kam, sprach mit herrlichem Ernst seine Freude aus, ihn in der Besserung zu sehen, und seine Hoffnung, daß er darin fortschreiten werde. Der Leidende zeigte weder

Glauben noch Unglauben; er horchte und schwieg; dann sprach er seinen Wunsch aus, das heilige Abendmahl zu empfangen.

Nach einer halben Stunde reichte es ihm der Pfarrer im Beisein des Arztes und der Gattin, indem er die Bedeutung dieses Aktes durch eine Rede erhöhte, deren Salbung aus dem Herzen kam. — Das Haupt des Kranken sank auf das Kissen zurück, aber ein Blick bezeugte, daß seine Seele getröstet war. Nach der Entfernung des Geistlichen tröstete der Arzt seinerseits die Frau, indem er bemerkte, daß ein solcher Akt durch seinen allgemein beruhigenden Einfluß nicht selten zur Genesung des Kranken beigetragen habe.

Am folgenden Tage schien sich der Zustand des Mannes noch mehr zur Besserung zu neigen. In dem Herzen der Gattin wuchs die Hoffnung empor wie eine Flamme, Bilder des Lebens, der Gesundheit und des Glücks traten vor ihre Seele und regten lockend innige Sehnsucht auf. Glühendes Verlangen nach der Rettung des Geliebten ergriff sie, nach der Fortsetzung des Lebens mit ihm, das so schön und glücklich begonnen hatte. Mit klopfender Brust schaute sie auf ihn, der auch jetzt noch dalag wie ein Kind und mit einem Ausdruck, der gleichsam um Hilfe bat, um eine Handreichung zum Leben hinan. Wenn ihr liebender Wille helfen, wenn sie eingreifen könnte in die Natur der Dinge durch eine Wundertat! Sie empfand einen Drang, ihn zu halten, ihn aufzurichten, die Kraft, die in ihr wogte, in ihn überzuströmen! Sie streichelte sein Haupt, rief ihm die liebevollsten Namen zu; — und ein Schein flog über sein Gesicht, ein Blick des Dankes, der Liebe, der Hoffnung war die Antwort des Leidenden. Das Verlangen des Heils stieg in dem Herzen des Weibes empor wie eine Springflut, und sie meinte, wie ihre Liebe anschwölle, müßte ihre Kraft wachsen; — aber bald, im Schein ihrer Blicke, schloß er wieder ermattet die Augen und fiel in Schlaf. — Da trieb es ihre Seele zu dem Allmächtigen. Sie faltete ihre Hände zum Gebet, und mit heißen Tränen flehte sie, daß Gott sich ihrer erbarmen, daß er den Kranken erretten, den geliebten Mann und Vater ihr und seinen Kindern wiederschenken möge.

Es war anders beschlossen. Der Kranke sank mit einemmal in größere Schwäche; — nach zwei Tagen war er verschieden. — Das Gefürchtetste, Schrecklichste stand als Tatsache vor den Augen der Gattin — unwiderruflich, unabänderlich.

Der Mensch im Glück und in der Gesundheit des Leibes und der Seele lebt in einer tiefen Illusion: er vergißt der Mächte des Verderbens und der Hinfälligkeit des irdischen Daseins. Andere um ihn herum können von den Pfeilen getroffen hinsinken, das sieht er und begreift er; ihn selbst aber und die in Kraft und Leben blühenden Seinen geht das nicht an, für sie ist das Unheil nicht vorhanden. Da greift die kalte Todeshand plötzlich herein in sein Haus und raubt ihm das Liebste. Was nur in den ernstesten Augenblicken als entfernte Möglichkeit an ihm vorüberschwebte, das blickt ihn schrecklich leibhaft an, und im Innersten schauernd erkennt er: es ist nichts mit dem Leben, nichts mit dem Glück des Lebens.

Und er war so sicher in der Fülle des Guten! — Blindheit war sein Glaube, Leichtsinn die Freude — der Traum eines Nachtwandlers, der nichts ahnend an dem Abgrund hingeht. — Mit schreckengeöffnetem Auge sieht er plötzlich die Wirklichkeit. Die Farben der Lust sind erblaßt, die Bilder des Glücks wie Spuk verweht — nur das Verderben ist wahr und nur der Jammer gebührt ihm.

In der zweiten Stunde nach dem Hinscheiden des Meiers war der Sturm des Weinens und Wehklagens, in welchen die verzweifelten Angehörigen ausgebrochen waren, vorüber, der Schmerz floß milder in den Seelen, die Tränen rannen spärlicher von den Wangen. Zuletzt hatten noch alle Verwandte die junge Frau, deren Anblick ein Leid verriet, wogegen ihnen das ihre als nichts erscheinen mußte, zu trösten versucht. Mutter, Bruder und Schwägerin nahmen Abschied mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, und führten die Kinder mit sich fort, die bei ihnen übernachten sollten. Zuletzt entfernte sich noch die Kirchbäuerin mit tiefbekümmerten Blicken und mit einer eigenen Sorge in ihrer Miene. Regine war allein.

Sie stand in der Kammer wie eine Bildsäule, bleich, starr, mit einem schmerzlich bitteren Zug um den Mund. Alles war dahin, alles für sie verloren! Die treueste Liebe, die sorgsamste Pflege, die heißesten Gebete — nichts hatte geholfen! — Der Mann war tot wie ihr Kind — alles war ihr genommen. Eine Anklage gegen Gott, der kein Erbarmen gezeigt, bildete sich in dem wunden Herzen und stieg empor und wollte laut werden. Mit Mühe hielt das bessere Selbst den Gedanken nieder; aber auch dieser Genugtuung beraubt, schaute sie trostlos vor sich hin.

Das Bewußtsein, daß ihr alles entrissen sei, durchdrang sie verzehrend. Was sollte sie beginnen? Wie sollte sie fortleben? Sie versuchte sich zu denken, wie sie das Hauswesen führte ohne ihn — und schrak zusammen. Die Räume, die ihr so schön vorgekommen waren in den Tagen der Freude, dünkten ihr entsetzlich öde, die Arbeiten, die sie mit ihm und für ihn so glückselig verrichtet hatte, schienen ihr eine unerträgliche Last, das ganze Tun und Treiben fürchterlich zwecklos und sinnlos. Die ganze Nichtigkeit eines Lebens ohne Ziel, der Wahnwitz des Sorgens um nichts trat vor ihre Seele; der tiefste Ekel vor dem Dasein ergriff sie, erfüllte und schüttelte sie, daß sie schauderte. Der Kopf begann ihr zu schwindeln, die Glieder bebten, sie mußte sich auf ihre Ruhestatt niederlassen.

Eine Viertelstunde saß sie da, dem Gefühl der Verzweiflung hingegeben, von der immer tiefer in sie eindringenden Überzeugung der Rettungslosigkeit gleichsam ausgehöhlt, so daß sie sich selbst wie ein Schatten vorkam, ohne Kraft, ohne menschliche Empfindung.

Das Rollen eines in den Hof einfahrenden Wagens brachte sie wieder zu sich. Es war der Arzt; sie kannte das Geräusch und ging ihm entgegen. Ein Blick auf das Weib sagte dem Erfahrenen alles. Er nickte nach erwidertem Gruße für sich, trat in die Kammer zu der Leiche, betrachtete und untersuchte sie, fragte nach der Sterbezeit und ging in die Stube, um den Totenschein für den Geistlichen zu schreiben. Erklärender, tröstender Reden, wie er sie sonst wohl an die Hinterlassenen richtete, enthielt er sich

gegen diese Frau, deren ungewöhnlicher Charakter und wahres Leid ihm Achtung abzwang; aber hinter dem äußerlich ruhigen Ernst, den er zeigte, konnte man eine größere Teilnahme nicht verkennen. Als er den Totenschein überreichte, fiel ihm die Blässe ihres Gesichts, das Zittern ihrer Glieder auf, er blickte sie forschend an, untersuchte ihren Puls und sagte: „Liebe Frau, Ihr seid sehr angegriffen. Das ist freilich kein Wunder, denn Ihr habt Euch nun wochenlang Tag und Nacht keine Ruhe vergönnt. Aber Euer Aussehen gefällt mir nicht, Ihr seid unwohl.“ — Regine, schmerzlich lächelnd, erwiderte: „Kann wohl sein.“ — Der alte Herr ergriff ihre Hand und sah ihr mit einem herzlichen Blick ins Auge. „Meierin,“ sagte er, „wir haben den Mann nicht retten können. Wir haben das Unsere getan und uns kein Versäumnis zuschulden kommen lassen — es hat nicht sein sollen. Nun müßt Ihr für Euch selber sorgen. Ihr habt mir letzthin etwas geklagt; das könnte wiederkommen und weiter gehen —“ Eine Bewegung des durch diese Worte getroffenen Weibes in seinem Sinne deutend fuhr er fort: „Keine Sorge! Es hat keine Gefahr! Aber Ihr müßt Euch schonen — Ihr müßt Eurem abgematteten und aufgeregten Leib Ruhe gönnen, damit er sich wieder erholen kann.“ Als die Frau hierauf nichts entgegnete, setzte er mit beinahe väterlich liebevollem Anteil hinzu: „Überlaßt die Sorge, den Toten einzukleiden und diese Nacht zu wachen, anderen. Ihr habt ja Verwandte und Freunde — brave Leute, die alles tun werden. Legt Euch fern von dem Lärm in der oberen Stube zur Ruhe; haltet Euch warm und scheuet Euch vor Kälte, denn die könnte Gefahr bringen. Folgt mir, die Nacht wird kühl werden — sorgt dafür, daß Ihr wieder zu Kräften kommt. Versprecht mir's!“ Das Weib schaute den Arzt an, gab ihm die Hand, drückte sie und rief bewegt: „Ich dank' Ihnen, Herr Doktor, ich dank' Ihnen von Herzen!“ Der Arzt, mit diesen Worten zufrieden, sagte Lebewohl und verabschiedete sich.

Als der Wagen aus dem Hof rollte, trat Regine wieder in die Kammer. Sie war tief aufgeregt, ihr

bleiches Gesicht hatte einen seltsamen Glanz, um ihre Lippen irrte ein Lächeln, das schwer zu charakterisieren war. Der Arzt mit seiner Warnung hatte einen Vorhang aufgerissen vor ihrer Seele. Sie konnte hinweg aus dem Elend — sie konnte hinkommen, wo der Geliebte weilte. Die Macht, die ihr gegeben war und an die sie glaubte, erfüllte sie mit wohligem Schauer und lockte und drängte sie und hob ihr den Busen. Die Aussicht, die sich vor ihr auftat, bestrickte sie dermaßen, daß ihre Seele unbeweglich darauf gerichtet war.

Der Austritt aus dem öden, leeren, nichtigen Leben erschien ihr als eine Rettung; der Tod lockte sie wie das Liebste, denn er brachte sie zu ihrem Mann. Eine unwiderstehliche Sehnsucht ergriff sie, ihr Herz pochte gewaltig, ihr Kopf schwärmte; — der eine Gedanke hatte sie völlig in Besitz genommen.

Mit ihm ging sie ihren Gang in der gemessenen Weise, die man an ihr gewohnt war. Der Abend nahte. Sie ließ durch das Mädchen eine alte Frau holen, die das Reinigen und Einkleiden der Leichen zu besorgen pflegte, und machte sich, jede weitere Hilfe ablehnend, mit ihr selber an die Arbeit. Noch vor dem Eintritt der Nacht war alles vollendet. Der Tote lag im feinsten Hemd, Füße und Leib mit weißem Tuch umwunden, in frisch überzogenem Bette, die dunkelblonden Haare gekämmt, das abgezehrte Gesicht von den letzten Makeln der Krankheit befreit und schärfer, aber auch zugleich feiner, als es im Leben gewesen. Die Alte entfernte sich. Regine kehrte die Kammer, brachte alles in Ordnung, reinigte sich und rüstete Speis' und Trank für die Totenwache, die sie zur Nachtzeit erwartete.

Verwandte und Bekannte erschienen, die neu Angekommenen kondolierten, man sah den Toten, zog mit Ernst und Würde die üblichen Sprüche an und setzte sich dann in die Stube, um sich bei Essen, Trinken und Diskurieren munter zu halten.

Der gewöhnliche Bauer ist auch in der Trauer natürlich, er dehnt sie nicht länger aus, als es Natur und

naturgewordene Sitte verlangen, und folgt instinktmäßig wieder dem Zuge zu beruhigender Unterhaltung. Die Gesellschaft wurde bald lebendig, und als die beiden nächsten Verwandten sich entfernten, weil sie sich ihrerseits Ruhe gönnen mußten, kamen sie in ein so interessantes Gespräch, daß sie den eigentlichen Zweck ihres Hierseins beinahe vergaßen. Ein Alter, der in seiner Jugend Feldzüge mitgemacht und gegen menschliches Leid immer etwas abgehärtet geblieben war, hätte in der Genugtuung wegen des Beifalls, den eine seiner Geschichten fand, nicht übel Lust gehabt, auch die Meierin in die Unterhaltung zu verflechten, wobei ihn freilich auch die gute Absicht leitete, sie ein wenig von ihrer Trauer abzuziehen. Die Kirchbäuerin aber, die ihr in der Küche geholfen hatte und sich nun anschickte, nach Hause zu gehen, zeigte dem kupferbraunen Gesicht des alten Soldaten eine mißbilligende Miene und sagte zu der Witwe mit ernster Mahnung: „Geh jetzt ins Bett, ich bitte dich! Die Gesellschaft unterhält sich selber, wie du siehst, und hat alles, was sie braucht.“ — „Jawohl,“ fiel eine ältere Verwandte ein: „leg dich nieder, Meierin, und ruh aus. Ich bleib' und sorg' für alles.“

Regine überblickte die Versammlung mit feuchten Augen. „Ich geh',“ sagte sie mit sanfter Stimme. „Habt meinen Dank für eure Freundschaft! Gute Nacht alle miteinander!“ — Sie verließ die Stube in Begleitung der Freundin, drückte dieser auf die nochmalige dringende Mahnung, sich Ruhe zu gönnen, statt aller Entgegnung wiederholt die Hand und ging, während die andere den Hof verließ, die Treppe hinan.

Die Gesellschaft war durch den Anblick der Witwe in eine ernste Stimmung versetzt worden und die Lippen ruhten eine Weile. Dann sagte einer der Anwesenden mit ehrlichem Anteil: „Der Frau geht's ganz besonders nah, das sieht man. So ein Gesicht ist mir lang' nicht vor Augen gekommen.“ — „Es ist auch kein Wunder,“ bemerkte der erwähnte ältere Verwandte mit gedämpfter Stimme. „So gut wie die miteinander gehaust haben! Da hat man keine unschöne Red' gehört das ganze Jahr; lauter Lieb's

und Gut's haben sie einander angetan, diese Leute — und haben sobald voneinander scheiden müssen!" — Diese Worte machten auch auf den alten Soldaten Eindruck. „'s ist wahr," sagte er mit Ernst; „gelebt haben sie miteinander, daß es eine Freude war. Aber die Menschen müssen sterben, wenn ihre Zeit gekommen ist, die jungen wie die alten; davon kann ich was erzählen. 's ist hart für das, was übrig bleibt; aber am Ende tröstet man sich doch wieder. Was kann man machen? Man muß sich drein ergeben, und zuletzt vergißt man's wieder und lebt ebenso fort wie andere auch."

Während diese Reden geführt wurden, hatte Regine die obere Stube erreicht und sich ihrer Schuhe, ihres Halstuchs entledigt, als ob sie sich entkleiden wollte. Aber dazu kam es nicht. Es war ihr angetan. Sie hatte in den Abgrund gesehen — unwiderstehlich zog es sie in die Tiefe. Dem übermächtigen Drange folgend ging sie gleich einer Nachtwandlerin die Stiege hinab zur Kammertür, öffnete sie, trat ein und schob den Riegel vor. Die Wolken, die zweitägigen Regen gebracht hatten, waren in der Nacht verschwunden, der Mond, der sich am Horizont erhoben, schien durch das Fenster und erhellte die Kammer mit seinem bleichen Licht. Das Weib trat ans Bett des Mannes, schlug die Decke zurück und hing mit ihren Blicken an dem teueren Haupt. Das Mondlicht spielte auf dem blassen Gesicht und gab ihm einen Schein von Leben. Sie beugte sich über ihn, küßte ihn auf die Stirn und streichelte ihm Haar und Wangen.

Nach einer Weile holte sie einen Stuhl und setzte sich am Bett nieder. Sie atmete leise und schaute mit gesenktem Haupte vor sich hin. Die Seele ging zurück in die Vergangenheit. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber — Leiden und Freuden, Sorgen und Wonnen; aber endlich langte sie an ihrem Verlust, ihrer schrecklichen Verlassenheit, ihrem unsaglichen Elend an.

Ein Zittern ergriff ihren Leib, ihr Herz schlug heftig, das Blut schoß ihr ins Haupt und rötete ihr Antlitz. War es ein Fieberanfall — war es der Gedanke, der ihr ins

Bewußtsein kam und ihr Innerstes erschütterte? Der Kopf brannte ihr wie einer Trunkenen — dumpfig und drückend erschien ihr die Luft — sie trat ans Fenster, öffnete es und sog mit Gierde die kühle Luft ein, die ihr entgegendrang. Lange blieb sie da und ließ sich anwehen.

Endlich schauerte sie zusammen und eisig ging's ihr durch den Leib. Sie erhob ihr Haupt und atmete tief. „Was hab' ich getan!“ rief sie. Eine Weile stand sie bebend. Dann schloß sie das Fenster, trat zu dem Toten und nickte wiederholt. Leise, wie sie genaht, verließ sie die Kammer. Die Laute eines lebhaften Gesprächs, in das die Wache neuerdings gekommen war, drangen in ihre Ohren. Sie stieg die Treppe hinan und trat in die einsame Stube, um sich niederzulegen.

Den andern Morgen erwachte sie aus dumpfem, unerquicklichem Schlummer fiebernd. Sie schaute umher, erinnerte sich — und erschrak. Ernst überlegte sie, was sie begangen; eine Stimme in ihr wollte sie verklagen, verdammen. Aber sie sagte: „Es ist geschehen! Was über mich kommt, will ich tragen!“

Später als gewöhnlich, aber gleichwohl stand sie auf und dankte Gott, daß ihr die Glieder den Dienst noch nicht versagten, um alles anzuordnen für das Begräbnis des Mannes und diesem selbst die letzte Ehre zu erweisen. Mit der Würde, die ihr eigen war, wir möchten sagen mit der Feierlichkeit des Leides traf sie die nötigen Anstalten, sprach mit dem Geistlichen und dem Lehrer, bestellte den Sarg, wie er dem wohlhabendsten Mann des Dorfes zukam, wählte die alten Frauen, die im ganzen Ries „mit der Leiche zu sagen“ (zum Leichenbegängnis einzuladen) hatten, schickte einen besonderen Ehrenboten an die nächsten Verwandten und an städtische Freunde, ließ Einkäufe machen und Vorbereitungen treffen zur Bewirtung derer, die aus entfernten Orten zum Begräbnis kommen würden. Die Fassung, die sie bei alledem bewahrte, fiel den Ihrigen auf; die weichere Schwägerin wußte nicht recht, was sie denken sollte; auch die vertraute Freundin schüttelte einmal den Kopf und sagte für sich: „Ist das ihr Ernst, oder

zwingt sie sich nur dazu? Ich hab' sie am Ende doch nicht ganz gekannt."

Als die Treue am folgenden Morgen erwachte, fühlte sie ihre Schwäche bedeutend vorgeschritten. Sie gehörte jedoch nicht zu denen, die sich ohne Kampf ergeben, sie rang mit dem Anfall und bezwang ihn noch einmal. Den Gatten mußte sie zum Grabe geleiten, wie es der alte Gebrauch verlangt, den Leib mußte sie in die Grube senken sehen, dann war sie fertig mit der Welt. Mit aller Kraft des Willens, aber zugleich gehoben durch den Gedanken der Seele, verrichtete sie die Pflichten des Vormittags. Sie hatte dabei nur die Hilfe der nächsten Angehörigen; Mutter und Schwester des Verstorbenen lagen gleichfalls krank danieder, nur der Schwager war gekommen.

Die Stunde des Begräbnisses erschien. Nähere Verwandte und Freunde traten nacheinander ins Trauerhaus, reichten der Witwe die Hand und sprachen die Worte des Beileids, die vielleicht nie so von Herzen gegangen waren. Die Truhe mit dem Toten wurde in den Haustennen getragen, der Geistliche und der Lehrer mit der Schuljugend stellten sich im Hof auf, gefolgt von einer Anzahl Bekannter und Verwandter, die aus Nähe und Ferne gekommen waren, sich dem Zuge der Leidtragenden anzuschließen, — und plötzlich ertönte aus allen Kehlen das Lied: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!"

Ein ungeheures Wort in Fällen wie der gegenwärtige! Aber es gibt Seelen, denen der Sinn dafür aufgetan wird eben in solchen Fällen, die an seine Wahrheit glauben und gläubig die Kraft der Unterwerfung und Trost finden. Regine wurde davon ins Herz getroffen, als ob sie es noch nie vernommen, weil sie es nie so begriffen wie jetzt. Unmerklich nickte sie mit dem Haupte: sie konnte beistimmen!

Der Zug setzte sich in Bewegung. Er war so groß, wie man sich's im Orte kaum erinnerte, und mancher Zuschauer dachte gerührt bei sich: „Der Mann hat viele Freunde gehabt, — aber er hat's auch verdient; — er war ein bedeutender Mann und ein guter Mann."

Als der Geistliche vor dem Grab die Leiche eingesegnet hatte und die Ehrenträger den Sarg hinabließen, weinten und wehklagten die Kinder des Verstorbenen laut und wenige blieben ohne Tränen. Die Witwe aber stand ohne die leidenschaftlichen Äußerungen des Schmerzes, wie man sie an hinterlassenen Eheleuten zu sehen gewohnt ist. Starren Blickes, unbeweglich schaute sie hernieder. Manche sahen verwundert auf das Weib, die ihren Mann so liebgehabt und von der man geglaubt hatte, sie müßte ihm ins Grab nachsinken. Gereiftere Herzen legten sich's in ihrem Sinne gut aus, den wirklichen Grund erriet niemand. Niemand ahnte auch, wieviel sie's kostete, die wenige Schritte vom Grab in die Kirche würdig aufrecht zurückzulegen und ihren Stuhl zu erreichen.

Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Der Leichentext gab ihm Gelegenheit, mit Nachdruck und Wärme die Tugenden hervorzuheben, die gegenüber der Unbegreiflichkeit göttlicher Ratschlüsse erfordert sind, und auf den Ort hinzuweisen, in welchem die herbsten Schmerzen eben in die höchsten Wonnen, das tiefste Dunkel eben in das beglückendste Licht wird verkehrt werden. In die Seele des Weibes fielen aber nur einzelne Strahlen seiner Darstellung — der Mahner, den sie zweimal abgewiesen hatte, pochte stärker und stärker an. Als sie aus der Kirche in die schwüle Luft hinausgetreten war, drohte sie zu sinken, und nur mit der größten Anstrengung erreichte sie die Stube. Dort brach sie zusammen.

Die Verwandten, die ihr gefolgt waren, richteten sie erschreckt empor. Sie hielten den Zustand indes für eine Schwäche, die bei der Plage, die sie gehabt, und bei den Leiden, die sie ausgestanden, natürlich war, und die Frauen brachten sie zu Bette, indem sie trösteten, eine ruhige Nacht werde sie schon wieder zu Kräften bringen.

Im Hause befand sich indes eine Person, die den wirklichen Sachverhalt ahnte. Es war die Magd. Diese hatte in jener Nacht bei einem Gang über den Hof die Frau mit bloßem Hals am offenen Fenster gesehen und sich ihre eigenen Gedanken darüber gemacht. In die Kammer

zu ihr gerufen, sah sie nun auf die Leidende mit den scheuen Blicken des Argwohns, um so mehr, als das Gesicht derselben eine sonderbare Zufriedenheit ausdrückte. Ein ernstes, verständiges, wackeres Geschöpf, die ihre Frau lieb hatte, beschloß sie, niemand etwas von ihrer Vermutung zu sagen, außer einer, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte. Diese sollte es wissen; denn wer weiß, wozu es gut war.

Die Nacht verging; als aber Bruder und Schwägerin frühmorgens nachzusehen kamen, hatten die gestrigen Prophezeiungen sich nicht erfüllt. Der Bruder bestand darauf, daß der Doktor geholt würde, und die Kranke mußte es geschehen lassen. Der alte Herr sah auf den ersten Blick, wohin es mit den Anwandlungen von letzthin gekommen war. „Habt Ihr gehalten, was Ihr mir versprochen habt?“ fragte er ernst. Die Frau erwiderte: „Ich habe zwei Nächte geschlafen.“ Nach weiteren Erkundigungen schrieb er mit resignierter Miene ein Rezept, gab der Magd die zur Pflege nötigen Verhaltungsregeln und fuhr hinweg. Er war der Meinung, daß die Frau den Keim der Krankheit schon seit dem Tode ihres Mannes in sich getragen habe.

Kaum war er fort, so traten die beiden Kinder, welche auch diese Nacht noch bei der „Gröningers-Ahnfrau“ geschlafen hatten, in die Kammer und eilten ans Bett. „Mutter,“ rief der Bube mit gutmütigem traurigem Ton, „bist du auch krank?“ Und das Mädchen, ohne recht zu wissen, was sie sprach, sagte kindlich bittend: „Stirb nicht auch ins Grab 'nein, Mutter, wie der Vater!“ Dem Buben war dies zu viel; er versetzte mit dem Ton des Vorwurfs: „Red' nicht so! Man stirbt nicht gleich!“ Und herzlich setzte er hinzu: „Die Mutter muß uns bleiben. Wenn die auch sterben tät', hätten wir ja gar niemand auf der Welt!“

Die Augen des Weibes füllten sich mit Tränen bei diesen Äußerungen liebender Kinderseelen. Reue, tiefe Reue ergriff ihr Herz, es war ihr, als ob sie ein großes Unrecht, ein Verbrechen begangen hätte. Indem sie einen

mitleidig zärtlichen Blick auf sie warf, antwortete sie den Kleinen mit dem sanftesten Ton, gab ihnen die holdesten Namen und tröstete sie, daß sie beruhigt die Kammer verließen.

„Gute Kinder!“ rief sie tief ergriffen, „an euch hab' ich nicht gedacht! Doch,“ setzte sie nach einem Moment des Nachdenkens hinzu, — „es ist auch für euch ein Vorteil. Der Schwager wird euch besser aufziehen, als es ein Weib könnte, die keine Freude mehr am Leben hat. Und für euer Fortkommen — Gott sei Dank! — ist gesorgt. Ihr könnt mich geraten (entraten) und Gott wird euch in seinen Schutz nehmen.“

Nachmittags, als sie bei einem Geräusch der Tür aus leichtem Schlummer erwachte, stand die Kirchbäuerin vor ihr. Der Blick der Freundin schien nur der einer teilnehmenden Seele zu sein; aber ein Kundiger hätte es ihr doch ansehen können, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen hatte und da war, um über etwas ins klare zu kommen.

Mit halb fragendem Tone begann sie: „Du bist nun auch krank, Regine.“ — „Es sieht so aus, Margret,“ entgegnete die Leidende; und instinktartig setzte sie hinzu: „Was kann ich machen? Ich muß es hinnehmen!“ — „Jetzt freilich,“ erwiderte die Freundin ernst nickend. — „Was meinst du?“ fragte Regine.

Die Kirchbäuerin konnte nicht länger an sich halten und warf einen Blick des Vorwurfs auf sie. „Du bist in der ersten Nacht, anstatt ins Bett zu gehen, wie du mir versprochen hast, bei der Leiche in der Kammer gewesen und hast dich mit bloßem Hals am offenen Fenster erkältet. Man hat dich da gesehen.“ — Regine war betroffen und schwieg einen Moment. „Ich hab' nicht wissen können, daß es so schlimm wird,“ entgegnete sie endlich mit unwillkürlicher Abwehr.

Die Augen der Freundin wurden feucht, und mit dem Ausdruck einer Person, der es leid tut, anklagen zu müssen, rief sie: „Geh, du machst mir nichts vor! Du hast dich mit Fleiß erkältet, damit du krank würdest! Du willst

sterben!“ Regine zuckte im Bette. Dann aber richtete sie sich auf, erhob das Haupt und versetzte: „Weil du's denn weißt, so will ich's auch nicht leugnen. Ja, Margret, ich hab's getan und ich will sterben!“ — „Und du hast dir nicht Sünde gefürchtet?“ rief die andere erschreckt. — „Nein,“ erwiderte Regine; und wie in der Erinnerung schauernd, setzte sie hinzu: „Ich hab' mir nicht anders helfen können!“

Die Freundin trat näher, sah auf die wieder Zurückgesunkene mit wehmütigem Blick und sagte: „So jung, so kräftig — und so schön! — O Regine, hättest du dich in dein Schicksal ergeben, du hättest anders gedacht später. Man erträgt gar viel in der Welt — und man tröstet sich wieder, nachdem man geglaubt hat, man könne nicht anders und müsse verzweifeln.“

Die Treue schüttelte den Kopf, und mit einem eigenen Lächeln, halb wehmütig, halb geringschätzig, erwiderte sie: „Ich bin nicht wie jedermann, und was für andere paßt, das paßt nicht für mich. — Ich hab' nicht mehr leben können, Margret! Eben weil ich jung bin und für die Kinder und für das Geschäft ein Mann nötig ist, hätt' ich wieder einen nehmen müssen. Man hätte mich geplagt von allen Seiten, ich hätte keine Ruhe mehr gehabt. Aber — ich will nicht mehr heiraten! Ich will keinen Mann mehr!“ Nach kurzem Innehalten fuhr sie milder fort: „Du weißt ja, wie wir miteinander gelebt haben, Margret. Du hast's ja gesehen. Kennst du einen Mann, der besser wäre gegen sein Weib, als der meine gegen mich gewesen ist? O“ — rief sie mit ausbrechender Empfindung — „ich hab' mit ihm den Himmel gehabt auf der Welt, und darum will ich auch mit ihm aus der Welt! — Ich kenne die Männer wohl. Meinst du, ich könnt' mit einem wilden und unguten Menschen leben, nachdem ich so einen gehabt hab'? Nein, Margret! Einen solchen krieg' ich nicht mehr, und darum will ich gar keinen mehr. Ich will's nicht besser haben als er! Hat er so jung sterben müssen, so will ich auch jung sterben — und du wirst sehen, ich werd' sterben!“

Die Kirchbäuerin sah halb erschrocken, halb strafend auf sie und rief: „Du hast einen Gröningerskopf!“ Ein wehmütig stolzes Lächeln zuckte um den Mund der Leidenden. „Ja,“ entgegnete sie, „den hab' ich — und dem muß es auch nachgehen!“

Die Kirchbäuerin, lebenserfahren, verständig und religiös im Sinne einer wackeren Frau ihres Standes, konnte sich doch der Wirkung des Heldenmütigen in dem Tun Regines nicht entziehen. Mit Trauer und Bewunderung sah sie auf die Freundin, mit einem Gefühl von Stolz, daß sie's war und so ihr Herz vor ihr auftat. Aber die Bewunderung zerschmolz in Rührung. „O Regine,“ rief sie, „wer hätte an eurer Hochzeit daran gedacht, daß es nach so kurzer Zeit dahin mit euch kommen würde! Zwei Leute, die alles hatten, was des Menschen Herz verlangen kann — reich, gesund, gut!“ — Überwältigt von Mitleid und Zärtlichkeit wollte sie die Hand ergreifen, die auf dem Bette lag — Regine zog sie zurück. „Die Krankheit ist ansteckend,“ rief sie. Hierauf antwortete aber die Kirchbäuerin mit einem gekränkten Blick, faßte die Hand und hielt sie fest. „Schäm dich,“ entgegnete sie, „und red nicht so! Ich fürchte mich nicht, mir tut's nichts! Und,“ setzte sie milder hinzu, „wenn ich auch krank würde und Gott meinem Leben ein Ende machte, ich bin älter, und unsere Kinder sind versorgt — um mich wär's nicht schad'; aber um dich ist's schad'; daß so ein Weib sterben soll, wie du bist, das ist ein Unglück und ein Jammer! — Das behaupt' ich und dabei bleib' ich!“

Regine, von so inniger Freundschaft gerührt, schaute sie dankbar an. „Bedaur' mich nicht,“ erwiderte sie. „Was hat man denn in der Welt? Mühe, Sorge und Kummer! Und wenn eins glücklich lebt, so ist's als ob's nicht sein sollte, und auf einmal kehrt sich alles in Jammer und Elend! — Geh mir mit deinem Leben! Wenn man weiß warum, ja, dann kann man sich Mühe geben und alles ertragen; aber wenn man keinen Zweck mehr hat, wenn das, um deswillen man gelebt hat, einem genommen wird — wenn's im Hause so tot ist!“ — Ein Grauen faßte sie bei

dieser Vorstellung, ein Seufzer entrang sich der Brust und die Lippen verstummten.

Der Freundin erschloß sich dadurch das Herz der Leidenden völlig. Sie fühlte, daß dieses Weib nicht mehr leben könne, und ihre Tränen fingen an zu fließen.

„Weine nicht!“ sagte Regine sanft. „Behalte mich in gutem Andenken, darum bitt' ich dich! — O, wenn du wüßtest, wie gern ich sterbe!“ Die Bäuerin nickte traurig und sagte: „Das begreif' ich. Aber,“ setzte sie mit dem Ausdruck des Zweifels und der Sorge hinzu, „wie wird man dich dort aufnehmen? Was wird derjenigen geschehen, die ihrem Leben selber ein Ende gemacht hat?“

Regine schwieg einen Moment; dann erwiderte sie mit Fassung: „Ich bin dazu gekommen, ich weiß selber nicht wie. Ich hab's gewollt und gewünscht, und doch ist mir's, als ob's ohne mein Wollen geschehen wäre. Sei's wie's sei; ich glaube, daß unser Herrgott mir vergeben wird, und in diesem Glauben sterb' ich. Mein Mann ist, wo die guten Leute sind, und ich werde zu meinem Mann kommen. Glaub's nur, Margret,“ setzte sie mit inniger Sicherheit hinzu, „uns wird niemand voneinander scheiden können, denn wir lassen nicht voneinander!“

Die gute Frau stand von diesen Worten treuester Liebe erschüttert. „Sollt' man's denn glauben,“ rief sie, „daß so etwas möglich wär'? Du bist immer ein besonderes Mädchen gewesen, hast immer etwas Apartes gehabt, aber das hätt' ich dir nicht zugetraut! — Es gibt also doch noch Weiber, die ihre Männer so gern haben?“ Und mit der Leidenschaft der Rührung setzte sie hinzu: „Ja, Regine, ja, Gott wird dir verzeihen, und du wirst zu deinem Mann kommen! Vertrau nur und glaub fest daran! Eine solche Liebe kann keine Sünde sein!“

Sie ergriff die Hand der Kranken und drückte sie zärtlich, während diese ihr mit einem gerührten Blick antwortete. Endlich schickte sie sich zum Gehen an. Sie traute sich nicht zu sagen: „Gute Besserung!“ und wünschte einfach mit gedämpfter Stimme Guten Abend. Regine hielt sie noch. „Sorg dafür,“ rief sie ihr zu, „daß die Sache

nicht weiter auskommt." — „Ich will's," versetzte die Kirchbäuerin. „Verlaß dich darauf." — „Daß du's erfahren hast," fügte die Kranke hinzu, „ist mir lieb. Du bist eine treue Seele; — und eine soll mich kennen — eine soll's wissen, warum ich gestorben bin!"

Die Zuversicht, womit Regine das Erreichen ihres Zieles als gewiß ansah, betrog sie nicht. Die Krankheit nahm einen milderen Verlauf als bei dem Mann, aber sie schritt unaufhaltsam vor. Am zweiten Sonntag kam auf ihren Wunsch der Schwager des Verstorbenen mit seinem jüngeren, noch unverheirateten Bruder. Man einigte sich, wie die Kinder erzogen, der Meierhof dem Söhnlein erhalten werden sollte, und dem jungen Vetter fiel dabei die Hauptaufgabe, der Familie Gröninger die Mitwirkung zu.

Regine empfand eine große Beruhigung. Der Vetter war einer von den Menschen, die eine Ehre darein setzen, ehrenwert zu handeln: man konnte sich völlig auf ihn verlassen. Als der Schwager Abschied nahm, sagte er: „Es ist nur für alle Fälle, Schwägerin. Du kannst ja recht gut wieder aufkommen und dann ganz nach deinem Gutdünken handeln. Hoffen wir das Beste!" — „Hoffen wir's," entgegnete Regine. „Wenn ich dich aber nicht mehr sehen sollte, leb wohl! Grüße mir dein Weib und die Ahnfrau und sag ihnen, ich lass' ihnen gute Besserung wünschen."

Zwei Tage darauf begann die Kranke zu phantasieren. Die verschlungenen Reden wie die abgerissenen Worte zeigten, daß ihre Seele fast ausschließlich mit dem Verstorbenen beschäftigt war. Einmal befanden sich die beiden Wissenden, die Freundin und die Magd, allein bei ihr in der Kammer. Die Träume ihrer Seele offenbarten so viel Zärtlichkeit, auch in dem kindlich gutmütigen Ton der Sprache, daß denen, die alles verstanden, die hellen Zähren von den Wangen liefen.

Doch auch dieses Herz sollte nicht brechen, ohne das Grauen des Todes, ohne die Angst vor dem Schritt ins Jenseits empfunden zu haben. Waren es körperliche oder geistige Ursachen, oder beide zusammen, die eine plötzliche Wendung in ihr hervorbrachten? Den schönen Phantasien

folgten mit einemmal andere, die eine tiefbedrückte Seele verrieten. Auf dem Gesicht malten sich bei fliegender Hitze Bangigkeit, Sorge, Furcht. Eine gewaltige Unruhe ließ unter schwerem Atmen den ganzen Leib erbeben, die Lippen sichtbar zittern. Die Seele, wie es den Anschein hatte, rang zu einem Ziele hinan und verzweifelte es zu erreichen. Als der Geist sich wiedergefunden hatte, lag die Kranke still und ruhig und sah lange ernst vor sich hin. Dann trug sie der Magd auf, den Pfarrer zu holen.

Der würdige Seelsorger hatte sie schon zweimal besucht. Mit der ihm eigenen Feinheit des Gemüts zeigte er aber nur den Freund des Hauses gegen sie und ließ, was er Geistliches bemerken wollte, in natürlicher Sprache bloß gelegentlich einfließen. Als er jetzt wiederkam, begann er mit teilnehmender Erkundigung. Die Leidende erklärte ihm, sie fühle, daß es mit ihr zu Ende gehe. Sie sterbe gern, aber sie wünsche zu tun, was ihr als Christin zukomme und was ihr Mann getan habe — sie bitte ihn, ihr das heilige Abendmahl zu reichen.

Der Geistliche hatte während dieser Rede in ihr Innerstes zu sehen versucht. Er sagte ihr mit Ernst die sofortige Gewährung ihres Verlangens zu, entfernte sich und kehrte nach einer Weile mit dem Lehrer zurück. Indem er die Formen der Kirche erfüllte, benutzte er die Gelegenheit zu einer Rede, mit der er eine ganz besondere Absicht verband.

In kurzen, aber mächtigen Worten schilderte er die Heiligkeit Gottes und ihr gegenüber die Sündhaftigkeit des Menschen, die Unzulänglichkeit und Gebrechlichkeit auch der Besten. Wie darf der sündige Mensch von dem heiligen Geist Gnade erwarten? Wie hat er Hoffnung, sie zu erlangen? — Etwa so, daß er, über seinen Wert verblendet, mit dem eiteln Gefühl der Selbstgerechtigkeit vor ihn tritt und sie als eine ihm zukommende Sache in Anspruch nimmt? Kann Gott der Sündhaftigkeit vergeben, die nicht fühlt, daß sie es ist, und kühn für sich fordert, was die Reinheit sogar in Demut zu erwarten hätte? Nein, die mängelvolle Seele muß erkennen, was ihr fehlt, und worin

sie gefehlt hat, sie muß tiefe Reue darüber empfinden, muß fühlen, daß ihr von Rechts wegen Strafe gebührt, und mit diesem Bewußtsein demutsvoll an die göttliche Gnade sich wenden, die sich in Christo geoffenbart; sie muß glaubend an diese Gnade und liebend um dieser Gnade willen der göttlichen Barmherzigkeit sich anheimgeben. Dadurch allein kann die ungeheuere Kluft überbrückt werden zwischen der Heiligkeit Gottes und der Sündhaftigkeit des Menschen, und dieser kann hinüberschreiten zu dem Richter, der ihm ein väterlicher sein wird. Dadurch allein kann das Brot und der Kelch würdig empfangen und genossen werden.

Der Geistliche hätte damit schließen und zur unmittelbaren Einleitung des heiligen Aktes übergehen können. Er tat es nicht. Nach kurzem Innehalten fuhr er fort und sagte: „Es ist nicht jedem leicht gemacht, seine Sündhaftigkeit Gott gegenüber zu erkennen, und eben der Gerechte ist darin gegen den Ungerechten im Nachteil. Wer in Fleiß und Tätigkeit, in treuer Liebe zu den Seinen, in herzlicher Erfüllung christlicher Pflichten seine Tage verbracht hat, der kann meinen, ganz nach den Geboten der Religion gelebt zu haben und mit gutem Gewissen unmittelbar vor Gott treten zu können. Und während der Verbrecher die göttliche Gnade gewinnt, eben weil er sie anruft, kann der Gerechte sie verlieren, weil er glaubt, sie müsse ihm von selber zuteil werden. Der Gerechte, der Gott und sein heiliges Leben vor Augen hat, wird freilich in diesen Irrtum nicht verfallen. Er wird, indem er sich mit dem ewigen Vorbild vergleicht und an seiner Vollkommenheit das Auge schärft, erkennen, wie oft sich ihm gute Gedanken in böse verkehren, wie oft ihm reine Gefühle befleckt werden durch unreine, wie oft er das Gute, das er tun mußte, versäumt, wie oft er den Segen der Tugend durch selbstgerechten Stolz aufzehrt und sich wieder zum Bettler macht; und indem er tief empfindet, wie weit er trotz allem gutem Tun noch hinter dem wahren Ziele zurückgeblieben ist, wird Gott ihm die Hand reichen und ihn eben zu diesem Ziele hinanführen.

„Es gibt aber im Leben des Menschen doppelseitige Handlungen, die nach der einen Seite rühmlich, nach der andern frevelhaft erscheinen, Handlungen, durch die wir ein geringeres Gebot erfüllen, während wir ein höheres verletzen und kränken. Welche Gefahr, wenn Taten dieser Art nur von der schönen Seite angesehen werden, wenn die Seele mit Selbstzufriedenheit erfüllt wird, statt mit reuevoller Demut! Hat der Mensch eine solche Tat begangen, und er will vor Gott hintreten, dann fasse er mit ernster Erhebung des Geistes die Seite ins Auge, wonach sie dem Gerichte verfällt, und mit flehender Seele rufe er empor zu der Macht, welche die Sünde vergeben, die Strafe erlassen kann. Der Barmherzige wird dem Erkennenden den Frevel wegnehmen — nur das Gute der Tat und nur ihr Segen wird übrigbleiben.

„Bei Gott" — schloß der würdige Redner mit bewegtem Ton und glänzenden Augen — „ist kein Ding unmöglich. Was die glaubende und liebende Seele von ihm bittet, das wird er ihr gewähren. Aber er will, und er hat ein Recht zu wollen, daß man sich liebend an ihn wende und nicht über der Gabe den Geber vergesse; er will, und er hat ein Recht zu wollen, daß man das Geliebteste, welches er gegeben, in seine Hand wieder zurückstelle, damit er es der Seele, die ihn ehrt, neu verleihe für die Ewigkeit. Er will, daß man zu dem Guten das Bessere und Beste füge, daß man durch die Übung der christlich höchsten Tugend vollkommen werde. Ist dieser Wille aber nicht eben der Wille der höchsten Liebe? Und ist es möglich, solche Liebe zu schauen, ohne den, der sie beweist, über alles wiederzulieben und ihm liebend sich und all das Seine anheimzustellen? — Auf, o Seele, und unternimm es, Gott zu lieben und dich und das Deine in Demut und Ehrfurcht vor seinen ewigen Thron zu legen! Wenn du auch diese Probe bestehst, dann wird er sich dir ganz erschließen; wenn du ausharrst bis zum Letzten, dann wird er dir mit himmlischer Hand die Krone des Lebens geben."

Der Geistliche — das war offenbar — wußte um die

Tat der Gattin, oder er vermutete sie. Hatte er aus Reden der Leidenden, aus unbedachten Äußerungen der beiden Mitwissenden einen Schluß gezogen, und wollte er nun, als wahrer Seelsorger, der Sterbenden, die er hoch hielt, zur letzten Erhebung und Reinigung der Seele Anlaß geben? Wie dem sei, die Worte, die er sprach, drangen dem Weib in das Herz und erhellten dieses mit klarem Licht. In solchen Momenten erhebt sich auch die gewöhnliche Seele über sich selbst, um wieviel mehr die edle und die begabte. Regine hatte kaum einen flüchtig forschenden Blick auf den Redner geworfen. Ihr Geist erkannte, daß er die Wahrheit sprach, und ihr Herz nahm an, daß er von Gott gesendet sei, ihr sie vorzuhalten. Wie aber gerade in den größten Dingen das, was die Welt Bildung nennt, nicht vonnöten, sondern durch Begabung und Erweckung ersetzbar ist, so wurde vor der Seele der Sterbenden der Vorhang weggezogen von dem Allerheiligsten Gottes. Tief ergriffen und erschüttert, die Pflichten erkennend, die sie verletzt hatte, und reuevoll hinanblickend zu der Majestät des himmlischen Richters, mit demütigem Glauben und Verlangen empfing sie das Mahl und in ihm die Gewähr des Heiles. Anstatt es Gott zu überlassen, sie zu finden, hatte sie ihn gesucht und in seinem ewigen Angesicht das Wort der Gnade gelesen.

Der Geistliche warf auf das Antlitz der Sterbenden, das durch den heiligen Akt eine höhere Weihe erhalten hatte, noch einen Blick herzlichen, gerührten Anteils und entfernte sich still. Ihm schuf das Bewußtsein, der ihm teuer gewordenen Seele einen Dienst geleistet zu haben, mitten in der Wehmut über ihr frühes Hinscheiden ein schönes und erhebendes Gefühl. — In Regine dagegen keimte und wuchs eine andere Empfindung. Sie hatte die ganze Gewißheit, daß sie wieder zu dem geliebten Manne kam — sie hatte sich ihn erobert und gewonnen für alle Ewigkeit! Nun erst war ihr das Sterben eine Lust — und ein reiner Gewinn.

Ihre Stunde kam. Als sie die Körperkräfte schwinden sah, ließ sie die Ihrigen herbeirufen und nahm Abschied

von allen. Und während nun die Kraft des Leibes zu Ende ging, war es, als ob die Seele sich in all ihrer Güte und Schönheit noch einmal aufschwänge, den Leib zu durchdringen und zu verklären. Das bleiche, schmale, aber noch jetzt edle Gesicht leuchtete in magischem Glanz, die Augen waren emporgerichtet, als hingen sie an einer wunderbaren, himmlischen Vision. Mit Staunen sahen die Trauernden auf sie. Die gebeugte Mutter nickte mit dem Haupte, und Tränen rollten über die gefurchten Wangen, die noch eine andere Quelle hatten als den Schmerz. „Noch jetzt so schön!" rief sie für sich. „O mein Kind, mein Kind!" — Die Flamme war im Erlöschen. Ein tiefer Atemzug — das Haupt des Weibes lag unbewegt — sie war geschieden.

Die Nachricht von dem Tode der im Dorf und in der Umgegend hochangesehenen Frau, obwohl man nichts anderes erwartet hatte, brachte doch einen ungewöhnlich tiefen Eindruck hervor. Manche ernste Betrachtung wurde daran geknüpft über die Hinfälligkeit des Menschen, über den Schein des irdischen Glücks, und eine wenig bemittelte Bäuerin sagte mit ernster Miene: „Die beiden Leute haben den Himmel auf Erden gehabt, und das soll eben nicht sein. Wir, die sich plagen und absorgen müssen, um nur fortzukommen, wir bleiben am Leben!"

Das Leichenbegängnis fand an einem sonnigen Tage statt, daher die Versammlung zahlreicher war als selbst bei dem Begräbnis des Mannes. Als der Geistliche, selbst bewegt, in der Grabrede das Verhältnis der Eheleute schilderte und ihr einträchtiges Leben mit innigen Worten vor die Seele der Hörenden rief, da weinten alle, die das Paar gekannt hatten, die Kinder schrien laut, und auch die Augen derer, die nur äußere Rücksichten hergeführt hatten, oder die zufällig gekommen waren, brachten dem tränenwerten Geschick ihre Spende.

Und nun ruhten sie beisammen, die im Leben so liebevoll verbunden waren, das Kind, der Mann, das Weib. Die Gräber lagen an einem heimlichen Platz an der Mauer des Kirchhofs, und bald waren sie nicht nur

durch ein Grabmal bezeichnet, sondern auch mit Blumen bepflanzt. Die Mutter Gröninger ließ es jahrelang ihre angelegentlichste Sorge sein, diesen Schmuck darauf zu pflegen und zu erhalten, daß sie hervorleuchteten unter allen und dem Grabe des zuletzt verstorbenen Geistlichen zu vergleichen waren. Die gute Alte vergoß noch manche Träne darauf und sprach am liebsten und öftesten von „ihrer Meierin“. Endlich starb auch sie. Die Erinnerung an das vielgerühmte Paar fing an zu erblassen, und wenige gedachten seiner noch, unter den wenigen am treuesten die Vertraute Regines.

Es ist das schöne Vorrecht der Dichtung, ein liebenswertes, rühmliches Dasein, wenn es von der Erde geschieden ist, wiedererstehen zu lassen in der ganzen Fülle des Lebens, im Lichte der Schönheit, und den engen Kreis der Wirklichkeit durchbrechend es vor alle Seelen zu führen, die fähig sind, es zu erkennen und hochzuhalten. Aber nichts ist wohl des Andenkens und des Mitgefühls edler Seelen würdiger, als eine Liebe, die sich treu bewiesen hat bis zum Tode.

Gleich und Gleich.

I.

Es war an einem Sonntag, um die Mittagszeit, als ein junger Bauer aus dem Laubholz trat, das sich auf einer südwestlich gelegenen Anhöhe gegen das offene Feld hinabsenkte. Die Sonne brannte heiß vom Himmel. Der Bursche zog die Joppe, die er im Walde getragen, herunter, legte sie auf Schultern und Rücken und ging,

das Gesicht von seinem Hute beschattet, mit einem tüchtigen, braungebeizten Knotenstock in der Rechten, den Fußpfad weiter.

Wenn ich den Burschen jung nannte, so geschah es nach unseren Begriffen. In den Augen des Dorfes näherte er sich einigermaßen dem „alten Junggesellen", d. h. er stand in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre.

Man konnte ihn für älter halten, als er war. Die Wangen hatten nichts mehr von der glatten Rundung der ersten Jugend; die Haut trug die Spuren von angestrengter Arbeit im Freien, in den Gegensätzen der Witterung; aber die braunrote Farbe verriet Manneskraft und eine feste Gesundheit.

Die Gestalt war ziemlich groß, Brust und Schultern breit, die Glieder stark ebenso durch Knochen wie durch Muskeln. Sein Gesicht hatte einen eigentümlichen Ausdruck. Der Grundzug war eine große Gutmütigkeit. Mit ihr und einer gewissen ehrlichen Einfalt sah aber Verstand und Humor aus dem braunen Auge hervor und zugleich deutete ein nachdenkliches Wesen auf ein inneres Leben. Wer ihn recht betrachtete, der mußte sehen, daß er keinen gewöhnlichen Menschen vor sich habe.

Gottfried Stöckle war aus einem Weiler, der an der Grenze des Gaues hart am Walde lag, und sein mäßiges Besitztum bestand großenteils aus Holz. Er hatte den Schulunterricht im nächsten Pfarrdorfe genossen, später zu einer kleinen Verbindung von Frommen gehalten, die sich dort zusammengetan, sich aber wieder von ihnen getrennt, weil sie leidenschaftlicher waren, als es seine ruhige Natur gutheißen konnte. Von da an ging er seinen Weg im Leben allein fort. Nach dem Tode seines Vaters und der Verheiratung zweier Schwestern hauste er mit seiner Mutter und befand sich wohl dabei. Den Tag verbrachte er mit Arbeit, wobei er seinem Kopf die Unterhaltung, deren er bedurfte, durch Denken und Träumen verschaffte. In freien Zeiten las er allerlei, Geistliches und Weltliches, oder er ging unter die Leute und machte sich das Vergnügen, auf ihre Art und ihre Manieren zu merken. Im Gespräch

zeigte er gelegentlich einen natürlichen Belehrungstrieb und eine Offenheit, welche eine Milderung durch sein gutmütiges Wesen sehr nötig hatte. Wenn er mit alledem gewissen Spottvögeln auch Anlaß zu Neckereien gab, die nicht immer sehr fein waren, so fand er in der Regel die nötigen Antworten und mußte, um sich zu schützen, niemals an seine Faust appellieren. Seine näheren Bekannten hatten ihn ohne Ausnahme gern und schätzten ihn. Sprach man von ihm, so setzte man gewöhnlich hinzu: 's ist ein braver Mensch!

Es hatte seine Beschwerden, in der Mittagshitze, bei ruhender Luft, durch Wiesen und Felder hinzugehen; aber unser Bursche achtete kaum darauf und wischte sich nur hier und da mechanisch den Schweiß aus dem Gesicht. Mit vergnügten Sinnen betrachtete er das duftende Heu, das hier und dort schon zum Einführen am nächsten Tag in kleinen Haufen bereit lag — die herrlichen Saaten, aus deren Grün oder Graugrün rote Mohn- und blaue Kornblumen hervorsahen; und über das empfängliche Gemüt kam etwas von dem Zauber, den dieser Anblick auf poetische Seelen zu üben pflegt. — Ein Lächeln seines Mundes verkündigte, daß noch andere Gedanken ihn beschäftigten.

Er hatte zwei Stunden in der Sonne zu gehen; aber er machte den Weg gern, denn er besuchte in Geschäften eine reiche Bauernfamilie, die früher ihren Hof in dem Dorf hatte, zu dem sein Weiler gehörte; und er sah bei Gelegenheit die Tochter wieder, mit der er in jener Zeit gute Freundschaft gehalten.

Bei dieser Erwartung konnte er sich der angenehmsten Empfindung nicht erwehren. Sophie, die Tochter des jetzigen Rothenbauers Kohl, hatte während der Schulzeit und noch einige Jahre später ein ganz besonderes Zutrauen gegen ihn bewiesen. Sie ihrerseits war ihm stets als das Muster einer Bauerntochter erschienen. Wenn bei dem Abstand, der den wenig Bemittelten von der Erbin eines der Großen im Ries trennte, an ein zärtliches Verhältnis nicht zu denken war, so fühlte er zuletzt doch um so mehr gegen sie, was man „Verehrung" hätte nennen können.

Er kam, solange sie in dem Nachbardorf wohnten, oft in ihr Haus, half im Sommer zuweilen bei der Ernte und gewann durch sein bescheidenes Wesen und durch seinen Fleiß auch die Gunst der Eltern. Seit acht Jahren hatten diese in einem Dorf, das fast mitten im Ries, im fruchtbarsten Gelände lag, den größten Hof an sich gebracht; Sophie war, um „etwas zu lernen", längere Zeit bei einer Base, Müllerin in einer fränkischen Stadt, gewesen und erst vor einem Jahre, nach dem plötzlichen Tode ihrer Mutter, zurückgekehrt. Bei dem Leichenbegängnis hatte Gottfried sie nur gesehen, um zu kondolieren, und seitdem war er zufällig nicht wieder mit ihr zusammengetroffen. Da hoffte er nun an dem Sonntag, wo ihn eine Holzbestellung des Rothenbauers wieder ins Haus führte, alter Zeiten gedenken und sich recht von Herzen mit ihr ausschwätzen zu können.

Wenn man Sophie nach alledem für eine Schönheit halten zu müssen glaubte, würde man irren. Sie war ein stattliches Mädchen mit ziemlich hoher Stirn; ihr Gesicht, das dem ihres Vaters ähnelte, hatte aber mehr Bedeutung und Würde als Liebreiz. Die Farbe war nach dem landesüblichen Ausdruck „schwarz", d. h. bei braunen Haaren dunkler als gewöhnlich; und wenn das alte Volkslied auch die „schwarzbraunen Dirndel" sehr hochhält, so findet man jetzt doch diejenigen schöner, die ein Gesicht haben wie „Milch und Blut". Der klare Verstand, die Überlegenheit, die sie leicht zeigen konnte, und die Abwesenheit jeder Art von ländlichem Schöntun konnten das Mädchen dem gewöhnlichen Bursch nicht reizender erscheinen lassen, wenn auch ihr Wuchs untadelig und Schultern und Brust sehr wohlgebildet waren! — Es war eben eine von denen, die, um erkannt zu werden, von dem Rechten gesehen werden müssen! Wenn man sie vertraulich zu machen und ihren Beifall zu erlangen wußte, dann kam ein Blick aus ihrem Auge, der so gut war, daß er in die Seele traf; und das Gefühl, das sie belebte, verschönte dann ihr Gesicht, so daß es nicht nur weiblicher, sondern recht eigentlich lieb erscheinen konnte.

Gottfried gehörte zu denen, die sie verstanden, weil er ein Mensch war, der bei eigener Bravheit das gute Herz und den wackeren Sinn vor allem schön und liebenswert fand. Mit gleichem Schritte Fuß- und Feldwege hinwandelnd, lebte er nun so in seiner Seele, daß die sich weiter öffnende Gegend und die mehr hervortretenden schönen Punkte derselben nur zuweilen einen Blick von ihm erhielten. Er erinnerte sich an Erlebnisse mit dem Mädchen, die, wie gewöhnlich an sich, für ihn bedeutend waren; er hatte die Güte vor Augen, wie sie ihm ihr ganzes Vertrauen, ja nach seiner Meinung ihre Vorliebe zu erkennen gab, und seine Freude, sie wiederzusehen, wuchs in einer Weise, daß sie ihm zuletzt selber bedenklich erschien.

„Ich bin ein Narr," sagte er zu sich selbst. „Was ist das nur auf einmal? — Es wär' kein Wunder, die Sophie ging' mich etwas an!"

Er schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ob sie wohl noch so freundlich ist gegen mich wie vorzeiten? — Sie ist jetzt vierundzwanzig vorbei, und eigentlich ist's zu verwundern, daß sie noch nicht geheiratet ist! — Nun, sie kann freilich ‚wählen' und zusehen, wenn sie der ledige Stand noch freut — sie kriegt hundert für einen! — Und jeder gefällt der nicht! Sie ist zu gescheit und hat ihren Kopf! — — Und im Grund, ich kenn' auch keinen, den ich für gut genug hielt' für sie!"

Der brave Gottfried dachte nicht im entferntesten an sich selbst. Er bildete auch nicht im geheimen, im Innern seiner Seele den Wunsch aus, ihr Auge auf sich zu ziehen. Daß die Sophie nicht für ihn war, das verstand sich von selbst, und er war nicht der Mann, sich das Unmögliche vorzuspiegeln. — Er wollte sie jetzt nur sehen und freundliche Reden von ihr hören. Wenn sie dabei auch ein wenig vornehm tat, so störte ihn dies nicht. Denn es kam ihr zu, und von ihr konnte er sich's gefallen lassen.

Das gute Gewissen, das ihm diese Gefühle gaben, ließ unseren Holzländer und Söldner ruhig in das endlich erreichte Dorf eintreten. Hätte er „unverschämte" Gedanken

gehabt, dann würde sein Herz geklopft haben wie ein Hammer, und er wäre blutrot geworden für sich allein. Aber er war bescheiden auch im Stillen seiner Seele, und das gab ihm den Mut, mit stattlichen Schritten dem Hof entgegenzugehen.

Er verdiente, gut empfangen zu werden, — und er erwartete es! — Wenn er sich täuschte — denn am Ende, wie können die Menschen sich nicht ändern? — dann machte er mit dem Alten sein Geschäft ab, und man sah ihn in dem Hause nicht wieder. Denn was ihn von andern Leuten nicht verdrossen hätte, — von diesen verdroß es ihn, und er konnte es nicht ertragen.

Durch das offene Hoftor kam er ohne Geräusch in den Tennen des ansehnlichen Hauses und von da in die Stube. Als er in diese eintrat, sah er ein Mädchen mit dem Gesicht dem Fenster zugekehrt; — es war die Sophie! — Sie kehrte sich um, erkannte ihn und stieß einen Schrei des Vergnügens aus. „Gottfried!" rief sie, indem sie auf ihn zuging und ihm die Hand gab! — „sieh, das ist schön von dir, daß du wieder einmal zu uns kommst! — Ich hab' dich ja eine Ewigkeit nicht gesehen! Was machst du denn immer? — Aber jetzt setz dich, du wirst müd' sein. — Und — mit was kann ich aufwarten?"

Der Bursche war ordentlich bestürzt über die Freundlichkeit und die Lebhaftigkeit des Mädchens. Aber bald fand er sich drein und lächelte mit halboffenem Munde sehr glücklich. „Es freut mich recht, Sophie," erwiderte er, „daß du noch die alte bist gegen mich!"

„Das hast du doch hoffentlich nicht anders gedacht?" versetzte das Mädchen. „Du weißt ja, wieviel wir immer aufeinander gehalten haben!"

„Ja," sagte Gottfried lächelnd. „Das ist aber lange her!"

„Um so mehr freut man sich, wenn man sich wiedersieht!"

Gottfried sah sie an, seine Augen glänzten.

„Du bist also noch allweil so gut," rief er, „wie du gewesen bist?"

„Ich hoff', das ändert sich nicht, wenn man älter wird!"

„Ist doch schon vorgekommen," meinte er.

„Bei mir nicht," erwiderte sie mit einem angenehmen Ausdruck von Selbstgefühl. „Auf wen ich einmal was halt', von dem fall' ich nicht mehr ab! — — Aber setz dich jetzt! — An den Tisch! Und sag, was du magst! — Der Vater ist im Garten und wird bald hereinkommen."

Gottfried setzte sich; und weil sie's denn doch nicht anders tat, so gestand er endlich, daß ihm Weißbier jetzt am liebsten wäre. — Die Magd wurde ins Wirtshaus geschickt, und Sophie nahm bei dem Gast am Tische Platz.

Nachdem sie nochmal einen Blick auf ihn geworfen hatte, sagte sie: „Du siehst gut aus, Gottfried! — Ein bißchen" — Sie hielt lächelnd inne.

„Alt bin ich geworden, meinst? — Was willst du! Ich geh' ins siebenundzwanzigste!"

„An dem Alter hast du noch nicht schwer zu tragen!" versetzte sie. „Ich hab' auch nur gemeint: älter bist ein wenig geworden! — Ich hab' zurückgedacht an die Zeit, wo wir noch miteinander in die Schul' gegangen sind und in die Sonntagsschul'!" — Sie schwieg. Dann sagte sie, nicht ohne einen Zug von Laune um ihren Mund: „Du haust noch allweil mit deiner Mutter?"

„Noch allweil," antwortete Gottfried. „Und gern! — Bist doch du," fuhr er nach einem etwas schelmischen Blick auf sie fort, „auch noch ledig! Und du kannst hundertmal eher einen Mann kriegen als ich ein Weib! — Eigentlich ist's zum Verwundern, daß du noch keinen hast!"

„Ach," erwiderte sie heiter, „das hat noch immer Zeit!"

„Am längsten wird's doch gewährt haben!"

Sophie lachte. „Das freilich," erwiderte sie.

Die Magd kam mit dem Maßkrug, Gottfried erquickte sich durch einen tüchtigen Trunk, aß von dem trefflichen Weißbrot, das ihm Sophie dazu aufschnitt, und fühlte sich in tiefster Seele behaglich.

Er sah in der Stube umher, die ihm sonderbar schön vorkam. Sie war seit kurzem renoviert. Die Wände frisch geweißt, die Bänke und das Kanzley glänzend mit brauner Ölfarbe bestrichen und der Fußboden neu gedielt, so daß der Fegsand darauf zur feinsten Glätte gekehrt werden konnte. — Die Fenster mußten erst gestern gewaschen worden sein, so hell waren sie! Auf dem Sims der beiden, die auf die Gasse gingen, standen Blumenstöcke; nicht nur Geranien, sondern auch Nelken und Gelbveigelein. Das alles war so prächtig und doch so heimlich! — Da war seine Stube, die Mutter mochte darin aufräumen, wie sie wollte, doch nur eine alte „Gruft-Kammer“ dagegen!

Eben wollte er aussprechen, was er dachte, als ihm Sophie mit einer Rede zuvorkam. Mit ruhigem Lächeln sagte sie: „Weißt du noch, wie du dem Schustermathes eine Ohrfeig' gegeben hast wegen mir?“

Gottfried schaute sie vergnügt an. „Sie hat ihm auch gehört!“ versetzte er. „Er hat dich ‚Suffel‘ geheißen, der unverschämte Kerl! Dein Nam' ist ‚Suffie‘. Suffel ist eine Beleidigung für dich! — Und er hat's noch dazu bös gemeint! Er wollte dich schimpfen! — Ich weiß auch gut, warum!“

Sophie wurde bei diesen Worten ein wenig rot. Denn in der Tat hatte der Schustermathes ein Aug' auf sie, die vornehme Bauerntochter, und fiel ihr mit Zärtlichkeiten lästig, die sie abwies; — ihn aber ärgerte dies um so mehr, als er wahrnahm, daß der Gottfried bei ihr wohl dran war, und er schimpfte sie nun aus Eifersucht! — — Nach einer Weile fuhr sie heiter fort: „Es wäre dir aber fast schlecht bekommen damals! Wenn dir zuletzt der Hans nicht geholfen hätte!“

„Sie fielen zu fünft über mich her,“ sagte Gottfried, mit Selbstgefühl nickend; „der Mathes und seine Kameraden! — Aber eine Weile hätt' ich's doch noch ausgehalten!“

„Du Händelsucher!“ entgegnete das Mädchen schalkhaft.

„Geh weiter!“ versetzte er. „Ich mach' kein Wässerlein trüb und lass' mir eh'r was gefallen! — Aber einem

Mädle kann ich nichts tun lassen! — Und es hat mich doch gefreut, wie wir dann mit den Buben fertig geworden sind, und du hast mir die Hand gegeben und dich bei mir bedankt! — Das hat ihn erst noch am meisten geärgert, den Mathes! Ich seh' ihn noch hergucken — mit Augen wie ein böser Hund, der Schläge gekriegt hat! — Er hat mir's auch nie vergeben können!"

Sophie saß mit einem Ausdruck frohen Sinnens da. „Was das für Sachen sind!" rief sie dann. „Ich bin damals noch nicht elf Jahr alt gewesen; — und es ist mir grad, als ob's gestern passiert wär'! — Was ist denn aus dem Mathes geworden?"

„Er haust im Hertsfeld droben! — Es will aber nicht viel heißen mit ihm! — Er ist eben allweil noch der hoffärtige Mathes! — Und das geht einem nicht durch, wenn man von den Leuten leben muß!"

Sophie nickte. Dann, wie mit einem Hintergedanken, sagte sie: „Da ist einer gewesen, der damals immer mit ihm gegangen ist — des Märtenbauers Ludwig!"

„Aha," rief Gottfried mit einem Aufleuchten von Schlauheit. „Der hat's später noch besser vorgehabt mit dir!"

„Was macht er jetzt?" fragte das Mädchen ausweichend. „Er haust im Kesseltal, wie ich höre?"

„Und ist ein Geizhals," fügte Gottfried geringschätzig hinzu.

„Was du nicht sagst!" rief Sophie.

„Manche Menschen," fuhr Gottfried fort, „können eben nicht bei der Zeil' bleiben! — Ich begreif' den einen nicht und den andern auch nicht. Was hat einer davon, wenn er mehr aus sich macht als er ist? Jeder merkt's — und lacht ihn aus. Und gar nun geizig sein! Sich nichts vergönnen und anderen auch nichts und Geld zusammenscharren und sein Herz ans Zeitliche hängen! Als ob wir nicht zuletzt alle davonmüßten!"

„So einer," bemerkte Sophie, „denkt eben an seine Kinder!"

„Nicht immer!" rief Gottfried. „Beim rechten Geiz-

fragen ist's die Frag', ob er sich nicht darüber ärgert, daß die's zuletzt kriegen! — Beim Ludwig ist's aber bloß das Geld! Denn der hat gar keine Kinder — und wird auch keine mehr kriegen!"

„Dann ist er wahrlich ein Narr!" versetzte das Mädchen.

„Das mein' ich auch!" erwiderte Gottfried.

Sophie betrachtete den Jugendfreund; dann sagte sie beifällig: „Du bist immer der Gleiche! — Du hast sogar deine Manieren noch, und dein Gesicht ist noch grad so wie vor zehn Jahren!"

„Ausgenommen, daß es alt geworden ist!" entgegnete der Bursch mit Laune.

„'s geht immer noch für ein junges!" tröstete das Mädchen. — „Und du lebst zufrieden?"

„Gott sei Dank!" erwiderte er. „Ich hab' meine Freud' an meinem Sach' und an meiner Arbeit. Meine Mutter ist gut gegen mich, die Nachbarsleut' auch, und gesund bin ich, daß ich gar nicht weiß, was Kranksein heißt. — Was will ich mehr?"

„Da können dir," entgegnete Sophie lächelnd, „deine Freund' nichts mehr wünschen, als daß du noch eine Frau bekommst, die's gut mit dir meint!"

„'s ist zu wünschen," erwiderte Gottfried. — „Aber mir eilt's auch noch nicht! — Ein Jahr oder zwei kann ich schon noch warten, — so alt ich auch bin!"

Die Tür ging auf und herein trat der Rothenbauer. Er war im vollen Sonntagsstaat. Die Fischotterkappe von ungewöhnlicher Höhe des Pelzes etwas tief auf die Stirn gesetzt und in einem glänzenden Barchentrock zeigte er den behaglichen Stolz, der den reichen Bauer charakterisiert, zumal an einem Feiertag, wo er Zeit hat, sich seiner Vorzüge bewußt zu werden! — Auch er begrüßte den Gast, welcher aufstand und ihm entgegenging, mit einem frohen Ausruf, der aber ein wenig den Klang der Herablassung hatte. „Du bist akkurat," setzte er hinzu.

„Meine Schuldigkeit," erwiderte der Bursch.

„Nun," sagte der Alte zu seiner Tochter gewendet,

„was hast ihm denn aufgewartet, unserem alten Bekannten? Er ist über zwei Stunden in der Hitz' gelaufen; und so einem Holzländer, der sich meistens im Wald aufhält, dem tut die Hitz' weher als unsereinem!"

„Herrliches Weißbier!" antwortete der Bursche für das Mädchen.

„Er hat's gewünscht!" sagte sie.

Der Alte verzog den Mund geringschätzig. „Geh mir mit deinem weißen Bier!" entgegnete er. „Einen Trunk lass' ich mir gefallen; — und da muß man Durst haben!"

Er rief die Magd herbei, zog seinen Lederbeutel, gab ihr Geld und sagte: „Nimm den großen Krug und hol' zwei Maß Braun's!"

„Aber wegen mir —," wandte Gottfried ein.

„Oh," rief der Rothenbauer, „ich trink' schon auch mit! — Unser Bier ist fürnehm! Der Wirt hat einen neuen Keller gebaut und da bleibt's nicht nur besser, er siedet's auch gleich besser ein! 's ist mir lieber wie das Augsburger!" — Er sah den Gast an, lächelte und sagte: „Verkost's nur erst — es wird dir schon schmecken! — Und der Wirt hat noch mehr!"

Die Sophie schüttelte vergnügt ein wenig den Kopf. „Du red'st beinahe," sagte sie, „als ob du im Sinn hättst, dem Gottfried einen kleinen Rausch anzuhängen, damit du wohlfeiler zu deinem Holz kommst!"

„Du G'scheite!" entgegnete der Alte, „du weißt's!" — Und zu Gottfried gewendet, fuhr er ernsthaft fort: „Das ist bei mir nicht der Brauch! Ich hab's auch nicht not! — Ich gebe, was recht ist!"

„Und ich verlang' nicht mehr," erwiderte Gottfried.

Der Bauer sah für sich hin. „Weißt was?" sagte er, „machen wir's gleich ab und zechen wir nachher!"

Man setzte sich. Gottfried nannte die Hölzer, fügte die Preise hinzu und rechnete sie endlich zusammen. Der Rothenbauer besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Der Handel ist gemacht! — Und da kommt auch schon das Bier! — Schenk ein, Sophie!"

Das Mädchen füllte zwei vom Kantenbrett genommene

Schoppengläser und schenkte für sich ein kleines voll. Man trank und Gottfried pries das Bier.

Der Alte lächelte. „Morgen,“ sagte er, „lass' ich das Holz holen! — Ich brauch's!“

„Der Vater,“ meinte die Tochter, „hat immer was zu bauen!“

Der Rothenbauer gab seinem Gesicht einen würdevoll selbstzufriedenen Ausdruck und sagte: „Ich kann nichts Lumpiges um mich leiden und nichts Wüstes. Ich muß meine Freud' haben an meinem Sach' — und andere auch, wenn sie's sehen! — So bin ich nun einmal! Und da ich's kann, so tu' ich's und lass' es machen!“

„Recht habt Ihr, Rothenbauer,“ entgegnete Gottfried. „Ich seh' nicht ein, warum nur die Herren schöne Häuser haben sollen und schöne Stuben und schöne Stallungen! Der Bauer soll nicht über seinen Stand hinaus, das ist wahr; aber wenn's einer ist wie Ihr, Rothenbauer, dann ist er auch ein Herr! Von so einem ist's Schuldigkeit, daß er alles hübsch richten läßt und den Handwerksleuten auch etwas zu verdienen gibt; und wenn er's tut, muß man ihn loben. Ich bin gewiß nicht auf Hoffart aus; — aber wenn ich's hätt' wie Ihr, Rothenbauer, ich machet's grad so!“

Der Alte wurde durch diese ehrliche Zustimmung erfreut. Er sagte: „Du bist eben ein verständiger Mensch, Gottfried! — Wenn ich einen Sohn hätt', es wär' mir lieb, wenn er dir gleichen tät'!“

Durch diese schmeichelhafte Rede wurde das Herz des Burschen so wohl berührt, daß er halb verlegen schwieg.

„Mein,“ fuhr der Bauer lächelnd fort, „hab' ich recht gehört oder nicht: bist du nicht einer von den Frommen bei euch drüben?“

„Ich bin ein paar Jahr',“ versetzte Gottfried, „mit den Leuten umgegangen. Und 's reut mich nicht! Es ist ihnen eben doch mehr Ernst mit der Religion als den andern; und man hört da von gar vielen Dingen, wo die andern gar nicht dran denken. Aber es gibt Menschen drunter, die hitzig und übertrieben sind und am unrechten

Ort ein Geschrei anheben, als ob das Haus brennte! Ich hab' einmal so einem die Meinung gesagt in aller Ordnung; da ist er zornig geworden und hat getobt: ich sei nicht entschieden, ich sei ein Lauer, der ausgespien werden müsse, und was dergleichen Reden mehr sind; und die andern, die sich vor ihm fürchteten, haben ihm recht gegeben. Da bin ich weggegangen. Es ist so eine Sach', wenn man den Jakob reden hört und den Hansirg (Johann Georg), und er tut, als ob unser Herrgott selber spräch'. Da ist denn doch noch ein Unterschied! Und wenn so einer von Demut spricht und will doch allweil vorne dran sein und andere kommandieren, da sieht man, daß der alte Adam noch lang' nicht ganz ausgetrieben ist!"

Der Rothenbauer und seine Tochter lächelten.

„Aber wahr ist wahr," fuhr Gottfried fort, — „einen Eifer für die Religion haben sie und reden gern darüber und lassen manches, was nicht schön ist und wovon die andern meinen, es schadet ihnen nichts. Ich steh' auch wieder gut mit ihnen und les' zuweilen ein Büchle, das mir einer von ihnen gibt, mit dem ich Freund geblieben bin. Aber mitmachen kann ich nicht mehr. Ich bin eben wie ich bin. Die Welt kommt mir nicht gar so schlecht vor, wie sie gemacht wird, und," setzte er mit gutmütiger Laune hinzu, „ich leb' noch von Herzen gern drin!"

„Du bist recht!" sagte der Rothenbauer mit würdigem Wohlwollen.

„Und der Beweis ist," setzte die Tochter hinzu, „alle Leut' haben dich gern!"

„Das ist doch nicht ganz wahr," entgegnete Gottfried. „Es gibt Menschen, die ich nicht leiden kann, und die können mich dann auch nicht leiden! — Es ist mir aber gar nicht unlieb!"

„Wenn dich nur die ordentlichen Leut' mögen," versetzte der Rothenbauer. „Meinst, ich hätt' das Holz nicht auch bei einem andern bestellen können? — Du bist sonst in unser Haus gekommen; aber seit ich hier bin, haben wir uns doch wenig gesehen! Ich hab' dich aber loben hören und zwar von Leuten, auf die ich was halt'!

Ich hab' gesehen, daß man Respekt hat vor dir, und hab' mir gedacht: mit dem will ich handeln!"

Nach diesen väterlich betonten Worten schenkte der Bauer die Gläser voll und sagte zu Gottfried: „Laß das Bier nicht kalt werden!" Er nahm sein Glas, stieß mit ihm an und sagte: „Du sollst leben! — Es freut einen, wenn ein alter Bekannter ein braver Bursch geworden ist!"

Die Gläser erklangen; und Gottfried, nachdem er getrunken, empfand ein Wohlgefühl, wie seit vielen Jahren nicht. Der von Herzen freundliche Willkomm, den man ihm geboten, das Lob, das man ihm zu hören gegeben, berauschten ihn ordentlich. Das schnell hineingetrunkene Braunbier tat auch seine Wirkung — es steigerte sein Lebensgefühl und seinen Mut, so daß er nun sich selbst einigermaßen wie ein anderer vorkam. In solcher Stimmung verschwinden auch für den Bescheidensten die Unterschiede des Vermögens und der äußeren Stellung; man achtet sich dem, den man über sich erblickt hat, wieder gleich, nicht nur innerlich, nach dem Geist und Charakter, sondern auch äußerlich, weil eben der Unterschied im Äußerlichen vor der Gleichheit im Geist hat zurücktreten müssen und nicht mehr empfunden wird. Man hat das Gefühl, daß ein tüchtiger Mensch des andern wert ist — und man kann zu Wagnissen verleitet werden, deren Ausgang oft weit von den gehegten Erwartungen abgeht.

Zu einem Wagnis, auch nur in Worten, konnte Gottfried allerdings nicht verlockt werden. Aber doch sah er nun mit freierem Kopf und selbstbewußterem Ausdruck umher. Er sah die Sophie an, die ihm noch nie so gut und so schön vorgekommen war, und ließ nicht nur seine Augen auf ihr ruhen, sondern diese, als die ihrigen sich ihnen zukehrten, entsandten unwillkürlich einen Strahl von Zärtlichkeit zu ihr, der zum erstenmal auch das Mädchen fühlen ließ, daß der Gottfried doch wohl noch was anderes im Sinn haben könnte als gute Freundschaft. Die Schönheit des Blickes rührte die gute Sophie; sie wurde rot und sah mit gesenktem Kopf auf den Tisch, indem ein ernstes,

fast verlegenes und doch zufriedenes Lächeln um ihren Mund schimmerte, sogar ihre Brust ein wenig in Bewegung kam. Die Wahrnehmung davon konnte die Glückseligkeit des Burschen nicht mindern. Zum erstenmal erstand in ihm ein tiefes Verlangen und zugleich eine Hoffnung — und eine Möglichkeit gaukelte vor seiner Seele, gegen die sich jetzt kein Einwand mehr in ihm erhob!

Die letzten Vorgänge zwischen den jungen Leuten konnte der Alte nicht bemerken; und das war vielleicht der Grund, warum sie überhaupt statthatten. Der Rothenbauer, nachdem er sein Glas geleert hatte, war zu einem Wandschrank getreten, um einen größeren mit Geldstücken gefüllten Beutel daraus zu nehmen und den Inhalt näher zu untersuchen. Beabsichtigte er dem Burschen ein Draufgeld zu geben, oder wollte er nur den kleineren Beutel füllen, den er in der Tasche führte? Es kam nicht zur Entscheidung. Der Säckel sollte schnell wieder in den Schrank geworfen und dieser zugeschlagen werden. Auf einmal nämlich hörte man das Rollen eines Wagens, der in den Hof einfuhr; Tochter und Vater eilten ans Fenster, sahen hinaus — und stießen beide einen Schrei aus. „Die Weilerbäuerin, der Schorsch (George) und die Assessorin!“ rief Sophie. — „Vater, geh hinaus! Ich muß gleich das Mädle fortschicken nach Hef'! — Glücklicherweise ist noch eine Flasche von dem süßen Wein da! — Geh, Vater! Ich komm' nach!“

Der Alte, die Ankömmlinge zu begrüßen, ging in den Hof und die Tochter in die Küche. — Gottfried war allein in der Stube.

Er stand ein wenig verlegen da. Vornehmen Besuch mußte man zwar ehren, und in der Eile kann man mit einem, der schon da ist, keine besonderen Umstände machen. Aber nicht ein einziges Wort zu ihm sagen und ihn stehen lassen! — Er kam sich plötzlich sehr gering vor, und ein dumpfes Gefühl, als ob er sich viel zu viel eingebildet haben könnte, erhob sich in ihm.

Mechanisch trat er ans Fenster und sah hinaus. Er sah die breite, wohlgenährte, prächtig angezogene Witwe,

den Sohn Schorsch und die Tochter, die vor drei Jahren wegen ihrer Schönheit ein wohlhabender Landgerichtsassessor geheiratet hatte. Sie waren von ihrer Chaise abgestiegen, und der Rothenbauer tat außerordentlich freundlich mit ihnen. Der Schorsch war so schön! Er schaute mit glänzender Miene so vergnügt und so stolz darein, und der Alte schüttelte ihm die Hand und die Assessorin lächelte dazu — — mit einemmal kam dem Gottfried ein Gedanke! Es ging ihm eiskalt über den Rücken — und er fühlte plötzlich, daß er mit seinem Blick auf die Sophie und mit seiner Hoffnung eine entsetzliche Dummheit begangen habe!

Instinktmäßig ging er vom Fenster weg — hinter den Ofen. Hier blieb er stehen, indem er sich die größte Mühe gab, in nichts merken zu lassen, wie es ihm ums Herz war.

Die Tür ging auf, und herein rauschten die beiden Frauen. Der Rothenbauer mit Schorsch folgte und sprach immer noch von der Ehre, die man ihm antue!

Von Gottfried, der wie ein Dienstbote und ungefähr auch mit dem Gefühl eines solchen am Ofen stand, nahm zunächst kein Mensch Notiz. Er hatte, als die Frauen eingetreten waren, unwillkürlich grüßend genickt; aber das war nicht bemerkt, jedenfalls nicht erwidert worden, und so blieb er denn stehen wie angenagelt und gab auch seinerseits kein Lebenszeichen von sich.

Der Rothenbauer warf einen flüchtigen Blick auf ihn vom Tisch aus, wo man Platz genommen hatte; und er schien es löblich zu finden, daß er sich so schicklich zurückziehe!

Die Tür ging wieder auf, und es kam Sophie. Sie grüßte den Besuch ruhiger als der Vater, aber doch noch sehr angelegentlich. Ihre Freude, die beiden Frau Basen und den Herrn Vetter zu sehen, drückte sie in einem Ton aus, durch den Gottfried nicht umhin konnte, seine Vermutung bestätigt zu sehen. Er bemerkte daneben, daß sie einen neuen kattunenen Spenser angezogen und ihr baumwollenes Halstuch mit einem seidenen vertauscht hatte.

Als sie wieder in die Küche gehen wollte, blieb sie

bei dem Burschen stehen und sagte: „Warum nimmst du denn nicht Platz am Tisch?“ — „Ich steh’ gut hier,“ entgegnete er fast trotzig. Sophie, die notwendig den Wein und aufgeschnittenen Goglhopf hereinschicken, Kaffee machen und Küchle backen mußte, ging hinaus.

Im Grunde hätte sich Gottfried jetzt verabschieden können, denn er war fertig. Er fühlte das auch selber; aber eine Neugier hielt ihn fest, und er zauderte.

Nachdem der Wein aufgetragen, von den Gästen versucht und um vieles mehr gelobt worden war, als Kenner es gutgeheißen hätten, faßte der junge Weilerbauer unsern Burschen ins Aug’, tat, als ob er ihn jetzt erst erkennte, und sagte: „Das ist ja der Stöckle! — Wie kommst denn du hierher?“

Die Verwunderung in dieser Frage klang nicht ganz höflich. Gottfried, etwas gereizt, erwiderte: „Auf meinen Füßen, Hechtfischer!“

Der junge Mensch wurde ernsthaft und verzog vornehm den Mund. Er sagte: „Das kann ich mir ungefähr denken, Stöckle, daß du nicht hergefahren bist!“

„O,“ versetzte Gottfried nicht ohne Selbstgefühl, „das hätt’ ich auch gekonnt, wenn ich gewollt hätt’; nur nicht in einer Chais’! — Ich bin eben ein bloßer Bauer und nicht ein halber Herr wie du!“

Diese Antwort mißfiel dem Schorsch höchlich. Obwohl die ledigen Burschen auf dem Lande einander duzen, so fühlte sich der Schwager eines Assessors doch so weit als eine Ausnahme, daß er es passend gefunden hätte, wenn Gottfried ihn per „Er“ angeredet hätte; — jetzt wenigstens, wo er neben der Frau Assessorin saß! Die Art aber, wie dieser ihn einen „halben Herrn“ nannte, hatte offenbar etwas Spöttisches, wie es dem Gottfried gegen ihn nicht zustand. Er erwiderte daher: „Du bist aus dem Holzland: — und das merkt man auch an deinen Manieren!“

„Meine Manier ist, daß ich sag’, was ich denk’,“ entgegnete Gottfried und sah ihm fest ins Auge.

„Ja, ja,“ fiel der Rothenbauer begütigend ein, —

„der Gottfried redet eben so deutsch 'raus; er meint's aber nicht bös!"

Gottfried zuckte die Achsel und schwieg; der Schorsch beruhigte sich desgleichen und es trat Stille ein.

Die Assessorin hatte dem kleinen Wortgefecht mit heiterer Überlegenheit zugehört. Sie war nicht nur eine sehr hübsche, sondern auch eine gutmütige Person. Von dem höheren Standpunkt, auf dem sie bereits heimisch war, hatte sich ihr die Entfernung zwischen dem großen und dem kleinen Bauern oder Söldner etwas verringert, und überdies fühlte sie einen schwesterlichen Trieb, den Bruder zu necken; während daher die Mutter, der es nur um den Sohn zu tun war, mit stolz-unmutigem Gesicht dasaß und die Augenbrauen hinaufzog, sagte sie zu Gottfried: „Setzt Euch doch an den Tisch, Herr Stöckle! — Es ist Platz da für alle; und da Ihr so weit auf Euern Füßen gekommen seid, so werden sie müd' sein!"

Gottfried, nicht ohne einen Klang von Galanterie, erwiderte: „Sie sind gar zu gütig, Frau Assessorin! — Aber ich hab' mich schon ausgeruht — grad auf dem Platz, wo Sie jetzt sitzen. Ich hab' auch schon gegessen und getrunken, und der Rothenbauer und die Jungfer Sophie haben mir alle Ehr' angetan!"

Der Bursche hatte seine jetzige Situation durch Bekanntgebung der früheren unwillkürlich verbessern wollen. Der Rothenbauer, die Worte bedenkend, sah für sich hin, wandte sich dann zur Weilerbäuerin und sagte: „Ich will nämlich allerlei machen lassen in meinem Stadel und im Viehstall und hab' dazu Holz bestellt bei Gottfried. Er kann's liefern, und wir haben heute gehandelt: das ist der Grund, warum er uns besucht hat."

Die Art, wie der Bauer die Erklärung abgab, ließ merkbar genug den Zweck durchschimmern, sich bei der Base wegen der Ehr', die er und seine Tochter dem Gottfried angetan haben sollten, vor Mißdeutung zu wahren. Der Bursche verzog unwillkürlich den Mund, und ein etwas bitteres Lächeln zuckte flüchtig darüber hin. Wenn es ihm aber wehe tat, gleichsam verleugnet zu werden, so

fühlte er doch gegenüber der Schwäche des Alten eine eigene Überlegenheit, und sein Blick wurde beinahe vergnügt, weil ihm nun alles klar war! Er dachte bei sich: so sind die Menschen! Der ist von Herzen gut gegen mich gewesen und schätzt mich, und jetzt red't er doch, als ob er sich meiner schämte! Nun, ich will einem Gespräch nicht länger im Weg' sein, aus dem vielleicht heute noch ein Verspruch wird. — Sie mögen sich zusammentun, die reichen Leute! — Wenn der Rothenbauer und seine Tochter mich gekränkt haben, dann kann ich ihnen verzeihen!

Er zog aus dem Täschchen an seinen Lederhosen eine große silberne Uhr, die er von seinem Vater ererbt hatte, schaute bedächtig darauf und sagte: „Ich seh', daß ich jetzt gehen muß! — Also, Rothenbauer," fuhr er zu diesem fort, „Ihr könnt den Wagen schicken, wann Ihr wollt! — Und den Herrschaften," setzte er mit einem Blick auf die Familie Hechtfischer hinzu, „wünsche ich wohl zu leben und alles Glück!"

Er nahm seinen Hut, seinen Stock und wollte gehen.

Der Schorsch, aus dem der letzte Stachel noch nicht heraus war, glaubte dem Bursch nun doch noch was auf den Weg mitgeben zu sollen. Und da höhere Personen, wenn sie einen aufziehen wollen, bekanntlich nicht witzig sein müssen, sondern nur von oben her spöttisch zu tun brauchen, so sagte er jetzt: „Stolper' sein nicht auf dem Heimweg! Es ist gar ein grobes und buckeltes (buckeliges) Land gegen das Holz zu!"

„Ich bin's gewohnt," erwiderte Gottfried geringschätzig. „Aber du, Hechtfischer, wirf nicht um! Das kann einem auch auf dem ebenen Boden passieren — wenn man zu stolz fährt!"

Der junge Weilerbauer war über diese nachdrücklich gesprochenen Worte ein wenig verhofft und sah den Gottfried an, ob er etwas Besonderes damit meinte! Als dieser aber sein gewöhnliches Gesicht machte, kehrte sein Selbstgefühl wieder. Er warf einen Blick auf ihn, der einen neuen Pfeil verhieß, und sagte mit gleichgültig sein sollender Stimme: „Du wirst nach dem guten Handel

daheim beim Sonnenwirt einkehren! — Grüß ihn schön von mir!"

Gottfried schaute betroffen auf. Er war, als er noch zu den Frommen gehörte, von dem Wirt und seinen Dorfgästen einmal arg verhöhnt worden, hatte sich vor den betrunkenen Burschen zurückziehen müssen und ging seitdem nicht mehr in das Haus. Der Schorsch, wie er sich nun plötzlich erinnerte, war dabeigewesen!

Er schwieg einen Augenblick. Dann sagte er mit Ruhe: „Ich will's ausrichten, Hechtfischer — wenn ich einkehr'!" — Und mit einem Blick auf den Triumphierenden setzte er hinzu: „Soll ich vielleicht sonst noch jemand grüßen in dem Ort?"

Jener kam in Verlegenheit, verlor seine Laune und erwiderte schnell: „Ich hab' sonst keinen Freund dort!"

Gottfried richtete sich auf. „Also behüt' euch Gott miteinander," sagte er und verließ die Stube.

Ein stolzes Gefühl, in dem Kampfe, den er nicht begonnen hatte, Sieger geblieben zu sein, drückte sich auf seinem Gesicht aus.

Wie er den Fuß auf die Schwelle des Hauses setzen wollte, kam Sophie aus der Küche. „Gottfried," rief sie mit einem Ton der Anklage, — „willst du schon fort?"

Der Bursche drehte sich um. „Mein Geschäft ist aus," erwiderte er.

„Du hättest wohl beim Kaffee bleiben können," fuhr das Mädchen fort. — „Komm nochmal herein," setzte sie freundlich hinzu, „und trink eine Schal'! Er ist fertig!"

Nicht ohne einen bitteren Zug um den Mund versetzte Gottfried: „Da würd' ich deinem Vater einen schlechten Gefallen tun! — Er hat auch gar nicht gesagt, daß ich bleiben soll!"

„Er wird gemeint haben, du magst nicht bleiben," entschuldigte die Tochter.

„Da hat er auch nicht unrecht!" versetzte Gottfried. „Die Gäste da drin sind mir zu vornehm — ich gehör' nicht zu ihnen!"

„Geh, was denkst du!" rief Sophie.

„Ich mein' auch," fuhr der Bursche fort, „ihr werdet jetzt allein sein wollen! — Ihr scheint mir ein Geschäft zu haben, wo ich zu viel dabei bin!"

Sophie wurde ein wenig rot. „Bild dir nichts ein!" entgegnete sie.

Der Bursche sah ihr ins Gesicht. Er sah, daß sie verlegen war, den Stand der Dinge aber verbergen und ihn halten wollte, um ihn nicht zu kränken, und das rührte ihn. Seine ganze gute Natur kam wieder empor und er sagte mit einer Herzlichkeit, die förmlich sein Gesicht verschönte: „Warum soll das nicht sein, Sophie? Es ist ja ganz natürlich! — Glaub mir, kein Mensch wünscht dir mehr Glück dazu als ich!"

„Das weiß ich von dir!" entgegnete das Mädchen herzlich. — „Aber davon, was du meinst, sind wir noch weit weg!"

„Es scheint aber doch, daß man darauf zugehen will!"

„Von der anderen Seite," erwiderte Sophie, — „'s kann sein!"

„Nun, endlich wird man auch zusammenkommen!" meinte Gottfried. Und gutmütig setzte er hinzu: „Lebe wohl, Sophie! — Ich dank' dir für die gute Aufwartung! — Adies!" — Er wandte sich, um zu gehen.

„Gottfried!" rief das Mädchen im Ton einer Gekränkten. „Geht man so fort? — Gib mir deine Hand und versprich mir, daß du bald wiederkommst!"

„Aber," erwiderte der Bursche zögernd.

„Versprich mir's! Willst du auf einmal kein guter Freund mehr sein?"

„'s ist wahr," sagte der Gute. „Das kann ja immer so bleiben!" — Er gab ihr die Hand.

Das Mädchen konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Und jetzt," fuhr sie fort, weil du's doch nicht anders tust — denn ich seh' dir's an, daß du gehen willst! — behüt' dich Gott! Komm gut nach Haus und grüß' deine Mutter von mir, — recht schön!"

Gottfried nickte und ging.

Als er die Dorfgasse hinwanderte, sagte er sich: „Es

ist doch ein gutes Mädchen, die Sophie! — Wenn etwas daraus wird mit dem Schorsch, dann wünsch' ich von Herzen, daß nicht alles wahr ist, was ich von ihm gehört habe! — Mein Mann wär' er nicht; aber der Rothenbauer scheint sich keinen besseren Schwiegersohn zu wünschen — und er hat vielleicht recht! Es ist ein prächtig schöner Mensch, ein guter Bauer, wie man sagt, und hat die vornehmste Freundschaft im ganzen Ries. Was will man mehr? Das bißchen Leichtsinn wird ihm vergehen im Ehestand; und wenn das Heiratsgut nicht ganz so ausfällt, wie der Alte meint, so ist ja er der reiche Mann mit seiner einzigen Tochter!"

Er schwieg. Plötzlich kam ein tiefer Seufzer aus seiner Brust; über sein Gesicht ging eine Röte, und er fuhr fort: „Wenn ich nur aber wüßt', wie ein Mensch so dumm sein kann, wie ich heute gewesen bin! — An so was denken! So was für möglich halten! — Und natürlich, gegen sie hab' ich mich verraten! — Es ist nur gut, daß sie gescheit ist! Sie wird's am End' einsehen, wie einem so was passieren kann! Aber ich kann mir's nicht verzeihen! Ich nehm' mir's übel bis zu meiner letzten Stund'! — Der Rothenbauer und seine einzige Tochter — und ich! Kott's Kreuz, ich möcht' beinah über mich selber fluchen! — Das einzige Gute ist noch dabei, daß nichts auskommen wird; denn die Sophie, die tut mir das nicht an, daß sie jemand etwas sagt! Wenn's unter die Leute käm', und es wäre nicht genug an meinem Unglück, es käm' auch noch der Spott dazu — ich ging' aus dem Land — übers Meer nüber!"

II.

Am anderen Tage fuhr der Oberknecht des Rothenbauers in den kleinen Hof Gottfried's ein, die Stämme zu holen. Unser Bursche sagte bei Gelegenheit zu ihm: „Dein Bauer ist ein Liebhaber vom Bauen!"

„No (nun)," versetzte der Knecht, „jetzt wird's aber

doch bald genug sein!" — Und nach kurzem Schweigen setzte er hinzu: „Der neue Rothenbauer kann zufrieden sein!"

Jener nickte begreifend. „Das Bauen hat also einen besonderen Grund gehabt?" sagte er.

„Ei natürlich," entgegnete der Knecht.

„Den neuen Rothenbauer," fuhr Gottfried nach einer Weile fort, „hab' ich gestern gesehen — meiner Schätzung nach!"

„Kommt mir beinahe so vor!" erwiderte der Knecht mit dem Humor des Wissenden. — „Sie sind lang' geblieben gestern, alle sind vergnügt gewesen — und ich hab' ein Trinkgeld bekommen wie seit Jahr und Tag nicht."

„Nun," sagte der Bursche nach einer Pause, „dann wünsch' ich nur, daß sie glücklich leben miteinander!"

„Warum nicht?" versetzte der Knecht. „Was das Herz begehrt, das haben sie! Er ist ein feiner Mensch! Und gut! — Und unsere Sophie kommt mir seit gestern ordentlich schöner vor!" —

Als der Knecht das Geld vorzählte, gab ihm Gottfried ein Silberstück davon, dessen Größe den alten Stangenreiter in Erstaunen setzte — was etwas heißen will. „Aber Gottfried!" rief er zögernd. — „Vertrink's auf meine Gesundheit!" sagte der Bursch mit Würde. — Der Knecht zeigte beim Abschied einen Respekt, den zu haben er bei der Ankunft weit entfernt war.

Gottfried ging in seinen Garten und setzte sich auf eine Bank. Sein Herz war schwer bedrückt, und er konnte einen tiefen Seufzer nicht zurückhalten. Daß die Sophie heiraten sollte, und nun gar darüber vergnügt war, das tat ihm doch in der Seele weh. Er ärgerte sich über sich selber, daß es ihm wehe tat; aber das änderte nichts: das Herz ließ sich sein Leid nicht nehmen.

„Ich bin doch der größte Narr in der ganzen Welt!" sagte er dann zu sich. „Steckt's doch noch immer in mir? — Ich hab' doch gemeint, es wär' heraus!"

Er seufzte. Dann fuhr er fort: „Die Menschen sind über die Maßen töricht! Etwas wollen, von dem man weiß, daß man's nie kriegen kann, und sich kümmern

deswegen! Gibt's etwas Ungescheiteres? Und man kann's nicht lassen! Sogar wenn man will nicht!"

Seine Gedanken nahmen indes einen Gang, der eine heilende Wirkung auf ihn übte, — wenn auch durch ein bitteres Mittel. — Er stellte sich das Mädchen vor und den Schorsch, und fragte sich, ob er für sie passe! Und der kleine Auftritt, den er mit ihm gehabt, kam ihm wieder ins Gedächtnis. Er wollte ihn erwägen, das Benehmen des Burschen prüfen — in der unbewußten Hoffnung, ihm etwas aufbürden zu können; aber die Gewissenhaftigkeit seines Geistes und die Redlichkeit seines Gemütes führten ihn aufs Gegenteil.

Nachdem er alles überlegt hatte, sagte er sich: „Im Grund hab' ich angefangen und bin schuld daran, daß er bös gegen mich geworden ist! — 's ist wahr, seine Frag': wie kommst denn du daher? hat ein bißchen vornehm und despektirlich geklungen! Aber er hat's vielleicht gar nicht so gemeint, und 's ist eben seine Art so! Meine Antwort dagegen: auf meinen Füßen! — ist ein Spott und eine offenbare Grobheit gewesen; und weiß Gott, er hätt' mir ganz anders drauf dienen können! — Recht hat er: meine Manieren sind nicht fein!"

Er schwieg. Auf einmal überzog sich sein Gesicht mit einer Röte, und ernstliche Reue sprach daraus. „Und wenn's nur bei der Grobheit geblieben wär'!" rief er aus. „Aber ich bin bös geworden, wahrlich bös! — Ich hab' ihm Sachen gesagt, die ihm ans Herz gegangen sind — — und weiß ich's etwa gewiß? — Die Weilerbäuerin soll mehr Schulden haben, als bekannt ist — sagen die Leut'! Und der Schorsch soll die Burg-Ammer (Burg-Annemarie) gern sehen und einmal bei ihr getroffen worden sein in ihrem Garten — sagen die Leut'! — Sagen die Leut' aber die Wahrheit? Ist's bewiesen? Weiß man nicht im Gegenteil, daß die Leut' viel eher einem etwas aufbringen und Lügen sagen? Und ich hab' getan, als ob ich's gewiß wüßt' — als ob ich dabei gewesen wär', — und hab' ihm damit einen Stich versetzen wollen!" — — „Nun," schloß der Bursche mit desperatem Humor, „Christentum ist grad

nicht viel gewesen in meinem Benehmen — das muß man sagen! — Aber so ist man. Von anderen verlangen? Jawohl. Aber selber tun? Ei, Gott bewahre!“

„Ich will aufrichtig sein gegen mich selber! ’s ist halt Eifersucht gewesen, was mich so bös gemacht hat! Die helle, klare Eifersucht! — Aber — jetzt will ich ein End’ machen damit! — Mir soll kein Mensch nachsagen, daß ich einem anderen mit Schwätzereien die Heirat hab’ verderben wollen. Mir nicht! — Was ich gefehlt hab’ — kommt die Gelegenheit, so will ich’s wieder gut machen! — Der Schorsch und die Sophie sollen sich nur heiraten und glücklich hausen! — Ich nehm’ eine, die für mich paßt — und dann ist die Sach’ wieder in der Ordnung!“

Er stand auf. Die Wipfel der Bäume säuselten, unzählige Grillen zirpten im Sonnenschein aus dem Grase; — er hörte es wieder! — Mit einem Spaten über der Schulter ging er nach einigen Minuten aufs Feld hinaus und arbeitete scharf an einem Graben fort, Quellwasser vom Brachacker auf die Wiese zu leiten.

Den Tag darauf ging er früh, beim Schein der aufgehenden Sonne, ins Holz. Wenn jeder schöne Morgen auf das Gemüt eine erfrischende, ermutigende Wirkung übt, so besonders der schöne Morgen im Walde. Die Füße werden freilich sehr naß vom Tau; aber wenn einer Stiefel an hat wie Gottfried, dann macht er sich wenig daraus. Und wie singen die Vögel! Mit welchem Jubel! Singen kann man’s fast nicht mehr nennen, sie schreien förmlich. Aber aus dem Schreien tönt ein Leben, ein Eifer, eine Freude, wobei jedes Herz fröhlich werden muß. Man gewöhnt sich nach und nach daran und hört aus dem Lärm die süßen Stimmen heraus; diese lassen sich wohl auch allein vernehmen, und das Ohr schlürft die Töne wollüstig ein. Dann wieder ein Pfeifen, ein Zwitschern, ein Hinundherhüpfen und ein Flattern! Und dazu die Kühle, der Hauch des Morgens, die Feuchte des Taues — und der goldene Blick der Sonne, die durch die Bäume herscheint und das grüne Laub durchleuchtet!

Die Freude der geruhten, gestärkt erwachenden Kräfte

der Natur verschönt alles! In allen Wesen ist ein Überschuß, der sich in Unternehmungslust, in ungebändigter Lebhaftigkeit ausspricht! Sieh dort den Wipfel der Eiche! Aus ihren Nestern sind Raben aufgeflogen, sie krächzen, schlagen mit Flügeln und flattern wie toll oben im Sonnenschein durcheinander, bis sie forteilen, ihren Raub zu suchen. Das Krächzen ist von einer Lustigkeit, von einem Hoffnungsglück durchströmt, daß es förmlich wohlklingt! Und wie mutig schwingen sie sich hinweg! Wie anders als wenn sie abends übers Feld hin mit lässigem Flügel dem Walde zustreben und der Betrachter in ihrem Namen sich ordentlich freut, daß sie bald in ihrem Nest ausruhen können!

Verlorene Töne der Vögel im Walde können sehnsüchtig und melancholisch machen; aber das Morgenkonzert der erwachten Kreaturen reißt jeden in sein Jauchzen hinein. Unser Gottfried, dem es im beginnenden Sommer gleichsam zu guter Letzt noch aufgeführt wurde, fühlte sich wunderbar gestärkt und gehoben. Er ging zu dem Platz auf seinem Anteil, wo die Arbeit ihn erwartete, mit frohen Empfindungen, indem er von dem Verlorenen weg in eine unbestimmte schöne Zukunft hineinsah. Rüstig hackte er an einem Baum, der zunächst fallen sollte; und die Anstrengung, bei der ihn der heimliche Waldgeruch umfloß, tat ihm noch ganz besonders wohl. Als er müde war, Durst und Hunger fühlte, begab er sich auf einem weniger schönen, aber bequemeren Weg in stiller Zufriedenheit nach Hause.

Die Mutter, eine runde, gutmütige Frau, die den Einzigen mit einem gewissen Stolz liebte, grüßt ihn vergnügt und trug das Frühmahl auf, das sie für ihn bereitet hatte. Es bestand aus einer Mischung von Weißbier und Brot, die durch Zucker versüßt war, stillte zugleich Durst und Hunger und schmeckte vortrefflich.

Neben ihm sitzend und zusehend, mit einer Miene, die etwas Interessantes in Aussicht stellte, sagte sie dann: „Weißt was Neues, Gottfried? — Die Sophie vom Rothenbauer heiratet den jungen Weilerbauer, den Hechtfischer!“

Der Bursche erhob den Kopf, gab sich aber alsbald eine gleichgültige Miene und sagte: „Ist mir nichts Neues mehr! — Die Weilerbäuerin ist vorgestern mit dem Schorsch und ihrer Assessorin beim Rothenbauer auf Besuch gewesen, da hab' ich wohl merken können, was im Werk ist!"

„So!" sagte die Mutter mit einem Vorwurf in ihrem Gesicht. „Und davon erzählst du mir nichts?"

„Die Sach' ist mir nicht so aufgelegen," erwiderte der Sohn. — „Was geht's am End' mich an, wenn die Leut' einander heiraten?"

„Sieh, sieh," rief die Mutter. „Aber eine alte Bekannte, die Sophie!"

„Nun," versetzte Gottfried, „du hast's ja jetzt doch erfahren!" — Nach einer Weile sagte er: „Und wer hat dir denn die Neuigkeit gebracht?"

„Die Bötin, die vor einer halben Stund' hier gewesen ist."

„Dann," entgegnete der Sohn mit verzogenem Munde, „wird sie gewiß wahr sein!"

Er war gereizt. Sein Herz klopfte, und der Unmut in ihm suchte einen Ausweg. Mit einer Miene, welche die Absicht des Spottes nichts weniger als verschleierte, sagte er: „Nun, und da dir alles so gut bekannt ist, wann wird denn die Hochzeit sein? Nach dem Heuet etwa? Oder wartet man nicht einmal mehr so lang'?"

Die Alte sah ihn an. „Wie kommst du mir denn aber heut' vor, Bue?" rief sie. „Du tust ja so kurios! Hat dich einer geärgert heut' früh schon — oder was ist's?"

„Nichts ist's!" erwiderte der Bursch. „Ich hab' eben das Gered nicht gern über das, was ander' Leut tun! — Ein reicher, stolzer Bursch heiratet ein reiches Mädchen — das ist ganz in der Ordnung und nichts darüber zu schwätzen!"

„Ja," versetzte die Mutter mit Bedeutung, „es ist aber doch etwas dabei! — Der schönste Bursch in der Umgegend ist der Schorsch, das ist gewiß! Aber man sagt ihm und seiner Mutter Sachen nach —"

„Natürlich!“ fiel der Bursche ein. „Und das wird noch besser kommen, wenn man erst gewiß weiß, daß er heiratet! — Denn die Menschen sind nie schlechter, als wenn sie sehen, daß einem ein Glück ansteht!“

„Wann's aber wahr ist?“

„Dann wird's aufkommen!“

Die Alte ließ sich nicht irre machen. „Das Vermögen der Weilerbäuerin soll gar nicht mehr so groß sein —“

„Wie's die Leut' ärgern tät', wann's so groß wär',“ rief Gottfried dazwischen.

„Der Schorsch ist ein leichter Badaschier (Passagier). Neulich, auf der Hochzeit in Schmähing, hat er Geld draufgehen lassen, man kann gar nicht sagen wieviel! Den Musikanten hat er einen Kronentaler aufs Teller geworfen — er ist nicht gescheit! — Und dann — hört man noch was!“

„Daß er eine gern sieht!“

„Wenn's nur das wär'! Nein! Mehr als eine!“

Gottfried zuckte die Achseln. „Wahrscheinlich wird mehr als eine ihn gern sehen und ihm schön tun! Und das ist begreiflich! — Welche gibt man denn nun an zum Beispiel?“

„Des Vogelbecken Ev', seine Nachbarin. Und des Bretzgenwirts Margret!“

„Und unser Bäsle, die Burg-Ammer da drüben?“ fuhr der Sohn fragend fort. „Alle guten Dinge sind ja drei!“

Die Alte machte große Augen. „Wie kommst du denn auf die?“ rief sie.

„Von der hab' ich's gehört,“ erwiderte der Sohn.

„Das ist verlogen!“ entgegnete die Mutter bestimmt.

„So? Warum denn?“

„Weil ich's weiß!“ — Nach einer Weile fuhr sie fort: „Er hat einmal auf der Kirchweih ein bißchen lang' mit ihr getanzt und hat ihr was aufwarten lassen — und da hat man ihr das aufgebracht. Aber sie kann eben gut tanzen und er auch — sonst ist's nichts! — Die Ammer ist ein lustiges Mädchen und macht gern Spaß!

Aber die ist viel zu gescheit, als daß sie sich mit einem Menschen eingelassen hätt', der sie doch nie geheiratet hätt'!"

„Die Mädchen bilden sich oft gar viel ein!" entgegnete der Sohn.

„Geh! Eine Weberstochter! — Und eine Näherin!"

„Der Alte steht nicht schlecht!"

„Gottfried," rief die Alte, „jetzt ärger' mich nicht! — Alles was recht ist! Aber die Ammer und der Schorsch, das ist ein Unsinn! — Haben tut der Vetter Burgweber freilich etwas — für seinesgleichen! Und weil grad' die Red' drauf gekommen ist, so will ich dir nur sagen, was ich schon länger gedacht hab': — Die Ammer wär' ein Mädchen für dich!"

Der Sohn fuhr auf und sah der Mutter ins Gesicht. Dann lächelte er sonderbar — und schüttelte den Kopf.

„Nun," sagte die Mutter, „ist sie dir etwa nicht schön genug?"

„Sie ist mir zu schön!" erwiderte der Bursch.

Die Alte lachte. „Das ist was Neues," rief sie.

„Die Ammer," fuhr der Sohn fort, „ist ein geschicktes Mädchen und sauber — die Sauberst im ganzen Dorf! — Aber mir macht sie zu süße Augen!"

„Du bist ein Aparter!" rief das Weib. „Das haben andere gern!"

„Aber ich kann's nicht leiden," entgegnete der Bursch.

„Was für eine kannst du denn aber hernach leiden?" fragte sie etwas spitz. „Bis jetzt hab' ich noch nicht gesehen, was dem Herrn vielleicht anständ'! — Und du gehörst nicht mehr zu den Jüngsten, mein lieber Bub! — Es ist hohe Zeit, daß du dich nach einer umsiehst!"

Der Sohn wandte sich zur Mutter und sagte mit Ernst: „Wahr ist's, Mutter, ich bin kein heuriger Has mehr! Und wahr ist's, daß ich ans Heiraten denken muß!"

Das Gesicht der Frau hellte sich auf.

„Ich bin ganz deiner Meinung," fuhr der Sohn fort, „und will dir gestehen, ich hab' mir auch schon eine ausgedacht, wie ich sie mir wünsche."

„Hast am End' schon eine?" rief die Alte lebhaft.

„Bloß in Gedanken," erwiderte Gottfried. — „Siehst du, ich will eine, die nicht so schön ist, daß sie jedem gefällt. Sie muß aber Verstand haben und brav sein und gern schaffen. Ob ihre Farb' ein bißchen weißer oder ein bißchen schwärzer ist, darauf kommt's mir nicht an. Aber ein gutes Gemüt muß sie haben und einen zufriedenen Sinn und das Haus sauber halten; und wenn sie freundlich und lieb ist, muß sie's nur gegen mich sein! — Kurz, ich muß eben mein ganzes Zutrauen haben können zu ihr — das verlang' ich."

„Nun," sagte die Mutter, „so sieh dich nach so einer um! — Solche Mädle haben wir schon noch im Ries!"

„Ich will's tun," versetzte der Sohn. „Und du weißt, was ich versprech', das halt' ich! Wenn ander Leut' heiraten, dann seh' ich nicht ein, warum ich ledig bleiben soll; und wie ich jetzt dasitz' vor dir, so sag' ich dir: von heut' an in einem halben Jahr hast du eine Söhnerin!"

Die Mutter stand auf und rief, indem ihr die Augen leuchteten: „Nun, das ist eine Red' — und auf den heutigen Tag hab' ich lange gewartet! Wie's dir nur auf einmal so gekommen ist? — Aber zuletzt," meinte sie lächelnd, „wird auch der Lederapfel zeitig!" — Sie betrachtete ihn und sagte: „Sieh dir doch die Burg-Ammer nochmal genauer an! Eine so geschickte, so ganz besonders saubere Schwiegertochter, die auch etwas hat —"

„Die Wahl," fiel der Sohn ein, „muß ich frei haben! — Weiter als das Heiraten versprech' ich nichts!"

„Nun ja," erwiderte die Alte; „man red't nur davon! — Wenn du so eine findest, wie du angegeben hast, dann will ich auch zufrieden sein!"

Unser Gottfried hatte sich ganz ehrlich vorgenommen zu heiraten. Er suchte in dem Entschluß eine Rettung vor den Gedanken an Sophie; und das Mittel half auch. Das Denken an das Mädchen konnte er sich freilich nicht wehren; aber er besaß ein Gegengewicht, einen Halt in sich, und sein Herz blieb ruhiger dabei.

Tat aber schon der Entschluß die gute Wirkung, so war die Ausführung zunächst offenbar nicht nötig. — Der

Bursche hatte keine Eile, sich nach derjenigen umzusehen, die er hätte zum Weib nehmen können.

Er lebte seinen Tag, wie es die Jahreszeit mit sich brachte; und so verging einer um den andern. Nach und nach vergingen Wochen — und es stand alles wie zuvor. Die Mutter hatte einmal bei ihm angeklopft: wie es denn sei, ob er noch keine gefunden habe! Er aber hatte mit etwas Verlegenheit lächelnd geantwortet: „Es hat noch Zeit!"

Von der Heirat zwischen dem Schorsch und der Sophie wußte man übrigens auch noch immer nur so viel gewiß, daß etwas im Werk sei! Man bemerkte aber, daß der Jude, der bei der Weilerbäuerin viel im Hause war, öfters beim Rothenbauer einsprach, und zog daraus den Schluß, daß die Sache ihren guten Fortgang nehme.

Im August konnte es Gottfried nicht länger verschieben, in die Stadt zu gehen. Er hatte verschiedene Einkäufe zu machen und „übrigs Zeit". Sein bißchen Winterfeld war nicht nur geschnitten, sondern auch schon eingeführt.

Der Tag, wo der Rieser Bauer nach Nördlingen wandert, hat für ihn immer etwas Festliches. Da er nichts arbeitet, sich im Gegenteil ein Pläsier macht, so fühlt sich auch der wenig Bemittelte als eine Art Herr. Und wenn man einmal im Geldausgeben ist — oder gar im Geldeinnehmen! — dann langt's schon einige Sechser mehr für eine gute Halbe und einen Teller voll Bratwürste, oder wonach sonst den Gaumen lüstet. — Alles zusammengenommen macht man den Weg, auch wenn er lang ist, mit angenehmen Vorstellungen und solidem Behagen.

Auch auf Gottfried wirkten die Aussichten, die sich ihm vor die Seele stellten, erfreulich, und er kam in die Stadt, er wußte nicht wie. Zunächst suchte er den „Walfisch" auf; denn er fühlte Durst und wollte ihn mit einem Bier stillen, das er als das beste kannte. Nachdem die erste Halbe so schnell geleert war, als es die brennende Kehle geboten, spürte er fast noch ebensoviel Appetit nach einer zweiten, und er sandte diese, wenn auch etwas lang-

samer, der ersten nach. Gründlich erfrischt machte er sich auf, die Einkäufe zu besorgen.

Für sich brauchte er nur Werkzeug und eine neue Pfeifenspitze; für die Mutter sollte er aber Zucker und Gewürz mitnehmen. Nachdem er das Seine nicht nur sich angeschafft, sondern auch, der Bequemlichkeit wegen, im Walfisch abgegeben hatte, machte er sich auf den Weg zur Materialwarenhandlung am Brettermarkt.

Als er vor den Laden kam, ging die Tür auf und es erschien — die Sophie!

Sie war auffallend schön angezogen und sah gar vergnügt aus. „Ei sieh da," rief sie, als sie des Burschen ansichtig wurde, „der Gottfried! — Das freut mich aber, daß ich dich seh'!" — Sie nickte und setzte hinzu: „Hast etwas in der Schranne gehabt?"

Der Bursche, der gegrüßt hatte, zuckte bei den letzten Worten mit gutmütigem Lächeln die Achseln. „Ich bin nicht der Rothenbauer!" erwiderte er.

Sophie blickte heiter. „Sei's, was es will," sagte sie, „es ist mir lieb, daß ich dich treff'!"

„Hast du einen Auftrag für mich?" fragte Gottfried.

„Wie du's nehmen willst," versetzte das Mädchen. „Weißt du, was da drinnen in dem Gretzen ist?" fuhr sie fort, indem sie den Deckel aufhob.

„Lauter gute Sachen, wie ich sehe! — Du hast eingekauft wie zur Kirchweih!"

„Mit der hat's noch gute Weg'! — Aber wir halten doch ein Fest nächstens!"

Gottfried schaute betroffen.

„Nächsten Mittwoch," fuhr das Mädchen fort, „ist unser Winterfeld geschnitten; und da sollen sich unsere Leute und guten Freunde mit uns einen vergnügten Tag machen!"

„Bei euch," erwiderte der Bursch mit wieder erhellter Miene und einem Blick der Achtung, „da ist's der Mühe wert! — Nun, und soll ich vielleicht etwas dazu bringen?"

„Dich selber!" rief das Mädchen. „Du sollst kommen — als unser Gast!"

Gottfried wurde rot. „Du bist gut,“ sagte er — und verstummte.

Das Mädchen sah ihn an. „Hast du keine Zeit? — Kannst du keinen halben Tag geraten?“

„Das schon! Besonders jetzt!“

„Nun also?“

Gottfried machte ein ernsthaftes Gesicht. „Sophie,“ sagte er, „ich will aufrichtig sein! In der Lag', wo du bist, wär' nicht jede so freundlich mit einem andern! Ich bin freilich nur ein g'ringer Bursch —“

Die Sophie, nach einem flüchtigen Lächeln, entgegnete nicht ohne Selbstgefühl: „Ich bin nicht jede! — Und du bist kein g'ringer Bursch!“

Gottfried konnte diese Reden nicht zusammenreimen.

„Die Sach' ist ganz einfach,“ begann das Mädchen wieder. „Ich halt' etwas auf dich, und wenn wir vergnügt sind, und du bist dabei, dann gefällt's mir besser. Und zu schenieren hab' ich mich noch vor niemand! — Sag ja! Ich muß jetzt zum Dreimohrenwirt, wo mein Vater eingestellt hat. — Du kommst also?“

Der Bursche konnte diesem Zureden nicht widerstehen. Es war ihm, als wünsche ihn die Sophie eben zum guten Freund zu haben, wenn sie auch einen andern heiratet, und er wollte jetzt nicht den Empfindlichen und Spröden machen, sondern die gute Meinung ehren. Treuherzig gab er ihr die Hand und sagte: „Nun ja — ich komm'!“

Die Sophie lächelte, und einer jener Blicke ging aus ihrem Auge, die ihr Gesicht liebmachen konnten: ein guter und zugleich etwas schalkhafter! — „Das ist schön, Gottfried!“ erwiderte sie. „Du wirst sehen, wir sind vergnügt miteinander!“ Sie nickte und sagte: „Komm gut nach Haus!“

Nach diesen Worten drehte sie sich und ging leicht mit dem schweren Gretzen dem Reimlinger Tor zu.

Gottfried sah ihr eine Zeitlang nach, lächelte für sich, schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte: „es ist doch eine Wunderliche“ — und ergab sich in sein Schicksal. — Er kaufte die Sachen für die Mutter, aß im Walfisch zu

Mittag und wanderte dann vergnügt, unter allerlei träumerischen Vorstellungen, nach Hause. —

Gottfried war ein ungewöhnlicher Mensch durch seine Bildung wie durch seine Natur — und das zeigte sich jetzt.

Er überlegte sich die Einladung in der Zwischenzeit — und bedachte, was ihn erwartete. Da war ihm nun das Fest nicht nur erfreulich, weil er mit der Sophie wieder zusammenkam, sondern weil er Gelegenheit zu finden hoffte, seinen Fehler gegen den Schorsch wieder gutzumachen. Daß dieser kommen würde, setzte er voraus; — die Sophie hatte von „guten Freunden“ gesprochen, mit denen sie lustig sein wollten; und da war er der erste! Traf er ihn aber, dann wollte er sich auf eine Weise gegen ihn benehmen, daß jener wohl merken könne, er sei sein Feind nicht und er habe nichts Böses gegen ihn im Sinn! Und wieviel die Sophie auf ihn, den Gottfried, halten mochte, den Schorsch hatte sie natürlich doch in ganz anderer Weise gern, und es mußte sie freuen, wenn man ihm die Ehre gab, die ihm zukam, vornehmlich im Hause des künftigen Schwiegervaters! —

Bei dem Vorsatz, den sein gutes und in seiner Art stolzes Herz ihn fassen ließ, rührte sich doch noch der alte Adam und murrte dagegen. Es gab einen Kampf in ihm. — Der Wackere beschloß endlich: „Wenn der Schorsch sich gut gegen mich benimmt, dann bleibt's dabei! Sonst freilich! . . . Aber wenn ich ihm keine Gelegenheit geb', wird er schon ordentlich gegen mich sein! — Die lustigen Leut' sind ja für gewöhnlich nicht bös!“

Durch diese Gesinnung mit vollkommen gutem Gewissen ausgerüstet und gehoben, trat er am Mittwoch nachmittags die Wanderung an. Der Mutter hatte er gesagt, er sei zum Rothenbauer geladen, der vielleicht noch was brauchen werde; und sie hatte erwidert, er gelte halt doch etwas bei diesen Leuten, — und ihm viel Vergnügen gewünscht.

Auf dem Wege versank der Bursche wieder in seine Gedanken.

„'s ist doch merkwürdig,“ rief er nach einer Weile

stillen Sinnens, „was das Geld macht! — Wenn ich jetzt so reich wär' wie die Sophie, dann gehörte sie vielleicht schon mir; und wenn das nicht, so könnte ich sie möglicherweise jetzt noch kriegen! — Aber natürlich, so!"

Er schwieg. — „Welt," rief er mit einem Seufzer, aber nicht ohne Humor, „was bist du für eine Welt! — Ärgern will ich mich aber nicht darüber; denn helfen tut's doch nichts! Der Mensch ist nicht auf Erden, daß ihm alles durchgeht — das kann man ungefähr merken! Zwar meint jeder, bei ihm sollt's anders sein und wenigstens er sollte kriegen, was ihm das Liebste wär'! Aber er sieht bald, daß er nichts ist und daß die Welt sich nicht umdreht um seinetwillen!"

Er ging etliche Minuten still weiter. „Ich bin aber vielleicht nicht gescheit," fuhr er dann fort, „daß ich glaub', nur das Vermögen wär' daran schuld! Der Schorsch ist ein Mensch, wie's wenige gibt: — so schön, so fein und so ‚g'schlacht' im Gesicht! — Und wenn die Sophie nicht ist wie jede, — in dem Punkt sind sie doch alle gleich! Mädla' sind Mädla'! So einer leuchtet ihnen eben doch ganz besonders ein! Und wenn so einer sonst noch alles hat, dann kann sich der andere — das Maul wischen!"

Er ging einige Schritte; — plötzlich stieg eine Röte in seinem Gesicht auf und er rief, ordentlich mit einem Ton des Zornes: „Da bin ich nun schon wieder bei diesen Gedanken, obwohl ich ein halbes Dutzend mal ausgemacht hab', was ich vernünftigerweis tun muß! — Fangt denn das immer wieder von neuem an? Hört's gar nicht auf? — Aber jetzt hab' ich's satt! — Das Glück kann man nicht zu sich hernötigen; denn da haben andere auch ein Wort mitzureden, die's für sich haben wollen. Aber ein ordentlicher Kerl kann man sein! Das geht einen allein an — das kann man zwingen — und ich zwing's!"

Er machte nach einer energischen Bewegung des Kopfes ein trotziges Gesicht für sich hin und ging mit stattlichen Schritten vorwärts. — Seine Züge wurden ruhiger; aber das Selbstbewußtsein blieb darin.

Vom Kirchturm des Dorfes klang die Vesperglocke,

als er durch das offene Tor in den großen, schönen, mauerumgebenen Hof des Rothenbauers trat. Hier wohnte er ungesehen einer freundlichen Szene bei. Eben war das letzte, hochgeladene Fuder Dinkel eingefahren und hielt in der Nähe des Stadels. Der Oberknecht war vom Sattelgaul gestiegen; die Leute, die mit auf dem Feld gewesen waren, standen hinter und neben dem Wagen; andere kamen vom Abladen aus dem Stadel dazu, der Rothenbauer und seine Tochter vom Hause her. Das Gebaren der Leute samt und sonders drückte Vergnügen aus. Die Sophie rief zum Oberknecht: „Das hast du aber noch schön geladen, Hanskasper! — Du bist halt ein Mann!“ Und umherschauend fuhr sie fort: „Für heut' hat die Arbeit ein End', Leute! Kommt jetzt herein miteinander und versucht ein wenig was! Ich hoff', es wird euch schmecken! Ich hab' mein möglichstes getan!“ Schmunzelnde Gesichter dankten diesen Worten guter Vorbedeutung, und ein älterer Tagelöhner, sonnverbrannt, mit halbgetrockneten Schweißrinnen auf Stirn und Backen, entgegnete: „Wird nicht fehlen! Wir wollen den guten Sachen schon alle Ehr' antun! — Wir haben auch unser möglichstes getan, Sophie! Jedes von uns hat geschafft wie der leibhaftige Satan! — Wir können schon auch essen und trinken wie der Feind!“

Als das erheiterte Mädchen, den Leuten voraus, ins Haus zurückging, bemerkte sie den Burschen, der betrachtend und horchend stehen geblieben war. „Ah,“ rief sie, „da ist er!“ — Sie trat ihm entgegen, gab ihm die Hand und sagte: „Brav, Gottfried! Du bist ein Mann von Wort!“ — Und sich umwendend rief sie: „Vater! — Da ist noch ein Gast!“

Der Rothenbauer hatte die angespannten und ausgeschirrten Rosse in den Stall führen sehen. Er kam herbei und begrüßte den Burschen mit offener Freundlichkeit. „Meine Sophie,“ bemerkte er, „hat einen guten Einfall gehabt, daß sie dich eingeladen hat. Neulich am Sonntag bist du uns ein wenig gar zu schnell fortgegangen — heut' mußt du schon aushalten mit uns!“

Seine Miene bei dieser Rede war so behaglich und

so sicher, daß man sah, Gottfried war ihm ganz unverdächtig geworden und sein Hiersein erschien ihm in keiner Art mehr bedenklich.

Die Tochter sagte: „Ich muß jetzt den Leuten auftragen! — Führ den Gottfried in den Garten, Vater, zu andern Gästen! Ich werd' bald nachkommen!"

Sie ging in das Haus. Gottfried, an der Seite des Alten, begab sich in den Garten.

Dieser, der hinter dem Haus begann und sich an einem Teil des Hofes vorüber bis hinter den Stadel zog, war ungewöhnlich groß. Ein Vierteil davon bestand aus Gemüsebeeten, das übrige war Baumgarten. Rechterhand befanden sich Einrichtungen, die im Eigentum eines Bauern ungewöhnlich waren und auf einen anderen Ursprung deuteten. In der Tat gehörte die rechte Seite früher zum Hause des Nachbars, der Zapfenwirt gewesen, und so erklärte sich an der Bretterwand die Kegelbahn und ein paar Schritte davon eine längliche, aus Holz gebaute, für eine größere Zahl von Gästen berechnete Laube.

In sie, die trotz des Bretterdaches luftig genug war, führte der Rothenbauer den Gottfried.

An der Tafel, die mit Gläsern Braunbier, Weißbrot und frischer Butter besetzt war, saßen fünf Personen, die Gottfried kannte. Erstens der Schorsch; dann ein alter Bauer aus dem Dorfe, genannt der Frick, und sein Sohn Martin, ein blondhaariger, mittelgroßer, etwa vierundzwanzig Jahre alter Bursche; endlich eine Base aus dem Dorf mit ihrer Tochter, einer ziemlich hübschen, gesunden, braunäugigen Dirne, die neunzehn bis zwanzig Jahre zählen mochte.

Der Schorsch, der vorn seinen Platz hatte, stand auf, nickte dem Rothenbauer zu, trat zu Gottfried und sagte, ihm die Hand reichend, mit freundlichem Ton: „Grüß dich Gott, Stöckle! Der Vetter Rothenbauer tut's halt nicht anders, wir müssen heut' schon einen vergnügten Tag haben bei ihm!"

Unser Bursche, von dieser Zuvorkommenheit sehr angenehm berührt, erwiderte mit Laune: „Lassen wir's uns eben gefallen! — Wir haben ja schon so manches aus-

gehalten!“ — Er grüßte auch die anderen, und man setzte sich zusammen.

Das durch die Ankunft der beiden unterbrochene Gespräch nahm der alte Bauer wieder auf, indem er sagte: „Ja, unser Herrgott hat's wieder recht gemacht dasmal. So eine Dinkelernte haben wir lange nicht gehabt! Und es ist ein doppelter Profit: man bringt's erstens viel besser herein, und dann mit viel weniger Kosten! — Freilich,“ setzte er nach einigem Innehalten bedenklich hinzu, „der Preis wird wieder recht runtergehen jetzt!“

Der junge Weilerbauer schüttelte den Kopf und sprach zum erstenmal in dem Dorf einen Satz aus, der auf ländliche Hörer den besten Eindruck machen mußte. „Vetter Frick,“ entgegnete er, „die Sach' ist jetzt ein bißchen anders als früher! Jetzt kann man das Korn verführen in Gegenden, wo's nicht so gut geraten ist — auf der Eisenbahn! Wenn's jetzt im Ries genug gibt, so braucht man's einem deswegen noch nicht nachzuwerfen, und der Preis kann nie mehr so weit heruntergehen wie sonst!“

„Ist's wahr?“ fragte die alte Base vergnügt herschauend. „Da hätten wir ja profitiert!“

„Wär' mir lieb,“ brummte der alte Frick, „wenn uns die Eisenbahn auch etwas nutzte! — Denn bis jetzt hab' ich nur gesehen, daß sie uns die Leute wegnimmt, und die Bauern den Eh'halten und Tagelöhner gar nicht mehr genug zahlen können!“

„Der Vorteil ist viel größer,“ erwiderte der Schorsch lächelnd. „Und wenn wir jetzt mehr einnehmen, so können wir unsern Leuten auch mehr geben — Vetter Frick!“

Der Rothenbauer nickte den Worten des künftigen Schwiegersohnes Beifall, indem er bemerkte: „Sagen wir's nur, wie's ist! Die Bauern können zufrieden sein: alles, was sie haben, gilt jetzt was!“

Während der alte Frick die Augenbrauen in die Höhe zog wie einer, der sich die Sache erst noch sehr überlegen will, versetzte der Schorsch: „Das Bauernhandwerk ist immer das schönste gewesen in der Welt, und jetzt trägt's auch noch was ein! — Lassen wir's leben!“

Er nahm sein Glas und stieß der Reihe nach mit allen an. Auch die Base und das Bäschen mußten ihr Glas klingen lassen.

Gottfried betrachtete ihn und fand, daß eine merkliche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Von dem früheren — ihm übrigens nicht schlecht lassenden — Stolz in Gesicht und Haltung war kaum noch etwas zu sehen. Er zeigte vielmehr ein Bestreben, den Leuten zu gefallen, und eine Zufriedenheit, wenn er sah, daß es ihm gelang. Schien er etwas aufgeregt, und blickte hier und da etwas wie Sorge aus seinem Aug', so begriff sich das aus einer Lage, wo das, was er erwarten durfte, doch noch nicht ganz gewiß — noch nicht geschehen war! — Unserem Burschen gefiel er wie den übrigen, und er freute sich, daß er die Sophie dem, der sie nun doch einmal erhalten sollte, wenigstens gönnen konnte!

Nach und nach kamen, von einem Vesperbrot, wie es ihnen selten geboten worden war, die Leute des Rothenbauers in den Garten: Ehehalten, Schnitter und Schnitterinnen und Tagelöhner, die er trotz der Eisenbahn zur Ernte bekommen hatte. Im Überfluß gespeist und getränkt, mithin in bester Laune, lustwandelten sie hin und her, ließen sich auf Bänke nieder, die sich außer der Laube noch im Garten befanden, oder lagerten sich auf dem weichen Grasboden.

Da erschien auch endlich die Tochter des Hauses mit einem Kaffeebrett, worauf Tassen und zwei ungewöhnlich große Kannen sich befanden, und hinter ihr die Magd, welche eine mächtige Schüssel voll braungebackener zuckerbestreuter „Küchle" nachtrug. Dem anstandsvollen Bedauern vonseiten der Gäste, daß man sich so viele Unkosten mache, erwiderte Sophie mit Einschenken, Anbieten und dringlichen Ermahnungen zum Essen und Trinken. Und sie behielt recht. Man trank und tunkte von den außerordentlich gut geratenen Küchlein — das Gegenteil wäre auch barbarisch gewesen! — soviel als möglich in den nicht minder trefflichen Kaffee ein. Die Schüssel ging in die Küche zurück, kam, von einem großen Teller Schnecken-

nudeln begleitet, küchlegefüllt wieder, und das Gebrauchte erlitt noch die Einbuße eines Dritteils, bis endlich das Zureden nicht mehr zu helfen schien. Hierauf nahm Sophie die Schüssel, ging damit in den Garten und bot jedem der Leute ein Küchlein, welches mit großem Vergnügen in den bereits nudelgefüllten Magen hinabgeschickt wurde.

Eine regierende Bäuerin oder Bauerntochter, die ein gutes Gemüt hat, ist bei solchen Hausfesten immer eine sehr angenehme Erscheinung. Die Freude, mit so köstlichen Sachen aufwarten zu können, und zu sehen, wie gut sie schmecken, — die Ehre, die sie dafür erhält, und das gerechte Selbstgefühl, das in ihr erregt wird — alles das verschönt nicht nur, sondern veredelt auch Gesicht und Haltung. Bei der Sophie kam aber dazu noch die angeborene Würde, die sie auch bei scherzendem Gespräch nie ganz verleugnete und nach momentanem Vergessen immer wieder anzunehmen wußte. War sie nun auch nicht so schön wie manche andere, so hatte sie doch heute ein besonders schönes Aussehen: — die Erhitzung in der Küche und die Lust des Gebens hatten zusammengewirkt, ihrem Gesicht einen leuchtenden Glanz zu geben. — Für Gottfried war ihre Erscheinung mehr als Schönheit — es lag etwas unbeschreiblich Vornehmes darin, was ihn förmlich bezauberte. Der glückliche Schorsch suchte sie mit seinen Augen und ließ diese auf ihr weilen mit offenbarstem Wohlgefallen.

Alle waren vergnügt. Alles, was etwa Bedenken und Spannung hätte verursachen können, war durch das Vergnügen ausgelöscht. Man gab sich der Gegenwart hin, und diese war es wert! — Infolge des Genossenen erhielt auch das Gespräch einen fröhlicheren und poetischeren Charakter, indem ökonomische Gegenstände vermieden und dafür die allgemein menschlichen ausgebeutet wurden. Man neckte sich, führte satirische Hiebe auf Anwesende und Abwesende, sagte sich angenehme und spitzige Dinge, welche letztere aber nicht wehe taten, sondern das Getroffene nur ergötzlich ritzten. Der Schorsch erzählte ein paar „Stückle", die großes Gelächter und nachwirkendes Behagen erzeugten.

Viel trug zu dem ungestörten Vergnügen bei, daß Sophie die allen Mädchen eigene Kunst bewies, jedem der beiden Burschen, die um ihretwillen hier waren, die Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche ihn zufriedenstellen mußte. Die Worte, die sie an Schorsch richtete, waren von einem Blick heiteren Wohlwollens begleitet, wie man es einem Ebenbürtigen zuzuwenden pflegt, die Reden gegen Gottfried mit besonderer Herzlichkeit und Güte betont. — Was den jungen Fricken betraf, so war derselbe nicht um ihretwillen hier, sondern von ihr geladen für das Bäschen, sein erklärtes und von dem Alten gebilligtes „Mädle“; ihn konnte sie mit gutem Gewissen dieser überlassen.

Der Abend war prachtvoll. Den Tag über hatten leichte Wolken den Himmel überzogen, was den Arbeitern auf dem Felde sehr zu statten kam; jetzt waren sie vergangen und die goldene Sonne strahlte mild über den grünen Garten hin.

Die Knechte und Tagelöhner hatten angefangen, sich nach dem Genuß des Ausruhens ein lebhafteres Pläsier zu machen — sie kegelten.

Daß dies im Garten eines Bauern möglich war, dankte man dem Charakter des Eigentümers. Er hatte mit der Bahn auch Kugeln und Kegel erworben und seine Knechte und jungen Nachbarn hatten sie an Feiertagen benutzt. Da es dem Wohlwollenden Vergnügen machte, zuzuschauen und hier und da selber mitzuspielen, außerdem aber das Lob der seinigen auf Kosten der Wirtshausbahn ihm angenehm war, so ließ er die Einrichtung bestehen, und für den heutigen Tag war alles so weit propre gemacht, als man's auf dem Land überhaupt nötig findet.

Der vergnügte Lärm, den das Kegeln mit sich zu bringen pflegt, lockte die Gäste zur Bahn. Sie schauten zu und machten ihre mehr oder weniger gelungenen Bemerkungen und Späße. Als die Partie geendet war, sagte der Schorsch: „Darf ich auch eine Kugel werfen?“ — Die Knechte machten respektvoll Platz. Der Bursche besah sich die Bahn und schob auf das Spiel. Er traf den Vorderkegel an der Seite, warf aber doch nur drei.

„Die hätt' mehr verdient!" rief der Oberknecht, der eifrig war, dem künftigen Herrn zu schmeicheln.

„Ich hab' kein Glück heut', wie's scheint," bemerkte der junge Bauer. „Aber zum Spaß möcht' ich's doch ein bißchen probieren!" Er nahm aus seinem Geldbeutel einen halben Gulden, warf ihn auf den Boden und sagte: „Spielen wir's einmal wie in Bayern drin! Wer den andern runterschiebt, der zieht, was liegt!" — Und herumschauend fragte er: „Wer setzt?"

Die Knechte lächelten und schüttelten die Köpfe. — Der junge Frick rief: „Ich!"

Sein Vater schaute auf, schmunzelte aber dabei, andeutend, daß ihn die Courage seines Buben doch noch mehr freue, als das Geld reue. Martin warf seinen halben Gulden zu dem andern und der Kampf begann unter allgemeiner Aufmerksamkeit.

Trotz der Mühe, die er sich gab, schob Martin nur vier Kegel. Die Kugel des Gegners stürzte fünf um. — „Gilt's nochmal?" fragte dieser. — „Das versteht sich!" erwiderte der junge Frick.

Diesmal gewann er. Als er den halben Gulden vergnügt aufheben wollte, rief der Schorsch: „Laß ihn stehen! Hier liegt ein Gulden von mir!" — „Meinethalb!" versetzte der andere.

Das Gesicht des alten Frick wurde bedenklich.

Schorsch warf sechs Kegel, der junge Frick schob einen Pudel. — Sein Vater konnte nicht umhin, einen Laut des Verdrusses von sich zu geben.

„Lass' ich den Gulden stehen?" sagte Schorsch zu Martin. Dieser zögerte mit der Antwort; der alte Frick aber rief: „Ich mein', im Ernst paßt diese bayrische Mode nicht für uns Rieser, — und zum Spaß ist's genug! — Versuch's doch auch einmal mit dem Stöckle, Vetter Hechtfischer! Der hat Gulden genug übrig — jetzt, wo das Holz immer teurer wird!"

Die Anwesenden lächelten.

Schorsch, zu Gottfried gewendet, sagte: „Nun, Stöckle — wie meinst?"

Dieser machte eine ablehnende Bewegung. „Ich kann's nicht!" erwiderte er.

„Ich hab' dich aber doch schon kegeln sehen, und das ganz gut!" entgegnete Schorsch.

„Vor sechs Jahren!" erwiderte Gottfried. „Aber nicht um einen Gulden!"

„Das ist auch meine Manier für gewöhnlich gar nicht," bemerkte der junge Weilerbauer; „es ist mir heute nur so in den Kopf gekommen! — Aber Spaß muß sein! Spielen wir um einen Sechser!"

Gottfried schüttelte den Kopf.

„Ei," sagte die Sophie zu ihm, „laß dich doch nicht so rausfordern! — Probier's! Ich halt' dir den Daumen!"

Der Schorsch lächelte. Gottfried sagte: „Nun, meinetwegen!"

Die Zuschauer gaben durch Bewegungen und Mienen ihre Teilnahme kund. Der junge Frick, der sogleich gegen seinen Überwinder Partei nahm, rief: „Der Stöckle muß aber vorher eine Probekugel machen dürfen!" — Schorsch erwiderte: „Zwei für eine!"

Gottfried schob eine Probekugel, die hart am ersten vorbeiging, aber nur einen Kegel nahm. „Es gilt!" rief er. Er schob mit Bedacht wieder und warf sechse um.

Der Schorsch zielte vorsichtig, gab der Kugel besonderen Nachdruck — und sieben Kegel lagen am Boden.

„Der Sechser ist des Bückens nicht wert," bemerkte der Sieger lächelnd. „Lassen wir die zwei gelten — weil doch der Dinkel so gut hereingekommen ist!"

„Es gilt," sagte Gottfried. — Er nahm die Kugel, zielte und ließ sie scharf hinausrollen.

„Sieben!" riefen mehrere Zuschauer mit dem Aufsetzer. — Die beiden Fricken warfen schadenfrohe Blicke auf den Schorsch.

Dieser schob, — „Eingestellt!" erscholl es.

Heiter sagte der Bursche hierauf zu Gottfried: „Setzen wir dazu, damit wir nicht ganz umsonst schieben!" — Nachdem dies geschehen, warf er nach raschem Absehen die Kugel, — und wieder lagen sieben.

„Jetzt heißt's aufpassen!" rief der junge Frick dem Gottfried zu. Unter einer Spannung aller Anwesenden, als ob um einen Bauernhof gespielt würde, nahm Gottfried die Kugel und warf.

„Eingestellt!" schrien die beiden Fricken wie aus einem Munde, und der junge, sich vergnügt die Hände reibend, setzte hinzu: „Brav, Gottfried!"

Schorsch, das Geldstück zu den übrigen werfend, rief: „Hier liegt mein Sechser!"

„Und hier der meine," versetzte Gottfried. Er nahm die Kugel und schob mit ganzer Kraft. Acht Kegel lagen, der neunte hatte gewackelt.

Die Zuschauer gerieten förmlich in Aufruhr. Der alte Frick, nachdem er den jungen in Bewunderungsrufen unterstützt hatte, sagte zu Schorsch: „Nun, Vetter Hechtfischer? Dasmal hast du deinen Meister gefunden, scheint's!"

„Wir wollen halt sehen!" erwiderte Schorsch. Mit einem Gesicht voll stolzen Vertrauens, geschickt, um nicht zu sagen flott, sandte er die Kugel aus der Hand — die neune lagen am Boden wie umgerissen!

Ein erschütterndes „Ah!" drang aus den Kehlen der Zuschauer. Der Oberknecht rief triumphierend: „Das hätt' ich vorher sagen können! Gegen den steht keiner auf!"

Die Gäste waren förmlich bestürzt über das Glück und die Geschicklichkeit des jungen Weilerbauers. Die beiden Fricken sahen mit einer Beschämung vor sich hin, als ob sie eines sehr dummen Streiches überwiesen wären; und die Base und das Bäschen zeigten ihre Sympathie mit ihnen durch unverhohlenes Mißvergnügen. — Der Rothenbauer und seine Tochter hielten ihre Gefühle zurück, konnten sie aber doch nicht ganz verbergen. Jener warf gelegentlich einen vergnügten Blick auf den Schorsch, und diese sagte mit dem Ton des Bedauerns zu dem Besiegten: „Du hast kein Glück gehabt, Gottfried!"

Unser Bursche, nach einem Moment des Unmutes, hatte mittels eines Gedankens, der ihm gekommen war, die Ruhe, ja die Heiterkeit seiner Seele wiedergewonnen.

Er erwiderte: „Doch! der Hechtfischer hatte nur noch mehr gehabt! — Und er kann's besser!"

Schorsch, der die letzten Worte gehört, wandte sich zu ihm und sagte mit Art: „Zwischen dir und mir dreh' ich die Hand um, Stöckle! — Aber," fuhr er fort, „mit dem Profit will ich heut' nicht nach Hause gehen! — Zum Spielen hat niemand mehr Lust?" — Allgemeines Kopfschütteln. — „Dann," sagte er zum Oberknecht, indem er ihm die abgesonderten Gewinnstücke übergab, „vertrinkt's auf meine Gesundheit!"

„Danke schön! Danke schön!" riefen mit dem Knecht mehrere, die mitzutrinken hofften.

„Bedankt euch," erwiderte der junge Weilerbauer, „auch beim Stöckle, und," setzte er mit heiterer Bosheit hinzu, „namentlich beim jungen Fricken!"

Ein Schmunzeln der braunen Gesichter antwortete ihm.

Die Stimmung Martins konnte dadurch begreiflicherweise nicht verbessert werden. — „Du bist aber heut' übermütig!" rief er dem Sieger zu. „Am Ende, daß du das Kegeln kannst, das ist kein Wunder. Du hältst dich in der Übung!"

Schorsch, durch die Absicht in diesen Worten gereizt und im Rausch seiner Erfolge, entgegnete mit Stolz: „Ich kann noch manches, mein guter Martin, was ein anderer vielleicht nicht so gut kann wie ich!"

„Zum Beispiel?" fragte dieser mit herausfordernder Miene.

„Zum Beispiel," erwiderte Schorsch, „tät' ich mir getrauen, dich aufs Gras zu legen, wenn du Lust hättest, mit mir zu meistern!"

Der junge Frick schwieg.

„Du scheinst aber keine Lust zu haben dazu?" fuhr jener spöttisch fort.

„Ich fürcht' dich nicht, Hechtfischer," entgegnete Martin; — „aber," fügte er mit einer gewissen Vornehmheit hinzu, „ich weiß nicht, ob's hier grad passend ist!"

Schorsch nahm eine unbefangene Miene an. „Nun," sagte er, „es wär' ja nur eine Unterhaltung! — Vetter

Rothenbauer, ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen! — Wir werden einander nichts tun; es handelt sich bloß darum, wer unten hinkommt!"

Der Rothenbauer versetzte: „Zum Spaß, — meinetwegen!" Der alte Frick, sehend, daß hier kein Geld zu verlieren, sondern möglicherweise Ehre zu gewinnen sei, zuckte nur die Achsel.

Martin zog entschlossen die Joppe herunter; Schorsch desgleichen. Sie gingen miteinander auf den freien Grasplatz, der hinter der Laube lag, und die Anwesenden schlossen einen Kreis um sie.

Der Rieser Bauernbursch, wenn er nicht zufällig in der Garnison etwas gelernt hat, ist kein geschulter Ringer; findet also einmal unter Erwachsenen ein solcher Wettkampf statt, so kommt es auf Körperstärke, angeborenes Geschick und allenfallsige Traditionen aus der Schulbubenzeit an.

Was die Stärke betraf, so konnte man den jungen Fricken dem Schorsch gewachsen halten. Er hatte nicht seine Größe, aber er war untersetzt und gut genährt; er genoß auch schon als Bub den Ruhm eines guten „Reißers", und daß er unterlag, war durchaus keine Notwendigkeit.

Die Gegner gingen aufeinander los, und einer suchte den anderen zu fassen. Aber jeder war vorsichtig, und das Spiel ging hin und her. Endlich glaubte Martin seinen Vorteil zu ersehen und den Schorsch um den Leib zu kriegen; dieser wich jedoch der Bewegung aus, fuhr mit großer Behendigkeit ihm unter die Arme, umschlang ihn, hob ihn auf, daß er zappelte, warf ihn nieder und legte sich seiner ganzen Länge nach über ihn. Alles das ging so schnell, daß es eine wahre Freude war zuzuschauen, und die meisten der Umstehenden konnten sich nicht enthalten, in Rufe der Bewunderung auszubrechen.

Martin mußte sich für besiegt erklären.

„Der junge Frick hat heut' kein Glück," meinte der alte Taglöhner mit einem Faunlächeln zu dem Oberknecht, dessen lederbraunes Gesicht leuchtete, als ob er den Martin gezwungen hätte. „Das weiß unser Herrgott!" erwiderte

er. „Warum sticht ihn aber der Haber, mit dem Schorsch anzufangen? So einen gibt's nicht im ganzen Ries!"

Als der Überwundene zu seinem Vater zurücktrat, um die Joppe anzuziehen, sagte dieser: „Mit dir heb' ich aber heut' eine Ehr' auf, Potz Tausendsakerment! — Wir zwei, glaub' ich, könnten jetzt heimgehen miteinander!"

Martin, der sich wieder gefaßt hatte, schüttelte den Kopf und sagte: „Ist nicht so arg! Wenn ich ihn um den Leib gekriegt hätte, wär's anders gegangen!"

„Das glaub' ich," entgegnete der Alte höhnend.

„Nun ja," versetzte jener, „er hat eben Glück gehabt und ist mir hineingekommen!"

Der Schorsch, der beim Rothenbauer gestanden war, hatte sich umgedreht und die letzten Worte gehört. Er lächelte.

Martin, ihm zunickend, rief: „Ja, Schorsch! So ist's auch! — — Aber jetzt," fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „möchte ich nur eins sehen!"

„Was?" versetzte der junge Weilerbauer. „Willst du's nochmal probieren mit mir?"

„Ich hab' genug," erwiderte Martin. „Aber sehen möcht' ich, wie du mit dem Stöckle zurechtkämst!"

Schorsch, zu Gottfried gewendet, sagte: „Willst du's versuchen, Stöckle? — Komm raus! — Ich bin noch lang' nicht müd' — der Martin hat's gnädig gemacht mit mir! — Allons!" fügte er ermutigend hinzu.

Gottfried schüttelte den Kopf, nicht ohne Ungeduld. „Was fällt euch beiden ein!" rief er. „Ich bin nicht hergekommen zum Reißen!" — Lächelnd setzte er hinzu: „Ich glaub's vorher, daß du stärker bist als ich, Hechtfischer!"

„Das glaub' ich nicht!" rief Martin mit Bedeutung.

„So komm!" wiederholte Schorsch zu Gottfried. „Die Zeit vergeht — die Leute wollen zu Nacht essen — und vorher noch ein kleiner Spaß kann nicht schaden! — Wir wollen doch einmal sehen!"

Gottfried schien zu überlegen. „Ich dank' schön!" sagte er dann. „Im Ernst!"

Sophie trat zu ihm. „Fürchtest du dich?" fragte sie ihn scherzend.

„Ich find' es nicht nötig!" erwiderte der Bursch. „Warum soll ich mit dem Schorsch reißen?"

„Mir," versetzte das Mädchen, „würdest du ein Vergnügen damit machen! — Ich bin gradenwegs neugierig, zu sehen, wer von euch den andern zwingt! — Probier's!"

Gottfried sah sie an — und lächelte mit einem eigentümlichen Ausdruck. Er hatte bemerkt, daß sie den Sieg des Schorsch über den Martin zwar nicht mit dem offenen Vergnügen ihres Vaters, aber doch auch gar nicht ungern gesehen hatte. Der Unterschied zwischen einem bloßen guten Freund und einem Liebhaber oder gar Bräutigam für ein Mädchen kam ihm wieder ins Gedächtnis, und er entnahm aus den Worten der Sophie, daß sie sehen möchte, wie ihr Schorsch noch einen auf den Boden legte.

Er fühlte sich gereizt. Eine Stimme in ihm rief. „Den Spaß sollt' ich ihnen doch verderben!" Entschlossen wendete er sich zu dem Herausforderer und sagte: „Gut, ich probier's mit dir!"

„Bravo!" rief der junge Weilerbauer und trat in die Mitte des Platzes. — Der Kreis der Zuschauer begann sich wieder zu runden.

Während der wackere Holzländer die Joppe auszog, mußte er nun aber erfahren, daß „zwei Seelen in seiner Brust wohnten". Es kamen ihm Gedanken. Ihm fiel zunächst ein, daß er eigentlich mit dem Vorsatz hergekommen sei, für den Schorsch, den er letzthin beleidigt hatte, etwas zu tun, wenn dieser sich freundlich gegen ihn benähme, was durchaus geschehen war. Dann glaubte er gerade darum auch nicht hier zu sein, um dem Rothenbauer und seiner Tochter einen Verdruß zu machen, indem er den Schorsch demütigte — des bißchen eitler Ehre wegen! — Diese Gedanken, die sich ihm aufdrängten, lähmten seinen Unternehmungsgeist. Er war in Zwiespalt mit sich selbst und ging nicht mit ganzer Kraft in den Kampf.

Eins indes glaubte er sich schuldig zu sein: geworfen wollte er nicht werden! Wie nun der Schorsch gegen ihn anging, wehrte er sich — hielt sich und machte sich

frei; es war ihm nicht beizukommen. Als aber der Gegner in erwachender Ungeduld sich Blößen gab, nutzte er sie nicht, wobei ihn freilich auch seine natürliche Langsamkeit unterstützte. Er versäumte selbst eine Gelegenheit, die so deutlich wurde, daß der junge Frick wie rasend schrie: „Faß ihn! Unterm Arm!“ — Die Möglichkeit war vorüber; aber der Zuruf wirkte dennoch: das Gegenteil! Gottfried, in Konfusion gebracht, bot seinerseits eine Blöße, der junge Weilerbauer fuhr ihm wie der Blitz unter die Arme, riß ihn an sich heran und lupfte ihn. Noch hatte der Bursche das Gefühl, daß er den Boden wieder erreichen und dann erst recht anfangen könnte — wenn er wollte! Aber ein paar Sekunden vergingen, ohne daß er wollte — und er lag am Boden.

Die Verehrer und Verehrerinnen des schönen Hechtfischer, die Schmeichler des künftigen Rothenbauers — die „Leute“ — erhoben ein Jubelgeschrei.

„Hab' ich dich gezwungen?“ rief der Schorsch dem unter ihm liegenden Gottfried zu.

„Jawohl!“ erwiderte dieser. „Laß mich jetzt nur auf!“

Jener erhob sich, und der Besiegte desgleichen.

Unser Bursche, nachdem er sich gesäubert und die Joppe wieder angezogen hatte, lächelte — halb verlegen, halb mit sich zufrieden. Schorsch glaubte ihn trösten zu müssen und tat es nach Maßgabe des vollkommenen Machtgefühls, das ihn beseelte. Er sagte: „Ein bißchen mehr Mühe hast du mir doch gemacht als der Martin!“ — „Ist genug Ehr' für mich,“ antwortete Gottfried und trat auf die Seite.

Schorsch wurde vom Rothenbauer, hinter welchem das Gesinde stand, in Empfang genommen. Der künftige Schwäher des Triumphierenden strahlte vor Vergnügen. „Vetter,“ rief er, „du bist doch ein Teufelskerl! Alles steht dir an — und alles kannst du!“

Bei diesen Worten verzog die Geliebte des Martin sehr sichtbar die roten Lippen, nahm die Alte bei der Hand und sagte: „Mutter, jetzt ist's aber Zeit, daß wir heimgehen! — Komm! Ich bitte dich!“

Die Gäste vom Dorf kamen überein, daß man heute genug Vergnügen genossen habe, und verabschiedeten sich unter Danksagungen für die gute Aufwartung.

Gottfried, allein zur Seite stehend, gedachte seinerseits Adies zu sagen, als die Sophie auf ihn zutrat. Ihr Gesicht drückte einen Vorwurf aus. „Warum hast du dich denn von dem Schorsch zwingen lassen?“ sagte sie.

Der Bursche sah sie „verhofft“ an. „Nun,“ erwiderte er, „das muß ich sagen! Ist dir das nicht einmal recht?“

Das Mädchen betrachtete ihn. Ihre Züge erhellten sich und sie rief: „Also deswegen? — Nein, das ist kaum zu glauben!“ — —

Als der Bursche bei sinkender Nacht heimging, sagte er zu sich: „Am End' ist mir die Sophie doch gut! — Das heißt — — O das Geld, das Geld! — Wenn das Geld nicht wär'!“

III.

Es war Ausgang August. — Sophie hatte sich in der Lage, in der wir sie zuletzt gesehen haben, bis dahin zu erhalten gewußt; aber nun rüstete sich das Geschick, der Unbestimmtheit ein Ende zu machen.

In diese Lage hatte sie jener erste Besuch Gottfrieds gebracht und der Blick, der sie in dem Herzen des guten Freundes die ehrlichste Zuneigung erkennen ließ. Sein Benehmen beim Abschied hatte die Wahrnehmung ergänzt: Sophie wußte nun gewiß, daß die treue Seele ihr gehöre, mehr als sie selber es ahne. Durch die Art, wie sich dies offenbarte, durch die Bescheidenheit und Herzensgüte des Burschen war sie zugleich geschmeichelt und gerührt, und auch ihr Gefühl gegen ihn erfuhr eine Verwandlung.

Schorsch, der bis dahin allein als Bewerber vor ihrer Seele stand, hatte einen Nebenbuhler erhalten.

Aber freilich keinen, der seinem Zweck hätte gefährlich werden können.

Wenn die Sophie zu Gottfried das unbedingteste Zutrauen fühlte, wenn die Liebe seines Herzens ihn in ihren Augen selber verschönte und ihn liebenswert erscheinen ließ — daran konnte sie nicht denken, daß ihr zum Heiraten zwischen ihm und dem jungen Weilerbauer die Wahl gelassen würde.

Ihr Vater, wäre sie ihm damit gekommen, hätte sie als eine Tolle behandelt.

Das Gut Stöckles war etwa zwölftausend Gulden wert, und er hatte darauf so viel Schulden, daß er sich nur eben anständig erhielt und wenig vorwärts kam. Den Hof des Rothenbauers schätzte man auf dreißig- bis vierzigtausend, und er hatte noch Geld am Zins!

Würde die Sophie den Gottfried geheiratet haben, so wäre das im Ries als eine Mißehe angesehen worden, über die man sich lange nicht beruhigt hätte.

Für den jungen Weilerbauer sprachen alle Gründe. Die Familie stand in gleichem Ansehen und hatte durch die Verheiratung der städtisch gebildeten Tochter an einen Assessor, der noch Gott weiß was alles werden konnte, einen ganz besonderen Glanz erhalten. Der Weilerbauershof zählte mehr Morgen Landes als selbst der des Rothenbauers. Hatte Schorsch auch noch einen jüngeren Bruder, der das Gut erhielt, so versprach die Weilerbäuerin doch ein sehr ansehnliches Heiratsgut. Und wenn damit die Hauptsachen in der Ordnung waren, so fiel zugunsten dieses Bewerbers auch der Umstand noch ins Gewicht, daß er einer der schönsten und geschicktesten Burschen im Ries war. Als Nebenvorzug hat das gar wohl auch seine Bedeutung. Wenn sonst alles gesichert ist, dann kann der Schwiegervater auch dieser Eigenschaften seines Tochtermannes sich freuen und bei Gelegenheit sich etwas darauf zugute tun.

Wahrlich, die Sophie tat viel für den Gottfried, daß sie ihr Jawort nur hinausschob! Sie konnte das als einziges und etwas verwöhntes Kind, und sie tat es, einem tiefen Zug ihres Herzens zu folgen. Solang' es anging, wollte sie für sich die Freiheit haben — und dem Gott-

fried das Herzeleid ersparen. Was den Schorsch betraf, so wollte sie zusehen, was es eigentlich für einer wäre — und ob ihm auch wirklich zu trauen sei!

Daß der schöne Bursch, bevor er sich um sie bewarb, den hübschen Mädchen nachgegangen war, und daß er bei Gelegenheit immer noch sehr gern viel draufgehen ließ, das wußte sie ebensogut wie ihr Vater. Und wenn sie als Bauernmädchen nicht von übertriebener Zartheit war, so hielt sie es doch namentlich in Rücksicht auf jenen ersten Hang für geraten, den Freier noch eine Zeitlang im Auge zu behalten.

Von den eigentlichen Gründen ihrer Zögerung ließ sie den Vater übrigens nichts merken. Sie begnügte sich, auf seine Ermahnungen zu erwidern: es habe ja keine Eile; — einen Monat früher oder später geheiratet, wäre ja wohl einerlei; — sie habe es eben gut beim Vater und wolle noch eine Zeitlang bleiben, was sie sei! — Einmal sagte sie lächelnd: „Wenn ich mich auch noch besinne, der Schorsch wird deswegen doch nicht von mir abstehen!“

Die Schlauheit des Weibes lehrte sie, von Gottfried in einer Art zu reden, daß in der Seele des Alten das aufgestiegene Bedenken sich wieder verlor und er selber den Schorsch zu beruhigen vermochte, der einmal gemeint hatte: der Gottfried gelte doch besonders viel bei der Sophie! — Der Vater benutzte diese Rede, dem Freier klar zu machen, daß das nur eine alte Anhänglichkeit sei aus der Schulzeit her, daß der Gottfried nur in einer Art etwas bei ihr gelte, in der andern aber, wie er, der Schorsch, meine, gar nichts; daß seine Tochter im Grund nur zeigen wolle, sie sei nicht stolz geworden gegen ihn, und daß es eine Art sei, ihr zu gefallen, wenn man den wackeren Menschen, dem sie nun einmal nichts tun lassen wolle, freundlich behandle!

So war von Sophie die erste Hinausschiebung durchgesetzt worden von jenem Sonntag an bis zu dem kleinen Fest im Garten; und die zweite von hier bis zum Schluß des Erntemonats. Daß der Gottfried, um ihr, wie er meinte, einen Verdruß zu ersparen, sich vom Schorsch hatte

werfen lassen, das hatte ihr noch ganz besonders das Herz bewegt. Sie erkannte darin eine Gutmütigkeit ohnegleichen und eine Wertschätzung ihrer Person; es wäre ihr nicht möglich gewesen, sich gleich danach mit dem Schorsch zu versprechen, und sie erwiderte daher einer neuen Mahnung des Vaters, der seinerseits vom Unterhändler gedrängt wurde: „Warten wir bis nach der Ernte! Dann will ich mich in Gottes Namen entschließen.“ Der Vater bewilligte die Frist, nachdem er ihr das Wort abgenommen.

Die Ernte ging zu Ende. Sophie, ihrer Zusage gedenkend, saß in stiller Nachmittagsstunde allein im Kanzley; und während die Hände strickten, vertiefte sich ihre Seele in die Angelegenheit, die nun entschieden werden mußte.

Ihre Gefühle hatten sich nicht geändert. Vielmehr: jetzt, wo der letzte Termin heranrückte, empfand sie nur eine um so größere Scheu, sich an den Schorsch zu binden.

Nachdem sie mit großem Ernst vor sich hingesehen, sagte sie: „Woher weiß ich, daß er mich selber schätzt und gern hat und daß er sich nicht nur so anstellt, obwohl —“

Ihre Brust hob und ihre Wange färbte sich; ihr Gesicht erhielt einen empfindlichen und stolzen Ausdruck.

„Das ist kein Beweis!“ rief sie dann mit einer Miene des Argwohns und des Unwillens. „Im Gegenteil! — Das ist's, was mir eben noch die meisten Gedanken macht!“

Sie schwieg. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Das Heiraten ist wahrhaftig kein Kinderspiel; und wenn man einmal drüber nachdenkt, dann hat's kein Aufhören mehr. Wer in der Blindheit dazu kommt, der ist vielleicht am glücklichsten; denn wie's nachher geht, das weiß man doch nicht. — — Es wäre besser gewesen,“ setzte sie nach einer Weile hinzu, „der Gottfried hätte uns damals gar nicht besucht! — Er ist gekommen, weil wir unser Sach' nicht schön genug machen konnten für den Schorsch! — Sonderbar!“

Sie schaute gedankenvoll auf das Tischchen, an dem sie saß, und die Hände strickten weiter. Auf einmal wurden starke Tritte auf den Solenhofer Steinen des Haus-

tennens hörbar. Sophie erkannte den Vater; ihr Herz klopfte, und ein banges Gefühl ging durch ihre Brust, als der Alte, der eingetreten war, gradenwegs zu ihr ins Kanzley kam.

Er sah sie an, suchte zu lächeln, was ihm aber nicht ganz gelang, und sagte: „Nun, Sophie? Ich will dir nur sagen, daß man eben das letzte Fuder Haber einführt!"

Das Mädchen, sich verstellend, erwiderte: „Soll ich den Leuten heut' abend was Besonderes richten?"

Der Bauer zuckte die Achsel. „Wir haben schon ein Fest gehabt," entgegnete er. „Weißt du aber, was du mir danach versprochen hast? — Die Sache," fuhr er zu der Schweigenden fort, „muß jetzt ein Ende nehmen. Du ziehst diese Leute herum — ich wunder' mich nur, daß sie sich's gefallen lassen! Ich für meine Person hätte schon lang' gesagt: jetzt entweder geschieht's, oder es ist aus!"

Die Tochter neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und sagte: „Die Weilerbäuerin, scheint's, hat mehr Geduld als du!"

„Sie geht aber jetzt auch zu End'," versetzte der Alte. „Der Schlome kommt morgen oder heut' noch und wird Ja oder Nein holen. — Das ewige Nausschieben muß ja nach und nach die besten Menschen verdrießen!"

Das Mädchen hatte aufgehört zu stricken und legte die rechte Hand an ihre Stirn, während sie sich auf den Ellbogen stützte. Der Vater sah sie an und rief: „Aber jetzt sag' mir nur, was hast du denn, daß du dich nicht entschließen willst? — Was ich bis jetzt gehört hab', das sind Redensarten gewesen. Nun sei einmal aufrichtig — denn ich hab's satt, als ob ich's mit Löffeln gegessen hätt'." — Er warf einen spöttischen Blick auf sie und sagte: „Willst du vielleicht gar nicht heiraten? — Willst du eine alte Jungfer werden?"

Die Sophie konnte nicht umhin zu lächeln.

„Scheint nicht!" fuhr der Rothenbauer fort. „Gottlob — über den Punkt wären wir getröstet! — Also weiter! Hast du was gegen die Leute? Hast du was gegen den Menschen? — Etwas muß doch dran schuld

sein an diesem ewigen ‚Spreißen‘? Jetzt geh raus mit der Farb'!“

„Nun,“ sagte das Mädchen, „wenn du's durchaus haben willst — ich kann eben kein rechtes Vertrauen fassen zum Schorsch!“

„Ach!“ rief der Alte mit dem Akzent des Unwillens.

„Mir ist's halt immer,“ fuhr das Mädchen fort, „als wollte er mehr den Hof wie mich!“

„Er will dich und den Hof dazu!“ versetzte der Rothenbauer ordentlich böse. „Wer hat dir denn solche Skrupel in den Kopf gesetzt? — Man kann doch ein Mädchen jetzt nicht mehr fortlassen, ohne daß sie mit einer Dummheit im Kopf wieder nach Hause kommt! — Geh! Es wär' kein Wunder, er tät' dir nicht schön, so oft er kommt!“

„Das ist noch kein Beweis!“ rief Sophie.

„So? Kein Beweis? — Was soll er denn aber sonst tun? Am Ende gar —“

Er hielt inne. Die Tochter verzog die Lippen, und aus ihren Augen sah ein stolzes Selbstgefühl. Nach einer Weile sagte sie: „Der Schorsch ist leichtsinnig gewesen — das leugnest du selber nicht. — Wer steht mir gut dafür, daß er's nicht wieder wird?“

Der Rothenbauer machte eine verdrießliche Bewegung. „Sein Verstand,“ entgegnete er, „und die Jahre, in die er kommt! — Leichtsinnig! — Wenn man die Bursche nicht mehr heiraten wollte, die mit achtzehn Jahren den Mädchen nachlaufen und bankettieren, dann hörte die Welt auf!“

„'s ist nicht jeder so!“ warf das Mädchen ein.

„Was verstehst du davon!“ rief der Vater. — „In diesen Jahren hab' ich's grad so gemacht wie der Schorsch!“

Die Tochter sah ihn lächelnd an. „Wird so arg nicht gewesen sein!“ erwiderte sie.

Der Alte machte ein kurioses Gesicht. „Gut!“ sagte er. „Ich will dir nichts verzählen — es ist auch gar nicht not! — Die Narrheiten, die man in diesen Jahren macht, sag' ich dir, vergehen von selber — und damit Punktum!“

„Zuweilen kommt's aber doch vor, daß sie bleiben,“ entgegnete Sophie. „Und grad beim Schorsch fürcht' ich —“

Der Alte sah sie an. „Hast du was von ihm gehört, seit er zu uns ins Haus kommt? Ich nicht! Nicht einmal ein dummes Gered'!“

„Ich auch nicht,“ erwiderte die Tochter. — „Höchstens —“ Sie hielt inne.

„Nun?“ rief der Alte begierig.

„Weil wir doch grad im Reden sind,“ fuhr die Tochter fort, „so will ich dir nur sagen, daß er vergangenen Samstag vor meinem Kammerfenster gewesen ist!“

Die Miene das Alten erhellte sich spöttisch. „Das scheint mir das größte Verbrechen grad nicht zu sein!“ erwiderte er.

„Er hat da allerlei Einfälle gehabt!“ fuhr die Tochter fort. „Ich hab' ihm aber keine Audienz gegeben!“

„Daran hast du recht gehabt,“ versetzte der Vater nun doch mit einer gewissen Billigung. — „Er hätt's auch bleiben lassen können! — Aber — was beweist das?“

„Daß er mich heiraten will!“ erwiderte das Mädchen mit Bedeutung.

Der Alte, sie verstehend, schwieg.

„Ich gesteh' dir,“ fuhr das Mädchen fort, „grad seit dieser Zeit bin ich argwöhnisch! — Er hat zwar gute Miene zum bösen Spiel gemacht und sich noch recht hübsch hinausgeredet; — aber es hat mich doch verdrossen!“

Der Rothenbauer schüttelte den Kopf. „Das ist nun wieder zu zimperlich!“ entgegnete er. „Sei kein Christkindle! Auf den Einfall hätt' jeder kommen können!“

„Jeder nicht!“ entgegnete Sophie mit Sicherheit. — „Ich kenn' einen, der hätt's nicht getan!“

„Wer ist das?“ rief der Alte.

„Der Gottfried!“ erwiderte das Mädchen.

Der Alte sah sie an — mit großem Befremden. Dann, indem er den Mund verzog, sagte er: „Daß sich der so was nicht herausnimmt, das ist doch wohl natürlich! — Wär' noch schöner!“

Das Mädchen, durch den verächtlichen Ton im Namen

Gottfrieds beleidigt, versetzte: „O, der hätt' es so gut wagen können wie ein anderer! Grad so gut! — Aber er tut's nicht! Dafür hat er zu viel Respekt vor mir! Und zu viel Respekt vor sich selber!"

„O, o, o!" rief der Rothenbauer der für ihn allzu hochgesinnten Tochter entgegen. „Übertreib's nur nicht! — Daß der Gottfried Respekt vor dir hat," fuhr er mit einer Miene zorniger Geringschätzung fort, „das dank' ihm der Teufel! — Wie könnte der glauben, daß für ihn was zu hoffen wär' —"

Er sah eine Röte aufgehen in dem Gesicht der Tochter, seine Züge verdunkelten sich und er rief: „Sophie, Sophie, mach mir keine Streiche! — Du hast dich verraten jetzt! — Sei still! Du hast dich verraten!" Und mit drohendem Ernst fuhr er fort: „Du glaubst am End', du kennst mich? Du kennst mich nicht, wie ich seh'! — Ich hab' dich gehen lassen bis jetzt, weil du im Grund nichts Unrechtes verlangt hast! Aber wenn dir solche Gedanken in dein Hirn kommen, dann will ich dir zeigen, wer Herr im Hause ist! — Der Holzländer, der ‚Bedischt' — das wäre mir der Rechte! — Ich hab' mir aber doch gedacht, daß hinter dieser guten Freundschaft etwas stecken möcht'! — Der brave Mensch, der gute Mensch, der bescheidene Mensch!" fuhr er spottend fort. — „Ein unverschämter Mensch ist er!" setzte er mit Entrüstung hinzu.

„Vater," entgegnete Sophie mit ernstem Nachdruck, „den Gottfried laß aus dem Spiel! — Er denkt nicht an mich! Dazu ist er viel zu vernünftig und bildet sich zu viel ein! Und ich denk' auch nicht an ihn! — Was tät's helfen? Du tät'st mir ihn doch nicht lassen!"

„Darauf kannst du einen Eid ablegen," rief der Alte mit ausbrechendem Hohn. „Die Dummheit tätest du mir nicht machen, solang' ich's hindern kann! — Aber ich seh', 's ist die höchste Zeit, daß man dir einen Mann gibt! So geht's eben, wenn man euch so lang' ledig läßt; — da setzt ihr euch verrückte Gedanken in den Kopf und macht unsinnige Streiche! Gottlob, noch ist's Zeit; und jetzt geschieht, was ich will!"

Sophie, mit leisem Achselzucken, schwieg. Der Alte, der grimmige Blicke auf sie richtete, schnaubte hörbar, wendete sich dann rasch ab und ging in die Stube hinaus.

Nach einer Weile kam er langsam wieder herein. Seine Gesichtszüge waren ruhiger geworden, drückten aber einen Ernst aus, der das Aussehen des Kummers hatte. Er stellte sich vor die Tochter und sagte: „Sophie, du bist immer ein verständiges Mädchen gewesen, und ich muß dir's zu deinem Ruhm nachsagen, ich hab' mich über dich nie zu beklagen gehabt! Jetzt hör' mich an! Was du gegen den Schorsch vorgebracht hast, das sind alles Einbildungen, die keinen Grund und keinen Boden haben! Er ist ein lustiger Mensch gewesen, wie wir in diesen Jahren alle! Er ist aber ein Mensch, der sein Handwerk versteht, und ein Angeber, der seinesgleichen sucht — wenn er unsern Hof kriegt, dann wird er bald noch mehr einschneiden, als ich jetzt, und in zehn Jahren ist er der reichste Bauer im Ries! — Ein guter Mensch ist er obendrein. Und ein Mensch, der sich benehmen kann und mit dem man Ehr' aufhebt, wo man sich mit ihm sehen läßt! Und die Verwandtschaft, in die wir durch seine Familie kommen, macht uns grad auch keine Schand'!"

Nachdem er diesen letzten Trumpf noch bedeutsam nickend ausgespielt, als wäre das die Hauptsache, fuhr er fort: „Ich — das weißt du vielleicht gar nicht — hab' nicht so groß angefangen; — ich hab's aber zu was gebracht, weil ich's danach gemacht hab', und jetzt will ich, daß mein Kind nicht runter kommt, sondern nauf! Ich hätt' vor etlichen und zwanzig Jahren auch eine lieber gehabt als deine Mutter; aber mit jener wär' ich sitzen geblieben — und ich hab' deine Mutter genommen. Und die war ein braves und ein gescheites Weib — ich hab's nicht zu bereuen gehabt. Bild' dir nicht ein, daß ich zu hoch hinaus will. Ein anderer würde aus seiner einzigen Tochter eine der ersten Müllerinnen machen, oder eine Wirtin, oder eine Frau in der Stadt! Ich könnte das auch; denn unser Gulden gilt dort auch fünfzehn Batzen! Aber ich hab' meinen Hof gern, und ich will mit meinen

Kindern drauf bleiben; und ich will einen Schwiegersohn drauf haben, der ihn verdient. Den hab' ich rausgesucht unter allen, die man mir angetragen hat, die Sach' ist nur so weit, daß sie fertig gemacht werden kann jeden Augenblick, und — du mußt heiraten! Es ist die höchste Zeit! — Also entschließ dich jetzt! Zeig, daß du nicht die Tochter bist, die ihrem Vater seinen Plan verderbt! Du kannst nichts mehr einwenden — und nun mach ein Ende!"

Nach diesen Worten, die er zuversichtlich und doch zugleich bittend gesprochen, reichte er seine Rechte hin — und Sophie, nach einigem Besinnen, schlug ein. „In Gottes Namen," sagte sie; „ich will's wagen — dir zulieb'! — Ich weiß, ich wag' etwas dabei —"

„Wagen," versetzte der Alte hocherfreut, „tut man immer beim Heiraten! Aber mit dem kannst du's wagen!" — Und zärtlich lächelnd setzte er hinzu: „Hat man das eine Plag' mit seinen Kindern, die man glücklich machen will!"

Kaum hatte er den Satz geendet, als die Stubentür aufgemacht wurde, und herein trat — der Schlome. — Vater und Tochter gingen ihm entgegen.

Der Unterhändler war eine stattliche Figur, von breitem Gesicht und runden Gliedmaßen. Die Nase, mehr dick als lang, hatte ein gutes Gepräge und bildete mit einem tüchtigen Kinn und aufgeworfenen Lippen ein kräftiges, Vertrauen erweckendes Ganzes. Er trat mit einer Freiheit und einem natürlichen Selbstgefühl in die Stube, als ob das Haus ihm gehörte.

„Nun, Schlome," rief ihm der Rothenbauer zu, „heut' habt Ihr's einmal getroffen!"

Das Gesicht des Juden erhellte sich. „Hat sich die Jungfer Sophie entschlossen?" rief er. Und zu dem Mädchen gewendet, siegreich lächelnd, setzte er hinzu: „Wollen wir endlich heiraten? Wollen wir folgen?"

„Mein Vater tut's nicht anders!" erwiderte das Mädchen.

„Hat recht, daß er's nicht anders tut," versetzte der Jude würdevoll. „Ich tät's auch nicht anders! — Hat man das eine Not mit einem Mädchen, der man den

schönsten Mann ins Haus liefern will! — Die Jungfer Sophie, ich geb's zu, kann stolz sein. Aber ander' Leut' können's auch sein — und ich sag' euch, sie sind stolz. So wahr ich dasteh', ich hab' heut' den Auftrag gehabt, entweder komm' ich mit der Einwilligung — oder 's ist aus!"

„Siehst du?" rief der Alte zu seiner Tochter.

„Alles was recht ist, Rothenbauer," versetzte der Jude. „Die Weilerbäuerin bildet sich was ein! Die bildet sich was ein auf ihren Schorsch — und sie kann sich was einbilden! — Was glaubt Ihr? Wenn ich hätt' reden wollen für diese oder jene, wie ich geredet hab' für die Sophie — ich hätte mir was verdienen können! — Geld, sag' ich Euch! Viel Geld!"

Das Mädchen, lächelnd, entgegnete: „Warum habt Ihr's nicht getan, Schlome?"

Der Jude wackelte schmunzelnd mit dem Kopf. „Warum ich's nicht getan hab'? — Weil ich hab' zusammenbringen wollen, was zusammenpaßt! Darum hab' ich's nicht getan!"

Der Rothenbauer und seine Tochter hielten ihre Heiterkeit nicht zurück. Schlome fuhr fort: „Wenn ich etwas tun soll, dann muß es recht werden, sonst tu' ich's nicht. Ich bin nicht der Mann, den man überall hinschicken kann! Ich muß selber meine Freud' dran haben! — und bei dem Geschäft, da hab' ich sie gehabt. Ich hab' gleich gesehen, das macht mir Ehr', wenn ich das zustande bring', und ich hab' mir Mühe gegeben und hab' mich geplagt und bin hin und her gegangen und hab' mir die Sohlen von den Stiefeln gelaufen — aber ich hab's gern getan. Warum? Rothenbauer, ich will Eure Tochter nicht schamrot machen; — aber sie hat was in ihrer Natur und in ihrer Miene: — wenn sie sich wollt' anziehen, wie man sich anzieht in der Stadt, sie könnt' eine gnädige Frau machen, so gut wie die beste!"

„So gut wie die beste Bäuerin!" ergänzte Sophie.

„Schmu," versetzte der Jude lächelnd. — „Und der Bräutigam, der Schorsch?" fuhr er fort. „Wenn ich den

so manchmal anseh', und er kommt mir nicht vor wie ein junger Baron, so will ich verschwarzen!"

„Oh," rief das Mädchen, während der Rothenbauer lachte.

„Oh oder nicht Oh," entgegnete Schlome. „So wahr ich 's Leben hab' — wenn die Weilerbäuerin nicht ein braves Weib gewesen wär' solang' sie lebt, und der verstorbene Weilerbauer nicht selber schon ein feiner Mann — ich hätt' mir, weiß Gott, Gedanken gemacht!"

„Hoho, Schlome," rief der Alte. „Ich brauch' keinen Herrn zum Tochtermann, sondern einen Bauern!"

„Von was red' ich denn?" rief der Jude. „'s ist ein Bauer, und was für einer! Sieht aber aus wie ein Herr! Schad't das was?" Er sah das Mädchen an und fuhr fort: „Jungfer Sophie, zieren Sie sich nicht! Ein schöner Mann ist ein schöner Mann! Und wissen Sie was? Schöne Kinder, wenn man sie kriegt, sind schöne Kinder!"

„Geht doch!" rief Sophie.

„Nu," entgegnete der Jude. „Davon soll man wohl nicht reden? — Bah!"

Der Rothenbauer, nachdem er vergnügt vor sich hin gesehen, bemerkte: „Schlome, meine Tochter hat Augen so gut wie jedes Mädchen. Daß der Schorsch ein schöner Mensch ist, das brauchen wir ihr nicht erst zu sagen! — Aber sie hat einen andern Skrupel!"

„Einen Skrupel?" rief der Jude, der ernsthaft zu werden begann. „Nun?"

„Daß der Schorsch sich auf die leichte Seite gelegt hat!" fuhr jener fort.

„Wieso?" fragte der Jude verwundert.

„Daß er — schöne Mädchen gern sieht!"

Die Züge Schlomes erheiterten sich. „Ist das ein Fehler?" sagte er schmunzelnd.

„O ja," rief Sophie, „und das ein großer! Und ich sag' Euch, Schlome, wenn ich heut' noch was hörte, — ich tät' alles rückgängig machen!"

Der Jude stand da wie einer, der seine Ungeduld

kaum zügeln kann. „Gott der Gerechte," rief er, „so was soll man anhören im neunzehnten Jahrhundert!" — Und indem sein Gesicht einen Ausdruck von tiefem Unmut erhielt, setzte er hinzu: „Ich hätt' gute Lust, augenblicklich wieder fortzugehen!"

„Nu, nu," versetzte der Bauer, „werdet nur nicht bös, Schlome!"

„Ich bin bös," rief der Jude, „ganz ernstlich bös! — Wenn man sich Müh' gibt und gibt nicht nach und bringt zwei Leute zusammen, die unser Herrgott füreinander geschaffen hat, und man kommt einem da mit solchen Faxen! — Schöne Mädchen gern sehen! Ich seh' auch schöne Mädchen gern! Wir alle sehen schöne Mädchen gern! — Gut, gut, gut! Ich weiß, was Ihr sagen wollt! — Aber, Jungfer Sophie, lassen sie mich aufrichtig reden! Wenn Sie einen Mann wollen, der noch keine andere gern gesehen und am End' gar noch keiner andern gefallen hat, dann lassen sie sich einen schnitzeln — ich kann Ihnen keinen liefern!"

Mit diesen Worten drehte er sich unwillig um und ging, einem Beleidigten ähnlich, durch die Stube.

„Schlome," begann der Rothenbauer, „was geschehen ist, das ist geschehen! Aber — weil wir nun grad dabei sind — die Sophie hat Furcht vor dem, was geschehen könnte!"

Der Jude blieb stehen. „Wirklich?" rief er. „Nun, ich hätt' nicht geglaubt, daß die Sophie so bescheiden wär'! — Wenn ich die Sophie wär', die Tochter vom Rothenbauer, und ich hätte den Schorsch Hechtfischer zum Mann, ich tät' mir getrauen, ihn zu behalten für mich! Der tät' mein gehören — und er sollte sich in der ganzen Welt nichts Besseres wünschen!"

„Das sag' ich auch!" rief der Alte.

Der Jude zuckte die Achseln und fuhr fort: „Man sieht wohl, daß ihr reiche Leut' seid und keine Sorgen habt, darum kommt ihr auf solche Späß'! — Nun, Jungfer Sophie," begann er nach momentanem Schweigen, „ich will Ihnen was erzählen! Wie heut' die Weilerbäuerin zu mir

gesagt hat: Geh, Schlome, und wenn du mir heut' wieder mit einer Vertröstung kommst, dann hat's ein Ende! — Da ist mir der Schorsch nachgelaufen in den Hof und hat gesagt: Herr Löw! — Herr Löw, hat er gesagt, machen Sie die Sach' gut heut', ich bitt' Sie! Ich muß heiraten und will heiraten, und ich kann's nicht erwarten, bis die Sophie meine Frau wird! Geben Sie sich Müh', ich weiß, Sie meinen's gut mit mir und Sie können was durchsetzen — ich werd' Ihnen dafür danken, solang' ich leb'! — Soll ich nicht gesund wegkommen von der Stell', gebettelt hat er an mir, der stolze Bursch, und hat ein Gesicht gemacht, als ob's ums Leben ging, und ein Zittern hab' ich bemerkt an seinem Leib! Nun, hab' ich zu mir gesagt, der ist verliebt! Der fürchtet, die Sache geht wieder zurück, und verschrickt auf den Tod! — Und ich muß Ihnen sagen, Jungfer Sophie, wen so eine Lieb' nicht rührt, der hat kein Herz!"

Der Rothenbauer war ganz ernsthaft geworden. „Ja, ja," sagte er, „ich hab's ja auch gesehen, wie's ihm zumut ist!"

Das Mädchen hielt ihr Auge forschend auf den Juden gerichtet. Dieser bemerkte es. „Glauben Sie's etwa nicht?" rief er mit dem Ausdruck eines Gekränkten.

„Ich glaub's," entgegnete Sophie.

„So machen wir der Sach' ein End'!" rief der Jude. — Und zu dem Alten gewendet fuhr er fort: „Ich hab' Euch gesagt, Rothenbauer, was die Weilerbäuerin gibt an Heiratsgut, an Ausstaffierung und an Vieh. Sie gibt auch noch den schönen dreijährigen Braunen her, der Euch so gut gefallen hat — sie tut, was sie kann, und läßt sich's bei Gott was kosten um der neuen Verwandtschaft! — Dafür gebt Ihr den Hof ab, wie wir's miteinander ausgemacht haben — — nu ja, ausgemacht haben wir's eigentlich nicht, Ihr habt noch nicht eingewilligt; aber Ihr müßt's tun, es geht nicht anders! Und dann zieht Ihr davon als Heiratsgut für die Tochter so viel ab, wie die Weilerbäuerin mitgibt ihrem Schorsch!"

„Das heißt," warf hier das Mädchen ein, „mein

Vater gibt uns den Hof über halb geschenkt und zieht dann nochmal die Hälfte davon ab!“

„Nu ja, „versetzte der Jude mit einem Blick der Überlegenheit. „Was macht's Ihnen, wenn er's tut? Haben Sie Ursache zu protestieren? Ist's ein so großes Unglück, wenn man anfängt zu hausen ohne Schulden?“

„Das nicht,“ erwiderte Sophie. „Für mich nicht, — und noch weniger für den Schorsch!“

Schlome betrachtete sie mit einem Ausdruck von Befremden und Strenge. „Jungfer Sophie,“ entgegnete er, „nehmen Sie mir's nicht übel, Sie fangen an mir sehr kurios vorzukommen! Was gut ist für die Frau, das ist gut für den Mann — gut für alle beide; Sie machen wirklich Umständ', daß man's kaum mehr aushalten kann. Ob's der Rothenbauer Ihnen jetzt gibt oder später, ist ganz einerlei — Sie kriegen ja doch alles! Aber es schickt sich nicht, daß man das einzige Kind mit Schulden anfangen läßt bei solchem Reichtum! Wir wissen ja, was ihm noch bleibt — wollte Gott, ich hätt's! Der Vater kann's tun, Sophie, und er muß es tun, denn sonst kommt er ins Gered' und verliert seinen Ruhm bei den Leuten!“

„Nun ja,“ rief der Rothenbauer, „ich bin im Grund nicht dagegen! — Ein paar tausend Gulden mehr oder weniger — das soll die Sache nicht mehr aufhalten.“

Schlome sah ihn mit feierlichem Beifall an. „Rothenbauer,“ rief er, „da habt Ihr einen Spruch getan! — Gut! Wir sind also einig? — Nun, dann halten wir morgen den Heiratstag! — Wird das eine Freud' sein, wenn ich den Leuten die Nachricht bring'!“

Sophie hatte sinnend dagestanden. „Morgen, Schlome,“ sagte sie, „das geht nicht.“

„Warum nicht?“ rief Schlome.

„Weil — — es kommt mir zu schnell!“

Der Jude zuckte und sein Gesicht erhielt den Vollglanz der Entrüstung. „Was!“ schrie er. „Nachdem ich drei Monate hin und her gelaufen bin und vertröstet und hingehalten worden? — Jetzt reißt mir die Ge-

duld!" — Er wendete sich und drehte sich zweimal im Kreise herum.

Sophie, unbekümmert um die Drohung in Wort und Aktion, versetzte mit ruhiger Entschiedenheit: „Ich hab' nachgegeben in der Hauptsach' — und nun will ich auch meinen Kopf haben! Heut' über vierzehn Tag' — es ist ein Dienstag und hat eine gute Bedeutung! — da soll die Verlobung sein. — Anders tu' ich's nicht — und mein Vater wird mich nicht zwingen wollen!"

Der Jude schien zu überlegen. Er nahm die Miene der Ergebung an und rief: „Großer Gott, was müssen wir uns gefallen lassen von den Weibern! Aber so sind sie! So sind sie alle miteinander! — So wahr ich Schlome heiß', der Schorsch dauert mich! Der hat eine gefunden! Wer in der Haushaltung die Hosen anhaben wird, das kann man erraten ohne Kopfzerbrechen!" — Er sah den Alten an. „Nun, Rothenbauer?"

„Zwei Wochen," versetzte dieser, „sind keine Ewigkeit. — Lassen wir ihr den Eigensinn!"

Schlome nickte mehrmals mit großem Ernst. „Gut!" sagte er. „Dann setzen wir aber den Kontrakt auf, wie's jetzt ausgemacht ist! — Ihr versprecht das?"

„Ich versprech's," erwiderte der Bauer.

„Und ich desgleichen," setzte die Tochter hinzu.

„Und unterdes," fuhr der Jude fort, „darf ich reden von der Sach' und darf sagen, daß die Familien einig geworden sind?"

„Von mir aus," entgegnete das Mädchen, — „wem Ihr wollt!"

„Gott sei's gedankt!" rief Schlome feierlich. — „Aber jetzt," fuhr er sich aufheiternd fort, „setzen wir uns! — Sie haben mich müd' gemacht, Sophie — Gehen Sie! Sie sind die Stolzeste und Hartherzigste im ganzen Ries!"

Das Mädchen zuckte die Achsel. Dann sagte sie: „Kann ich etwas aufwarten, Schlome? Ich hab' was Gut's!"

„Ich nehm's an!" rief der Jude. „Weiß Gott, von dem Laufen und dem Reden bin ich halb verdurstet!"

Er setzte sich an den Tisch; das Mädchen ging hinaus.

Der Rothenbauer sah den Unterhändler, der sich mit seinem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn wischte, heiter an. „Der Kuppelpelz," bemerkte er, „wird alles gut machen! — Was die Weilerbäuerin gibt, das geht mich nichts an — (der Jude zuckte die Achsel, als ob er sagen wollte: es wird nicht viel werden!) aber was ich geb', das weiß ich. — Ihr habt was verdient, Schlome!"

„Ob ich was verdient hab'!" rief der Jude. „Ihr mögt mir geben, was Ihr wollt, Rothenbauer, Ihr könnt mir's nicht vergelten, was ich getan hab'! Aber ich verlang's auch nicht! Ich begnüg' mich mit der Ehr' und mit dem Glück, was ich gestiftet hab'!"

Als der Schlome nach einer Stunde dem anderen Dorfe zuwanderte, sagte er sich: „Was das für harte Köpf' sind, diese Bauernköpf'! 's ist weiß Gott leichter, ein paar Ochsen einzugewöhnen, als diese Leut' zur Räson zu bringen! — Ist das ein Besinnen und ein Getu, daß man fast keinen Schritt vorwärts kommt! — Noch vierzehn Tag'; — na, sie werden vorübergehn, und dann werd' ich Ruh' haben, bis ich mir wieder eine neue Plag' auflad'!

„Ich bin wahrhaftig verschrocken gewesen," fuhr er nach einer Weile fort, „sie könnten gehört haben, daß es bei der Weilerbäuerin nicht mehr ganz koscher aussieht! — 's geht wirklich schon ein Gerede! — Aber gottlob, so ein Großer glaubt an seinesgleichen und merkt immer zuletzt: geschwollen ist nicht fett!

Er lächelte. „Der Rothenbauer ist der Mann, die Leute wieder fett zu machen! — Wenn er mit seinen Kapitalien rausruckt, dann geht's wieder — und allen ist geholfen. Die Sophie kriegt einen Mann ins Haus, für den man sich schon was kosten lassen kann; und wohlhabend sind sie doch! Ob einige Tausende mehr oder weniger da hineinkommen, ist ganz gleichgültig! — Überhaupt: die Leut' müssen gar nicht so übermäßig reich sein, sie werden sonst zu übermütig!

„Wie lang' lauf' ich nun schon hin und her? — Weiß Gott, über ein Vierteljahr! — Nu, sie sollen mich bezahlen davor — tüchtig bezahlen — alle beide!"

Drei Tage später, und man wußte so ziemlich im ganzen Ries: Schorsch Hechtfischer wird Rothenbauer! Die vollendete Tatsache rief gewöhnliche und absonderliche Anmerkungen in Menge hervor. Leute wie der Rothenbauer und die Weilerbäuerin sind für die ländliche Umgegend immer eine Art historischer Personen, und die Verbindung ihrer Kinder ist ein Ereignis. Bei dem Reichtum der Braut, welche dermalen der beste Fisch war, der im Ries gefangen werden konnte — bei dem Ruf und dem Namen des Bräutigams fehlte es nicht an Anlaß zu launig-boshaften Reden, die man sich denn auch zur Unterhaltung nirgends versagte. Viele prophezeiten Unheil und gaben Tag und Stunde an, wo die Sophie ein unglückliches Weib sein werde. Andere, von dem ewigen „Ausrichten" gelangweilt, nahmen sich des Paares an; man stritt, erzählte Beispiele aus früheren Zeiten, ließ Sprüche der Weisheit ertönen und hatte so eine Reihe von Tagen den angenehmsten Zeitvertreib. Proben derartiger Gespräche zu geben, gehört nicht zu meiner Aufgabe. Ich habe nur mitzuteilen, was die Nachricht auf *einen* Rieser für eine Wirkung hervorbrachte.

Gottfried, von jener Unterhaltung beim Rothenbauer heimgekehrt und seine Geschäfte treibend, konnte die letzte Rede der Sophie nicht vergessen. — Sie hätte gern gesehen, daß er den Schorsch geworfen, zum wenigsten, daß er sich von ihm nicht hätte zwingen lassen — das stand fest! Welche gute Gesinnung zeigte das gegen ihn! Er galt bei ihr so viel wie der Schorsch — wenn nicht am Ende mehr! Wie wohl tat ihm das! — Welche Wünsche — welche Hoffnungen erstanden wieder in seiner Seele! — Alle Pläne, die er auf seine Entsagung gebaut hatte, waren über den Haufen geworfen.

Unser Bursche erfuhr bei dieser Gelegenheit zum erstenmal, daß er ein Herz hatte, ausgerüstet mit aller Fülle der Leidenschaft. Er überzeugte sich, daß es noch einen anderen Willen gibt als den des Kopfes — und daß gegen ihn, wenn er sich mächtig erhoben hat, vernünftige Gedanken und Vorsätze nur sehr wenig auszurichten pflegen.

Es ist so süß, dem Drange der Neigung nachzugeben! So süß, die Geliebte sich zu denken als Liebende, und sich die Freude vorzustellen, die man hat, wenn man glücklich ist! — Sich an Bildern des Glücks zu ergötzen ohne allen Grund, das ist allerdings unmännlich und schwach. Aber wenn sich nun eine Möglichkeit zeigt, — wenn sich denken läßt, daß es auf diese oder jene Art doch noch so gehen könnte, wie das Herz sich wünscht: sollte man auch diesen Gedanken nicht nachhängen, sich nicht vormalen dürfen, wie es etwa gehen möchte? — Das ist offenbar ganz was anderes!

Der wackere Gesell folgte dem Hang seiner Seele und ließ seinen Träumen ihren Lauf. Sehnsucht und Einbildungskraft arbeiteten zusammen — und bauten Schlösser auf und ließen Dinge geschehen, die sehr wunderbar, aber für ihn auch sehr beglückend waren. Daß die Wirklichkeit zuweilen mit den Vorstellungen in argen Widerspruch geriet, das störte ihn nicht. Phantasierte sich's auch am besten in der Einsamkeit des Waldes, dessen Töne so schön einklangen in die Musik der Seele, so gelang es ihm doch auch auf dem Felde, bei harter Arbeit in Sonnenglut, beim Angesprochen- oder Angeschrienwerden von seiten der Nachbarsleute und abziehenden Begegnissen aller Art. — Manchmal freilich besann er sich und erwachte, sah die Traumbilder als das an, was sie waren, und erklärte sie für eine sehr große Narrheit. Aber er sah an dieser Narrheit jetzt doch auch eine Seite, die sie nicht ganz sinnlos erscheinen ließ; und wenn er sich früher darüber erzürnt hatte, jetzt lächelte er über sie — und über den, der sie beging.

Gottfried war glücklich — und er gönnte sich das Glück. Keinem Menschen, auch nicht der Mutter, sagte er ein Sterbenswörtchen davon. Der Alten hatte er erzählt, daß er mit dem Schorsch gemeistert, aber es für schicklich gehalten habe, nicht alle seine Kraft gegen ihn anzuwenden; und sie, wenn auch mit einem gewissen Blick, hatte es gebilligt. Wenn sie ihn jetzt gelegentlich an sein Versprechen erinnerte, so lächelte er nicht ohne einen Ausdruck von Selbstgefühl. Seit jener Rede der Sophie traute er sich

Gott weiß was zu; und es stand ihm jetzt gar wohl an, wenn er der Mahnerin erwiderte: sie solle nur ihn sorgen lassen! — Daß die Geschichte mit dem Schorsch nicht recht vorwärts gehen wollte, das hatte offenbar seinen Grund. Unwillkürlich legte er in seinen Gedanken der Sophie einen Einfluß auf ihren Vater und eine Festigkeit bei, die zuletzt noch ihm zugute kommen möchten!

Welch ein Donnerschlag war es nun für ihn, als er vernahm, der Rothenbauer und die Weilerbäuerin seien einig, die Heirat sei ausgemacht! Er hörte das von einem, der's nicht nur von dem Juden, sondern vom Rothenbauer selbst hatte — von einem Nachbar, der keine Lügen zu sagen pflegte! Er konnte nicht zweifeln! Zum Glück war der Mann, während er es ihm abends in seinem Hof erzählte, mit Abwaschen eines Gerätes beschäftigt und hatte seine Augen darauf gerichtet — er konnte also nicht sehen, wie Gottfried erschrak und blaß wurde. Der Arme war förmlich vernichtet. Das einzige, was er zu antworten vermochte, war: „So! — Endlich!" Dann wendete er sich instinktmäßig weg und sagte: „Guten Abend!" Der andere rief: „Wo willst du denn hin so schnell?" — „Ich will's meiner Mutter erzählen!" erwiderte Gottfried und verschwand.

Alles war zerstört. Nun waren die Vorstellungen, an denen er so glückselig gehangen hatte, eben doch eine Narrheit gewesen, und zwar die allergrößte! Die Hoffnungen, die er gehegt, waren gegründet auf die unsinnigsten Einbildungen! Wie grausam schämte er sich ihrer! Wie brennend ging es ihm durchs Herz, und wie trieb es ihm das Blut ins Gesicht, daß ihm förmlich der Kopf schwoll! Er hatte sich der unverzeihlichsten Eitelkeit schuldig gemacht; — und für ihn, der dem Guten nachgetrachtet und sich schon für so weise gehalten hatte, war's eine dreifache Schande! Alles war verloren — das Glück und die Ehre eines vernünftigen, bescheidenen Menschen! — Das war die gerechte Strafe für die Hoffart seiner Wünsche und Hoffnungen! Die Sophie, die reichste Bauerntochter sechs Stunden im Umkreis, die Seinige! — Er fuhr ordentlich

zusammen, daß er die Kühnheit gehabt, einen so ganz unglaublichen Gedanken zu fassen.

Die Nachricht der Mutter mitzuteilen, konnte ihm natürlich nicht einfallen. Er lief aufs Feld hinaus und dort hin und her, bis es dunkel wurde. Dann kehrte er heim und ging gleich zu Bette. — Nach einer schlechten Nacht suchte er in aller Frühe den Wald auf und kam gegen Mittag abgearbeitet, matt und hungerig nach Hause. Wie er vermutet, erzählte ihm die Mutter nun selber die Neuigkeit, und er konnte darauf antworten: „Haben sie einmal Ernst gemacht? Sie haben sich lange besonnen, die Leute!"

Sein Leben wurde still und einsam, stiller als je vorher. Er faßte sich wieder; aber sein Herz blieb gedrückt und keine Freude kam in ihm auf. Über sein ganzes Wesen breitete sich ein Schleier von Trauer aus und es kostete ihn große Anstrengung, gegen andere den wahren Grund nicht merken zu lassen.

Kein lebendiger Mensch kann aber so entsagen, daß sein Herz gar nicht mehr dagegen aufstände und kämpfte. Jeder ist fähig der Eifersucht und des Neides; jeder kann erzürnt das Geschick belangen wollen, das ihm geweigert, was es anderen gegeben hat. Wenn unser Gottfried siegreich kämpfte gegen Anwandlungen böser Mißgunst und gegen den Reiz, den glücklichen Nebenbuhler sich als einen Unwerten vorzumalen, so konnte er sich doch nicht die Sophie als das Weib eines anderen denken, ohne daß es ihm grausame Stiche ins Herz gab. Sie kam ihm jetzt würdevoller, lieber und schöner vor als nur jemals: und so sollte ein anderer sie haben und sollte leben mit ihr! — Und er? — Nahm er trotzdem ein Weib: er konnte sich nicht vorstellen, wie er irgend Freude an ihr haben sollte. Unmutig, erzürnt wandte er sich von dem Gedanken weg, so oft er sich ihm darstellte.

Der Mutter, welche Mühe er sich gab, ihr gegenüber gleichgültig zu tun oder sich über allerlei Unannehmlichkeiten, wie sie in jedem Geschäft vorkommen, ärgerlich zu stellen, mußte sein Wesen notwendig auffällig werden.

Sie schüttelte den Kopf, als ob sie ihn nicht mehr recht begriffe, und beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen. — Sie hatte dabei ihre Gedanken — und — einen Vorschlag.

Eines Nachmittags, wo ein Landregen den Sohn zu Hause hielt, begann sie ohne weitere Einleitung: „Hör einmal, Gottfried, du hast etwas in deinem Kopf! Leugn's nicht! Du bist nicht mehr wie sonst — mit dir ist was vorgegangen!"

Gottfried, auf eine solche Anrede gefaßt, erwiderte: „Es kann sein."

„So!" rief die Alte. „Ich hab' also recht! — Was ist dir denn aber passiert?"

Der Bursche zuckte die Achsel mit einem Schein von Laune. „Ja," versetzte er, „da rat einmal!"

Jene sah ihn an. Mit einemmal rief sie im Ton des Bedauerns: „Wär's möglich! — Hast eine gewollt und sie hat dich nicht gemocht?"

Gottfried zeigte eine Miene, in der kein Widerspruch lag.

„Armer Bub," rief die Alte. „Ja, so kann's einem freilich gehen! — Aber du hast mir ja gar nichts verzählt! — Welche ist's denn?"

Der Bursche lächelte melancholisch. „Liebe Mutter," erwiderte er, „du weißt, so was sagt man nicht gern!"

„Aber mir kannst du's doch sagen," rief die Alte; — „deiner Mutter!"

„Grad' dir nicht," entgegnete der Sohn. „Du tätest ihr vielleicht bös werden, daß sie deinen Sohn verschmäht hat, — und das will ich nicht haben! — Was hilft's auch? Verloren ist verloren!"

Die Alte dachte bei sich: das will ich schon noch herauskriegen! Dann versetzte sie: „Wenn du so denkst, das ist freilich das best'! Aber ich seh' dir's an, es kränkt dich doch, mein guter Bub — und ich verwunder' mich nicht darüber. 's ärgert mich selber! — Weißt aber, wie du die am meisten kriegen könntest? Wenn du dir jetzt gleich eine andere nehmen tätst!"

Der Sohn lächelte, die Wehmut seiner Seele nicht

verleugnend. „Das wär' zu schnell, Mutter," erwiderte er. „Nach so einer Affäre, da hat man nicht gleich wieder Courage!"

„Ja," rief die Mutter, „das hilft jetzt aber doch nichts! Denn heiraten mußt du — es geht nicht anders!"

Der Sohn schwieg. „Ist's denn aber wirklich so nötig, Mutter?" entgegnete er dann. Und mit einem Blick der Trauer setzte er hinzu: „Für mich ist's vielleicht am besten, wenn ich gar nicht heirate!"

„Red nicht so ungeschickt!" rief die Alte.

„Es ist nicht so ungeschickt, wie du meinst," entgegnete der Sohn. „Wir zwei leben so gut miteinander, daß wir uns möglicherweise gar nicht verbessern, wenn wir noch eine zu uns ins Haus nehmen. Und jeder muß nicht heiraten! Bei weitem die meisten heiraten ja doch, — die Welt stirbt nicht aus. Enkel hast du schon ein halbes Dutzend — Buben und Mädchen, die man sich nicht schöner wünschen kann. Und daß sie grad' den Namen Stöckle führen, darauf wird's am End' auch nicht ankommen. — Kurz, ich seh' wirklich nicht ein, warum ich grad' heiraten muß!"

„Gottfried," versetzte die Mutter, „wie du so ein Gerede an mich hin haben kannst, das ist doch wirklich nicht zum Begreifen. — Laß mich gehn! Es ist dein Ernst nicht! — Ein Mensch, wie du bist, der muß heiraten. Grad' so einer, der sich kränkt, weil ihn eine nicht gemocht hat, der muß eine andere haben; und das bald!" — Und mit Bedeutung fuhr sie fort: „Es ist nicht immer so ein großes Unglück, wenn man die nicht kriegt, die man will! Man kriegt vielleicht eine Bessere!"

Der Sohn, mit einem Seufzer und einem eigenen Ton der Überzeugung, erwiderte: „Das möcht' ich bezweifeln!"

„Man sucht oft etwas in der Weite," fuhr die Mutter fort, „und hat's in der Nähe. Du hast das letzte Mal meinen Vorschlag wegen der Burg-Ammer über drei Häuser nüberg'worfen! — Aber jetzt können wir wieder dran denken, denn jetzt hat sich die Sach' geändert!"

„Wieso?“ fragte der Sohn.

„Was dir nicht recht gewesen ist an ihr, das ist jetzt weg — alles miteinander!“

Der Sohn schaute sie an. Mit einem Lächeln, das nicht ohne Laune war, sagte er: „Ist sie nicht mehr schön? — Ich hab' sie freilich lang' nicht mehr gesehen!“

„Ach was,“ rief die Alte, „schön ist sie noch immer! Das vergeht bei der nicht! Aber ihre lustigen und kecken Manieren hat sie aufgegeben. Sie ist still geworden, still und ernsthaft, und vom Augenmachen ist keine Red' mehr. Ich bin verwichenen Sonntag bei ihr gewesen und hab' mich ordentlich verwundert über sie. Sie ist frei verwandelt! Aber mir g'fällt sie jetzt besser als vorher. — Ja, ja,“ fuhr sie fort, „ich hab's ja gesagt: das hört mit einmal auf! Über Nacht wird man gescheit! Man sieht, es kann nicht immer so fortgehen, man denkt an seine Versorgung und läßt dann andern das Vergnügen, die jünger sind.“

Gottfried saß nachdenklich. „Wenn's so ist, wie du sagst,“ erwiderte er, „dann hat's vielleicht einen andern Grund! — Die Ammer hat vielleicht auch den nicht gekriegt, den sie gern gehabt hätt'!“

„Ach,“ versetzte die Alte, „du denkst wieder an den Schorsch? — Ja, wenn sie den im Kopf gehabt hätt', dann wär's freilich aus jetzt! — Aber ich glaub's nicht, daß sie so einfältig gewesen ist!“

„'s ist nicht so einfältig, sag' ich dir!“ entgegnete der Sohn. „Sie ist als Mädle so fein wie er als Bursch. Und an Exempeln fehlt's nicht, daß eine schon um der bloßen Schönheit willen geheiratet worden ist!“

„Nun,“ sagte die Mutter hierauf, „nehmen wir an, daß sie so töricht gewesen ist. Er hat ihr vielleicht beim Tanzen ein bißchen flattiert — was sagt man nicht alles zu den Mädchen! — und sie hat sich eingebildet, er könnt' Gott weiß was im Sinn haben. Aber dann wär' sie jetzt in derselben Lag' wie du, und ihr tätet erst recht zusammenpassen. Eins könnte dem andern helfen und ihr könntet euch beide trösten miteinander!“

Die Mutter sagte das mit einem guten und schalkhaften Lächeln — und es traf den Burschen sonderbar. Er mußte der Erfahrenen recht geben. „Wenn die Annemarie," fragte er sich, „an den Schorsch gedacht hätt' wie ich an die Sophie, dann würde sie jetzt noch viel mehr in derselben Lag' sein, als die Mutter sich vorstellt; — durch diese Heirat würde uns das gleiche Leid geschehen, und wir könnten wahrhaftig dran denken, uns zu trösten und uns selber zu heiraten — den andern zum Trotz! Tun sich die Reichen zusammen, so können's auch diejenigen tun, die weniger haben. Sie wären ja Narren, wenn sie's unterließen; — und am End' können sie sich ganz dieselbe Freud' machen miteinander!"

Diese Gedanken, die sich rasch nacheinander in ihm erzeugten, hatten zur Folge, daß das Mädchen, welche ihm die Mutter so sehr anrekommandierte, für ihn eine ganz neue Bedeutung erhielt. Er fühlte ein ordentliches Bedauern mit ihr, in deren Zustand er sich jetzt so gut versetzen konnte; und die Vorstellung, daß er sich an der Sophie, die doch einigermaßen mit ihm gespielt hatte, auf diese Weise rächen konnte, war für ihn nicht ohne Süßigkeit. — Jawohl, er konnte es! Und wenn er's tat und die Annemarie heiratete, und sie lebten vergnügt und hausten gut, dann konnten die reichen Leute sehen, daß man sie grad' auch nicht absolut nötig hat auf dieser Welt!

Ein neuer Geist und ein neues Gefühl war in ihn gekommen. Er stellte sich vor, was er vermochte, — und wenn die Ammer wirklich ernsthafter geworden war und gesetzter, so war ihm ihre Schönheit jetzt nicht mehr zu viel! Im Gegenteil, diese hatte nun ein Gewicht in seinen Augen und war ihm gerade recht. Hatte er sich getäuscht, als er die Vornehme davonzutragen meinte, so konnte er jetzt die Schönste zum Weib nehmen — und das war am End' auch etwas! Wer weiß, wenn er den Schorsch beneidete, der die Sophie bekam, ob dieser nicht zuletzt auch ihn beneidete!

Die Alte hatte den Sohn, während er sich diesen Reflexionen überließ, betrachtet. Sie sah ihm an, daß er

überlegte, und sie wollte ihn nicht stören. Als er aber nun den Kopf erhob wie einer, der zum Schluß gekommen war, da sagte sie: „Gottfried, versteh mich recht! Ich geb' nicht allzuviel darauf, daß ein Mädchen sauber ist. Wenn eine brav ist und gesund und kann ihre Arbeit, dann braucht's das nicht auch noch. Aber sage man, was man will, etwas Schön's ist's doch, wenn das noch dazu kommt. Siehst du, ich tät' dir eben ein so schönes Weib ‚vergonnen'; du hättest doch deine Freud' dran, und ich tät' mir was einbilden auf so eine Söhnerin!"

Der Sohn lächelte. Die gute Alte setzte sich näher zu ihm, streichelte ihm die Haare und sagte liebevoll bittend: „Folg' mir, lieber Bub! Ich möchte dich gern glücklich sehen, und das Gesicht, das du in den letzten Tagen gemacht hast, tut mir weh! Glaub' mir, du darfst nur wollen! Der Burgweber hält alles auf dich — er hat erst neulich wieder zu mir dein Lob gesagt; und die Ammer hat gehorcht ganz ernsthaft und hat ein Gesicht gemacht, als ob sie sagen wollt': ja, der verdient das Lob! Und ein Bäschen ist sie ja auch! Schlag dir den Ärger aus dem Kopf und geh zur Ammer — du wirst sehen, das wird dein Glück sein!"

Dieses Gespräch fand an einem Freitag statt. Wenn unser Gottfried dadurch neuen Lebensmut gewann und des Vergnügens wieder fähig wurde, so traf das jetzt in die rechte Zeit; denn am Sonntag war in dem Dorfe, zu dem sein Weiler gehörte, die Kirchweih.

Was dieses Fest den Landleuten ist, weiß man. Alles, was es für sie Poetisches gibt, ist hier zusammengedrängt: hergebrachte, geweihte Fröhlichkeit; Hülle und Fülle in Speis' und Trank; Ergötzungen aller Art für alt und jung. Die Kirchweih ist nur einmal im Jahre, sie hat also den Reiz und den Wert des Seltenen, und den Genüssen, die sie bietet, kommt das ausgeruhteste, frischeste Begehren entgegen. Die Töne, die zum Tanz laden, klingen den Verlangenden zauberhaft und wirken auf die Tanzenden berauschend. Und wenn dem jungen Bursch, der seinen Schatz im Arm hält, die Gegenwart gehört und die

Zukunft, so laben sich die Alten unter wohlwollendem Zuschauen an Erinnerungen. Der Ehemann tanzt in der unteren Stube des Wirtshauses mit seinem Weib und seiner Nachbarin, und es kann hier in Wiedererweckung alter Freuden eine Lustigkeit anschwellen, daß der Jubellärm der Verheirateten dem, welchen die Ledigen im oberen Stock vollführen, nicht viel nachgibt.

Gottfried hatte sich schon lange nicht mehr an den rauschenden Vergnügungen beteiligt. Er pflegte sich aber an dem Fest immer einen guten Tag zu machen, indem er im Wirtshause zechte, auf seine Weise durch Zuschauen und Diskurieren, wohl auch durch Paschen und Kegeln sich unterhielt und nachts eine Mahlzeit sich auftragen ließ, die nicht nur ihm schmeckte, sondern von der er auch, zu ihrem großen Vergnügen, der Mutter etwas heimbringen und damit ihre extraordinäre Bewirtung am Mittag einigermaßen vergelten konnte. — Bei der diesjährigen Feier hatte er noch dazu den Vorteil, daß er seine Genüsse im Hauptwirtshause finden konnte, wo alles besser war.

Man wird sich erinnern, daß eine Kränkung, die er darin erfahren hatte, ihn von einem Wirtshause des Dorfes ausschloß. Dies war das erste, angesehenste, und unser Bursche sah sich deshalb genötigt, im zweiten sich einer verhältnismäßigen Genügsamkeit zu befleißigen. In der letzten Zeit war aber jenes erste in den Besitz einer anderen Familie gekommen, und Gottfried hatte in dasselbe wieder freien Zugang. Der neue Wirt war aus dem Mittelries hergezogen, dort mit den bedeutendsten Familien, unter anderen auch mit dem Rothenbauer, verwandt, und seine Frau hatte den Ruhm einer ausgezeichneten Köchin.

Der Aufschwung, den die Seele unseres Burschen genommen hatte, zeigte sich in der Tat als nachhaltig. Er zog ihn von dem Vergangenen hinweg und lenkte seinen Blick in die Zukunft. Geschämt und gekränkt hatte er sich genug; er wollte sich nun auch wieder freuen und sich trösten wie andere Leute! Mit dieser Gesinnung erwartete er jetzt nicht einmal den Sonntag, sondern, weil es am Samstag wieder schön und der Himmel abends ganz rein

geworden war, so machte er sich schon an diesem von seinem Weiler ins Dorf auf, um beim Sonnenwirt das übliche Vorfest, genannt Wurst-Kirchweih, mitzufeiern.

Auf dem Wege, obschon er kaum eine Viertelstunde währte, verfiel er doch wieder in träumerische Gedanken; — sein Herz geriet unvermerkt in die alten Bahnen. Freilich hatte er auf diesem Wege niemals an die Burg-Ammer gedacht, dagegen sehr oft an die Sophie; und das kam nun wieder über ihn, und es wurde nicht besser, als er, ins Dorf eingetreten, den Hof erblickte, den früher der Rothenbauer besessen. Jetzt, wo sie für ihn verloren war, hatten die Räume, in denen die Freundin einst hin und her gegangen, eine neue Bedeutung für ihn, und er warf einen traurigen Blick in sie. — Dann, sich besinnend, schüttelte er den Kopf über den Rückfall. Er eilte ins Wirtshaus, Unterhaltung und Zerstreuung zu finden.

Stube und Nebenstube waren schon voll von Gästen. In der letzteren saß eine Gesellschaft von „Herren" — Geistliche, Lehrer, Forstleute und Studenten, welche die Ferien in die Häuser der Ihrigen geführt hatten. — Die Stube war von Bauern besetzt, und an drei Tischen machten die jungen Burschen sich breit, die heute schon für die Herstellung einer tüchtigen Kirchweihzeche sorgten.

Gottfried nahm in der Stube an einem Tisch Platz, wo noch ein paar Stühle frei waren, ließ sich eine Maß Bier geben, bestellte Bratwürste mit Sauerkraut und gedachte unter den lustigen Leuten gleichfalls lustig zu werden.

Welch guten Willen er aber dazu mitgebracht hatte, es gelang ihm nicht. Das Bier war kräftig und die Würste mit dem Sauerkraut, an dem weder Schmalz noch Wein gespart war, ganz besonders schmackhaft; aber wenn auch sein Gaumen Befriedigung fand, seiner Seele wurde es nicht möglich, in die Fröhlichkeit der Menschen um ihn her einzustimmen. Die jungen Burschen begannen ein Lied: ihm kam es vor, als ob sie mehr schrien wie sängen! Die drei Bauern, die noch an seinem Tische saßen, fühlten kein Bedürfnis, sich durch eine Ansprache mit ihm zu unterhalten. Sie saßen rauchend und schweigend mit einem

Behagen da, welches durch Reden nur hätte gemindert werden können. Alle Versuche Gottfrieds, mit ihnen sich einen Unterhalt zu verschaffen, mißlangen, und die Empfindung, die nun in ihm die Oberhand erhielt, war die der Langeweile.

Indem er ebenmäßig schwieg, schweigend verdaute und gelegentlich den Bierkrug zum Munde führte, war sein Geist auf eigene Rechnung tätig, und es überkam ihn ein seltsames Verlangen. Er fühlte einen Reiz, zum Hause des Burgwebers hinaufzugehen und den Garten und die Gartenseite des Hauses, wo die schöne Annemarie ihre Kammer hatte, von außen zu betrachten. Es war nur eine Art Neugier, die sein Herz erregte; aber sie gewährte ihm ein Interesse, und ihre Befriedigung entriß ihn der Öde des Wirtshauses, worin er's nicht länger aushalten mochte.

Er zahlte, sagte seinen Tischgenossen den Abschiedsgruß und trat auf die Gasse hinaus. Die Nacht war sternenhell. Er lenkte in den Seitenweg ein, um zu dem Hügel emporzuschreiten, der in alter Zeit mit einer Burg sollte geprangt haben, jetzt aber die bescheidene Wohnung des Webers trug.

Der Gesang der Burschen, deren Kehlen im Gange waren, klang ihm aus der Ferne schöner her und rührte seine Seele. Horchend und gehend erreichte er das Anwesen, das abgesondert in tiefer Stille dalag. Tür und Läden waren verschlossen. Er ging um die Ecke des Hauses und trat an den Zaun des Gartens. Das Kammerfenster war noch hell. Wie er stillstehend hinsah und horchte, glaubte er Stimmen zu vernehmen. Er strengte sein Ohr an: es war kein Zweifel — die beiden Töchter des Webers, die in der Kammer schliefen, waren in einem Gespräch begriffen!

Instinktmäßig blieb er. Obwohl man andere Leute nicht behorchen soll, wenn sie etwas nicht hören lassen wollen, so war das jetzt nach dem Plan, den er gefaßt hatte, bei ihm doch was anderes. Ihn ging das was an! Er konnte hören, was er erfahren mußte, und er horchte.

— Über den Zaun steigen, zum Fenster hinschleichen und dort lauschen, das hätte er nicht tun mögen; aber an den Zaun hatte ihn der Zufall geführt — da konnte er stehen bleiben.

Er verstand nicht, was gesprochen wurde. Bald unterschied er aber eine klagende Stimme und eine zuredende, tröstende. Die klagende wurde heftiger — er erkannte den Ton der Annemarie und faßte sogar einzelne Worte auf. Erneuten, bittenden Mahnungen folgte zuerst Stille, dann Weinen, endlich leidenschaftliches Schluchzen. Das Mädchen hörte offenbar nur sich und ihren Schmerz und gab sich ihm, die Hilfe der Tränen suchend, rücksichtslos hin. Die Klagetöne, die sie dazwischen ausstieß, verrieten eine Seele, der unendliches Unrecht geschehen und jeder Trost genommen war.

Gottfried wußte genug.

Ergriffen, erschüttert trat er den Rückweg an. — Als er sich dem Wirtshause näherte, sangen die jungen Leute ein Volkslied von einem Liebespaar, das nach kurzer Lust in Herzeleid, in Not und Elend gestürzt wurde. Sie hatten keine Ahnung davon, welchen Eindruck die Reime, die unser Bursch wohl kannte, auf ihn hervorbringen mußten. — Er eilte, aus dem Dorfe zu kommen.

Auf dem Sträßchen hingehend, sagte er sich: „Ich hab' am End' noch erst eine Vermutung! Aber sei's, wie's will — für mich ist's aus! — Gute Mutter," fuhr er mit traurigem Humor fort, „du hast kein Glück! Du hast einen Menschen zum Sohn, dem nichts durchgehen soll!" Er schwieg und ging eine Strecke weiter. „Armes Mädchen!" rief er dann im Ton innigen Mitleids. „Deine Schönheit ist nicht dein Glück gewesen! — Was hilft dir jetzt das Klagen? Du wirst nicht aufkommen gegen sie; — die reichen Leute werden schon dafür sorgen: sie werden dich wieder still machen!"

IV.

Gottfried war noch früh genug heimgekommen; aber die Aufregung des Erlebten, das tiefe Gefühl des mensch-

lichen Elends und die peinliche Anschauung des Unglücks, das hinter den Freuden des Lebens lauert, hielten ihn wach stundenlang. Endlich wurden Geist und Körper stumpf, und er sank in tiefen Schlaf.

Als er erwachte, hatte sich die Sonne schon erhoben und warf ihre goldenen Strahlen in seine Kammer. Der Heilkraft des Morgenlichts kann kein gesunder Mensch widerstehen. Gottfried erinnerte sich der nächtlichen Wanderung, und sie stand wie ein Traum vor seiner Seele. Wie ein Traum wirkte sie nun auch auf ihn. Ihm schien's, als ob er die Sache gestern sehr übertrieben angesehen und überdies falsch ausgelegt haben könnte. Er hatte ein Mädchen weinen und zürnen hören. Sie klagte einen Ungetreuen an, auf dessen Treue sie ein Recht zu haben behauptet — so viel hatte er verstanden. Aber kein Name war in sein Ohr gedrungen — man sprach nur von Ihm! Wer stand ihm nun gut dafür, daß es eben derjenige war, den er sich denken zu müssen glaubte? War es nicht sein geheimer Wunsch, daß es der sein möchte? — — Die Annahme, daß er es wirklich sei, stand auf sehr schwachen Füßen!

Die Burg-Ammer hatte einen Liebeshandel, den sie bis jetzt gewußt hatte nicht auskommen zu lassen. Ist dies auch auf dem Land nicht gewöhnlich, so kommt es doch vor, wenn zumal der Liebhaber darauf sehen muß, daß nichts bekannt werde! — Und hier war die Abgelegenheit des Hauses und ein Geheimnis förderlich!

Gibt es aber im Ries nicht auch „Herren“, die ein schönes Bauernmädchen belügen können? Es gibt sogar welche, deren Herrlichkeit nicht so groß ist, daß eine Saubere und etwas Bemittelte nicht glauben könnte, von einem solchen geheiratet zu werden!

Doch auch daran war hier vielleicht nicht zu denken! Wenn ein Mädchen weint und jammert, ist es nichts weniger als immer nötig, daß die Sache so schlimm steht, wie ihre Leidenschaft vermuten läßt. Es handelte sich hier vielleicht um nichts, als daß eine, auf Schmeicheleien und zärtliche Reden hin, sich Hoffnungen gemacht hatte, die zu Wasser geworden waren.

Als unser Bursche in seinen Erwägungen dahin gekommen war, zog er sich notdürftig an, ging in den Hof hinab und wusch sich am Brunnen den Kopf mit dem kühlen Röhrenwasser gründlich. Erfrischt und erhellt ging er dann in dem Hof umher, ließ seinen Blick zum Wald hinauf, zum Feld hinab gehen und genoß auf seine Weise den silbernen, tauigen Morgen.

Die Sache — das war sein Schluß — muß erst näher untersucht werden!

Im Laufe des Vormittags ging er in die Kirche und ließ sein Auge zunächst über die Stühle der Weiber hinschweifen. Die Annemarie war nicht da, sondern ihre Schwester; aus deren ernstem und ruhigem Gesicht konnte er aber nichts Besonderes entnehmen. Er suchte den Vater. Dieser stand in seinem Stuhl mit einem Gesicht, wie er es jeden Sonntag zu machen pflegte. — Trotz dieser beruhigenden Wahrnehmungen folgte unser Bursche der Predigt doch weniger genau, als er es sonst zu tun pflegte.

Nachmittags, gegen drei Uhr, sagte die Mutter: „Nun, Gottfried, wirst du bald aufbrechen?"

„Ich denk' eben dran," erwiderte er.

Die Alte lächelte wohlgefällig. „Wenn du die Annemarie im Wirtshause triffst — ein bißchen wird sie sich dort doch sehen lassen! — richt' einen schönen Gruß aus von mir! — Ich hoff'," setzte sie hinzu, „wenn du dasmal nach Haus kommst von der Kirchweih, wirst du mir was verzählen können!"

Der Bursche stand in Gedanken. „'s ist möglich," sagte er.

Als er eine Viertelstunde darauf in Joppe und Fischotterkappe dem Dorfe zuwanderte, hatte er eine eigene, aber nicht unangenehme Empfindung. Alles Drohende war ihm wieder ins Ungewisse zerflossen! Von mehreren Dingen schien eins so möglich wie das andere — und es konnte gar wohl alles besser gehen, als er dachte.

Sein im Grunde gesundes, zum Frohsinn geneigtes Herz konnte den freundlichen Bildern nicht widerstehen, die sich ihm nun darboten. Der Tag war schön und mild;

und wie er ins Dorf kam, sah er nur Mienen, aus denen Vergnügen, Genügen und Hoffnung schauten. Gar hübsch nahmen sich die Kinder aus, die in ihrem besten Staat die Gasse hinträppelten, um ans Wirtshaus zu gelangen. Wenn sie dort auch zum Tanzboden gar keinen oder nur einen sehr kurzen, erschlichenen Zutritt hatten, so war ihnen doch gestattet, mit einigen Kreuzern bei den Obstweibern sich geliebtes Naschwerk zu kaufen und zusammenstehend und plaudernd oder spazierend sich auf ihre Weise zu belustigen. Die Musik hörten sie aus der Ferne — und so war auch für sie Kirchweih — ein Tag süßer Gefühle, deren Genuß und Hoffnung jedes der kleinen Gesichter verschönte.

Die „Ledigen“, welche von der Feier den größten Gewinn zogen, gingen nicht gepaart ins Wirtshaus. Von der alten Ordnung, vermöge deren die Burschen ihre Mädchen mit Musik aus den Häusern abholen, war man in einen förmlichen Gegensatz der Freiheit übergesprungen: Burschen und Mädchen gingen allein — jedes nach seinem Belieben. Wenn aber der Bursch in der Regel würdevoll einsam durch die Gasse schritt, leisteten sich die Mädchen selber Gesellschaft; und wie sie in kattunenen oder manchesternen Leibchen und in feinen, leinenen Hemdärmeln, mit roten Röcken und blütenweißen Schürzen sich dahinschwangen, glänzten sie in Frohsinn und Erwartungslust. Jede wußte, daß sie beim Tanz den Ihrigen fand, der sie auch in der Gaststube neben sich setzte. Und wenn sie nicht mit ihm gekommen war, so hatte sie doch die gegründetste Aussicht, vermöge einer Ordnung, die kein Brauch abzustellen vermag, ihm zur Seite das Wirtshaus zu verlassen.

Beim Sonnenwirt hatte die Lustbarkeit schon begonnen; — die Klänge eines Walzers, die aus den offenen Fenstern des Tanzbodens auf die Gasse tönten, verkündigten es. — Gottfried selber empfand dabei eine jugendliche Regung; sein Schritt wurde rascher, und er war im Hause — im oberen Stock, er wußte nicht wie.

Hauptsächlich hatte ihn die Neugier hergetrieben, ob

die Töchter des Webers nicht hier wären. Denn wenn von den Auslegungen, welche das gestern Vernommene zuließ, die beste galt, dann konnte die Annemarie gar wohl mit der Schwester zur Lustbarkeit gehen und sich eine Zeitlang dem Vergnügen des Tanzes überlassen, das ihr zu verschaffen jeder gern bereit sein würde.

Hätte er sie getroffen, es wäre ein gutes Zeichen — und ihm lieb gewesen!

Er sah sie aber nicht, weder auf dem Tanzboden, noch in der Stube. — Gedankenvoll setzte er sich in eine Ecke und ließ sich eine Maß Bier geben.

Zur Leerung derselben nahm er sich Zeit. — Die Schwestern erschienen nicht, obwohl er fast eine halbe Stunde verstreichen ließ. — Er bedachte, daß sie ins andere Wirtshaus gegangen sein könnten, — und da es ohnehin schicklich war, dort, wo er seit mehreren Jahren seine Kirchweih gehalten hatte, wenigstens einmal einzukehren, so zahlte er und verließ die Stube.

Wie er aus dem Haustennen in den Hof trat, rollte ein Wagen durchs Tor. Er schaute auf: es war der Rothenbauer mit Sophie!

Sehr betroffen durch die ganz unvermutete Begegnung, stand er wie angenagelt. Während aber der Oberknecht aus dem Stall, die Wirtin aus dem Hause kam, die vornehmen Gäste in Empfang zu nehmen, konnte er sich fassen.

Der Alte war nach den üblichen Grußreden zu dem Knecht getreten, ihm Anweisung zu geben, wie er die Rosse zu füttern habe. Die Tochter, strahlend geputzt, wurde von der Wirtin aus dem Wagen gehoben. Gottfried trat zu ihr und sagte mit etwas feierlichem Gesicht, aber herzlichem Klang der Stimme: „Guten Tag, Sophie! Das ist ja schön, daß du auch zu uns auf die Kirchweih kommst!"

Das Mädchen, bei seinem Anblick errötet, warf einen Blick auf ihn, der Verlegenheit und Bedauern ausdrückte. Auf die Wirtin deutend erwiderte sie: „Die Base hat's nicht anders getan! — Und wir," setzte sie

mit einem gutmeinenden Blick hinzu, „haben doch ein Verlangen gehabt, einmal unsere alten Bekannten hier wiederzusehen.“

„Nun,“ versetzte der Bursche, „so laß dir's nur gefallen hier und mach dich recht lustig!“

Sophie nickte und schwieg einen Moment. Dann sagte sie: „Wo willst denn aber du hin?“

„Ich will mich ein bißchen im Dorfe umsehen,“ erwiderte Gottfried.

„Hoffentlich wirst du aber doch wieder ins Wirtshaus kommen — an deiner Kirchweih?“ versetzte das Mädchen.

„Ich mein' schon,“ entgegnete Gottfried.

„Nun, dann Adies einstweilen,“ sagte sie und ließ sich von der Wirtin ins Haus führen.

Der Rothenbauer war mit seiner Belehrung eben fertig geworden. Gottfried grüßte auch ihn. Die Miene, womit der Alte ihn ansah, und der abgenötigte Dank, der aus seinem Munde kam, waren fast nicht mehr höflich zu nennen. Das Gesicht schien sagen zu wollen: „Ich hab' schon manchmal einen lieber gesehen als heute den da!“

Unser Bursche verließ den Hof und lenkte seine Schritte dem anderen Wirtshaus zu. Nach wiederholtem traurigem Nicken sagte er zu sich: „Sie lassen sich's recht anmerken, daß der Gottfried jetzt überflüssig ist! Die Sophie ist gut, und ihr tut's leid, wie's scheint; aber der Alte hätte beinahe Lust gehabt, mir's ins Gesicht zu sagen. — Nun,“ setzte er nach einer Weile mit jenem stolzen Wohlgefühl hinzu, das die Fassung eines Gekränkten versüßt, — „ich werde sie nicht viel genieren! Sie können ganz ruhig sein! — Mögen sie sich freuen miteinander — mein Gesicht sollen sie nicht mehr sehen!“ —

Er war an ein Sträßchen gekommen, das links aus dem Dorfe führte. Stehen bleibend sah er durch die Hecken hinab. „Da ist er schon!“ rief er nach einem Moment, drehte sich weg und ging die Gasse weiter.

Er hatte von weitem einen Reiter gesehen, und sein scharfes Auge hatte den Schorsch erkannt.

„Im Grund,“ fuhr er fort, „ist nichts natürlicher! — Und doch, wenn's so wär'! — — Aber diese Leute nehmen sich alles heraus!“

Wenige Schritte, und er stand vor dem anderen Wirtshaus. Wie gern hätte er hier sein Bäschen getroffen! Wie tröstlich wär' es für ihn gewesen, wenn ihr Dasein ihm den Beweis gab, daß für sie beide noch Hoffnung sei! Mochte es denn der Schorsch gewesen sein, der ihr schön getan, so daß sie in eiteln Gedanken sich selbst betrog! — Um so besser!

Gerade diese Möglichkeit erregte den Geist des Burschen. Er war entschlossen, die heutige Gelegenheit ohne weiteres zu benutzen. Ja, tanzen wollte er mit ihr, sie mit sich in die obere Stube nehmen und, wenn sie ihm freundlich entgegenkam, es heute noch richtig machen mit ihr.

Die Sophie, wie die Dinge standen, war allerdings immer noch gut gegen ihn gewesen. Aber zuletzt hatte sie ihn doch angesehen wie eine Prinzessin, und in ihrem seidenen Staat eilte sie ins Wirtshaus, um den Bräutigam zu erwarten, der neben ihr Platz nehmen sollte.

Ein Strom von Bitterkeit füllte das Herz des Burschen und in sein Auge stahl sich eine Träne. Er wischte sie weg, erzürnt über sich selber, ging mit festem Schritt ins Haus und gleich in den oberen Stock.

Von den Schwestern war nirgends etwas zu sehen!

Nachdem er mit einigen Bekannten gesprochen hatte, ging er in die untere Stube, nahm im Kanzley Platz, dessen verhältnismäßiges Düster ihn anzog, ließ eine Maß Bier für sich hinstellen und versank in seine Gedanken. Grüße, die er wechseln mußte, störten ihn nur wenig. Die Wirtsleute hatten zu tun, die Gäste diskurierten und spielten Karten, und er, der den anderen heute nicht aufgelegt schien, blieb in Ruhe. — Es war eine traurige Kirchweih für ihn! Denn auch die Hoffnung, die er gehegt, daß die beiden Mädchen später noch kommen möchten, erfüllte sich nicht.

Wir überlassen ihn seinen Gefühlen und den Trostversuchen, die er in sich anstellte, um uns nach der Sophie umzusehen.

Diese hatte an einem Ecktisch in der großen oberen Stube neben ihrem Vater Platz genommen; ein Vetter und eine Base vom Dorf hatten sich zu ihnen gesetzt.

Eigentlich war es die Rechnung des Rothenbauers gewesen, für sich und hiesige Freunde eine kleine Nebenstube in Beschlag zu nehmen; aber in dieser saßen bereits „Herrschaften", und die Wirtin, sie auf deren baldigen Heimgang vertröstend, hatte die Verwandten in die obere Stube geführt, wo sie allerdings den Blicken der „Ledigen" ausgesetzt waren, aber auch ihrerseits mehr sehen und sich vielleicht besser unterhalten konnten.

Von Unterhaltung war bis jetzt wenig an ihnen zu bemerken, vornehmlich an Sophie. In den Zügen der still Dasitzenden lag etwas Melancholisches. Die Festesfröhlichkeit, die um sie herum ihren Lauf nahm, schien sie gar nicht zu berühren.

Der verheirateten, noch jungen Base fiel das auf. Indes hatte sie ja die beste Erklärung bei der Hand! „Du bist in Gedanken, Bäsle?" rief sie ihr lächelnd zu. „Tröste dich — er wird bald kommen!"

Wenn der Sophie zum Vergnügen wirklich nichts abging als der Schorsch, — dieser sprengte soeben auf seinem Braunen in den Hof!

Die Base, die am Fenster saß, schaute hinaus. „Da ist er schon!" rief sie. Und bewundernd setzte sie hinzu: „'s ist schon ein Bursch, wie's wenige gibt! — Da kann man wahrlich Glück wünschen!"

Der Rothenbauer warf ihr einen vergnügten Blick zu. Die Sophie war erregt — ihre Brust kam in Bewegung.

Nach einer Weile trat der junge Weilerbauer in die Stube.

Sein Aussehen war glänzend. Die Kleidungsstücke, die alle neu zu sein schienen, saßen ihm wie angegossen. Die dunkelgrüne Joppe und das Leibchen waren von Samt und die Knöpfe daran von Silber.

Er ging zu dem Tisch, lupfte grüßend die hohe Fischotterkappe und tat dem Rothenbauer Bescheid, der ihm den Bierkrug entgegengestreckt hatte. Ihn zurückgebend

sagte er: „Kann man auch ein wenig hersitzen zu der Gesellschaft?"

Der Bauer vom Dorf war bereits weitergerückt. Auf den leeren Stuhl zur Linken der Sophie deutend sagte er wohlgefällig: „Hier, Vetter Hechtfischer, ist Platz für dich!"

Schorsch setzte sich.

Die Ansprache, die hierauf begann, wollte jedoch nicht recht in Fluß kommen.

Der Bursche hatte die etwas feierliche Haltung, womit er zu dem Tisch getreten war, abgelegt und schlug in Fragen und Antworten einen scherzenden Ton an. Aber es gelang ihm nicht, einen munteren Diskurs in Gang zu bringen.

Unstreitig hatte daran am meisten die Sophie schuld, die aus ihrem Nachdenken nicht herauszureißen war. Doch war auch der Bursche nicht ganz der alte. Die lustigen Reden, die er führte, gingen ihm nicht so von Herzen, daß sie ansteckend wirken konnten. Es war, als ob er durch eine geheime Sorge beschäftigt und bei seinen Scherzen nicht ganz anwesend sei!

Der jungen Base kam das kurios vor. „Aber freilich," sagte sie sich, „wie geht's nicht oft? Grad' da ist man zuweilen geniert, bis das Eis gebrochen ist! — Nun, es wird schon noch kommen!"

Schorsch ergriff endlich das Mittel, das ihm die Kirchweih bot. Er forderte Sophie zum Tanzen auf und führte sie in den Reihen hinaus.

Der Sonnenwirt hatte einen schönen, hellen, geräumigen Tanzboden. Man konnte darin auch gut zusehen, und viele gönnten sich dies Vergnügen. Wie der Schorsch mit der Sophie erschien, mehrten sich die Zuschauer, und auch einige von den Herrschaften kamen aus der Nebenstube herbei.

In der Tat war's ein auffallendes Paar. Die Schönheit ihrer Gestalten, der Glanz ihres Anzuges, die Würde ihrer Haltung und die Vortrefflichkeit ihres Tanzens interessierte selbst die Honoratioren.

Was das Tanzen betraf, so war es von dem städtischen kaum mehr zu unterscheiden. Die ländlichen Füße hüpften bereits mit einer Leichtigkeit, die nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

An dem Tanzboden und der abgerissenen Unterhaltung mit seiner Tänzerin begnügte sich übrigens der Bursche; das Vorsingen, Juxen und Strampfen, worin er sonst Meister war, überließ er jüngeren Kräften. Zu allem, was Aufsehen erregt hätte, war er jetzt zu vornehm geworden.

Die Bewegung und der wahrgenommene Erfolg röteten allmählich die Gesichter unseres Paares; die Herzen tauten auf. Schorsch machte seine gelegentlichen Bemerkungen mit einem zärtlichen Lächeln; mit hingebendem wurden sie aufgenommen und beantwortet.

Als sie, müde geworden, in die Stube zurückgingen, glänzten ihre Mienen. Schorsch bot der Tänzerin ein Glas Wein an, den er sich hatte auftragen lassen. Er selber tat nach ihrem Nippen einen tüchtigen Schluck und setzte sich neben sie.

Die Geister waren erregt, und ein lebhaftes Gespräch machte sich von selbst. Die Wirtin brachte eine „Maß“ Kaffee mit „gerührtem Goglopfen“, ihrem feinsten Gebäck. Sophie schenkte ein und teilte den Goglopf aus. Er war sehr gut geraten, ebenso der Kaffee. Man pries die glückliche Wirtin in ihr hochgerötetes Angesicht, und sie ging innig zufrieden in die Küche hinab.

Der Bursche, als er das Vergnügen so gut im Gange sah, schaute mit einer Miene vor sich hin, die Behagen und frohen Stolz ausdrückte. Er war Herr geworden über seine Gedanken, Herr über sich selbst. Der Mut schwoll in seinem Herzen empor — seine Züge wurden heroisch und Triumph leuchtete aus ihnen.

Lange hatte er gekämpft; aber endlich kam ihm der Sieg entgegen! Eine kurze Spanne Zeit noch, und er war, was er sein mußte! — — Nicht alles, was er vorgenommen hatte, war ihm geglückt, und von zwei Seiten drohten Hindernisse aufzustehen gegen seinen Zweck. Nun fand aber in zwei Tagen die Verlobung mit dem Mädchen statt,

welche schon jetzt wie seine Braut neben ihm saß; und die Hochzeit folgte so bald als möglich!

Nochmal ging ein Schatten über sein Angesicht. Aber entschlossen richtete er in seinem Stuhl sich auf und ein geringschätziges Lächeln zuckte um seine Lippen.

Plötzlich horchte er; seine Züge gewannen den Ausdruck des Vergnügens. — Die Musikanten hatten eine jener alten künstlichen Weisen angefangen, die man unter dem Namen „Schweinauer" zusammenfaßt und die von dem Rieser trotz der neuen, die er zugelernt hat, immer noch sehr gern getanzt werden. Der Schweinauer besteht aus einer Mischung von Walzerschritten, wobei sich das Paar sukzessiv — und Dreherschritten, wobei es sich mit einem Schwung um sich selber dreht. In jedem dieser Tänze wechseln die verschiedenen Pas anders, einzelne sind ziemlich verschränkt und man muß sie gut im Gedächtnis haben — man kann sich also durch fehlerloses Tanzen sehr auszeichnen! — Ihrer so sicher, wie der neuen und neuesten, empfand Schorsch ein Verlangen, darin etwas zu leisten, und rief nun mit einem Ton fröhlicher Bitte: „Sophie, da müssen wir mittanzen!"

Die Sophie, nachdem sie sich ein wenig besonnen, erhob sich lächelnd und ging mit ihm auf den Tanzboden.

Unsere Leute tanzten die begonnene Weise und dann die schwierigeren, die folgten, nicht nur ohne Fehler, sondern mit einer Zierlichkeit, wie sie auf dem Land selten vorkommen wird. Ein Bauernbursch vom Dorf, der beim letzten Reihen mit seinem Schatz drausgekommen war, hörte auf und schaute den beiden zu. Dann trat er zu ihnen und sagte: „Schorsch, du bist halt immer noch der Meister! Aber eine Tänzerin hast du schon auch, die einen aufrichten kann! Bei uns," setzte er mit einem launigen Blick auf die seinige hinzu, „bringt eins das andere aus dem Text!" — Es versteht sich, daß unser Paar höflich widersprach. Aber Schorsch fühlte sich gereizt, seine Meisterschaft noch mehr an den Tag zu legen. Er trat mit Sophie in die Mitte der eben stehenden Paare und sagte: „Den nächsten wollen wir einmal herumtanzen,

ein Paar hinter dem andern! — Seid ihr einverstanden? — Spielt, Musikanten!"

Um seiner Eigentümlichkeit willen führt man den alten Volkstanz gewöhnlich in kleinem Kreis aus, so daß jedes Paar sein Plätzchen für sich hat. Man kann aber auch den vorgezeichneten Schrittwechsel vollziehen, indem der große Kreis des ganzen Tanzbodens eingehalten wird; wenn das ungleich schwieriger ist, so bringt das Gelingen auch um so mehr Ehre, — und diese war's, die Schorsch erstrebte.

Fünf Paare tanzten mit. Die drei ersten Reihen gingen auch bei ihnen leidlich. Bei dem vierten hielt sich nur unser Paar noch auf der Kreislinie des Platzes.

Damit hatte das Zwischenspiel ein Ende.

Schorsch und Sophie waren hoch gerötet und atmeten rascher; denn solches Tanzen ermüdet auch die besten Lungen. Aber der Lohn der Anstrengung folgte in rühmenden Zurufen — in allgemeinem Beifall, den man freilich nicht nur den ausgezeichneten Tänzern, sondern den Reichen und den Gästen spendete!

Unser Bursche strahlte vor Vergnügen. Er führte die Tänzerin durch die Paare mit einem Gesicht, aus welchem das Selbstgefühl — der Übermut des Unwiderstehlichen blickte.

Als er zur Treppe kam, um an ihr vorüber in die Stube zu gehen, erblickte er auf dem kleinen Raum zwischen dem Tanzboden und der Tür eine Gestalt, auf die er nicht gefaßt zu sein schien; denn er fuhr zurück und verlor die Farbe.

Es war ein Mädchen von etwa zweiundzwanzig Jahren. Festlich, aber einfach gekleidet, hatte sie einen Spenzer von dunkelfarbigem Kattun und einen blauen, schwarzgemodelten Rock an, was ihrer Erscheinung einen ernsteren, frauenartigen Charakter gab. Ihren Wuchs bezeichnete eine gewisse Fülle; das ovale Gesicht gehörte aber durch die Regelmäßigkeit der Züge und durch einen eigenen sinnlichen Liebreiz, der aus ihm sprach, zu den schönsten und einnehmendsten, die man sehen kann. Dieses Reizende lag

nicht bloß im Ausdruck, sondern im Gepräge, zumal der üppig und zierlich aufgeworfenen Lippen, — es verleugnete sich daher auch jetzt nicht, wo die zunächst der Tür Stehende sichtlich erregt, düster und verlegen auf den Verwegenen schaute.

Es war die Annemarie, die Tochter des Webers.

Um ihr Hiersein zu erklären, müssen wir ein Gespräch wiedergeben, das eine Viertelstunde früher im Hause des Vaters zwischen den beiden Schwestern stattfand.

Annemarie saß auf der Wandbank, in Sinnen verloren. Die Glocke auf dem nahen Kirchturm schlug fünf, und zu gleicher Zeit kam die jüngere Schwester aus der Küche in die Stube. Jene warf einen traurig liebevollen Blick auf sie. „Aber Rebeck'," sagte sie, „willst du denn gar nicht zur Kirchweih gehen?"

„Ich geh'," versetzte die Schwester, „wenn du mitgehst!"

Annemarie schüttelte den Kopf. „Verlang' doch das nicht mehr," erwiderte sie. „Ach, mir ist's nicht kirchweihlich zumut'!"

„Aber der Vater," entgegnete die Schwester, „kommt erst spät abends heim; und wenn du allein bist, wirst du wieder verzweifeln!"

Jene, mit schmerzlichem Lächeln, zuckte die Achseln. „Deswegen," sagte sie, „geh' ich nicht ins Wirtshaus!"

„Aber deswegen," versetzte Rebekka, „bleib' ich bei dir!"

Annemarie sah die vor ihr Stehende mit feuchten Augen an, faßte ihre Hände und drückte sie. „Du bist gut mit mir!" rief sie zärtlich. — „Und ich soll dich um dein Kirchweihvergnügen bringen?" — Mit Wehmut lächelnd fügte sie hinzu: „Was wird der Hans sagen, wenn er dich nicht findet?"

„Der," erwiderte Rebekka, „hat noch nicht das Recht, etwas zu sagen!"

„Eben darum solltest du hingehen und ihm die Freud' machen," versetzte die Annemarie. „Daß er auf dich wartet, das weiß ich gewiß!"

Rebekka bedachte sich. „Nun," sagte sie, „wenn du

mich so gern im Wirtshause haben willst, so geh' mit mir! — Wissen tut noch niemand etwas. Und solang' die Leute nichts wissen, muß man sie nicht mit Gewalt drauf bringen; — wer weiß, was geschieht! — Wenn ich ohne dich komm', so wird man mich fragen: wo ist denn deine Annemarie? Und ich bin so ungeschickt zum Lügen! Wenn ich sagen tät': sie ist krank, ich bin überzeugt, man säh's mir an, daß es nicht wahr ist. — Geh mit mir," fuhr sie herzlich fort. „Es wird dich doch aufheitern! — Sieh dem Tanzen zu; oder tanz auch selber etliche Reihen! — Du kannst tun, was du willst, und bleiben, solang' dir's gefällt! — Ich richte mich nach dir!"

Annemarie war aufgestanden. „Nun gut," sagte sie; „weil du's nicht anders tust — ich will mit dir gehen. — Ich hab' Kirchweihen mitgemacht, wo ich vergnügt gewesen bin, ich will auch einmal eine bloß traurig mit ansehen." — Sie hielt inne. Dann sagte sie, die Hand auf ihre Brust legend: „Mir ist bang, Schwester! bang! — Aber sorg nicht," setzte sie rasch hinzu, „daß ich dir das Spiel verderb'! — Vielleicht grad' unter den Leuten vergeht's mir!"

Die Mädchen vollendeten ihren Anzug und gingen miteinander zum Sonnenwirt hinab. Als sie in den Haustennen getreten waren, kam ihnen ein junger Mensch entgegen, dessen Anblick die Annemarie lächeln machte. Es war der Sohn des Dorfschmieds. Freundlich grüßend verwickelte er die Rebeck' in einen kleinen Diskurs; die Schwester wollte nicht stören und ging einstweilen die Treppe hinan. Als sie oben angekommen war, erklangen eben die Lobsprüche, die dem Schorsch und der Sophie gespendet wurden. Sie erkannte das Paar, das sie an jedem anderen Ort eher vermutet hätte als hier, — sie sah es im Glanz der Freude vom Tanzboden gehen — und es war ihr, als ob durch ihre Brust ein Messer führe! Im ersten Augenblick war ihr alle Besinnung genommen und ihr Fuß an den Boden gewurzelt. Als aber die beiden gegen sie herankamen und der Bursche vor ihr erschrak, da kehrte ihre Fassung wieder.

Mit einer Miene schwerer Anklage, mit einem Ton

der Trauer, der aber doch noch einen Klang von Gutmütigkeit hatte, sagte sie: „Guten Tag, Schorsch!“

Der Bursch, der noch etwa zwei Schritte von ihr entfernt war, hatte das Gefühl, daß er nicht ohne Antwort an ihr vorübergehen könne. Sein Verhoffen und dieser Gruß waren von der Sophie sehr schlimm zu deuten; er war aufgebracht über sich selber — er mußte die Störerin abfertigen — instinktmäßig gab er sich eine vornehme Miene und rief: „Ei sieh, Jungfer Annemarie! — Will Sie sich auch lustig machen?“

Wenn er hoffte, durch diese Erwiderung den Eindruck der vertraulichen Anrede auslöschen und von der Betroffenen sich losmachen zu können, so irrte er sich. Annemarie verzog die schönen Lippen mit Bitterkeit. „Warum sprichst du denn per Sie mit mir?“ entgegnete sie. „Das ist ja was ganz Neues!“

Durch die Zurechtweisung, die ein näheres Verhältnis zwischen ihnen allzu deutlich kundgab, wurde Schorsch in die größte Verlegenheit — in eine tiefe stille Wut versetzt. Seine Augen warfen böse Blicke auf das Mädchen — man hätte den Wunsch der Vertilgung aus ihnen lesen können! — Mit einer Miene stolzer Entrüstung rief er: „Was ist das für ein Benehmen gegen mich? — Laß Sie mich ungeschoren!“

Annemarie sah ihn an, glühende Röte bedeckte ihr Gesicht, ihre Augen funkelten, und sich vor ihn hinstellend rief sie: „Wie, Schorsch! Hab' ich recht gehört? — So sprichst du mit mir? So behandelst du mich? Du?“

Der Bursch war aufs Äußerste gebracht. Er fühlte, daß die Sophie, deren Hand er in seiner Rechten hielt, sich von ihm losmachen wollte, — er sah die Gesichter der Umstehenden starr, vielsagend auf sich und die Annemarie gerichtet; — indem er diese mit seiner Linken am Arm faßte, rief er wütend: „Geh mir aus dem Weg, du unverschämte Person!“ und drängte sie beiseite. Die Sophie mit sich reißend ging er in die Stube, zu seinem Tisch.

Die unendlich Gekränkte richtete sich auf — alle Geister der Rache erhoben sich in ihr. Augenblicklich lief sie dem

Paar nach, und indem sie mit blitzenden Augen auf den Burschen zuging, rief sie: „Was hast du mich genannt? Eine unverschämte Person? Mich — mich, die wahre Engelsgeduld gegen dich bewiesen hat? — Du bist der unverschämteste Mensch, der auf Gottes Erdboden herumgeht — du! Du hast mich angelogen und mich unglücklich gemacht! Ich seh' dich auf unserer Kirchweih mit einer andern und sag' doch nichts — ich grüß' dich noch, und du wirfst mich auf die Seite wie einen Hund? — Ja, ja," fuhr sie mit stechendem Hohn fort, „ich seh's wohl, sie soll nichts merken, die reiche Braut! Aber das hilft dir jetzt nichts! Was geschehen ist, das ist geschehen und nicht mehr zu ändern! — Ich," setzte sie nach kurzem Innehalten erschüttert hinzu, „ich werd' meinen Zustand nicht lang' mehr verbergen können — und den schlechten Menschen, der daran schuld ist und mich verleugnen will, den kennen jetzt alle, die hier sind!"

Die Szene an der Tür, das rasche Hereintreten des Paares und das Nachgehen des empörten Mädchens hatte bereits das allgemeinste Aufsehen gemacht. Die Reden, welche die Annemarie jetzt auf den jungen Weilerbauer schleuderte, riefen nicht nur das größte Staunen hervor, sondern legten auch das Verhältnis, das zwischen ihnen bestand und das einzelne nur geahnt hatten, jedem klar vor Augen. In der höchsten Aufregung und Spannung, die aber einen wesentlich ernsten Charakter hatte, schaute man von allen Seiten her auf die beiden. Der Rothenbauer hatte sich erhoben und zeigte die größte Bestürzung. In dem Gesicht der Tochter, die neben ihm stand, glühte die Röte des Unmuts und der Scham; aber mehr und mehr ging ein seltsamer Schein von Befriedigung darin auf.

Der Bursch, gegen die Rasende gewendet, stand leichenblaß. „Schäm dich!" rief er mit bebenden Lippen. „Schäm dich! — Du bist ein freches Weibsbild!"

„Freches Weibsbild!" wiederholte das Mädchen mit tiefster Bitterkeit, — „weil ich die Wahrheit sag'? Wie muß man dich nennen? Du bist ein Mensch ohne Scham und Gewissen! Hast du mir nicht vor vierzehn Tagen

noch gesagt, daß hinter dem Gerede der Leute nichts sei, — daß der Rothenbauer und deine Mutter wohl eine Heirat im Sinne hätten, daß du mich aber nie verlassen würdest, um die Sophie zu nehmen? — Und jetzt steht ihr da als Braut und Bräutigam — auf unserer Kirchweih! — Aber jetzt steh' ich auch da und bring' deine Schlechtigkeit auf vor der ganzen Welt! Deine Braut soll sehen, was für einen schofeln Menschen sie zum Mann bekommt; und wenn sie dich dann noch mag, dann soll sie dich haben!"

Diese letzten Worte hatte das Mädchen mit einem Stolz und einem Hohn gesprochen, daß dem Burschen das tiefste Herz vergiftet wurde. Er sah die Gesichter des Rothenbauers und der Sophie eine Entrüstung und Verachtung ausdrücken, die nur ihm gelten konnten; — vor Wut sinnlos, machte er einen Schritt gegen die Annemarie und schrie: „Du bist eine Lügnerin! Eine ehrlose Lügnerin! Geh! Augenblicklich geh fort oder ich nehm' und werf' dich die Stiege hinunter!"

„Oh, oh!" riefen mehrere Burschen aus dem Dorfe drohend. Die Annemarie stand und schleuderte Flammenblicke gegen ihn. „Rühr mich an!" rief sie mit erhobener Rechten. „Rühr mich nur an, wenn du 's Herz hast!"

Der Bursch ließ seinen Arm sinken. In dem Mädchen war eine Leidenschaft entfesselt, die nun alle Dämme durchbrach. „Lügnerin! Lügnerin!" rief sie außer sich. „Ein dummes, einfältiges Ding bin ich gewesen, daß ich einem Schandlügner geglaubt hab'! Ich seh' wohl, daß du jetzt nicht weißt, was du tust. Aber daß du dir so raushelfen willst — daß du ein so jämmerlicher Tropf bist, das hätt' ich nicht geglaubt. Pfui, Pfui, schäm dich! Du hast mich ins Unglück gebracht, ich steh' an der Schand' da vor der ganzen Welt, und du willst mich jetzt auch noch schlecht machen? — O," fuhr sie vor Zorn weinend fort, „wie ist's möglich, daß man so gegen einen werden kann, wenn man so gegen einen gewesen ist! Du hast noch nie ein Mädchen so lieb gehabt wie mich! Was du mir versprochen und geschworen hast, das ist verlogen

gewesen; aber dein Schöntun und deine Reden, die sind nicht verlogen gewesen! So kann man nicht lügen! Und du willst mich jetzt schlagen und hinauswerfen? — Doch du willst nur Geld — nichts als Geld! Du hast mich noch jetzt gern! Wenn ich so reich wär' wie die Rothenbauerstochter, du tätst mich tausendmal lieber nehmen. Ja, das sag' ich, weil ich's weiß! — Aber jetzt," fuhr sie fort, indem sie mit dem Stolz tiefster Entrüstung sich aufrichtete, „jetzt mag ich dich nicht mehr! Geh hin, wo du willst, und such dein Glück, wo du magst! Ich hab' ausg'red't jetzt, und jetzt ist's mir wieder wohl! Die Schand' und das Unglück will ich tragen — ich hab's nicht anders verdient! Aber du wirst auch kein Glück haben, wenn's eine Gerechtigkeit gibt in der Welt! Und wer weiß, wer weiß, ich seh' dich noch —"

Weiter konnte sie nicht reden.

„Annemarie," rief eine strenge mahnende Stimme hinter ihr, — „schäm dich und geh nach Hause!"

Es war Gottfried, der zwischen ihr und der Tür stand. — —

Dieser hatte es in der Freudlosigkeit des Alleinsitzens im unteren Wirtshause doch nicht länger aushalten können. Er trachtete wenigstens nach einer Veränderung, zahlte und ging auf die Gasse hinaus. Unwillkürlich trugen ihn seine Füße dem oberen Wirtshause zu. — Warum sollte er aber nicht wieder hinein? Stand es nicht ihm offen wie jedermann? Konnte er nicht hier am Ende doch noch finden, was er suchte? Und wenn's nicht geschah, wenn ihm das, was er zu sehen bekam, wehe tat — er mußte sich dran gewöhnen, und es war eine Schwachheit, sich davor zu fürchten!

Als er in den Hof trat, hörte er vom oberen Stock eine laute, zürnende Stimme, die ihm bekannt klang; mit einem seltsamen Vorgefühl eilte er in den Haustennen — die Stiege und der Platz droben vor der Stubentür war von Menschen vollgepfropft! — „Gottfried," rief plötzlich ein Mädchen von der Stiege her, „Gott sei Dank, daß du kommst!" — „Was ist's denn, Rebeck'?" fragte der

Bursche. — „Ach du lieber Gott,“ entgegnete jene, „meine Annemarie ist ganz rasend geworden! Sie ist hier mit dem jungen Weilerbauer, dem Schorsch, zusammengetroffen, der hat sie nicht kennen wollen und hat sie beleidigt; und nun ist sie in der Stub' und sagt alles, macht einen Spektakel und schämt sich nicht! Ach, geh hinauf zu ihr, ich bitte dich! Mein Vater ist über Feld gegangen und weiß von der ganzen Sach' nichts. Auf dich hält sie was — dir wird sie folgen! Nimm sie mit herunter und mach der Schand' ein End'!“

Wie ein Blitzstrahl die nächtlich dunkle Landschaft, so erhellten diese Worte dem Burschen die Lage der Dinge. Seine Pflicht war ihm vorgezeichnet; denn Seelen wie die seinige können nicht fehlgreifen. Er mußte dem Skandal ein Ende machen um der Sophie willen und um der Burg-Ammer willen! Und zwar sogleich! — Entschlossen brach er durch den Menschenknäuel sich Bahn und drang in die Stube.

Annemarie, auf seinen Zuruf hin, drehte sich um und sagte: „Was willst du von mir, Gottfried? — Geht dich die Sache was an?“

„Ja,“ versetzte dieser, „es geht mich was an, wenn ein Bäschen von mir einen solchen Aufruhr macht! — Wenn du gegen jemand hier was vorzubringen hast, so gibt's andere Mittel und Weg', als daß du Leute, die dir nichts getan haben, kränkst und beleidigst, als wären sie deine Todfeinde! Geh! Daß du dich da herstellst und deine Heimlichkeiten vor der ganzen Welt ausschreist, das ist eine Sünd' und eine Schand'! — Aber jetzt bin ich da, und ich sag' dir: es ist aus! Komm mit mir! Auf der Stell'! Die Sach' muß ein End' haben!“

Annemarie sah ihn an und nickte schmerzlich mit dem Kopf. „Gottfried,“ entgegnete sie, „du hast gut reden! — Aber wahr ist's, die Sach' muß ein End' haben! Ich bin fertig jetzt — und ich will mit dir fortgehen!“

Schorsch hatte dagestanden wie ein gehetztes Tier, das in die Enge getrieben ist und umherspäht, wo es etwa noch durchbrechen möchte. War nichts mehr zu erfinden?

Konnte er sich auf keine Weise mehr herausziehen? — Das Auftreten Gottfrieds bot ihm eine Möglichkeit. Dieser kam, um einem Auftritt ein Ende zu machen, der schon zu Ende war, und die Annemarie brauchte nur ein paar Worte von ihm zu hören, um gutwillig mit ihm fortzugehen! War das nicht auffallend? — Der Böse blendete die Seele des Burschen und gab ihm einen Gedanken ein.

Eben hatte jener die Annemarie bei der Hand genommen, da rief der junge Bauer mit einem Ton der Verachtung, der natürlich genug klang: „Jawohl, ihr könnt fortgehen miteinander jetzt, ihr zwei! Ihr habt die Komödie gut gespielt! Ihr habt ein schönes Stück aufgeführt hier, — aber es wird euch nichts nützen! Ihr habt's zu deutlich gemacht, daß ihr miteinander einverstanden seid!"

Gottfried ließ die Hand des Mädchens fahren und ging vor. „Was?" rief er mit aufgerissnen Augen, — „was hast du gesagt?"

„Daß du die Geschichte abgekartet hast mit deinem Bäschen da," entgegnete Schorsch trotzig, „das hab' ich gesagt, und das sag' ich noch! Deine Gedanken kennt man! Man weiß, was du im Sinn hast, — recht gut! Und so einem alten ‚Bedischten' ist jede Schlechtigkeit zuzutrauen!"

„Ah!" rief Gottfried. „Nein, das ist zu arg! — Mich willst du zu einem schlechten Kerl machen? Mich?"

Und mit einem Zorn, dessen ihn niemand fähig gehalten hätte — mit Augen, die wie Fackeln brannten und zugleich vor Entrüstung übergingen, packte er den Burschen, riß ihn zu Boden und warf sich über ihn. Die Linke krallte sich dem Liegenden ins Halstuch und die Rechte erhob sich, die Züchtigung zu beginnen.

Der Vetter und ein paar Bauern vom Dorfe hatten sich hergedrängt, um abzuwehren. Gottfried warf jenen mit der Rechten beiseite, daß er zu seinem Weibe zurücktaumelte und schrie zu den anderen: „Laßt mich meinen Handel ausmachen mit dem Menschen! Wer herkommt und mich hindern will, den schlag' ich tot!"

Er war fürchterlich. Erschreckt bildeten die Leute

einen Kreis um die Kämpfenden; jeder schaute, niemand legte sich drein.

Schorsch wehrte sich wie ein Rasender. Aber es war nur die Verteidigung der Beute in den Klauen des Raubtiers. Die gröberen Knochen, das Kraftgefühl der gerechten Sache und die flammende Wut machten den Holzländer unwiderstehlich.

Geschlagen und gestoßen von unten, schlug er den Untenliegenden von oben nach dem Verlangen seines Herzens. Und sein Herz dürstete — und verlangte viel! — Hatte der Schorsch sich groß vergangen, gegen die beiden Mädchen und gegen ihn — Gottfried machte sich überschwenglich für alle bezahlt.

Jener fing an zu ermatten, das Blut floß ihm aus mehreren Wunden, das Gesicht wurde bleich und grünlich und die blauen Augenränder stachen erschreckend ab dagegen — der Anblick traf endlich auch den Sieger ins Herz. Er tat ein paar tiefe Atemzüge, stand auf, ließ den Gedemütigten aufstehen und sagte mit schwerem Ernst: „So, nun hast du deine Straf'!“

Schorsch bot einen Anblick zum Erbarmen. Er zitterte vor Wut und Scham und fühlte doch nicht die geringste Kraft in sich, noch etwas zu unternehmen. In seinen hirschledernen Hosen hatte er ein Messer stecken; er hätte es jetzt ziehen und auf den Feind losgehen können; — aber er fühlte sich vernichtet. Suchend griff er in die Tasche der Joppe, zog ein Sacktuch heraus und wischte sich das Blut von dem Gesicht und von den besudelten Kleidern ab.

Nur wenig von ihm entfernt bot der Sieger einen Anblick, der gleichfalls auffallen mußte. Er war hochgerötet; aus seiner Miene sprach nicht Triumph, sondern eine seltsame Scham und ein Sinnen darüber. Er hatte einen frechen Verleumder gezüchtigt! Aber er hatte getobt wie ein wildes Tier und durch eine schreckliche Mißhandlung den Bräutigam geschändet vor seiner Braut! Wußte er, was die Sophie und der Rothenbauer für Gedanken hatten? Konnte ihnen das Geschehene nicht entsetzlich leidtun, weil dadurch eben alles verdorben wurde?

Hätte er das Mädchen gesehen, während er den Beleidiger strafte, das dumpfe Gefühl einer allzu gewissenhaften Seele wäre nicht in ihm aufgekommen. An der Seite des Alten, der nicht wußte, was er denken und tun sollte, hatte sie gestanden gleich einer Rachegöttin. Stolz, hochernst, die bedeutenden Züge durch einen leuchtenden Glanz verklärt, mit einem Ausdruck, als ob jeder Schlag, der niederfiel, ihr eine neue tiefe Genugtuung gewährte — so war sie dem Kampfe gefolgt, und am Ende war ein triumphierender Strahl aus ihrem Auge gegangen. — Die junge Base hatte das mit Staunen gesehen. Denn wenn sie auch begriff, daß die Sophie dem Bösewicht Schläge gönnte, so mußte es ihr doch ein vollkommenes Rätsel sein, wie sie nun dastehen konnte, als ob alles für sie gewonnen wäre.

Gottfried hatte davon keine Ahnung. Plötzlich entschlossen trat er vor die Geliebte hin und sagte, noch zitternd vor Aufregung: „Sophie, nimm mir's nicht übel, daß ich das getan hab'! Aber ich hab' nicht anders gekonnt! Mag er sein, wer er will — das kann ich mir von niemand bieten lassen — von niemand in der ganzen Welt! Um deinetwillen tut's mir leid! — Du weißt ja, für dich gäb' ich die Seel' aus dem Leibe her — mein Leben würd' ich lassen für dich, wenn's sein müßt!"

Das Mädchen, während ihr Tränen in die Augen traten, rief: „O, da hab' keine Sorg', daß du mir Verdruß gemacht hast! Du hast mir den größten Gefallen getan, der mir hat geschehen können in diesem Leben, und ich werde dir dafür danken bis zu meiner letzten Stund'!"

Sie nahm seine Hand, schüttelte sie und sah ihn mit einem Blick der Liebe, der Bewunderung an.

Zu derselben Zeit fand wenig Schritte von ihnen eine andere Szene statt. Annemarie war zu dem Burschen getreten, an dem sie so lange mit der zärtlichsten Liebe gehangen, und richtete einen Blick auf ihn, der tiefes Mitleid verriet. Nach der gestillten Rache war in ihrem Herzen unwiderstehlich das Gefühl des Erbarmens aufgekommen. „Schorsch," begann sie, „du hast mich schrecklich

gekränkt; — aber dich so zu sehen, das tut mir doch weh; und siehst du, wenn ich vorher gewußt hätt', wie's gehen würde, ich hätte zu allem geschwiegen — und ich hätte dich glücklich werden lassen mit deiner Reichen!"

Der Bursche hatte zugehört mit dem Ausdruck einer verzweifelten Seele. „Geh," entgegnete er mit leisem Beben der bläulich gewordenen Lippen, „für mich ist alles verloren! Laß mich du nun auch in Ruh' und mach mir keine Redensarten!"

„Ich mach' dir keine Redensarten," versetzte das Mädchen traurig. „Niemand, wie ich seh', hat hier ein Bedauern mit dir — ich bin die einzige, die's gut mit dir meint! — Es ist schrecklich!" fuhr sie ergriffen fort. „So ein Mensch wie du! So grausam behandelt! — Mir tut's leid, von Herzen leid — Gott im Himmel ist mein Zeuge —"

Ihr Busen zuckte, Schluchzen ließ sie nicht weiter reden, die Tränen rannen ihr die Wangen herunter.

Der Bursche verzog den Mund in bitterem Unmut. „Das kommt zu spät jetzt," entgegnete er. „Du hast mich in eine Schande gebracht, die nichts mehr auslöschen kann! Alles ist hin!"

„Es ist wahr," versetzte das Mädchen; und in den Zwischenpausen des Weinens fuhr sie fort: „Schimpf mich! — Du hast ein Recht dazu! — Schimpf mich nur! Ich nehm' dir's nicht übel!"

In diesem Augenblick gingen Sophie und der Rothenbauer an ihnen vorüber, ohne weder rechts noch links zu sehen, und verließen die Stube.

Der Bursche lächelte schmerzvoll. Dann warf er einen Blick auf Annemarie, der eine Rührung seines Herzens verriet, nickte wie zum Abschied und ging stumm durch die Leute hindurch.

Zur Annemarie trat aber nun Gottfried und sagte mit einem ebenso würdevollen wie gutmütigen Klang der Stimme: „Komm jetzt mit mir, Bäsle!"

Annemarie ging mit ihm fort. Gottfried übergab sie der Schwester, die sie an der Stiege trafen, und sagte:

„So, jetzt geht nach Hause miteinander! Für heute haben wir alle unsere Kirchweih gehabt!“

Als die Mädchen fort waren und der Held des Tages, Lobsprüche, welche Dorfburschen ihm spendeten, von sich weisend, durch Wischen und Streichen die letzten Spuren des Kampfes an sich zu tilgen suchte, kam aus einer Ecke des Tanzbodens eine Gestalt auf ihn zu, die auch ihm bekannt war, die er aber hier nicht vermutet hatte, der Schlome!

Auf die Kirchweih gegangen, um am Tisch der Familie Kohl den Triumph seines Werkes mitzufeiern, war der Jude eben recht gekommen, die letzten Szenen des großen Schiffbruchs aus einiger Entfernung mit anzusehen.

Mit ungeheuerm Ernst, mit einem fast erhabenen Ausdruck des Schmerzes rief er: „Stöckle, Stöckle, was habt Ihr getan! — Alles ist verloren! Alles ist kapore gegangen! — Was ich aufgebaut hab' in vielen Wochen, das habt Ihr zerschlagen mit einem einzigen Streich! Ich hab' umsonst gearbeitet ein ganzes halbes Jahr lang! — Großes Unglück, — großes Unglück! Ihr wißt gar nicht, welchen Schaden Ihr gemacht habt, Stöckle! — Gott soll helfen!“

V.

Vom Wirtshause, das er bald nach den beiden Mädchen verließ, kehrte Gottfried nicht unmittelbar zur Mutter heim. Durch den Kampf, aus dem er triumphierend hervorgegangen, — durch die Weihe des Beifalls und des Dankes, welche die Sophie dem Sieg erteilt hatte, war er ein anderer — man kann sagen, er war in sich ganz gemacht worden. Selbstvertrauen und Selbstgefühl durchwogten ihn und gaben ihm eine Haltung, die er früher sich nie hatte zu eigen machen können. Er empfand einen Drang, für andere etwas zu tun, und erinnerte sich, daß er hier noch eine Pflicht zu erfüllen habe.

Er suchte das Haus des Webers auf.

Die Schwestern waren allein und empfingen ihn mit Ausrufungen, welche zeigten, daß er ihnen überraschend, aber sehr zum Troste erschien.

„Ich komm' um deinetwillen, Annemarie," sagte er. „Wenn mir recht ist, so hab' ich von der Rebeck' gehört, euer Vater weiß noch von nichts?"

„Ach ja," versetzte Annemarie, „so ist's auch. Ich fürchte mich!" fuhr sie schauernd fort. „Denn jetzt, wenn er heimkommt, muß ich's ihm selber sagen; und was er dann mit mir anfängt, das weiß Gott im Himmel!"

„Dein Vater ist kein harter Mann," entgegnete der Bursche mit Ernst. „Ich will mit ihm reden. Deswegen bin ich gekommen."

Annemarie sah ihn mit feuchten Augen an. „O Gottfried," rief sie, „du bist eben brav! — Im Unglück," setzte sie mit gesenktem Haupte hinzu, „lernt man seine Freunde kennen — und das ist ein Trost!"

Der Bursche gab ihr die Hand, wie zur Bekräftigung.

Nachdem er sich hatte sagen lassen, welches Weges der Vater kommen würde, ging er diesem entgegen. Eine Viertelstunde vom Dorfe traf er ihn. Der Alte begrüßte ihn mit scherzhaften Fragen über sein Weglaufen von der Kirchweih. Gottfried ging aber gleich zur Sache und erzählte ihm nach wenigen vorbereitenden Worten die Geschichte des Tages. Mehrfach unterbrochen durch Ausrufungen des Schreckens und Zorns, fügte er nach dem Bericht alles hinzu, was ein guter und verständiger Mensch bei einer solchen Gelegenheit sagen kann, und es gelang ihm endlich, von dem gebeugten Manne das Versprechen zu erhalten, daß er sich gegen die Tochter nicht zu tätlicher Ungebühr wolle hinreißen lassen.

Als sie miteinander in die Stube traten, sah Gottfried die Annemarie erbleichen und am ganzen Leibe zittern. Der Vater gab seiner Entrüstung und seinem Schmerz Ausdruck. Aber Rebekka legte ihren Arm um seinen Hals und bat mit innigen, rührenden Worten für die Schwester, die schon unglücklich genug sei. Annemarie weinte, und man hörte eine Zeitlang nur ihr Schluchzen.

Der Alte seufzte und schwieg. Nach einer Weile trat Gottfried zu ihm, gab ihm die Hand und sagte: „Erinnert Euch an Euer Versprechen! — Gute Nacht miteinander!"

Er ging mit dem Bewußtsein, daß er, wenn auch nicht wiederholten Klagen und Vorwürfen, doch einem wüsten Auftritt im Hause des Webers vorgebeugt habe.

Mit wahrer innerer Befriedigung erreichte er sein Haus und trat in die Stube, die merkwürdigen Vorfälle der Mutter zu erzählen. Von einem Nachbar war dieser die Hauptsache schon mitgeteilt worden; darum, als sie seiner ansichtig ward, rief sie: „Aber um Gottes willen, Bub, was muß ich von dir hören!"

Gottfried konnte nicht umhin zu lächeln: „Nichts Unrechtes, hoff' ich!"

„Ja, aber Sachen, die kaum zu glauben sind! — Jetzt verzähl' mir nur gleich alles nacheinander, wie's gegangen hat!"

Der Sohn stattete einen Bericht ab, den er unbewußt für das Mutterherz verfaßte. Die Ausrufungen der Alten wollten kein Ende nehmen; sie bestaunte jedes Glied der Kette von Ereignissen extra, verweilte aber mit der größten Zufriedenheit bei der Demütigung des Schorsch, der ihren Sohn — ihren Gottfried habe zum Lügner machen wollen!

Nach einem Schweigen, das hierauf eintrat, sagte der Bursche: „Von der Ammer hab' also doch ich recht gehabt!"

„Ja, leider," entgegnete die Mutter. Und seufzend fügte sie hinzu: „Jetzt ist's aus mit der!"

Gottfried zuckte die Achseln. „Das Mädchen dauert mich," erwiderte er; „sie hätte was Besseres verdient!"

Die Alte stimmte zu; dann versetzte sie: „Da jetzt die Sophie nichts mehr von ihm wissen will, so nimmt vielleicht der Schorsch doch sie noch!"

„Ich trau's ihm nicht zu," erwiderte der Sohn „trotz der Schläge, die er bekommen hat! — Er wird tun, was er muß, wird Gras wachsen lassen über die Geschichte und dann erst recht eine Reiche nehmen!"

Die Alte schwieg nachdenklich. Dann sagte sie: „Vielleicht, daß sogar die Sophie wieder ...“

Gottfried schüttelte heftig den Kopf. „Das ist vorbei,“ entgegnete er, — „die horcht ihm jetzt nicht mehr auf!“

„Aber,“ bemerkte die Alte nach einer Weile, „sie ist grad' auch nicht mehr ganz jung!“

„Glaubst du,“ sagte Gottfried mit einem eigenen Lächeln, „daß die keinen Mann kriegt?“

„Das schon,“ versetzte jene. — Sie sah vor sich hin und schwieg mit einem Ausdruck des Bedauerns.

Der Bursche hatte ausgeredet, — er war müde und ging zu Bette. —

Wenige Tage, und Gottfried lebte weiter, als ob nichts geschehen wäre. Das Gerede der Leute, das ihn anfangs belästigt hatte, verhallte nach und nach, und die Mutter, die ihre Gedanken hatte, ließ ihn mit Erinnerungen und Mahnungen, die ihm unangenehm gewesen wären, in Ruhe.

Nur einen Wortkampf hatte er noch zu bestehen, und dieser ist zu charakteristisch für ihn, als daß ich ihn übergehen dürfte.

Auf der Grenze, welche die Feldung seines Weilers von der des Dorfes schied, trat eines Abends ein in diesem ansässiger „Frommer“ zu ihm, grüßte ihn mit einer eigenen Mischung von Anklage, Selbstgefühl und Spott in dem faltigen Gesicht und sagte: „Nun, Gottfried, du hast dich ja vergangenen Sonntag recht ausgezeichnet im Wirtshause! Hast den Schorsch Hechtfischer geprügelt! — — Du hast dich wahrlich gemacht, seitdem du nicht mehr bei uns bist!“

Der Bursche schaute ihn an. „Gras-Balthes,“ versetzte er, „das ist nicht das Schlechteste, was ich getan hab'!“

Der Fromme lächelte. „Du bist gar noch stolz drauf?“ entgegnete er. „Doch, darüber sollt' ich mich eigentlich nicht wundern, bei einem, der so vom Christentum abgekommen ist wie du!“

Der Bursche sah ihn mit einem Blick des Unmuts

an. „Ich bin nicht vom Christentum abgekommen,“ rief er, „sondern nur von euern Übertreibungen!“

„So!“ erwiderte der Fromme. „Und das ist wohl christlich, daß man einen schlägt und benimmt sich dabei wie ein wildes Tier? Denn so, der Verzählung nach, hast du's gemacht. Wie stimmt das zu dem Gebot, daß man dem, der einen auf die rechte Backe schlägt, die andere darbieten soll?“

Gottfried war durch diese Vorhaltung einen Moment betroffen. Der Fromme lächelte auf eine Weise, die gerade auch nicht sehr christlich war, denn man hätte sie beinahe hämisch nennen können. Die Wahrnehmung davon ärgerte unseren Burschen, und er hatte einen Gedanken.

„Balthes,“ versetzte er, „das ist einer von den Sprüchen, die man nicht immer befolgen kann und nach meiner Ansicht auch nicht überall befolgen soll!“

„Ah!“ rief jener. „Da kann also der Mensch tun, was er will?“

„Das nicht,“ erwiderte Gottfried. „Aber sein Verstand und seine Vernunft sind ihm grad' auch nicht umsonst gegeben, und die soll er anwenden und soll einen Unterschied machen!“

„Da haben wir's,“ rief jener; „die Vernunft!“

„Horch einmal,“ sagte unser Bursche. — „Du hast einen vierzehnjährigen Buben. Wenn dich der nun einmal in der Wut auf den rechten Backen schlagen tät', würdest du ihm auch den linken darbieten?“

Der Fromme war etwas verhofft, rümpfte aber schnell den Mund und versetzte: „Das ist was ganz anderes. Meinen Buben muß ich ziehen, und wenn ihm Schläge gesund sind, dann muß ich sie ihm geben!“

„Das ist wahr,“ entgegnete Gottfried. „Erwachsene Leut' müssen aber auch noch gezogen werden! Auch ihnen sind manchmal Schläge gesund, — und dann kann man sie ihnen gar wohl geben! Wenn man sie tüchtig abstraft, dann gehen sie in sich und werden gebessert. Wenn man sich aber von ihnen schlagen, beschimpfen und mißhandeln läßt, dann werden sie immer frecher und verwildern ganz.“

Nun war die Reihe, ohne Antwort zu sein, an dem Frommen. Indes wußte er sich zu helfen. „Die Auslegung," versetzte er, „ist kommod'! Wenn man nun einen prügelt, kann man sagen: ich hab's getan, um ihn zu bessern!"

„Wenn das wirklich der Grund gewesen ist," erwiderte der Bursche, „dann kann man's wirklich sagen! Aber wenn man einen auch nur durchbläut in der Wut, weil eben seine Frechheit einen rasend gemacht hat, dann kann man sich doch nachher sagen: diese Schläge werden dem da gut tun! — Und das, Freund Balthes, ist der Fall bei mir gewesen! Ich hab' den Schorsch nicht geschlagen, um ihn zu bessern — fällt mir gar nicht ein; aber ihm haben Schläge gehört, und das rechtschaffene, und drum ist's für keinen Hieb schad' als für den, der danebengegangen ist. Die Strafe wird ihm auch sicher eine Witzigung sein und sein Hochmut wird sich legen! Ich hab' zuerst gemeint, ich hätt's zu arg gemacht; aber ich hab' mich bald getröstet und jetzt hab' ich ein ganz gutes Gewissen!"

„Das heißt," sagte der andere, „du hast vortrefflich gehandelt und bist ein musterhafter Mensch, wie's keinen zweiten mehr gibt!"

Dieser Spott war dem Burschen zu stark. „Ich mag sein, was ich will," rief er. „Aber ich bin kein Esel — und kein Tropf auch nicht! — Guten Abend, Gras-Balthes!"

Damit wendete er sich und ging. Der andere stand mit einem Gesicht, welches durch Verlegenheit und Ärger nicht schöner wurde, als es zuvor war.

Abgesehen von diesem kleinen Zusammentreffen lebte unser Bursche in sich, in seinen Gedanken. — Wie stand es aber mit diesen Gedanken? — Auf welches Ziel richteten sie sich? — Erhob sich in seinem Herzen nicht doch wieder die Hoffnung, die Sophie noch zu bekommen? — War nicht ihr Dank und ihr Händedruck und ihr ganzes Benehmen an jenem Kirchweihsonntag für ihn ein gar viel versprechendes Zeichen?

Wenn hoffen heißt, eine bestimmte Hoffnung hegen,

so hoffte er nicht. Nach der einen Täuschung, die ihn so unglücklich gemacht hatte, wollte er keine zweite in sich aufkommen lassen. Sophie hatte gesagt: er habe ihr den größten Gefallen getan und sie werde ihm zeitlebens dafür danken. An diese Worte mußte er sich halten. Offenbar hatte sie ihm damit nichts versprochen, was ihm zur Erneuerung ehemaliger Vorstellungen irgend ein Recht gegeben hätte.

Allein im tiefsten Grund seines Herzens hoffte er doch. Sein Glück, das höchste Glück, das er sich denken konnte, war möglich! Man konnte nicht sagen, daß es ganz und gar unmöglich sei! — Was aber möglich ist, das kann eintreffen trotz allem und allem.

Es war nicht ein gestaltetes Bild des Künftigen, was vor seiner Seele stand, sondern nur ein Schein, ein duftig goldener Schein glänzte vor ihm. Aber aus diesem konnte doch noch ein Bild heraustreten, und einstweilen ließ er sich von ihm das Herz erfreuen.

Mit dem Bewußtsein des Geschehenen und mit dieser unbestimmten Aussicht war der wackere Bursche glücklich. Zufrieden tat er seine Arbeiten in Haus und Feld; am wohlsten ward ihm aber im Wald. Die herbstliche Stille darin harmonierte gar sehr mit seiner Stimmung, und sie war ihm ganz besonders lieb. Der Morgennebel umdampfte ihn und erfrischte ihm Leib und Seele; und wenn er sich dann verzog und die Strahlen der Sonne durchs Laub hereinfielen, wie schön war das! Die Blätter fingen an gelb zu werden — um so heiterer leuchteten sie ihm in die Augen. Und wenn er manchmal auch traurig wurde, so war's eine liebe Traurigkeit. Sie machte ihn teilnehmender für die Tiere, die dem Walde treu geblieben waren: für das Reh, das aus dem Dickicht herbeikam, um an lichter Stelle zu lauschen und Gras zu rupfen; für den Hasen, der plötzlich aufsprang und davonlief; für den Häher, der schreiend über die Wipfel der Bäume flog. Er würdigte alles besser als sonst und schaute die Regungen des Lebens um ihn mit Blicken an, wie sie nur von einem liebevollen Herzen kommen können. In solchen Momenten glaubte er

freilich: so gut wie er's meine, müßten's auch andere meinen mit ihm; — und namentlich eine!

Es ist aber Zeit, daß wir uns nach dieser einen umsehen und einen Blick werfen in die Seelen der beiden Personen, die uns neben Gottfried am meisten interessieren.

Wir müssen zu dem Moment zurückkehren, wo sie uns aus den Augen entschwunden sind.

Nachdem der Rothenbauer, unter vielfach wiederholten Bedauerungen von seiten der Wirtsleute, mit Sophie den Wagen bestiegen und diesen aus dem Hof des Wirtshauses gelenkt hatte, saßen die beiden auf der Heimfahrt eine Zeitlang schweigend nebeneinander. Dann begann der Alte zu seufzen, zu murren und endlich artikulierte Laute von sich zu geben. „Wer hätte geglaubt," rief er, „daß dieser Hechtfischer so einer wäre! Ein so verfluchter Kujon! — — Aber die Weberstochter ist auch eine freche Person!"

„Das find' ich gar nicht," widersprach Sophie. „Ich kann mich ganz gut in sie hineindenken und ihr durchaus nicht unrecht geben!"

„Das tut unter Hunderten eine!" rief der Alte. „Gegen so einen Menschen!"

„Du weißt nicht, wie's angegangen ist," entgegnete die Tochter. „Ich hätt's grad' so gemacht unter diesen Umständen! — Die Annemarie ist eben kein gewöhnliches Mädchen! Sie hält was auf sich, und sie hat recht; denn sie ist die schönste Person, die mir noch vorgekommen ist. Sein Benehmen hat sie wütend gemacht, und sie hat gedacht: bieg's oder brech's! — Und doch hat sie ihn noch immer gern! — Wenn in dem Menschen noch ein Funken von Ehr' ist, dann nimmt er sie jetzt zum Weib!"

„Was fällt dir ein!" rief der Alte. „Da würde er schön ankommen bei der Weilerbäuerin! Die tät' ihm den Hals umdrehen!" — Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich muß sagen, ich ärger' mich über den Menschen! Ganz verflucht! — Aber," setzte er mit halb humoristischem

Ausdruck hinzu, „er hat auch Unglück! — Er trifft auf lauter B'sondre!"

Die Sophie zuckte die Achsel. „Sein Unglück ist mein Glück!" erwiderte sie.

„Vom Glück," versetzte der Alte, „merk' ich grad' noch nicht viel. In der Leute Mäuler kommen wir, und Schande haben wir —"

„Mögen sie schwätzen!" rief die Tochter. „Ich für meine Person mach' mir gar nichts daraus! — Wer sich was vorzuwerfen hat, der mag sich schämen!"

Der Alte gab seinem Handgaul einen tüchtigen Hieb, daß der hübsche, leichte Wagen rasch über das Sträßchen hinging. Dann schaute er das Mädchen an und sagte: „Du siehst aus, als ob dir in deinem Leben nichts Besseres widerfahren wäre'!"

„Das ist auch so!" versetzte die Tochter. „Von einem so leichtsinnigen und falschen Menschen noch rechtzeitig loszukommen, ist das größte Glück für ein ordentliches Mädchen!"

Der Alte schwieg. Dann erwiderte er: „Freue dich, wenn du willst; das kann ich dir nicht wehren. Aber bild' dir nur nichts ein, das sag' ich dir! — Du hast dich benommen bei der G'schicht — ich will nur hoffen, daß man's in dem Wirrwarr nicht bemerkt hat! Was muß der Mensch sich denken? Helfen tut's dir aber nichts — darauf kannst du dich verlassen!"

„Was red'st du da!" erwiderte Sophie. „Ich bild' mir gar nichts ein! — Ich freu' mich nur, daß es so einen Menschen, wie den Gottfried, auf der Welt gibt! — und das, lieber Vater, kannst du mir nicht verbieten!"

Der Alte ließ beide Rosse die Geißel kosten. Der Wagen flog auf dem endlich ebenen Weg dahin, und bald rollte er die Gasse des Dorfes hinunter. Ein tiefer Seufzer ging aus der Kehle des Bauern. „Ich will ein schlechter Kerl sein," rief er, „wenn ich mich nicht fürchte vor den nächsten Tagen!" —

Daß der höchst ungewöhnliche Vorfall sehr bald im Dorfe bekannt sein würde, ließ sich freilich denken. In

der Tat wurde er noch an demselben Abend im Wirtshause von einem Augenzeugen zum besten gegeben. Am anderen Morgen kamen die nah Befreundeten zum Rothenbauer, um ihr Bedauern auszusprechen; unter anderen der alte Frick. Die Miene desselben drückte eine Zufriedenheit aus, wie sie den Menschen in dieser Welt selten vergönnt ist. „Es tut mir leid um dich," sagte er zum Vater, „das wirst du mir glauben; — aber dem Schorsch, dem vergönn' ich's! 's ist doch ein rasend unverschämter Kerl! — Und das Ansehen, das er sich immer gegeben hat, als ob ihm die ganze Welt gehörte! — Jetzt ist ihm der Stachel ab! — Hoffentlich," setzte er nach einer Weile halb fragend hinzu, „wirst du ihm in keinem Fall deine Tochter mehr geben?"

„Wo denkst du hin!" entgegnete der Rothenbauer unmutig. — „Es ist möglich, daß der Schlome nochmal kommt —"

„Den tät' ich —!" Er machte eine Bewegung mit den Armen.

„Wird wohl nicht nötig sein," versetzte jener mit einer Art von Lächeln. „Ich glaub', er traut sich schon so nimmer her!"

Was die Sophie betraf, so erschien sie den Leuten nicht wohl begreiflich. Nach allgemeiner Meinung war's doch ein Unglück — etwas sehr Fatales, was sie betroffen hatte. Man kam also mit einer großen Fülle von Mitleid zu ihr, um es in den schicklichsten Redensarten anzubringen; bald aber sah man, daß es gar nicht am Platze war. „Du nimmst's aber leicht!" rief die alte Bäuerin, die wir von der Sichelhenke her kennen. „Das ist ja zum Erstaunen!"

„O, liebe Base," erwiderte das Mädchen, „ich lass' das Vergnügen, das ich hab', gar nicht einmal heraus!"

Die Alte schüttelte den Kopf. „Es ist wahr, es ist ein g'ringsinniger Mensch! Aber so einen schönen und geschickten Bursch lassen zu müssen —"

Die Sophie, mit aller Grausamkeit des Weibes, entgegnete: „Ach — ich hab' den schönen und geschickten

Bursch in einem Zustand gesehen, daß mir alle Lust vergangen ist! — Und," fuhr sie fort, indem sie ihrem Gesicht einen strengen Ausdruck gab, „wie schändlich hat er sich heraushelfen wollen durch eine Lüge über die Annemarie und den Gottfried!"

„Das ist freilich nicht schön gewesen," versetzte die Alte, indem sie ihr Gesicht in bedenkliche Falten zog. „Aber was tut man nicht in der Verzweiflung?"

„Ein ordentlicher Mensch," entgegnete Sophie, „tut das auch in der Verzweiflung nicht! — Aber freilich, ein ordentlicher Mensch kommt schon gar nicht in so eine Verzweiflung!"

„Nun," sagte hierauf die Base fast ärgerlich, „dann muß ich dir halt gratulieren zu dem Handel!"

„Das könnt Ihr auch, Base," rief das Mädchen. „Recht gut! Ich nehm's an!"

Nachdem einige Tage verflossen waren, ließ man auch diese Familie in Ruhe. Vater und Tochter gingen ihren Geschäften nach, vermieden beide über die Sache zu reden und lebten in äußerer Eintracht. Sophie zeigte den Leuten eine Miene stiller Zufriedenheit, an die man sich endlich gewöhnte.

Schlome kam nicht. — Die Weilerbäuerin und ihr Sohn mußten begriffen haben, daß für sie nichts mehr zu hoffen sei.

In der zweiten Woche traf der Rothenbauer mit dem Juden zufällig zusammen in Nördlingen. Beide sahen sich etwas überrascht an. Der Bauer hatte aber eine Maß Augsburger getrunken, er war in Laune und rief daher mit einem sarkastischen Blick: „Nun, Schlome, warum kommt Ihr denn gar nicht mehr zu mir?"

Der Jude zuckte die Achsel. „Warum sollt' ich kommen?" rief er. „Der Handel ist verspielt."

„Ja ja," entgegnete der Bauer mit der Miene eines Anklägers, — „da habt Ihr mir einen saubern Schwiegersohn geben wollen!"

„Saubern Schwiegersohn?" erwiderte Schlome, indem er die dicken Lippen geringschätzig verzog. „Wenn die dumme Geschichte nicht passiert wär', dann wär's noch so!

Der Schorsch hätt' können eine Liebschaft haben und 's Mädle hätt' können in den Umständen sein und man hätt's wissen können — 's hätt' nichts geschadet! Gott im Himmel, das kommt wohl nicht vor? Man weiß es, aber man kann's nicht beweisen! Und was man nicht beweisen kann, das kann der andere leugnen, und 's ist so gut, als ob's gar nicht wär'. — Nun kommt aber auf einmal der Skandal! — und man kann's nicht mehr leugnen! Und nun ist's grad', als ob die Sache, die doch schon vorher passiert war, erst jetzt passierte. Und was vorher für die Leut' ein kleiner Spaß gewesen wär', das ist jetzt auf einmal ein großes Verbrechen! — Rothenbauer, laßt mich aus! Reden wir nicht von dem Handel! 's ist ein Unglück gewesen! Aber das Unglück hat den Handel verdorben — das ist eben das Unglück!"

Der Bauer, dem diese Art, die Sache anzusehen, gar nicht gegen den Mann war, antwortete mit einem unwillkürlichen Schmunzeln. Dann sagte er: „Ich hab' mich ein bißchen gewundert, daß man gar keinen Versuch mehr bei uns gemacht hat!"

Der Jude wurde ernsthaft. „Rothenbauer," erwiderte er: „Eure Sophie ist nicht allein stolz, ander' Leut' sind's auch! Die Weilerbäuerin hat Geisa', die bettelt nicht um eine Frau für ihren Schorsch! Wie ich den anderen Tag gekommen bin, hat sie gesagt: Schlome, jetzt können wir uns nach was anderem umsehen! Ja, hab' ich gesagt, das können wir! Die Geschicht' ist aus! Wenn sich der Rothenbauer vielleicht noch bereden ließ', die Sophie tät' kratzen und beißen! Soll ich in der Erd' versinken, Weilerbäuerin, hab' ich gesagt, wenn ich mir mit einer solchen Kommission noch einmal ins Haus traut'!"

Der Rothenbauer konnte sich nicht enthalten, über diese Anerkennung seiner Tochter Vergnügen an den Tag zu legen. — Nach kurzem Schweigen sagte er: „Ihr seid wieder viel auf dem Weilerbauershof, wie ich höre! — Ist schon wieder was im Werk?"

Der Jude wiegte den Kopf. „'s gibt Geschäfte!" erwiderte er.

„Und wie steht's mit der Weberstochter?" fragte jener nach einer Weile. „Ist die still jetzt?"

„Die Weberstochter," versetzte Schlome mit dem Grinsen desperaten Humors, „kommt gleich nach Eurer Sophie! Die Weilerbäuerin (warum soll ich's nicht sagen?) hat mich geschickt zu ihr, die Sache mit ihr abzumachen auf eine gütliche Manier. Daß sie mir nicht die Augen ausgekratzt hat, ist alles gewesen! Der alte Weber, sein Lebtag ein guter Stoffel, hat mir Grobheiten gemacht, und die andere Tochter, sonst ein stilles Mädchen, ist auf mich losgefahren wie ein kleiner Teufel. Sie wollen nichts von dem Menschen — sie brauchen nichts' — Rothenbauer, mir kommt's manchmal vor, als ob sich die Welt umgedreht hätt'! Ein Stolz ist in die Leute gefahren — man kennt sich gar nicht mehr aus! — Nu? Ich hab' geschwiegen; denn wenn ich hätt' weiter gered't, hätten sie mich wahrlich miteinander aus dem Hause nausgeschmissen! Wenn der Schorsch das Mädle jetzt heiraten wollt', ich glaub', er müßt' fußfällig bitten drum! Hat sie nicht geschrien: ‚Ich hab' ihn bedauert — ich hab' mir Vorwürf' gemacht — und zum Dank für meine Lieb' will er mich jetzt abzahlen? 's ist ein schlechter Mensch, und er verdient, daß man's ihm noch viel ärger macht, als es ihm der Gottfried gemacht hat!' — Guter Gott," fuhr der Jude nach kurzem Innehalten fort, „und doch ist der Schorsch ganz unschuldig dran! Den Auftrag hab' ich von der Weilerbäuerin gehabt! Der junge Mensch ist vollständig geknickt und schämt sich den ganzen Tag. — Hätt' man geglaubt, daß man für den müßt' sorgen und herumsuchen nach einer Frau für ihn?"

„Nun," versetzte der Bauer, „Ihr werdet ihm schon die rechte noch finden!"

„'s wär' not!" entgegnete Schlome, — „damit ich auch zu meinem Profit komm'! Bin ich da herumgelaufen in der verfluchten Geschicht' — ich hätt' hundert Louisdor verdienen können in der Zeit! Und was hab' ich gekriegt bis jetzt? Daß ich keine Schläge gekriegt hab', ist ein großes Glück gewesen!"

Der Bauer, mit behaglichem Spötteln, sagte: „Das kommt alles miteinander, wenn der Handel g'ratet!“

„Wird was kommen!“ antwortete der Jude verächtlich. „Sieht aus danach!“ Er schwieg und dachte bei sich: „Stock von einem Bauern, hast du mir was gegeben?“ Dann mit einer Miene, die mehr zu seinen stillen Gedanken paßte, sagte er: „Behüt Euch Gott, Rothenbauer!“

Er ging. Der Bauer sah ihm erheitert nach. Endlich, die Seele seinem Interesse zuwendend, sagte er zu sich: „Ich fang' an zu merken, daß meine Sophie einen guten ‚Riecher‘ gehabt hat!“

Wochen gingen vorüber, ohne daß etwas für unsere Geschichte Bemerkenswertes vorgefallen wäre. Die letzten Gespräche über den Auftritt beim Sonnenwirt und seine Folgen waren verhallt, und der Anteil der Leute hatte sich schon wieder einigen anderen Geschehnissen zugewendet, die den Vorzug hatten, daß sie neu waren. — Da geschah plötzlich etwas, das die Gegend in den größten Rumor versetzte!

Man hörte — und man hörte für gewiß: die Weilerbäuerin hat ihren Hof verkauft!

Sämtliche Dörfer in der Runde wurden in das größte Erstaunen versetzt. — Wie kam sie dazu? rief man. Wie kann man ein so prächtiges Gut verkaufen, wenn man zwei Söhne hat? Und ist nicht der Hof dem Jüngsten versprochen gewesen? In jetziger Zeit verkaufen! Ein Gut, auf dem seit uralten Zeiten die Hechtfischer gewesen sind! Was fällt dem Weib ein?

Einige Tage später zirkulierten Antworten auf diese Fragen. Man hatte verkaufen müssen! Die Weilerbäuerin hat Schulden gehabt — viel mehr, als man wußte! Wenn der Schorsch eine Reiche gekriegt hätte, dann hätte man sich helfen können; aber ohne sehr viel Geld ist's nicht mehr gegangen, und die Frau kann von Glück sagen, daß sie noch einen so guten Käufer gefunden hat.

Aber — fragte man jetzt — wie konnten die Leute so herunterkommen? Hatte der verstorbene Weilerbauer nicht angefangen ohne alle Schulden? Hatte er nicht sein

Geschäft verstanden und neben den schlechten Jahren doch auch gute gehabt? Hatte nicht der Schorsch etwas von ihm gelernt und die Felder im Stand gehalten, daß man kaum bessere sehen konnte?

Auch diese Fragen fanden ihre Erledigung. Die Familie Hechtfischer hat immer besser gelebt, als Bauern leben dürfen, auch auf dem besten Gut. Ein guter Bauer sein tut's nicht, man muß auch ein guter Rechner sein. Die Weilerbauersleute haben sich viel zu viel vergönnt im Essen, Trinken, Kleiderpracht und Vornehmtun! Der alte Weilerbauer hat dabei noch eine andere Liebhaberei gehabt, die auf den Schorsch übergegangen ist. Dann hat sich die Witwe bei der Verheiratung ihrer Tochter an den Assessor viel mehr angestrengt, als nötig war — und so ist alles überspannt worden, bis es endlich geplatzt ist. Man hat nicht wissen lassen wollen, wie's steht, hat heimlich Geld aufgenommen gegen hohe Zinsen — das hat dem Faß den Boden ausgeschlagen!

So sagte man sich. Und gelegentlich fügte man hinzu: Dem Assessor wird's lieb sein, daß er versetzt worden ist ans andere Ende des Königreichs! Denn wenn er auch was hat, er braucht's für sich und seine Familie, und auf dem Hofe hat er die Leute nicht halten können!

Was an diesen Worten richtig, falsch oder halb richtig war, brauchen wir nicht näher zu untersuchen. Der Verkauf war eine Tatsache. Im November zog der neue Weilerbauer auf; der jüngere Hechtfischer ging in Dienst zu einem Freund, die Witwe und Schorsch nahmen eine kleine Zinswohnung in Nördlingen.

Als diese letzten Nachrichten zum Rothenbauer gelangten, waren Vater und Tochter infolge eines eingetretenen Trauerfalles ohnehin in betrübter Stimmung. Die Stadtmüllerin im nahen Frankenland war kurze Zeit vorher gestorben; Sophie hatte der Beerdigung beigewohnt und sich erst tags zuvor wieder im elterlichen Hause eingefunden. Ihre Erzählung von der Krankheit der Base und dem ehrenvollen Leichenbegängnis erweichte dem Alten das Herz, — und die Meldung von den letzten Schicksalen der Weilerbauers-

leute machte einen um so tieferen Eindruck auf ihn. Ein Sturz, wie ihn die Bäuerin erfahren, die zu den angesehensten im Ries gehört hatte, war etwas ganz Außerordentliches — er mußte die Phantasie des Gleichstehenden erschrecken! Dem Sohn dieser Frau, die von einem der größten und besten Höfe in die Stadt zog, um hier vielleicht einen kleinen Kram anzufangen, hatte er seine Tochter geben wollen! Und ohne einen reinen Zufall, der dazwischenkam, wäre sie jetzt sein Weib! — „Das ist ja über alle Begriffe!" rief er aus. „Eine solche Familie! So heruntergekommen! — Wie müssen die Leute gehaust haben? — Es ist entsetzlich!"

Die Tochter nickte mit ernster und vielsagender Miene. „Sie sind selber dran schuld," erwiderte sie, „nach allem, was man hört. Aber daß sie von ihrem Hof in ein Zinshaus müssen, das ist doch sehr hart, und ich bedauere sie von Herzen."

Der Alte hatte vor sich hingesehen. „Die Burg-Ammer," rief er mit tiefem Ernst, „hat uns einen großen Gefallen getan!"

Sophie konnte nicht umhin, dem Vater mit einem ernsten Lächeln zu antworten. Dann sagte sie: „Das Mädchen verdiente, daß wir auch ihr einen Gefallen tun! — Wenn die Weilerbäuerin nur so viel davongebracht hätte, daß der Schorsch sie noch heiraten könnte, dann gäb's jetzt eine Gelegenheit! — Du könntest dem Paar unter die Arme greifen!"

Der Alte betrachtete sie verwundert. „Du hast doch Einfälle wie keine andere," versetzte er. — „Lassen wir die Leute zuerst für sich selber sorgen!"

Sophie schwieg. Dann sagte sie mit Ernst: „Du hast recht, Vater! Lassen wir sie sorgen, und sorgen wir für uns! — Jedes weiß am besten, was es zu tun hat."

Beide schwiegen. Der Alte machte ein Gesicht, als ob er etwas auf dem Herzen hätte, was er aber jetzt nicht sagen wollte. Er nickte wie einer, der sich etwas vornimmt oder einen Vorsatz erneuert. Dann erhob er sich und verließ die Stube.

Die Tochter stand in Gedanken; — ihr Auge blickte sorgenvoll.

Auch sie hatte etwas auf dem Herzen, wofür sich ihr jetzt noch keine Worte boten. Was aber sie zu tun gedachte, das mochte mit den Gedanken des Vaters im geraden Widerspruch stehen.

Sie war zu einem Entschluß gekommen! — Sie heiratete keinen anderen als den Gottfried! — Das war ausgemacht; — die Frage war aber, wie sie es bei dem Vater durchsetzen könnte!

Im stillen, unter wiederholten, ernsten Erwägungen war ihr Vorhaben gereift.

Sie sagte sich: „Er hat mich lieb gehabt von Kindheit an, und jetzt, das weiß ich, geh' ich ihm über alles. Bei ihm bin ich sicher, daß er mich selber gern hat und nicht meinen Hof; daß er mich um meinetwillen nimmt, und nicht weil ich die Tochter des Rothenbauers bin. Und er hängt an mir und denkt an keine andere! Wenn ich ihn hab', dann gehört er mir — darüber brauch' ich keinen Augenblick in Sorgen zu sein! — Er kennt kein größeres Glück, als mich zum Weib zu haben, — und kann's etwas Schöneres geben für mich? Darauf allein kommt's an — alles andere ist nichts dagegen!"

Dieses andere trat ihr jetzt nur vor die Seele, um ihr eine Pflicht ans Herz zu legen. „Er kann nicht selber zu mir kommen!" sagte sie. „Jetzt am allerwenigsten! Was der Vater ihm für eine Antwort geben würde, das weiß er im voraus — und daß er unter diesen Umständen um mich anhält, das leidet sein Charakter nicht! Ich muß es also selber durchsetzen! — Es ist freilich die verkehrte Welt, daß das Mädchen sich nach dem Bursch umtut; aber in dem Fall geht's nun einmal nicht anders — und es muß geschehen!"

Der Tod der Verwandten, die ihr eine treue Freundin und hochgeschätzte Lehrerin gewesen, und die Gedanken, die bei der Leichenfeier in ihr erstanden, trugen dazu bei, sie das Wagnis beschließen zu lassen. In dem ernsten Moment der Bestattung eines lieben Verstorbenen richtet

sich der Geist auf die wesentlichen Güter des Lebens, und die irdischen sinken im Preise. Wer schon auf dem Wege dazu ist, für jene etwas zu unternehmen, der wird durch das, was sein Herz in solchen Augenblicken empfindet, nur darin bestärkt werden.

Nachdem sie schon mit dem festen Entschluß heimgekehrt war, ließen die Ausgänge der einst reich gewesenen Familie sie noch dazu wieder erkennen, daß es auch zum gesicherten Wohlsein in der Welt nicht so sehr auf den Besitz ankommt als auf den Menschen! — Sie konnte nicht mehr zaudern!

Allein, wie sollte die Tochter mit dem Vater sprechen? Wie sollte sie ihre Gründe vorbringen? — Denn es war ja nicht genug, seinen Zorn auszuhalten — er mußte gewonnen, überzeugt werden. Und wie sollte sie das möglich machen?

Sie glaubte bei Gelegenheit Reden hinwerfen zu müssen, an die sich das entscheidende Gespräch anknüpfen könnte.

Wie geschickt sie das in den nächsten Tagen aber angeben mochte, es fruchtete nichts. Der Alte merkte, wo sie hinaus wollte, widersprach sogleich und brach mürrisch ab.

Sie mußte sich entschließen, es ihm gerade herauszusagen. Wandte er ein, was er mochte, schalt er, tobte er — sie hielt aus, brachte alles vor, was sie auf dem Herzen hatte, und endlich, endlich mußte er nachgeben! — Ein Schauer wandelte sie an bei der Vorstellung des Auftritts, den es geben könnte! — Aber es half nichts — es mußte gewagt werden. Sie mußte den Mann, den sie gern hatte, sich erobern — so stand die Sache!

Bei der nächsten Gelegenheit, wo sie mit dem Vater im Kanzley war, sagte sie: „Es ist gut, daß wir allein sind — ich hab' mit dir etwas zu reden!"

Der Alte betrachtete sie, indem seine Züge einen argwöhnischen Ausdruck annahmen. „Soll mir lieb sein, wenn es was Gescheites ist," versetzte er ironisch.

„Ich mein' wohl," erwiderte die Tochter, in ihrer Bewegung sich ermutigend. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Du hast selber gesagt, es sei Zeit jetzt, daß ich heirate!"

„Das ist nichts Neues,“ antwortete der Vater. „Ich glaub', darüber brauchen wir uns nicht zu streiten!“

„Ich will dir jetzt auch nur sagen,“ versetzte das Mädchen nach einem Moment, „daß ich dazu entschlossen bin.“

„Sieh, sieh,“ erwiderte der Alte. — „Zuerst müssen wir aber doch einen haben, den wir heiraten können?“ fuhr er spöttisch fort.

„Ich hab' einen!“ sagte die Tochter.

„Was!“ fuhr jener auf, indem sein Gesicht rotbraun wurde; „du hast einen? — Was wird das für einer sein? — Willst du mir wieder kommen mit dem —“

„Vater,“ fiel die Tochter mit bittender, dringender Stimme ein, „schimpf nicht und hör mich an! Siehst du, ich hab's überlegt, ganz ernsthaft überlegt, und ich sag' dir: ich kann keinen andern heiraten als den Gottfried!“

Der Alte, obwohl er dieses Geständnis hatte kommen sehen, stieß einen Laut grimmigen Zornes aus und stampfte mit dem Fuß. — Er bezwang sich indes und fragte äußerlich ruhig, ob auch innerlich bebend: „Warum kannst du's nicht?“

„Weil ich zu keinem andern das Vertrauen haben kann,“ rief Sophie, „wie zu ihm! Weil ich weiß, daß ich mit keinem andern so gut hausen und so glücklich leben werde —“

„Das ist eine Einbildung, eine unsinnige Einbildung!“ rief der Bauer. „Nun,“ fuhr er schneidend fort, „ich hab's auch überlegt; — und ich sag' dir: ich tu's nicht!“

Sophie zitterte. „Und weswegen nicht?“ fragte sie.

„Die Frag' ist lächerlich,“ erwiderte der Bauer.

„Es wär' mir aber doch lieb,“ entgegnete die Tochter, „wenn ich eine Antwort drauf bekäm'!“

„Ich will für mein einziges Kind einen Mann haben, der uns Ehre macht!“ rief der Alte.

Die Sophie, mit einem vorwurfsvollen Blick, nickte. „Der Gottfried,“ erwiderte sie, „macht uns also keine Ehre?“

„Nein!“

„Was hat er denn Schimpfliches an sich?“

„Er mag ein ganz wackrer Bursch sein,“ entgegnete der Bauer geringschätzig. „Aber er paßt nicht zu uns! In gar keiner Art!“

Das Mädchen stand aufgeregt. „Der Gottfried,“ rief sie, „ist der bravste Mensch, den ich kenn'! Er ist geschickt und gescheit! Er ist ein rechtes Mannsbild; und wie gutmütig er sein mag, wo's drauf ankommt, da läßt er sich nichts gefallen! Und wenn sein Gesicht nicht so schön ist wie manches andere — was aus dem Gesicht rausschaut, das macht's mir zehntausendmal lieber als die schönsten! Was fehlt ihm also? Nichts als das, was wir im Überfluß haben — das miserable Geld!“

Der Alte, von der Leidenschaft seiner Tochter betroffen, starrte sie an. Gleich aber faßte er sich wieder zur Strenge und versetzte: „Es ist nicht das Geld allein, was ihm fehlt! Er ist kein Bauer, und verwandt mit lauter kleinen Leuten — mit Bettelvolk! Wir kämen da in eine Sippschaft hinein, daß Gott erbarm'! Unsere Freunde, die immer Respekt gehabt haben vor uns, würden zischeln und sticheln und spotten — — ich traute mir nimmer unter die Leute!“

„So,“ rief die Tochter. „Also weil irgend ein Vetter oder eine Base spöttisch tun könnt' und uns auslachen und ärgern wollen oder fremd tun gegen uns, deswegen sollten wir nicht tun, was wir für unser größtes Glück ansehen? Können wir so eine Person nicht wieder auslachen? Mit tausendmal mehr Recht als sie uns! — Oder weil einmal einer zu dir sagen könnt' ‚Vetter Rothenbauer‘, von dem du's nicht gerne hörtest? — Wär' das ein Unglück? Geschieht das nicht ohnehin? Kommen reiche Leute nicht herunter? Haben wir jetzt nicht einen Vetter Hechtfischer, der uns grad' auch nicht die größte Ehre macht? Und könnt' nicht unser nächster Verwandter einen schlechten Streich machen, daß wir uns schämen müssen für ihn? — Geh! Das sind keine Gründe! Deswegen einen nicht zum Manne nehmen, der einem der liebste ist und den für seine Person alle Leute schätzen und gern haben und loben, das wär' — erbärmlich!“

„Was ist das für eine Sprache?“ rief der Alte mit ernstlich drohender Miene.

„Du bringst mich ja dazu,“ entgegnete das Mädchen, welcher das letzte Wort leid zu tun schien, — „du läßt mir ja nichts andres übrig! — Ach,“ fuhr sie nach kurzem Innehalten fort, „bilden wir uns doch nicht so viel ein! Glauben wir doch nicht, daß wir besser sind als andere! Mit diesem Vornehmtun geht's überhaupt zu Ende! Die Welt wird anders, und die Menschen werden gescheiter!“

Der Bauer lächelte verächtlich. „Das sag du einem andern als mir,“ entgegnete er. „Ich kenn' die Welt und weiß, worauf die Menschen sehen! Das Leben währt lang', und wir müssen mit den Leuten umgehen, und wie sich die gegen uns benehmen, das ist durchaus keine Kleinigkeit! Ob man dich mit Respekt behandelt oder ob man dich über die Achsel ansieht, das ist ein ungeheurer Unterschied! Kein Mensch ist glücklich, sag' ich, der den Respekt verliert bei seinesgleichen; und drum hat man noch immer gesehen, daß nur die Ehen gut ausgefallen sind, wo gleich und gleich zusammengekommen ist!“

Die Tochter schaute den Alten mit einem eigenen Blick an. „Nun,“ versetzte sie, „das ist ja grad' hier der Fall — in der Hauptsach'! Der Schorsch und ich, wir sind nicht gleich und gleich gewesen! Aber der Gottfried und ich, wir sind gleich und gleich!“

„Da haben wir's!“ rief jener mit dem Ausdruck desperaten Ärgers. Das hast du mit nach Hause gebracht — die verkehrte Welt! Wenn ich das gewußt hätt', daß du in der Stadt solche Dinge lernst, ich hätt' mir lieber den Daumen abgehackt, als dich dahin getan!“

„Das sind keine schlechten Sachen, Vater,“ erwiderte Sophie. „Ein bißchen anders dürfen wir's jetzt schon machen, als es bis jetzt der Brauch gewesen ist — und das dürfen wir schon lernen! In alle Ewigkeit kann's doch nicht so fortgehen, wie es bis jetzt gegangen ist! — Siehst du, dem Gottfried fehlt nichts, gar nichts, als daß er wenig Vermögen hat. Dafür haben wir um so mehr! Wenn wir zusammenkommen, haben wir doch noch über-

fluß miteinander — und wo der ist, da fehlt auch der Respekt nicht! Ich glaub', daß sogar die Dummen nicht das Herz haben, das Maul zu verziehen gegen uns; — die Gescheiten tun's ohnehin nicht! Und jetzt steht die Sache so: wenn jemals in der Welt Leute glücklich miteinander sein konnten, so können wir's!"

Der Bauer zuckte geringschätzig die Achseln. „Auf das Glücklichsein allein kommt's gar nicht an," entgegnete er. „Wer den rechten Geist hat, der denkt an die Zukunft, und wie die Familie in die Höhe gebracht wird. Vorwärts kommen muß man und hinauf muß man kommen, und dazu kann man nie genug Vermögen haben! — Es gibt Bauernsöhne im Ries, die nicht viel weniger kriegen wie du! Ich darf nur wollen, und ich hab' so einen zum Schwiegersohn!"

„Vater," entgegnete die Tochter mit großem Ernst, „ich hab' dir nachgegeben, wie dir der Schorsch noch als der Beste vorgekommen ist, obwohl ich den Gottfried schon im Herzen getragen hab'. Ich hab's ungern getan, sehr ungern; aber ich hab's getan um deinetwillen. Jetzt, nachdem ich von dem Menschen erlöst bin, mußt du auch etwas tun um meinetwillen! Der Gottfried ist mir der liebste von allen, die ich kenn'; er ist auch derjenige, mit dem ich am meisten vorwärtskommen werde; denn wie viel auf das Vermögen ankommt, auf den Mann kommt immer noch mehr an, und das Wichtigste ist, daß man gut und vergnügt zusammen haust! Was der Gottfried nicht haben soll, das sind lauter Einbildungen! Das mußt du selber zugeben! — Ja, Vater — wenn du ehrlich sein willst, so kannst du jetzt gar nichts mehr dagegen sagen!"

„Was," rief der Alte, der allerdings neue Gründe nicht mehr vorzubringen hatte, — „ich kann nichts mehr sagen? Ich kann die Hauptsach' sagen, du einfaltiges Ding, du! Und ich sag' dir jetzt: all dein Reden hilft dir nichts; — ich tu's nicht und damit basta!"

Nochmal sah er sie mit einem Gesicht voll zornigen Widerspruchs an; dann ging er aus dem Kanzley, aus der Stube hinaus und schlug die Tür heftig hinter sich zu.

Die Tochter schaute ihm nach. Tiefer Ernst, aber zugleich ein Schein des Trostes beseelte ihre Züge, und die Augen hatten einen feuchten Glanz. „Das ist leichter gegangen, als ich gedacht hab'!“ rief sie aufatmend. „Etwas ist gewonnen, das Eis ist gebrochen — und ich hab' Hoffnung, daß ich endlich recht bekomm'! — Ich weiß es,“ fuhr sie fort, — „was ich will, ist das Beste für uns alle! Der Gottfried ist auch der beste Schwiegersohn für den Vater — und das hält meinen Mut aufrecht; das gibt mir die Zuversicht, daß noch alles gehen wird, wie's gehen soll!“

Mit Fug nahm sie an, daß der Vater gegen sie nicht auf die Länge werde standhalten können. Denn wenn jemand nicht die Gründe hat, die, wie die Sachen liegen, entscheidend sind, dann muß er, um ferner zu widerstehen, böse sein oder starrsinnig um jeden Preis. Der Rothenbauer gehörte aber im Grunde zu den guten Menschen, und er war der Beredung, der Begütigung fähig. — —

Man hat schon öfter wahrgenommen, daß unter Umständen, wo einmal etwas geschehen soll, auch das Schicksal, das Glück, mit einer fördernden Hand eingreift. Es scheint, als hätte diese Macht dem Zweck eines Menschen ihren Beifall geschenkt und sie entschlösse sich zu einer Hilfe, womit er ihn rascher und besser erreicht. — Wie dem sei, etwas Ähnliches ereignete sich auch hier.

Zwei Tage waren vergangen, in denen Sophie schweigend, ergeben, aber trostvoll ihre Hausarbeiten verrichtet hatte. Am dritten wurde in den Rothenbauerhof ein großes Schreiben gebracht. Es war an die Tochter gerichtet und enthielt die Meldung: daß die Stadtmüllerin, die ohne Leibeserben gestorben war, ihr zweitausendfünfhundert Gulden vermacht habe!

Das Mädchen war fast erschrocken, als sie es las. Dann in Rührung sich fassend, rief sie: „Die gute Frau! Sie hat mich so gern gehabt — und noch etwas für mich tun müssen!“

Der Alte fühlte sogleich, daß dies eigentlich ein Schlag war, der gegen ihn geführt wurde; daher machte er ein

sehr kurioses Gesicht. „Ei, ei, ei," rief er, „das ist ja ein unerwartetes Glück! — Die Frau hat zwar ein bedeutendes Vermögen gehabt; aber nähere Verwandte und solche, die's am Ende mehr brauchen als wir! — Sonderbar! Sonderbar!"

Die wettergebräunten Züge drückten einen Ernst aus, als ob dieser Vermögenszuwachs seine großen Bedenken hätte. Indessen, fünfundzwanzighundert Gulden, auch wenn sie nicht blank auf dem Tische liegen, strahlen immer eine Helle in das Menschenherz; und so klärte die Miene des Alten sich allmählich wieder auf.

„Nun bist du eine Kapitalistin!" sagte er mit einer Art von Humor.

Die Tochter lächelte. „Geht wohl an," erwiderte sie.

Der Vater betrachtete sie. „Ich meine fast," rief er, „ich könnt' jetzt deine Gedanken erraten!"

Das Mädchen sah aus, als ob sie die seinen erriete, und erwiderte: „Da möcht' ich doch zweifeln!"

„Du denkst: jetzt hab' ich etwas für mich und damit kann ich tun, was ich will! — Jetzt kann ich heiraten mit *meinem* Geld!"

„Nein, Vater," entgegnete Sophie rasch, mit Herzlichkeit. „Das denk' ich nicht. — Und das tät' ich auch nicht! — Um keinen Preis!"

Der Alte sah die Tochter an, und fast überkam ihn eine Rührung. „Man kann euch nicht trauen!" brummte er.

„Nein, Vater," wiederholte das Mädchen, „ich heirate nur mit *deinem* Willen! — Ich warte," fuhr sie fort, indem sie schmeichelnd seine Hände faßte, „bis du deine Zustimmung gibst!"

„Da kannst du lange warten!" rief der Alte.

„Vater," erwiderte sie, „sträub' dich nicht länger! Siehst du, es geht nicht anders! Ich hab' mir das so in den Kopf hineingenommen, daß ich nicht leben kann ohne den Gottfried! Soll denn immer nur der Stand und das Geld recht haben in der Welt — soll denn die Hauptsach' gar nichts bedeuten? Ich kenne keinen Menschen,

auf den man sich mehr verlassen kann wie auf den Gottfried, — und du auch nicht! Wenn der ein reicher Bauernsohn wär', wie lieb wär' er dir! Und so soll er's nicht sein? Schon vorher hat er aber bei uns gar nicht mehr zu haben gebraucht, als er hat — und jetzt," setzte sie mit einem Lächeln hinzu, „hab' ich sogar noch eine Erbschaft für ihn gemacht! — Vater," fuhr sie zärtlich dringend fort, „laß mir ihn — ich bitte dich! — Sprich's aus! — Ich weiß ja, daß du im Grund deines Herzens doch schon auf meiner Seite bist!"

„Saub're Einbildung!" rief der Alte um so rauher, je mehr sein Herz dem Unterliegen nahe war. „Geh! Die Erbschaft hat dir den Kopf verrückt!"

Sophie, atmend, schwieg und ließ die Hände los.

Jener sah sie an und rief: „Also nicht leben kannst du ohne ihn? Unglücklich bist du ohne ihn?"

„Ja, Vater," rief die Tochter, — „Gott ist mein Zeuge!"

Der Rothenbauer wandte sich weg und ging mit starken Schritten in der Stube auf und ab. „So geht's jetzt!" rief er für sich. „Die Kinder sind Herr! Wir zu unserer Zeit haben noch tun müssen, was Vater und Mutter gesagt hat! Und wir haben gefolgt und sind glücklich gewesen! Jetzt spielt die Tochter auf — und der Vater muß tanzen! — Ach, ist das eine Zeit!"

Er stand, richtete seinen Blick auf das Mädchen und rief ihr zu: „Nun, so heirate, wen du willst!"

Sophie eilte auf ihn zu, legte ihre Arme um ihn, der sich vergebens wehrte, und rief mit einem Jubelton, der das Herz des Mannes doch rührte: „Ach, ich dank' dir, Vater! Guter, guter Vater! — Ich hab' ja gewußt, wie gut du bist! — Nun wollen wir aber glücklich sein miteinander, daß unser Herrgott im Himmel seine Freud' dran haben soll!" — — —

Wer etwas lange Bekämpftes endlich annimmt, der tut damit immer eine Art von Wunder; — er macht das, was noch eben das Abstoßendste für ihn gewesen, zum Erfreulichen und Wohltuenden. — Unser Bauer, nachdem

er sich ergeben hatte, gewann bald seine gute Laune wieder Die Persönlichkeit des Gottfried erschien ihm mehr und mehr von ihrer besten Seite, und endlich fand er, daß seine Tochter doch im Grunde keinen Braveren habe wählen können. Der Umstand, daß sie zusammen Vermögen besaßen, mehr als sie brauchten, kam ihm jetzt wieder in Erinnerung, und die Sachlage glänzte in so heiterem Licht, daß allmählich eine wahre Zufriedenheit in ihn einkehrte.

Nachdem in Reden und Schweigen eine längere Zeit verflossen war, erhellten sich die Züge des Alten zu einem eigenen Schmunzeln und er sagte: „Wenn dich nun aber der Gottfried nicht will? — Soviel ich weiß, hat er dir das noch nicht gesagt!“

Das Mädchen lächelte glücklich. „Das ist mein geringster Kummer,“ erwiderte sie.

„Ja,“ versetzte der Alte mit aufgezogenen Augenbrauen, „das ist aber doch so eine Sache! Er sitzt zu Hause und läßt fünf grad' sein und alles gehen wie's geht. Auch früher ist er zu uns nur gekommen, wenn wir ihn eingeladen haben. Extra hat er noch keinen Schritt um dich gemacht!“

In der Heiterkeit, welche das Herz des Mädchens erfüllte, wurde ihr Antlitz holdselig. „So müssen wir's halt riskieren!“ sagte sie.

„Schön,“ erwiderte der Alte. „Nun fehlt nichts mehr, als daß sich der Bursche dafür bedankt! — Ja, lach du nur! — — Überhaupt: wie willst du die Sach' denn jetzt angreifen? Willst du ihm einen Brief schreiben und ihn bitten, dich zu nehmen?“

Sophie schüttelte den Kopf.

„Willst du warten, bis ihm der Einfall kommt?“

„Auch nicht,“ versetzte das Mädchen. „Ich will anfragen lassen bei ihm — und damit zugleich noch etwas gutmachen!“ — Lächelnd fuhr sie fort: „Du gibst zu, daß wir einen Gewissen eigentlich um seinen Kuppelpelz gebracht haben!“

„Ah!“ rief der Vater. „Das ist die Auskunft? Der Jud' soll's machen? — Nicht ganz ungescheit! Wenn der

Bursch dich dann verschmäht, kannst du sagen: Der Schlome hat keinen Auftrag gehabt! — Am sichersten gehst du aber, wenn er's gleich so vorbringt, als ob's nur sein eigener Einfall wär'!"

„Das," erwiderte Sophie mit innigem Vergnügen, „wollen wir den Schlome nur selber machen lassen! In dieser Beziehung trau' ich ihm!"

Der Alte schwieg; dann schüttelte er sein Haupt mit drolligem Ausdruck. „Hätt' nicht gedacht," rief er dann, „daß wir ihm noch eine solche Kommission geben müßten! — Aber wer A sagt, muß B sagen. Und so sei's denn — in Gottes Namen!"

Schlome wurde gerufen. Er erschien andern Tags. Man hatte ihn bei der Botschaft ohne alle Andeutung gelassen, wozu man ihn wollte; er trat daher keineswegs mit der alten Sicherheit in die Stube, vielmehr konnte man in seiner Miene einen Schein von Argwohn und Sorge bemerken.

„Guten Tag, ihr Herrschaften," sagte er, Grüße nickend. „Womit kann ich dienen?"

Die bemerkte Stimmung des Juden regte in der Seele des Mädchens die Justiz auf. „Schlome," begann sie, „wir haben uns über Euch zu beschweren!"

Der Jude sah sie an und schüttelte langsam den Kopf. „Und darum," entgegnete er, den Mißmut eines Gekränkten zur Schau stellend, „habt ihr mich kommen lassen? — Das nenn' ich ein Geschäft!"

„Haben wir etwa kein Recht dazu?" fragte das Mädchen. — „Ihr preist mir einen Mann an, der nicht bloß ein ganz leichtsinniger Mensch ist, sondern auch schon so gut wie gar kein Vermögen mehr gehabt hat! Ist das ehrlich? — Wo hätte die Weilerbäuerin die Tausende von Gulden herbringen sollen, die Ihr uns versprochen habt?"

Der Jude, von der Anschuldigung getroffen, drehte sich hin und her wie ein Bär im Käfig, und seine Blicke erhielten etwas Drohendes. „Wecken Sie mir die Wut nicht auf, Jungfer Sophie!" rief er. „Ich bin außer mir,

wenn ich nur dran denk'! — Die Weilerbäuerin hat mich schändlich betrogen! — Niederträchtig, sag' ich Ihnen!"

Er ging auf und ab, seine Züge drückten die tiefste Entrüstung aus.

Das Mädchen und ihr Vater sahen verwundert, aber ruhig auf ihn. „Wollt Ihr damit sagen," fragte der Rothenbauer, der auf den Gedanken seiner Tochter einging, „daß Ihr den Stand des Vermögens gar nicht gekannt habt?"

„Soll ich verplatzen auf der Stell'," rief der Jude, „wenn ich's gewußt hab'! Gar nichts hab' ich gewußt! Ich bin so unschuldig bei der Geschichte gewesen wie ein neugeborenes Kind!"

„Nehmt mir's nicht übel, Schlome," sagte hierauf das Mädchen, „das ist aber schwer zu glauben! — Ein Hofjud'!"

„Ein sauberer Hofjud' bin ich gewesen!" entgegnete Schlome. „Ein Esel bin ich gewesen — der größt' im ganzen Königreich! — Ich hab' m'r mißbrauchen lassen von einer verlogenen Bäuerin! Solang' ich leb', verzeih' ich mir die Dummheit nicht!"

Sophie schüttelte den Kopf. „Wo habt Ihr Eure Augen gehabt, Schlome?" rief sie.

Der Jude warf sein Haupt rechts und links und erwiderte: „Wo man seine Augen hat, wenn man einer kecken Person was glaubt und will ihr in guter Absicht einen Gefallen tun. — Nun ja, ich hab' gewußt, daß sie das Gut nicht mehr ganz und gar frei haben. Aber großer Gott, auf dem Weilerbauershof kann man ein paar tausend Gulden Schulden haben und doch noch reich sein! Daß sie Schulden machen hinter meinem Rücken, — diese Unverschämtheit hätt' ich ihnen nicht zugetraut! — Gut! Sie sind gestraft davor!"

„Lassen wir die Sach' jetzt," entgegnete das Mädchen. „Wir haben Euch kommen lassen, Schlome, um uns an Euch zu rächen — christlich! — Wir wollen feurige Kohlen auf Euer Haupt sammeln!"

Die Züge des Juden erhellten sich; aber zugleich ging

ein Schein von Satire darin auf. „Ihr macht mich neugierig!“ rief er. „Daß sich ein Christ christlich an mir rächt, ist mir noch nicht passiert, solang' ich ein Jud' bin. Bei meinem Schome, da erfahr' ich was ganz Neues! — Nun?“ setzte er mit glitzerndem Gesicht schmunzelnd hinzu, „was haben Sie vor?“

„Ihr sollt mir einen Mann schaffen,“ erwiderte Sophie.

Der Jude fuhr zurück. „Ernst oder Spaß?“ rief er.

„Mein voller Ernst,“ entgegnete sie. — „Es ist Zeit,“ fügte sie mit einem Lächeln hinzu, „daß ich Ernst mach'!“

„'s ist so, Schlome,“ bekräftigte der Rothenbauer mit dem würdevollen Ausdruck der Wahrheit.

Das Gesicht des Juden erlitt hierauf eine Verwandlung, die für jeden Zuschauer interessant gewesen wäre. Feierlichkeit sprach aus ihm und zugleich eine Rührung, die seinem Blick einen feuchten Funkelglanz gab. Der Vorteil und die Ehre, die ihm in Aussicht gestellt wurden, und die Freude darüber wirkten immer stärker. Er schmunzelte süß und glühte in so wonniger Röte, als ob er selbst der Erwählte wäre! „Einen Mann soll ich Euch schaffen?“ rief er zärtlich. „Nu, das wird so schwer nicht halten! — Wenn's just kein Fürst sein muß und kein Graf — wenn's ein bloßer gnädiger Herr tut, den getrau' ich mir zu kriegen für Euch!“

Der Bauer und Sophie lachten. „So hoch gehen wir nicht hinauf!“ rief diese. „Im Gegenteil — wir gehen herunter!“

Der Jude sah sie zweifelnd, mit höflichem Vorwurf an. „Sie gehen herunter?“ wiederholte er, als ob er das nicht glauben könnte.

„Kurz,“ fuhr das Mädchen fort, „ich hab' schon einen im Kopf!“

„Ah!“ rief Schlome. „Dann wird das Geschäft einfach! — Nun,“ setzte er mit schmeichelndem Lächeln hinzu, „und wie heißt der glücklichste Mensch im ganzen Ries?“

„'s ist ein bekannter Name,“ erwiderte das Mädchen. — „Gottfried Stöckle!“

„Gott der Gerechte,“ rief der Jude zurückfahrend. —

Er sah die beiden Gesichter, — sah, daß es kein Scherz war, und faßte sich im Moment. Seine Miene klärte sich auf, er nickte mit würdevollem Ernst und sagte: „Ich hab' Sie immer für gescheit gehalten, Jungfer Sophie, und für brav: aber daß Sie so brav und so gescheit sind, das hätt' ich nicht geglaubt! — Und der Rothenbauer? — Gebt mir Eure Hand, Rothenbauer! Gebt mir Eure Hand!"

Er ergriff die schwielige Rechte des Alten und schüttelte sie kräftig. „Soll man sagen," fuhr er mit einem Ton der Rührung fort, „daß es nicht edle Menschen gibt unter den Bauern im Ries! — Die Reichste und Vornehmste — worauf sieht sie? Worauf sieht der Vater des einzigen Kindes? Auf Schönheit und Vornehmheit? Nein, auf Rechtschaffenheit und auf Tugend! — Jungfer Sophie," setzte er hinzu, „geben Sie mir Ihre Hand!" — Er schüttelte sie. — „Sie haben sich christlich gerächt an mir, so wahr ich ein Jud' bin! — Und der Gottfried," fuhr er lächelnd fort, „weiß es nicht, daß man an ihn denkt? Und ich soll's ihm sagen? — Das nenn' ich eine Kommission!"

„Sie ist nicht so leicht, als Ihr glaubt," versetzte das Mädchen. „Ihr müßt's fein anfangen und vorsichtig. Er hat nicht um mich angehalten; — wenn er mich nicht möcht' —"

„Oi, oi, oi, oi!" rief der Jude mit den wunderbarsten Grimassen. „Gott soll hüten! — — Was anderes ist zu fürchten, Jungfer Sophie, was anderes! Wissen Sie was? Daß ihn der Schlag nicht trifft vor Freud'! Da muß ich's unser fein anfangen! — Nun, 's ist ein Geschäft für mich! Und ich freu' mich drauf! — Wenn ich keinen Heller dafür bekäm', ich tät's — mit dem größten Vergnügen von der Welt!"

„Oho!" rief der Bauer. „Das muß einen Kuppelpelz tragen, Schlome! Und was für einen!"

Der Jude, mit aufgezogenen Lippen, wies zwei Reihen schimmernder Zähne und strahlte das reinste Vergnügen. „Da habt ihr wieder den Rothenbauer!" rief er. „Das läßt er sich nicht gefallen! — Gut! gut, gut! — Ich

nehm' was an von Euch, wenn Ihr's durchaus nicht anders tut! — Aber wie ich's mach'? Fragt mich nicht! Ich mach's! — — Ja," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „recht habt ihr's gemacht, ihr braven Leut', und alle Gescheiten werden euch loben! Ich kenn' den Gottfried — 's ist der wackerste Mensch in der ganzen Umgegend! Und was hat er vor einen Geist? Wie hat er sich benommen gegen den Schorsch? Ich bin noch dazugekommen an der Kirchweih beim Sonnenwirt — das Ende des Stücks hab' ich noch mit angesehen! 's ist mir gar nicht wohl dabei gewesen, kann ich sagen — ich bin weiß Gott ganz verdabberd gewesen! Aber jetzt halt' ich's für ein großes Glück! Hat er nicht ausgesehen, wie ich mir den Bonapart vorstell', wenn er eine Schlacht gewonnen hat! Meiner Lebtag hätt' ich nicht geglaubt, daß das in dem Menschen steckt!"

„Ja, ja," sagte der Bauer, dem dieses Lob in der Seele wohltat, „ein Mannsbild ist er schon! — Und wenn er auch nicht alles hat —"

„Was fehlt ihm?" rief der Jude; und als er den Rothenbauer mit einem gewissen Ausdruck lächeln sah, fuhr er mit großer Geringschätzung fort: „Geld! — Geld! — Pfui, Rothenbauer!"

„Nun, Schlome," versetzte der Bauer erheitert, „das Geld ist doch nicht so ganz zu verachten!"

„Ich veracht's auch nicht," entgegnete Schlome; „Gott soll mich davor bewahren, das Geld zu verachten! — Aber alles hat seine Zeit in der Welt, und wenn man von der Tugend spricht, muß man ans Geld gar nicht denken!"

Vater und Tochter lachten. Der Jude fuhr fort: „Der Gottfried hat ein schönes Gütchen — man kann's ein Gut nennen, 's ist groß genug dazu. Wenn ich's ihm verkauf' — wenn er mich das Geschäft machen läßt, steck' ich ihm ein schön Stück Geld in die Tasche! Aber wenn er gar nichts hätt'! Braucht einer in den Rothenbauershof noch Geld hereinzubringen? Ist ja schon so viel da, daß a' Graus ist!"

Sophie lächelte und nickte bedeutsam. „So habt Ihr eben beim Schorsch auch gedacht!“ rief sie.

„Geh geh, geh,“ entgegnete der Jude abwehrend, ohne verhindern zu können, daß ein gewisser Schelmenhumor durchbrach.

Das Mädchen trat näher an ihn heran und sagte zuredend: „Schlome! Seht mir ins Gesicht! Habt Ihr gar nichts gewußt, wie's gestanden hat mit der Weilerbäuerin? Habt Ihr nicht einmal eine Ahnung gehabt?“

Der Jude war in einer Stimmung, wo die Miene mehr gesteht als der Mund. Er rief: „Gewußt? Gewußt hab' ich gar nichts! — Wenn ich mir zuweilen auch so meine Gedanken gemacht hab' — Gedanken beweisen nichts!“

Das Mädchen sah ihn mit einer Miene an, als wollte sie sagen: „O du großer Spitzbub'!“ — Dann, mit dem Ausdruck eines würdigen Ernstes, bemerkte sie: „Es ist besser gegangen, als wir's alle gemeint und verdient haben! Ich will mich selber gar nicht ausnehmen! — Geht nur hin, Schlome, und kommt mit der Nachricht wieder, daß der Gottfried mir gehört, — es soll Euer Schade nicht sein!“

VI.

Es war ein rauher Novembertag. Der Morgenkälte war ein Schneesturm gefolgt, der Wind sauste von Nordwest her, die weiße Decke breitete sich immer vollständiger und dichter über die Landschaft.

Man pflegt von so einem Wetter zu sagen, daß man bei ihm keinen Hund hinausjagen sollte; und in der Tat fanden nicht nur die Menschen, sondern auch die Hunde für gut, sich in Häusern und Hütten zu bergen.

Um so behaglicher war es in einer Stube, in die wir den Leser jetzt führen müssen. Der eiserne Ofen strömte Glut aus, und durch den geschirmten Raum ging ordentlich ein Gewoge von warmer Luft. Zu dem entfernten

Pfeifen des Windes stimmte ein Schwarzblättchen, das in einem Vogelhaus am Fenster hing, die leisen Traumtöne an, ein Spinnrad schnurrte begleitend, und hier und da erschollen dazu die Schläge eines Hammers.

Die Spinnerin war Mutter Stöckle. Der Führer des Hammers, welcher Nägel in das Leder eines Dreschflegels treiben sollte, unser Freund Gottfried.

Wenn man die beiden Leute genauer betrachtete, sah man, daß sie nicht das Gefühl des Behagens hatten, wozu das Asyl aufforderte. Beide schwiegen. Jedes schien seine Gedanken für sich zu haben, und der Ergebung in ihren äußerlichen ruhigen Zügen war eine stille Trauer beigemischt.

Nach einer Weile ließ der Bursch die Hände ruhen und sah durch das Fenster, vor dem er saß, in das Meer von Flocken hinaus, die kraus hin und her und zu Boden wirbelten.

Die Mutter stand auf. Sie ging vom Spinnrad zum Ofen, um nach einem Gebäck zu sehen, das im oberen Rohr braun werden sollte. Nachdem sie's umgedreht und wieder hineingeschoben hatte, trat sie zu dem Sohn, legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit dem Ton der Liebe und des Bedauerns: „Guter Bub, du machst dir Gedanken! — Aber das hilft nichts! — Du solltest dir's aus dem Sinn schlagen."

Gottfried war betroffen und schwieg. Dann sagte er: „Von was red'st du denn eigentlich? — Ich versteh' dich nicht."

„Du verstehst mich recht gut," entgegnete die Mutter mit dem sanften Ton der Überlegenheit. Sie hielt ein wenig inne, dann fuhr sie fort: „Sieh, wenn ich's machen könnt', ich weiß nicht, was ich dafür gäb'. Aber ich kann's nicht! — Ich hab' die törichte Hoffnung auch eine Zeitlang gehabt; aber ich hab' sie aufgegeben — und du mußt's auch, mein lieber Bub."

Der Sohn drehte sich auf seinem Sitz und rief mit unmutiger Bitte: „Laß mich gehen!"

Die Mutter nickte begreifend. „Das hab' ich lange

genug getan!“ erwiderte sie; „aber jetzt muß ich wieder reden! — Sich mit Dingen herumtragen, wo doch nichts draus werden kann, das schickt sich nicht für einen Menschen, wie du bist!“

Der Sohn schwieg. Jene fuhr fort:

„Was man gern hat, das, glaubt man, könnt' auch auf irgend eine Weis' einmal eintreffen. Man macht sich die närrischsten Gedanken; und ich selber hab' mir Sachen eingebildet, daß ich mich jetzt ordentlich schäm'! — Geben wir's auf! — An uns denkt kein Mensch mehr!“

Jener nickte mechanisch.

„Ich weiß, daß du schon länger meiner Meinung bist,“ fuhr die Alte fort. „Dein guter Mensch hat dich auf einmal verlassen, — die ganze letzte Zeit her hab' ich kein vergnügtes Gesicht mehr an dir gesehen! — Natürlich,“ setzte sie nach kurzem Schweigen hinzu, — „wenn etwas hätt' geschehen sollen, dann wär's in der Zeit geschehen!“

„Nun gut,“ rief der Sohn etwas ungeduldig. „Ich denk' auch nicht mehr dran. — Eine Sach',“ fuhr er mit dem Humor des Verdrusses fort, „wo man schicklicherweise nichts selber tun kann! — Und wenn auch — eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als ein armer Bursch zu der Tochter eines reichen Bauern kommen! — Aus ist's und gar ist's. — Bist du nun zufrieden?“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Es ist nicht genug,“ erwiderte sie, „daß du nicht mehr daran denkst — du mußt an was anderes denken!“

„Ach!“ rief der Sohn mit einer Bewegung, die großen Mißmut verriet. — „Es ist doch ein beschwerliches Ding!“ fuhr er mit einem Versuch zu lächeln fort. „Wenn man's gern tut, ja! Aber wenn's einem zuwider ist —“

„Da haben wir's,“ rief die Mutter. „Und du sagst, es wär' aus?“

Der Sohn wurde rot.

„Gottfried,“ fuhr jene fort, „ich sag' dir, du wirst so lang' traurig sein, bis du eine Frau bekommst! Sobald du eine hast, bist du wieder vergnügt!“

Jener lächelte melancholisch.

Die Mutter sah vor sich hin. „Nun,“ fuhr sie fort, „ich will dir nur sagen, ich hab' mir einen Plan gemacht!“

„Schon wieder einen?“ rief der Bursche.

„Ich wunder' mich nur darüber, daß ich nicht gleich drauf gefallen bin,“ fuhr die Alte fort. — „Siehst du, die Schöne hast du nicht kriegen sollen; — und die Vornehme auch nicht! Die Bravste ist aber noch da, und die paßt nicht nur am besten für dich — sie nimmt dich auch gern, das weiß ich.“

„Das muß dann schon eine recht Brave sein,“ erwiderte der Sohn mit Laune. „Wer ist's denn?“

„Des Webers Rebeck'!“ versetzte die Mutter.

Jener schaute auf.

„Ist das nicht ein kreuzbraves Mädchen?“ rief die Alte. „Sie ist nicht so schön wie die Annemarie, lange nicht; — aber das ist auch gar nicht nötig. Und wenn ihr der Schmiedshans nachläuft, so weiß ich: ausgemacht ist noch nichts, und der Weber gäb' sie dir lieber!“

Gottfried, statt der Antwort, starrte vor sich hin.

„Hast du was gegen sie?“ rief die Alte.

„Nein!“ versetzte jener. „Im Gegenteil. Sie gefällt mir!“

„Nun also!“

Der Sohn schwieg.

Im Gesicht der Frau stieg eine Röte des Unmuts auf und sie rief mit allem Ansehen einer Mutter: „Ein rechter Bursch macht ein End'! Bei diesem Besinnen und Wiederbesinnen bleibt einem nur das Nachsehen — und das ist doch eine Schand'! — Gegen das Mädchen hast du nichts und kannst nichts haben, also geh' zum Weber nüber und halt' um sie an! Oder soll ich mit den Leuten reden? Wenn du die Courage nicht hast, ich hab' sie. — Nun? Ist's noch immer nicht recht?“

„Ach jawohl,“ erwiderte der Sohn. „Aber muß es denn gleich sein? — Laß mir wenigstens noch eine Zeitlang meine Ruh'!“

Die Mutter lächelte mitleidig. „O Gottfried,“ rief sie. „Und du bist sonst ein verständiger Mensch! — Aber in

dem Punkt sind wir halt all' ungescheit! — Wenn die Zeit um ist, dann wirst wieder warten wollen!"

„Nein!" rief Gottfried heroisch. „Ich versprech' dir's. — Du hast wirklich recht! Ich wär' ein Narr, wenn ich nicht auch für mich sorgte! — Daß die Rebeck' nicht so schön ist wie die Annemarie, das ist mir grad' um so lieber! — Gleich und gleich, so ist's recht. — Kurz, laß mich's nur noch ein wenig im Kopf 'rumtragen — dann tu' ich's und folg' dir!"

Die Mutter hatte während der letzten Worte zum Fenster hinausgesehen. „Wer kommt denn da bei dem wüsten Wetter?" rief sie.

Nach einigen Sekunden öffnete sich die Tür, und über die Schwelle trat der Schlome.

Er hatte ganz wieder seinen majestätischen Schritt, und aus dem Gesicht unter der beschneiten Wintermütze sprach das Bewußtsein eines Ordners menschlicher Geschicke.

Mutter und Sohn starrten ihn einen Moment verwundert an. „Sieh, der Herr Löw!" rief jene. „Wie kommen wir denn aber zu der Ehr' heut?"

Schlome, nachdem er den Mantel abgelegt und den letzten Schnee von sich geschüttelt und gestrampft hatte, erwiderte: „Die Freundschaft treibt mich her!"

Gottfried betrachtete ihn mit einem besonderen Gefühl. „Setzt Euch, Schlome!" rief er, seine Bewegung niederhaltend.

Der Jude setzte sich auf einen Stuhl am Tisch; die Alte und Gottfried nahmen auf der Wandbank Platz.

„Nun?" begann der Sohn. „Womit können wir dienen, Schlome?"

„Gottfried," versetzte der Jude, nachdem er diplomatisch vor sich hingesehen, „wozu soll ich lang' Umständ' machen? Ihr braucht eine Frau — und ich verschaff' sie Euch!"

Dieses kurzgefaßte Anerbieten hätte den Burschen unter anderen Umständen lachen gemacht; aber jetzt war es ihm nicht danach, und er konnte nur mechanisch wiederholen: „Ihr verschafft mir eine?"

„Und was für eine!" rief Schlome fein lächelnd. „Eine, die unser Herrgott für den Gottfried geschaffen hat! Passend, passend in jeder Beziehung!"

Der sichere Ausdruck, womit Schlome das Wort „passend" wiederholte, schlug die Hoffnung, die sich unwiderstehlich im Herzen des Burschen wieder erhoben hatte, mit einem Mal nieder. Schmerz und Scham befielen ihn, der Honig seines Gefühls wandelte sich in Galle — und bitter, ja höhnisch erwiderte er: „Ihr wollt Euch schadlos halten und den Kuppelpelz, um den ich Euch helfen gebracht hab', bei mir verdienen? Aber bei mir trägt's nicht so viel, Schlome!"

Der Jude sah ihn lächelnd an und rief: „Ich verlang' gar nichts!"

Gottfried verzog den Mund. „Das ist zu wenig für einen —"

Er hielt inne.

„Juden, wollt Ihr sagen?" fügte Schlome hinzu. „Hättet's sagen können! Ich bin nicht empfindlich! — — Schadlos halten!" fuhr er mit geringschätzigem Ausdruck fort. „Ich hab' mich nicht schadlos zu halten! Was ich bei der Weilerbäuerin verlier', das wird mir der Rothenbauer dreifach geben!"

Die Alte, die bis jetzt in größter Aufmerksamkeit geschaut und gehorcht hatte, rief: „Also habt Ihr für die Sophie einen andern?"

„Die Sach' ist so gut wie richtig," versetzte der Jude mit großem Ernst. „Die bleibt nicht ohne Mann. Ja, zwanzig für einen! Und wer den Rang hat, der greift zu!"

In das Herz Gottfrieds war diese Rede wie ein Pfeil gedrungen. Aber vor dem Juden durfte er sich nicht verraten, er drückte das auftobende Gefühl mit Gewalt wieder hinunter und barg sein Leid hinter dem großen Ernst, womit er sagte: „Ich hoff', Schlome, daß es diesmal ein Bräverer ist, der sie bekommen soll! Die Sophie ist ein Mädchen, wie's keine mehr gibt; — sie verdient den besten und wackersten Mann, den man finden kann!"

„Eben den," sagte der Jude, „soll sie auch bekommen."

„Nun," versetzte der Bursch nach einer neuen Anstrengung, „dann gratulier' ich — von Herzen! — Ich will Euch glauben, Schlome; denn es gibt in der Welt nichts, was ich lieber seh' als das! Von Jugend auf sind wir gut Freund gewesen, und ich hab' mir immer gedacht: wenn eine glücklich zu sein verdient in der Welt, so ist's die!"

„Sie wird's werden, sie wird's werden!" rief der Jude.

Gottfried schwieg. Allmählich ging ein satirisches Licht über seine Züge und er sagte: „Jetzt, da Ihr Euern Kuppelpelz doch kriegt (und einen, der so gut ist wie drei andere!) — jetzt kann ich Euch wohl sagen, Schlome: bei mir verdient Ihr keinen!"

„Oho!" versetzte der Jude. „Nicht zu früh g'red't, Gottfried!"

Jener sah ihn mit düsterem Stolz an und erwiderte: „Das muß doch wohl ich am besten wissen?"

„Wer weiß, wer weiß!" rief der Jude schlauvergnügt.

„Herr," entgegnete der Bursch unmutsvoll, „ich weiß es! — Ich kann doch keine zwei Weiber nehmen?"

„Wieso?" rief Schlome, der mit einem Mal bedenklich wurde. „Habt Ihr denn schon eine?"

„Ich hab' sie noch nicht zum Weib, aber 's ist so gut, als ob ich sie hätt'!" entgegnete der Bursch mit Nachdruck. „Sonntag über acht Tag, hoff' ich, können wir uns verkünden lassen — und in vier Wochen findet Ihr sie bei mir, wenn Ihr uns wieder die Ehr' schenken wollt!"

„Ja, ja, Schlome," sagte die Alte, „so ist's. Dasmal hab' ich gekuppelt! Ich hab' meinem Sohn eine verraten — und er hat mir gefolgt und nimmt sie zum Weib! — Ihr seht, wir müssen schön danken für Eure Müh'!"

Der Jude sah mit aufgerissenen Augen den unzweideutigen Ernst in den Gesichtern; bestürzt, erschreckt erhob er sich und lief, den Oberleib hin und her werfend, in der Stube auf und ab. „Um Gottes willen," rief er, „das wird nicht sein! Das wird nicht sein! — Es wär' ein Unglück! Ein großes Unglück!" — Er warf sich wieder auf den Stuhl und schnaufte. Dann rief er: „Gottfried,

nehmt Eure Red' zurück! — Festgemacht wär's? Festgemacht?"

Der Bursch, der den Gebärdungen des Juden mit hoher Verwunderung zugesehen hatte, aber sie eben von ihm nicht so ernsthaft nehmen zu müssen glaubte, entgegnete: „So gut wie festgemacht!"

„Also noch nicht wirklich festgemacht?" rief Schlome mit einem Hoffnungsstrahl aufspringend. „Gott sei Dank! — 's geht noch, 's geht! — Gerechter, was hab' ich einen Schreck gehabt!" — Mit einem Lächeln, das ihm aber nur halb gelang, setzte er hinzu: „Ich hab' Euch ein bißchen ausholen und uzen wollen; aber straf mich Gott, ich bin selber geuzt worden!"

Unser Bursch stand auf und wies dem Juden ein unmutsvolles Gesicht. „Schlome," rief er, „ich muß bitten, daß Ihr keinen Narren aus mir macht in meiner eigenen Stub'! — Bildet Ihr Euch ein, weil's noch nicht wirklich richtig gemacht ist, so werd' ich gleich die Eure nehmen? Das ist doch gar zu hochmütig! — Die ich im Sinne hab', ist das beste Mädchen in der ganzen Umgegend!"

„Und die Meine die allerbest'!" entgegnete der Jude.

Der Bursch fuhr auf. Dann zuckte er geringschätzig die Achsel und entgegnete: „Daß Ihr Eure Ware loben könnt, weiß man! — Aber bei mir hilft's nichts!"

„Wollen sehen, wollen sehen!" rief der Jude, dessen Gesicht wieder volles Triumphgefühl ausdrückte.

Gottfried wurde ernstlich erzürnt. „Schlome," rief er mit zusammengezogenen Augenbrauen und funkelndem Blick, „ich muß Euch sagen, daß ich nicht in der Laune bin, mich mit Euch herumzustreiten um nichts und wieder nichts. Ich hab' nicht nötig, daß Ihr mir ein Weib verschafft! Ich will keine und ich brauch' keine! — Wenn Ihr hier ausrasten wollt, so könnt Ihr meinetwegen bleiben, solang's Euch beliebt. Aber mit Eurer Kuppelei laßt mich in Fried' — ein für allemal!"

Er wendete sich weg, drehte ihm den Rücken zu und sah zum Fenster hinaus.

„Ei, ei, ei," rief Schlome mit einer Miene, die hinter

äußerem Bedauern alle Süßigkeit des Machtbewußtseins erkennen ließ. „Nun, ich will Euch was sagen, Gottfried. — Still! Ein einziges Wort: den Namen will ich Euch sagen!"

„Ich will ihn nicht hören," rief der Bursch, ohne sich umzudrehen. „Laßt mich in Ruh' jetzt oder Ihr macht mich falsch — ganz im Ernst! — Das ist ja aufdringlich!"

Der Jude erhob den Kopf und zeigte die Miene eines Beleidigten. „Aufdringlich!" wiederholte er. „Ich hätt' wahrlich gute Lust und ging' jetzt wieder fort und überließ Euch Eurem Schicksal. Ist das der Dank, daß ich daherkomm' bei dem Wind und bei dem Schnee und riskier', daß ich mir eine Krankheit hol' bei der Strapaze? Aufdringlich! Sieh, sieh! Aber er weiß nicht, was er tut, der gute junge Mann — ich muß Gnad' für Recht ergehen lassen." Dann, mit der Miene eines Unwiderstehlichen, fuhr er fort: „Wißt Ihr, wer mich geschickt hat? Der Rothenbauer! — Und wißt Ihr, wen Ihr heiraten sollt? Die Sophie, seine Tochter!"

Die Wirkung dieser Worte auf Mutter und Sohn war unglaublich, ihr Ausdruck aber verschieden.

Die Mutter starrte den Juden an — eine Bildsäule des Erstaunens. Gottfried hatte sich umgedreht. Blaß, bebend — unwillkürlich die Arme erhebend und mit einem erschreckenden Ausdruck ging er auf den Unterhändler zu und rief: „Schlome, keinen Spaß! — Ich rat's Euch, Schlome, keinen Spaß mit mir!"

Der Jude, ihn starr anblickend und Schritt vor Schritt zurückweichend, rief: „Spaß? Jo, ich mach' Spaß mit dem Herrn! Ich hab' wohl nicht gesehen, wie er austeilen kann Makkes? Ich hab' nicht die geringste Lust, die Prob' machen zu lassen an meinem eigenen Leib! Gott soll mich hüten und bewahren! — — Spaß, Spaß!" wiederholte er wie erstaunend über die Verwegenheit eines solchen Gedankens.

„Ja, ist's denn aber Ernst?" rief endlich die Alte. „Kann's denn sein?"

Der Jude, feierlich die Rechte erhebend, entgegnete: „Ernst, gute Mutter, — heiliger Ernst! — Der Rothenbauer und die Sophie haben mich kommen lassen und haben mir den Auftrag gegeben, Euren Herrn Sohn auszuforschen, ob er vielleicht so gut sein möcht', die Sophie zu heiraten! So ein Auftrag kommt freilich nicht alle Tag' vor; — aber was wollt Ihr? Das Mädchen ist nun einmal vernarrt in den Gottfried und meint, just der müßt's sein. Sie will keinen anderen und sie mag keinen anderen; — sie hat's durchgesetzt beim Rothenbauer mit Gewalt — und beide haben mich hergeschickt zu Euch! — Sie haben freilich nicht wissen können, daß der Gottfried schon eine andere hat und ich mit der Sophie zu spät komm'!"

Der Liebende stand wie angewurzelt. Sein Gesicht, dunkelrot geworden, drückte Schreck und Scham aus, mit denen die Freude rang. Seine Brust arbeitete heftig; aber es schien ihm unmöglich, den Mund zu öffnen.

Die Antwort, die er schuldig blieb, gab die Mutter. „Ach," rief sie, „mit der anderen, da ist's ja noch gar nichts! Ich hab' sie ihm nur vorgeschlagen, den Augenblick erst, und er hat gesagt, er woll' sehen — mit der Zeit —"

„So, so," rief Schlome; — „so red't man jetzt? — Nun, da hätten wir ja noch Hoffnung!" — Und zu Gottfried gewendet fuhr er fort: „Wie meint Ihr, Gottfried Stöckle? Laßt Ihr die Eure und nehmt Ihr die Meine?"

Noch schwieg der Bursche. Endlich aber öffnete sich ihm der Mund und er rief erschüttert: „Schlome — ich kann's nicht glauben!"

Der Jude sah ihn an wie ein Vater den Sohn, mit überlegener Zärtlichkeit. „Bescheiden, bescheiden!" rief er. „Die Sophie hat recht gehabt! — Gottfried, faßt Euch! Ihr zwei paßt füreinander ganz und gar! Wie's für Euch keine Bessere gibt als die Sophie, so gibt's für sie keinen Besseren als Euch!"

„Nein, Schlome," rief der Bursch in tiefer Bewegung, „das Glück ist zu groß für mich! Ich verdien's nicht

und bin ganz erschrocken drüber! — Großer Gott," fuhr er nach kurzem Innehalten fort, „ist's denn möglich? Soll ich denn alles haben, was mein Herz gewünscht hat? Soll die mein Weib sein — die Sophie —"

Die Stimme versagte ihm, die Augen gingen ihm über.

Schlome nickte. Rührung überkam ihn selber und übermannte ihn, seine Augen wurden naß — und zwei große Tropfen liefen über die luftgeröteten Backen herunter. — Er nahm den Burschen bei der Hand und schüttelte sie. Dann trat er mit ihm zur Mutter.

Diese hatte schon eine Zeitlang den Tränen ihren Lauf gelassen und wischte sich jetzt mit ihrer Schürze die Augen.

„Glückliche Leut'!" rief der Jude. „Glückliche Leut!"

Die Frau gab dem Vermittler die Hand. Dann faßte sie die Rechte des Sohnes und warf einen Blick so schönen Entzückens auf ihn, daß sie um zwanzig Jahre jünger aussah. „Gottfried," rief sie, „was müssen wir jetzt tun, um so viel Glück zu verdienen?"

Wir lassen eine Weile vorübergehen. Freudegerötet saßen die drei wieder um den Tisch, und die Mutter sah lächelnd vor sich hin. „Schlome," begann sie mit einem Male, „jetzt verzählt aber, wie alles gekommen ist! Wie's die Sophie angefangen hat! Wie der Vater nachgegeben hat! — Der Rothenbauer," fuhr sie fort, „der Schwiegervater meines Gottfried! — Ich werd' eine Zeitlang brauchen, bis ich mich drein find'! — Verzählt, Schlome!"

Der Jude teilte mit, was der Leser weiß. Er hatte letzthin vor seinem Abschied noch die Sophie ausgehorcht und konnte daher Antwort geben auf alle Fragen, welche Mutter und Sohn an ihn stellen mochten. Die erneuerten Ausbrüche des Glücks, der Freude und der Demut waren rührend, und nicht nur die liebende Tochter, auch der Rothenbauer erhielt Lobsprüche, wie sie mit solcher Innigkeit noch nie über ihn erklungen waren. — Die Züge des endlich schweigenden Gottfried nahmen einen feierlichen Charakter an, und man sah, daß die innersten Saiten seines Gemüts bewegt waren.

Er sagte sich in seiner Seele: „Wie gern muß die Sophie mich haben, daß sie das für mich getan hat! — Und wie komm' grad' ich dazu? Was ist denn an mir, daß ein Mädchen, wie dieses, mich so lieb hat und etwas tut, was vielleicht seit Menschengedenken im Ries nicht vorgekommen ist? — Es ist ein Glück! Es ist eine Schickung — eine Gnade von Gott! — Solang' ich leb', kann ich ihm nicht genug danken dafür! — Die Sophie kann ich nicht lieb genug haben — und gegen meine Freunde, gegen die Menschen alle miteinander kann ich nicht gut genug sein!"

Nachdem der Jude die letzte Frage der Mutter beantwortet hatte und Stille eingetreten war, gab der Bursch seinem Gefühl Worte und rief: „Schlome, ich wollt', ich könnt' jetzt einem Menschen einen rechten Gefallen tun!"

Der Jude wiegte den Kopf und erwiderte: „Dazu gäb's Gelegenheit!"

„Kann ich für Euch was tun?" fragte Gottfried mit heiterer Gutmütigkeit.

„Wird sich finden," entgegnete der Jude; — „wird sich finden!"

„Schlome," fuhr jener fort, „wenn ich Rothenbauer bin, soll kein Handel, wo etwas dabei zu verdienen ist, auf dem Hof gemacht werden ohne Euch!"

„Gut, gut, gut," rief der Jude. „Aber jetzt handelt sich's um einen anderen!"

„Um wen?" rief Gottfried. „Sagt's grad' heraus! — Kann ich etwas für ihn tun, so tu' ich's!"

„Ihr könnt' was tun," versetzte jener mit Ernst. — „Wenn Ihr Rothenbauer seid — das versteht sich von selbst! — könnt Ihr die Sölde hier nicht mehr brauchen, Ihr müßt sie verkaufen!"

Gottfried fuhr ein wenig auf. Dann, lächelnd, sagte er: „'s ist wahr. — Die Mutter kann allein auch nicht dableiben!"

„Die muß auf den Rothenbauershof," rief der Jude mit einer Miene der Achtung. „Dort können wir sie gar nicht entbehren!"

Die Alte wurde rot vor Vergnügen über diese Aussicht.

Der Sohn verriet ein gewisses Leidwesen. „Ich seh' schon, wir müssen's opfern. Aber alles geb' ich nicht her! Den Wald behalt' ich!"

„Ist auch mein Gedanke," versetzte Schlome. „Ich würde nur vorschlagen, einige Morgen zum Hause und zu den Feldgütern zu legen!"

„Meinetwegen," erwiderte Gottfried nach einigem Bedenken. „Und das Gütle wollt Ihr dann verkaufen?"

„Ich will's dem geben," versetzte der Jude, „dem ein großer Gefallen geschieht, wenn er's kriegt. Gottfried, vergeßt Eure Red' nicht! Ihr seid gestiegen hoch, hoch — und ein anderer ist gefallen tief, tief! Ist selber schuld dran gewesen, ich geb's zu; aber daran wollen wir jetzt nicht denken! Wir müssen ihm die Hand reichen und müssen ihn wieder ein bißchen hinaufführen in die Höh'!"

„Ihr meint den Schorsch?"

Der Jude nickte. Und mit einer Treuherzigkeit, halb Schauspiel, halb Wahrheit, fuhr er fort: „Ich bin ein guter Mensch! Wenn ich einmal Freund gewesen bin von einem, kann ich ihn nicht mehr fallen lassen — 's ist einmal meine Art so! Wie der Schorsch nun von Haus und Hof hat müssen, hat er mich gedauert und ich hab' zu mir gesagt: dem mußt du wieder aufhelfen!"

„Das ist schön!" rief die Alte.

„Ich bin gegangen zum Weber," fuhr der Jude fort.

Jene, von der Rebeck' unterrichtet, wie man den Schlome beim ersten Besuch empfangen hatte, lächelte bedenklich.

Der Jude verzog die Lippe geringschätzig und sagte: „Wenn ich auf Grobheiten was gegeben hätt', Frau Stöckle, dann hätt' ich meiner Lebtag nichts durchgesetzt! — Laßt sie schimpfen, sie hören von selber auf, wenn sie müd' sind. — Ich hab's riskiert — und hab's gemacht. — Seit der Schorsch in die Not gekommen ist, hat sich das Gemüt der Annemarie ganz verwandelt. Sie hat Mitleid, großes Mitleid! Sie macht sich selber Vorwürf'; — 's ist ein gutes Mädchen und verliebt in den schönen Bösewicht bis

über die Ohren! — Ich hab' gesehen, wie man gesinnt ist, und bin gegangen zum Schorsch, und bin dann wieder gegangen zum Weber — und endlich ist der Schorsch gegangen zu der Annemarie!"

„Wirklich!" rief Gottfried.

„Er hat den alten Weg noch nicht ganz vergessen gehabt," bemerkte der Jude mit Laune. „Und nun steht die Sach' so, daß er nichts braucht als ein kleines Gut, dann machen wir ein Paar aus ihnen. — Unter uns gesagt: 's ist Zeit — sonst werden's mehr!"

Mutter und Sohn lächelten.

„Die Weilerbäuerin," fuhr Schlome fort, „hat noch was mit weggebracht von ihrem Hof und kann dem Schorsch was geben; — aber 's reicht nicht! Und das, mein lieber Gottfried, ist nun die Gelegenheit! — Geben wir dem Menschen das Gütle! Machen wir Fristen — lassen wir ihn schnaufen! Er ist geschickt und von seinem Vornehmtun ganz kuriert: die Makkes, die er gekriegt hat, sind ihm noch die beste Medizin gewesen! — Er wird wieder hinaufkommen — und wird's Euch danken!"

Gottfried sah ihn erfreut an. „Hier meine Hand," rief er, — „ich mach', was recht ist. Und ich dank' Euch für den Vorschlag! — Es tut mir wohl in der Seele, daß ich grad' für den was tun kann — und für die Annemarie: weil sie denn doch so gut ist!"

Die Alte warf einen schlauen Blick auf den Sohn und lächelte in sich hinein.

Das übrige, was die Leute noch miteinander besprachen und ausmachten, gehört nicht zum Zweck der Erzählung.

Eine Stunde später befand sich Schlome allein auf dem Wege nach dem Dorfe, wo des Rothenbauers Oberknecht, der ihn hergefahren hatte, beim Sonnenwirt ihn erwartete. Er hatte sich von Gottfried, der ihm das Geleite gab, eben verabschiedet und blickte in den wieder aufgehellten Himmel mit einem Vergnügen, das einen beneidenswert frischen Charakter hatte. „Endlich," rief er, ‚wär's durchgesetzt! — Wenn ich jetzt alles zusammen-

nehm', verdien' ich mir wenigstens dreimal so viel, als mein erster Überschlag gewesen ist. Ein Unglück ist nicht allemal ein Unglück! — Meine Sarah wird zufrieden sein, wenn ich ihr's erzähl'; — und mein Ferdinand soll mir noch diesen Winter auf die Polytechnische Schul' nach München!"

Am nächsten Sonntag, bei günstiger Witterung, machte Gottfried mit seiner Mutter auf einem entlehnten schmucken „Schweizerwägele" seine Besuchsfahrt zum Rothenbauer. Was soll ich von dem Empfang sagen? Liebe und Ehre wurden ihnen angetan, daß ihnen das Herz in Wonne schlug, die Befangenheit, die sie mitgebracht hatten, in Freudetrunkenheit unterging und die Alte zumal sich gar nicht mehr „verwußte". Die unleugbare Tatsache, daß sie jetzt gewissermaßen dem Rothenbauer gleichstand, brachte bei der wackeren Frau in der berauschenden Atmosphäre Kontraste von Demuts- und Selbstgefühlsäußerungen hervor, welche die in gewohntem Obenstehen Haltungsvollen lächeln machten; — aber lächeln in Liebe!

Die Tochter des Hauses wartete den Gästen auf, wie es köstlicher und reichlicher nicht geschehen konnte, wenn der Landrichter mit seiner Familie sie besucht hätte. Alle Herrlichkeiten der Ställe, des Stadels und des Hauses wurden ihnen gezeigt; und welche Bedeutung hatte das für sie, die alles mitbesitzen, mitgenießen sollten! — Waren die einen nun in jeder Hinsicht Geber, die anderen Empfänger, so zahlten diese dafür mit einer Bewunderung, womit sie alles wettmachten. Mutter Stöckle, nachdem sie zuletzt noch den „Weißewarkasten" gesehen, rief aus: „Ich hätt' gar nicht geglaubt, daß es in der ganzen Welt so viele schöne Sachen gäb'!"

Der Liebende vermochte seine Zärtlichkeit der Geliebten zunächst nur durch Händedrücke, Blicke und gelegentliche Ausbrüche in Worten kundzugeben, weil die bäuerlichen Formen ein Weiteres nicht gestatten. Als es aber in der Stube dämmerte und sie allein im Kanzley waren, da zeigte die Sophie, daß sie nicht umsonst in der Stadt gewesen war. Mit einer Bildung, die auf eine vortreffliche

natürliche Anlage schließen ließ, wußte sie den Burschen durch anmutige Neckerei so traulich und so keck zu machen, daß er sie um den Hals faßte und ihr Küsse gab, welche beiden süßer schmeckten wie Zucker. Die Seligkeit, die er dabei fühlte, brachte ihm wieder den Dank ins Gedächtnis, den er der Guten und Lieben schuldete, die sich ihn so heldenmütig vom Vater erkämpft hatte. „O Sophie," rief er gerührt, „was hast du für mich getan! Du bist alles und hast alles und tust alles — ich bin nur da, um mir alles schenken zu lassen!" — „Wenn ich was hab'," erwiderte die Sophie, „so ist mir dies das Liebste dran, daß du deine Freud' dran hast. Gott sei Dank, daß ich dich hab'! Dich glücklich zu machen, daß es keinen glücklicheren Mann gibt im Ries, das soll jetzt meine ganze Sorg' sein!" — Wenn der Glückliche die Geliebte hierauf noch zärtlicher umarmte, noch leidenschaftlicher küßte und unter Tränen pries, so wird man das auch von einem Bauer natürlich finden.

Auf dem Heimweg sagte die Mutter zu dem Sohn: „Bue, du hast ein Glück gemacht — 's ist fast gar nicht mehr schön! — Das ist ja der Ungrund, was es da alles gibt! Ist das ein Stadel und ein Haus! — Und eine Stub' — der Fürst kann keine schönere haben! — Von den Leuten will ich gar nicht reden. So reich und so gut sein, das hat's bis jetzt noch gar nicht gegeben! — Das Mädle, die mag dich, das hab' ich gesehen! Die ist glücklich, wenn sie dich hat! Aber den Rothenbauer, den tragt mir nur auf den Händen miteinander!"

Wenige Tage darauf wurde der Heiratstag gehalten; und wohl nie haben Landleute bei einem so wichtigen Akt, wie es die Abschließung eines Ehevertrages ist, so schnell sich geeinigt. Was der Rothenbauer vorschlug, nahm Gottfried danksagend — bewundernd an; und der Plan des Bräutigams, seine Sölde unter gewissen Bedingungen dem Schorsch zu überlassen, wurde von dem Alten gebilligt, von Sophie gepriesen.

Der „Einzug", am Tage vor der Hochzeit, hatte diesmal einen besonderen Charakter. Er war zugleich ein

Auszug der Familie Stöckle aus dem Hause, das ihr gehört hatte seit einer Reihe von Menschenaltern. Die beiden jetzigen Vertreter tauschten freilich das bei weitem Bessere dafür ein! Aber den Bauersleuten ist ihr Besitztum ans Herz gewachsen; jede Stelle ist ihnen lieb geworden, weil es die ihre gewesen; jede haben sie mit dem Auge heiteren Stolzes betrachtet; jede ist geweiht durch Arbeit und Vergnügen, — das Ganze darum für sie historischer Boden in besonders heimlicher Art. Von einem solchen Fleck Erde löst man sich schwer los, wenn auch die herrlichsten Aussichten locken; — und so ließ die Mutter, bevor sie den Wagen bestieg, der sie fortfahren sollte, ihren Tränen freien Lauf, während Gottfried seine Gefühle unter tiefernsten Mienen verbarg. Ihm war es ein Trost, daß das werte Gut an werte Personen kam, die sich glücklich priesen, es zu erhalten. Er empfahl es dem Schorsch und der Annemarie, die beim Aufladen geholfen hatten, noch einmal, und ein Lächeln erhellte seine Züge, als er nach vernommenen dankbaren Zusagen den beiden zum Abschied die Hände schüttelte.

Am anderen Tage wurde die Hochzeit gefeiert, die Gottfried und Sophie in alle schönsten Güter des Lebens einsetzte.

Was die Prophezeiungen anlangt, welche der Rothenbauer und seine Tochter an jenem Tage des Streites sich entgegengehalten hatten, so trafen sie beide ein. — Daß bei einer so ungewöhnlichen Verbindung zunächst die bösen, und namentlich die neidischen Zungen sich in Bewegung setzten, das braucht man dem Menschenkenner nicht erst zu sagen; und wenn dem Rothenbauer alle derartigen Bemerkungen, wie sie in Spinnstuben und in den Stadeltennen beim Dreschen gemacht wurden, zu Ohren gekommen wären, dann hätte er der Sophie wohl bedeutsam zurufen können: „Siehst du?“ — Allein, so wohlgestellten Leuten gegenüber, die nutzen oder schaden konnten, fand man doch nicht für geraten, den Ärger oder die Bosheit beleidigend merken zu lassen. Auch zwei zur Hochzeit geladene Vettern, welche Söhne besaßen und das Glück „so eines Menschen“

gar nicht mit ansehen mochten, hatten wenigstens höfliche Entschuldigungen erdichtet, und beim nächsten Zusammentreffen sprach jeder sein Bedauern aus, daß er nicht habe dabei sein können.

Da war nun die Tochter in doppeltem Vorteil. Die wohlmeinenden und schmeichelnden Zungen machten sich vernehmlich und hielten aus. Gottfried, regierender Bauer geworden, benahm sich so gut, daß er bald unter die geachtetsten Männer der Gegend zählte. Vettern und Basen, die ihn irgendwie brauchten, rühmten ihn gegen Weib und Schwiegervater mit wahrer Begeisterung; und als einmal eine derartige Lobsängerin von ihnen Abschied genommen hatte, war es die Tochter, die sich nicht enthalten konnte, dem Vater lächelnd zuzurufen: „Siehst du?“

Acht Tage nach der Hochzeit Gottfrieds hatte sich Schorsch mit Annemarie zusammengeben lassen. Der Weber tat zur Begründung des neuen Hausstandes, soviel er irgend konnte; und wenn der junge Mann immer noch tüchtig zu tragen hat, so verspricht doch seine Geschicklichkeit und sein Fleiß, daß ihm nach und nach das Abtragen — der Schulden nämlich — gelingen werde. Er seinerseits ist so verwandelt, — das Gute in ihm hat über den Hang, der ihn in Armut und Schimpf gestürzt, so gründlich gesiegt, daß er in seinem bescheidenen, ja schüchternen Auftreten einen förmlich rührenden Eindruck macht. — Das Wohlgefühl, das ihn beglückt, bietet aber für sein Ausharren in der besseren Einsicht alle erforderliche Bürgschaft.

Daß zwischen den beiden Familien eine nähere Beziehung sich knüpfte und befestigte, lag in der Natur der Dinge.

Im Frühjahr wollte Gottfried ins Holz gehen und machte bei dem jungen Ehepaar seinen ersten freundschaftlichen Besuch. Die Annemarie war allein zu Hause und wiegte eben ihr bald nach der Hochzeit gekommenes Büble. Das Lächeln ihres Mundes verriet, daß sie mit dem Lose, den schönen Schorsch zum Mann zu haben, unendlich zufrieden war. Dabei sah sie so blühend aus wie nur je,

gab auf Gottfrieds Befragen die befriedigendsten Antworten, und als das Kind schlief, zeigte sie ihm das durch sie aufs netteste eingerichtete Haus mit gerechtem Stolz. — Unser Bauer freute sich des Glücks, das er in so verschiedenem Sinne mitgestiftet hatte, und nahm lächelnd wieder in der Stube Platz.

Nicht lange, so kam Schorsch vom Felde. Er grüßte den alten Nebenbuhler mit froher Überraschung, zeigte aber unwillkürlich eine Miene der Achtung, wie vor einem Größeren. Man sprach über allerlei. Schorsch rühmte das Feld, zu dem drei Morgen, die ihm der Schwiegervater gegeben, so schön paßten, glaubte, man könnte dabei was herausschlagen, wenn man es gut im Stand halte und noch verbessere, was möglich sei. „Namentlich," setzte er hinzu, „wenn ich eine Wiese noch kriegen könnt', die jetzt feil ist — fürs halbe Geld! — Die geht mir eigentlich noch ab dazu, und ich müßte sie haben!" — „Warum kaufst du sie nicht?" versetzte Gottfried. — Jener zuckte die Achsel und ward ein wenig rot.

Unser Freund nickte. „Was soll sie kosten?" fragte er. — Schorsch nannte den Preis. Nach kurzem Besinnen fuhr jener fort: „Hechtfischer, wenn alles so ist, wie du sagst — und ich zweifel' an deinem Wort nicht im geringsten! — so kann ich dir das Geld schaffen. Meinem Schwiegervater ist ungefähr so viel heimgezahlt worden, und es wird ihm selber lieb sein, wenn er's wieder sicher anlegen kann!"

Schorsch ging auf den Wackeren zu, nahm seine Hand und rief mit feuchten Augen: „Gottfried, du bist gut! Ach, du weißt gar nicht, was du mir für einen Gefallen tust! Jetzt kann ich zwei Stück Vieh mehr halten, und wie ich das Gut dann in die Höhe bring', das sollst du sehen!" — Nach ihm kam das Weib und drückte die Hand des Vetters mit einer Zärtlichkeit, einem liebevollen Blick, daß es fast über die Art der Freundschaft hinausging.

Auf dem Heimweg sagte unser Bauer zu sich: „Wie leicht ist's, gut zu sein, wenn man was hat! — Es ist

nicht einmal nötig, daß man dabei was opfert! — Wie viele könnten gut sein — wenn sie nur möchten!“

Nach meinem Gefühl darf ich aber die Erzählung nicht schließen, ohne den Leser mit der Nachricht zu erfreuen, daß der junge Ferdinand Löw sich in der Polytechnischen Schule zu München befindet und die besten Fortschritte macht.

Der alte Rothenbauer, von der Sophie getrieben, hatte sich in der Belohnung des Schlome selber übertroffen. Auch Gottfried hatte bei dem Geschenk an den Mann, der ihm so verschiedenartigen Beistand geleistet, mehr auf seine Reputation als auf seinen Geldbeutel gesehen; — so konnte Schlome die Witwe Hechtfischer und den Weber gnädig behandeln und für Talent, Zeit und Stiefelsohlen doch einen Ersatz einstecken, womit die Summe, die er zur Ausführung seiner väterlichen Zwecke nötig hatte, sich rundete.

Hat der Leser die Überzeugung erlangt, daß ohne den Juden die Begebenheiten, die wir erzählt haben, nicht hätten stattfinden können, so wird er mit Anteil vernehmen, wie die geleisteten Dienste auch ihm eine schöne Befriedigung eintrugen.

Inhalt

	Seite
Regine. Erstes Buch	3
Ein Festtag	3
Der Lauf der Welt	11
In der Stadt	25
Wendungen	45
Regine. Zweites Buch	76
Das glückliche Leben	76
Ende	115
Gleich und Gleich	147

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries.

Der schwarze Hans.

Georg.

Von

Melchior Meyr.

Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

Der schwarze Hans.*)

I.

Am Anfang der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts standen zur Maienzeit in einem Dorfe, das im Süden des Gaues nahe dem Wald gelegen war, Samstags nach dem „Betläuten“ einige junge Burschen auf dem Platz vor der Schmiede in traulicher Unterhaltung. Die Nacht war vom ersten Viertel des Mondes beleuchtet, die laue Luft erquickend, der Boden trocken. Das Behagen, das die Landleute am Ende der Woche zu empfinden pflegen, wo sie die Ruhe und das Vergnügen eines Feiertags vor sich haben, wurde dadurch erhöht, und das Gespräch wendete sich munter hierhin und dorthin. Endlich langte es an einem Gegenstande an, bei dem es zu verweilen pflegt.

„Ja,“ fuhr ein braunhaariger, mäßig großer Bursche nach einigen Zügen aus seiner Ulmer Pfeife fort, „ich kann euch sagen, daß ich mich über das Mädchen verwundert hab'! Sie ist nimmer zum Kennen! Voriges Jahr ist sie noch mager gewesen und hat nichts gleichgesehen, jetzt ist sie rund und „g'schlacht“ und glänzt im Gesicht! Schön, sag' ich euch!“

---

*) Vorwort. Die erste der hier zusammengestellten Erzählungen ist 1867 geschrieben und im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse“ erschienen. Auf den Rat urteilender Freunde habe ich an dem Ausgang eine Änderung vorgenommen, die ich für glücklich halten muß. Das Gemälde geht jetzt aus dem ländlichen Charakter nirgends mehr heraus und der Schluß entbehrt nicht des versöhnenden Elementes.

In „Georg“ hab' ich erlebte Geschicke dargestellt und die Treue gegen die vorliegenden Tatsachen höher geachtet, als eine mögliche Umdichtung, die mir wohl auch gelungen wäre. Nun wird man mir vorhalten, was ich selber weiß. „Die Erzählung ist in ihrem Verlauf mehr Geschichte als Poesie.“ Sei es! Die ausgeführte Schilderung der Kämpfe, die ein begabter, strebender, charaktervoller junger Mann zu bestehen hatte, kann sich ein Novellist ebenfalls zur Aufgabe stellen. Sind die Entscheidungen des wirklichen Lebens anders, als der Leser sie zunächst wünscht, so liegt in wirklichen Begebenheiten doch wieder

„Bei ihrer Bas' ist sie in einer guten Nahrung gewesen!" bemerkte ein Bursche, bei dem eine solche gleichfalls merklich angeschlagen hatte.

„Und den Winter über ist sie g'ruht!" fügte ein schlanker junger Mensch von heiterem Gesichtsausdruck hinzu.

„Die Veränderung ist doch sehr groß!" begann der erste wieder. „Die Kathrine ist jetzt das sauberste Mädchen im ganzen Dorf! — Und vergnügt und lebhaft! — 's ist eine rechte Hex' geworden!"

„Du red'st, als ob du sie gern möchtest!" bemerkte der zweite.

„Tät' mich nichts helfen," erwiderte jener. „Sie ist schon versorgt! Der Heinrich Bühler ist ihr schon voriges Jahr nachgelaufen, und jetzt läßt er sie gar nimmer aus."

„Das tät' mich nicht abschrecken," bemerkte der dritte mit Laune. „Ein Mädchen kann man einem immer noch wegnehmen, wenn man's geschickt angreift!"

„Da geht's nicht, mein lieber Mathes! 's ist ein hübscher Bursch und seine Mutter übergibt ihm den Hof. Wenn die Kathrine Kohlbäuerin werden kann, dann greift der Schreiner mit beiden Händen zu — und das Mädchen auch!"

„Ich tät' doch nicht verzagen!" entgegnete jener. „Die Weibsbilder haben oft wunderliche Sachen im Kopf!"

„Die hat nichts im Kopf als den Heiner!" versetzte der erste.

Der Schlanke machte eine Bewegung des Bedauerns. „Dann tust du mir leid, Kasper! Von Herzen!"

---

eine eigene Kraft; und wenn die ersten Eindrücke überwunden sind, kann sich das Herz des tiefer Nachdenkenden mit dem dargestellten Lebenslose einverstanden fühlen. Irdische Geschicke haben ihren eigenen Sinn, ja ihren eigenen Tiefsinn! In denen unseres Georg wird mancher, wenn er das Wesentliche im Auge behalten will, die seinen wiederfinden.

Durch die Hauptpersonen der neuen Erzählungen glaube ich die Sammlung meiner Rieser Figuren bereichert zu haben. Der „schwarze Hans" (nach den Mitteilungen eines Geistlichen!) ist eine Art Don Juan auf dem Lande. In „Georg" ist ein junger Mensch dargestellt, der in die Sphäre der Bildung hineinstrebt, ohne daß er aufhörte, Bauer zu sein. Daß mit diesem Beruf eine gewisse Kultur auf eine gesunde, gedeihliche Weise verbunden werden kann, das hat unser Rieser in der Tat gezeigt; und vielleicht wäre er ähnlich Angelegten unter seinen Standesgenossen zur Beachtung und Nachfolge zu empfehlen

„Bah,“ entgegnete jener mit einem Nachdruck, der den Scherz zurückweisen sollte. „Mich geht sie nichts an! — Man red't nur davon!“

Nahende Tritte machten sie aufschauen. Von einer Seitengasse kam ein hochgewachsener, stattlicher Bursch gelassen auf sie zu und sagte Guten Abend. Die jungen Leute erwiderten den Gruß auf eine Weise, die etwas Eigentümliches hatte. Der Ton verriet eine gewisse Zurückhaltung, drückte jedoch keine Geringschätzung, sondern eher eine Art Scheu, jedenfalls Respekt aus. — Der Ankömmling war der „schwarze Hans“.

Auch im Scheine des Mondes konnte man noch sehen, warum er so genannt wurde. Er hatte schwarze Augen und Haare und eine dunkle Gesichtsfarbe. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas nicht Gewöhnliches, man konnte sagen Fremdartiges. Er war sehr gut gebaut; schlank von Wuchs, breit von Schultern. Seine Züge waren nicht nur schön, sondern fein, und sein Benehmen ungezwungen, sicher — fast wie das eines Herrn, der zu Untergebenen tritt.

„Ich hab' euch eifrig reden hören,“ begann er. „Gibt's was Neues?“

„Nichts Besonderes!“ erwiderte Kasper.

Mathes schüttelte mit Laune den Kopf. „Da müßt' ich doch bitten!“ rief er. Und zu Hans fuhr er fort: „Der Kasper hat uns eben verzählt, daß er sich in die älteste Tochter des Schreiners, in die Kathrine, verliebt habe!“

„Lüg' in deinen Hals hinein!“ rief der Angeschuldigte.

Hans betrachtete diesen. „Nun,“ versetzte er, „häßlich ist sie nicht, aber dürr wie ein Zaunstecken — nimm mir's nicht übel, Kasper!“

Dieser lächelte. „Du hast sie auch noch nicht gesehen, wie ich merk'! Seit vierzehn Tag' ist sie von ihrer Bas' im obern Ries heimkommen — und wie? Schau sie dir erst an!“

„Du mußt natürlich so reden!“ bemerkte Hans mit Humor.

„Ich red' so, weil's so ist!“ erwiderte Kasper. „Wenn du sie gesehen hast, wirst du mir recht geben! — Du verstehst dich ja drauf!“

Die letzten Worte hatten einen etwas spöttischen Klang; Hans lächelte wie zu einer Schmeichelei. — „Du machst mich neugierig,“ sagte er.

Kasper wollte seine Meinung ganz darlegen und fuhr fort: „Bild' dir nicht ein, daß sie auf einmal gar zu stark geworden ist. Sie ist nur „vollkommen“, wie's ein Mädchen sein soll. Alles ist wie man's wünscht! Ein Gesicht weiß wie Milch und rot wie eine Ros' — wunderschön!“

„Und der will nicht verliebt sein!“ rief Mathes.

„Ich hab' nur Augen!“ versetzte Kasper.

„Aber keine Courage!“ entgegnete jener. „Er leugnet nur,“ fuhr er zu Hans fort, „weil er sich nichts zutraut. Nämlich der Kathrine läuft schon der junge Kohlbauer nach, und gegen den, meint er, kommt er nicht auf!“

Hans richtete sein Auge auf Kasper und rief mit offener Geringschätzung: „Gegen den Heiner? Bah!“

Kasper sah ihn verwundert an. „Ist der so schlecht?“ versetzte er.

„Ein Milchgesicht,“ entgegnete Hans. „Wenn den ein Mädchen mag, dann ist nichts hinter ihr!“

„Das sind Ansichten,“ versetzte Kasper. „Von deinem Schlag ist er freilich nicht!“

„Nicht einmal von deinem,“ erwiderte Hans ungezwungen. — „Wenn ich du wär', in drei Tagen gehörte sie mir!“

„Und wenn ich du wär',“ versetzte Kasper, „ich hätt' keine Aussichten!“

Hans zuckte die Achsel. „Da sieht man schon,“ sagte er, „daß du mich nicht kennst!“

„Nun,“ entgegnete Kasper, „das hätt' ich denn doch geglaubt!“ (Und sein Blick schien zu sagen: Dich kennt man nur gar zu gut!) „Aber,“ fuhr er fort, „es gibt halt Mädchen, die zu g'scheit sind, und zu diesen gehört die Kathrine. Die wird Kohlbäuerin!“

Hans mit einem Lächeln der Gleichgültigkeit sagte: „Wenn's ihr Freud' macht — meinetwegen!“

Kasper hatte nach der Seite gesehen und erhob den Kopf. „Da kommt einer,“ sagte er, „der uns berichten

kann! — Michel," fuhr er zu einem untersetzten Burschen fort, der eben zu der Gruppe trat, „du kannst unserm Streit ein End' machen! Nicht wahr, dein Vetter Bühler hat ein Aug' auf die Schreiners Kathrine und will sie heiraten?"

„Soviel ich weiß," versetzte der Bursch, „ist man einig."

„Da!" rief jener. „Das ist mehr, als ich gewußt hab'!"

Hans machte ein Gesicht wie einer, der genug hat.

„Unter diesen Umständen," sagte er zu Kasper, „müssen wir uns eben nach einer andern umsehen! Nicht den Mut verloren — es gibt schon noch Mädchen im Ries! — Guten Abend beieinander!"

Mit diesen Worten ging er seines Wegs.

Die Burschen schwiegen eine Weile. Dann sagte Jakob, der Wohlbeleibte: „Der ist aber heute gesprächig gewesen! Sonst geht er an einem vorüber, als könnt' er gar nicht Deutsch!"

„Er ist heut' guter Laune," sagte Kasper. „Aber was sich der Mensch für ein Ansehen gibt!" fuhr er fort, als Hans hinter der Schmiede verschwunden war. „Er benimmt sich grad, als ob er der Herr vom Dorf wär'! Ein Söldnerssohn und Maurer! So viel sind wir doch ungefähr auch!"

„'s ist ein aparter Mensch," bemerkte Mathes. „Aber wenn er sich was rausnimmt, schlecht steht's ihm nicht an, und wer weiß, von wem er herkommt! Seine Mutter hat ihn ledigsweis gehabt — wer weiß, wer sein Vater ist!"

Kasper schüttelte den Kopf. „Wenn's ein Herr wär'," entgegnete er, „dann wär' besser für ihn gesorgt worden!"

„Ist nicht immer nötig, mein guter Kasper! Die sind nicht immer so gewissenhaft! — Nun, am Ende, der Hans verschafft sich selber, was er braucht!"

Kasper nickte mit Bedeutung. „Aber nicht bloß mit der Kelle!" bemerkte er.

Der andere sah ihn an und lächelte. „Man sagt ihm nach, daß er auch eine Büchs hat!"

„Man sagt's ihm nach!" wiederholte Kasper foppend.

„Bis jetzt hat man ihn noch nicht erwischt; aber er mag sich in acht nehmen!“

„Wenn ihn einmal ein Jäger trifft,“ entgegnete Mathes, „dann mag sich der Jäger in acht nehmen!“

„Dann hätt's auch für den Hans ein End'!“ versetzte Kasper.

„Was wär's?“ erwiderte der andere. „Dann ging' er halt über die Grenze! Aber den kriegt schon keiner! Dem geht alles durch! Die Hirsch' und die Reh' und die Mädchen gehören sein — und wer ihm dazwischen kommt, der kann sich vorsehen. Sein Vater mag gewesen sein, wer er will — Schand' macht ihm der Hans keine!“

„Buben,“ rief hierauf der dicke Jakob, „jetzt spür' ich aber einen Durst, daß ich's nimmer länger aushalten kann! Gehen wir ins Wirtshaus!“

Der Vorschlag wurde angenommen, und langsamen Schrittes wandelte man ins „grüne Bäumle“, wo man einen Tisch besetzte, Bier und Branntwein kommen ließ und sich dann mit dem üblichen Kartenspiel unterhielt.

II.

Den anderen Morgen stieg die Sonne am wolkenlosen Himmel empor und brachte einen jener festlichen Vormittage, die man nur auf dem Lande in ihrer ganzen Schönheit fühlen kann. Es kommt da mit dem Schimmer zugleich eine Stille über die Welt und eine Gelassenheit, eine Ruhe in die Gemüter, daß die Leute träumend umhergehen, wie im Paradiese. Und ein Paradies ist in dieser Zeit auch das Dorf — mit seinen blühenden Gärten und Gärtchen, mit den Wohlgerüchen des Wonnemonds, mit der leise fächelnden, köstlichen Luft. Die jungen Gesichter lächeln, ohne zu wissen warum, und die alten sind von einem Behagen erfüllt, dem eine gewisse Feierlichkeit einen höheren, man kann wohl sagen poetischen Ausdruck gibt. Es sind die Stunden, wo sich die Landleute innerlich am glücklichsten fühlen. Der Gedanke an den Gottesdienst

weckt einen Ernst in den Seelen, der unter anderem dazu dient, die Sorgen vergessen und die Herzen empfänglicher zu machen für angenehme Regungen. Man ist am Sonntag allerdings frömmer als an Werkeltagen, hauptsächlich aber auch verlangender nach Wohlgefühl und geeigneter, Freude zu empfinden. Und daß Menschen, die ohnehin in eine schöne Zukunft sehen, in dieser Zeit lauter Licht und Vergnügen sind, das ist natürlich.

Die Tochter des Schreiners, die schöne Kathrine, war in der großen unteren Kammer, welche dazu mehr Bequemlichkeit bot, als ihr eigenes, nach hinten gelegenes Dachkämmerchen, eben beschäftigt, sich zu waschen und sich für den Feiertag anzuziehen. Sie hatte die Arbeiten getan, die ihr für das Hauswesen oblagen, jetzt konnte sie mit gutem Fug die Sorge auf ihre Person richten. Die Sonne schien zum Fenster herein — in die mit Wasser gefüllte irdene Schüssel auf dem Sims, und der goldene Widerschein gaukelte an der geweißten Decke hin und her, was die Heimlichkeit der hellen Kammer noch vermehrte. Kathrine mit einem großen Schwamm „koste“ sich behaglich „ab“. Sie wusch Gesicht, Hals, Brust und Arme — und zwar mit Eifer. Als sie sich genuggetan hatte, preßte sie den Schwamm aus und hing ihn an einem Nagel der Wand auf. Dann trat sie wieder vor den Spiegel.

Die abgekosten Wangen der Jungfrau glänzten in der frischesten Röte, die reizend aufgeworfenen Lippen lächelten, die großen blauen Augen schimmerten inniges Vergnügen. Woran mochte sie denken? Was sie von ihrer Gestalt unmittelbar oder im Spiegel sah, schien ihre Seele vorzugsweise zu beschäftigen. Sie hatte Freude an sich selber, die achtzehnjährige Blonde — und man konnte ihr das auch nicht verargen! Das Gesicht hatte in seiner heiteren Anmut etwas ganz besonders Einnehmendes. Die Schönheit ihres Wuchses sprang in die Augen. Von Hals und Vorderarmen war die Helle, die sie im Winter zu erlangen pflegen, kaum noch wieder geschwunden: sie zeigten nur einen Hauch jener bräunlichen Röte, die erst der Sommer mit seinen Arbeiten im Freien ihnen wieder

verleiht. Oberarme, Schultern und Brust glänzten in reinster Weiße.

Wenn Kathrine nicht selber gesehen hätte, daß sie wirklich und sonderlich schön war, sie wäre doch nicht ohne Kunde davon geblieben! In der kurzen Zeit, wo sie sich bei ihren Eltern befand, hatte sie es zum Überfluß gehört! Auf dem Lande noch mehr als in der Stadt ist es vor allem das körperliche Aussehen und das Befinden, wovon man den ersten Anlaß zum Gespräch nimmt; und in der Regel befleißigt man sich dabei einer großen Aufrichtigkeit. Hat jemand, den man eine Zeitlang nicht gesehen, merklich an Farbe und Rundung verloren, so darf er sich darauf gefaßt machen, daß man ihm die bedenkliche Sachlage mit allem Nachdruck ungeheuchelten Staunens ins Gesicht erklärt. Dagegen wird ihm eine Zunahme mit redlicher Bewunderung als wirkliches Verdienst angerechnet; und wenn er dadurch gar noch sichtlich hübscher geworden ist, so kann die Anerkennung, die man ihm zollt, den Charakter wahrer Hochachtung an sich tragen.

Kathrine, nach halbjähriger Abwesenheit heimkehrend, erhielt von Verwandten und Bekannten des Lobes eine Fülle. Und wenn sie sich auch dagegen wehrte und entgegnete, das werde wohl so arg nicht sein, oder gar: man treibe nur seinen Spott mit ihr und das sei gar nicht recht! — so zog sie doch in ihrem Innern von dem Gehörten nur wenig ab und überließ sich ganz dem Bewußtsein des Glückes, so zu sein wie sie war. — Es ist so schön, gepriesen zu werden — in einer Welt und von Menschen, die manchmal ihre Stimme nur erhalten zu haben scheinen, um andere damit zu tadeln und zu schmähen!

Am meisten hätte das Mädchen von der Macht ihrer Lieblichkeit der junge Bauer überzeugen müssen, von dem in dem Gespräch bei der Schmiede die Rede gewesen. Heinrich Bühler hatte in der Tat schon ein Auge auf sie, als sie noch allzu schlank war und böswillige Burschen mit einer Anspielung auf das Handwerk ihres Vaters behaupteten, sie wäre aus Holz geschnitzt! Aber die feiner fühlende Seele ahnte in der Knospe die entwickelte Blüte und war

imstande, sich schon in das zierliche Profil und in das sprechende Auge zu verlieben. Heinrich hatte der Kathrine nicht nur seine Neigung zugewendet, er hatte ihr's auch schon zu verstehen gegeben und sich um ihre Gunst beworben, obgleich noch in einer vorläufig sehr bescheidenen Weise. Als er sie nach ihrer Heimkehr in zufälliger Begegnung zum erstenmal wieder sah, war er ganz außer sich. Er starrte sie an wie ein Wunder, fragte sie wiederholt, ob es denn wirklich die Kathrine sei, und brach immer wieder in die Rufe glückseligen Staunens aus. Das Mädchen, durch diese Anerkennung geschmeichelt, gerührt, lächelte sehr freundlich, und ihre Blicke weilten auf dem blonden Burschen mit offenem Wohlgefallen. Dadurch wurde er von seinem ersten Schrecken geheilt; er überwand seine natürliche Schüchternheit und sprach endlich seine Wünsche und Hoffnungen ohne weiteres deutlich aus. Die Schöne errötete, aber die Miene sagte nicht nein, wenn auch der Mund noch Ausflüchte suchte. Bei der nächsten Zusammenkunft, die nicht mehr zufällig war, kam es nach einer näheren Erklärung auch zum Ja des Mundes — und Kathrine war Heinrichs Mädchen!

Nun kannten aber das Glück und die Zärtlichkeit des Burschen keine Grenzen mehr! Wenn er bei der Geliebten war, brachte er buchstäblich den Mund nicht mehr zusammen. Er verschlang ihre Züge und hing mit förmlicher Trunkenheit an ihr. Sagte er ihr etwas Schönes, so wurde seine Stimme weich und unsicher, und die Augen bekamen einen feuchten Glanz. Kathrine, als sich dies wiederholte, konnte nicht umhin, mit einem gewissen Lächeln vor sich hinzusehen und den Kopf zu schütteln. „Was ist das für ein guter Mensch!“ sagte sie zu sich selbst. „So etwas ist mir meiner Lebtag nicht vorgekommen!“ — Bei den bekannten ländlichen Rangvorstellungen hatte sie den Antrag des jungen Bauers zuerst für eine große Ehre genommen; jetzt fühlte sie sich ihrerseits als kleine Herrin und widerstand gelegentlich nicht dem Verlangen, mit ihm — wie freundlich immer — ihren Scherz zu treiben.

Nachdem sie sich angezogen, soweit es im Hause nötig

war, und zuletzt auf die zurückgestrichenen Haare noch ein Häubchen gesetzt hatte, ging sie in die Stube hinüber, wo Vater und Mutter im Behagen des Feiertags auf der Wandbank saßen. Beide schauten auf sie mit Wohlgefallen. Den Mund der ansehnlichen Schreinerin umspielte ein glückliches Lächeln und sie sagte: „Du hast dich ja geputzt wie an der Kirchweih! — Du könntest geradenwegs zum Tanz gehen!"

Die Tochter verzog ein wenig die Lippe. „Ich hab' meine gewöhnlichen Sonntagskleider an," entgegnete sie. „Nur der Schurz ist neu —"

„Und die Kappe!" ergänzte die Mutter.

„Nun ja," versetzte das Mädchen. „Einmal muß man sie doch zuerst antun!"

Der Schreiner, eine magere Gestalt mit einem gesund rötlichen, nicht unfeinen Gesicht, schmunzelte. Er machte gern sein Späßchen — was er nämlich dafür hielt — und sagte jetzt: „Wenn sie auch heute nicht zum Tanz geht, umsonst wird sie die schöne Kappe doch nicht aufhaben. „Ebber" (etwer, jemand) wird sie schon darin sehen!"

Die Schreinerin lächelte. „Wieviel ist's denn?" sagte sie, indem sie das Auge auf die Wanduhr richtete. „Bald halber Neune! — Mich nimmt's wunder, daß er noch nicht da ist!"

„Mir ist's auch auffallend," erwiderte der Schreiner mit einer scheinheiligen Sorge. „Vorgestern ist er schon nach Sieben gekommen, weil er ganz notwendig etwas von mir gebraucht hat! Wenn er heut' nicht auch notwendig was braucht und ausbleibt — dann mach' ich mir Gedanken!"

Die Züge des Mädchens drückten eine glückliche Selbstgewißheit aus; die Anspielung auf eine Möglichkeit, die nicht möglich war, konnte sie nur erheitern. „O je!" rief sie zu dem Alten.

Die Mutter war zu guter Laune, um das Spiel nicht fortzusetzen. „Nun," sagte sie, „alles kommt vor in der Welt! Und grad einer, der's so übermäßig treibt und ganz weg ist, der kann am ehesten —"

„Einmal wegbleiben," ergänzte der Schreiner.

Kathrine zeigte mit einem sonderbaren Aufziehen der Lippe ihre weißen Zähne. „Wenn ich alles so gewiß wüßt'," erwiderte sie, „dann wär's gut!"

Die Mutter zuckte die Achsel. „Ich wär' nicht so sicher an deiner Stell'!" entgegnete sie. „Die Mannsbilder taugen alle nichts — jeder kann falsch sein! Der beste kann einmal umstehen!"

„Der Heiner," versetzte Kathrine, „brächt's nicht zustand', wenn er sich's auch vornähm'! Geh weiter! Er ist nur gar zu —"

Sie fühlte, was sie sagen wollte, und schwieg.

Der Alte schenkte ihr den Satz nicht. „Nur gar zu treu, willst du sagen?" Und zur Mutter gewendet, fuhr er fort: „Da siehst du! Die Weibsbilder taugen nichts! Der wär' nun offenbar ein bißchen Falschheit am Heinrich lieber, weil sie selber gern ein wenig falsch sein möcht'! — Wie?" setzte er mit einem begütigenden Tone hinzu, als er sah, daß die Tochter den Spaß ernsthaft nahm.

„Der Heiner," versetzte Kathrine, „ist mir lieb, wie er ist — ich will und mag keinen andern! Ich hab' nur gemeint, er tut mir eigentlich gar zu viel Ehr' an!"

Die Mutter schüttelte den Kopf und sagte dann gutmütig: „Laß dir's nur gefallen! Wenn er dein Mann ist, wird's noch eine Zeitlang dauern; dann hört's aber auf einmal auf, und du wirst mit Seufzen an die Höflichkeiten und die schönen Reden denken, die dir jetzt zu viel sind!"

Die Miene der Tochter sprach die Erwartung aus, daß sie diese Erfahrung an sich nicht machen werde. Auf einmal, nach einem Blick durchs Fenster, wurde sie rot und rief: „Aha!"

Die Mutter sagte zum Alten: „Für heut' haben wir noch nicht recht gehabt, Vater!"

Nach einer Weile ging die Tür auf, und der erwartete junge Bauer trat ein. Er trug eine dunkelgrüne Samtjoppe mit versilberten Knöpfen und eine Fischotterkappe, die er erst gestern vom Markt aus Nördlingen mitgebracht hatte. Mit verhältnismäßiger Würde grüßte er und gab der Schreinerin, die ihm entgegengekommen war, die Hand.

Nach einigen herkömmlichen Reden sagte der Schreiner mit wenig verhüllter Schlauheit: „Kann ich dir vielleicht mit etwas dienen, Heinrich?“

Dieser, die Frage würdigend, entgegnete mit entsprechender Laune: „Heut' nicht, Schreiner, heut' bring' ich was!“

„Ei,“ rief Kathrine, „da bin ich neugierig!“

Die Mutter sah ihn an und versetzte mit einem gewissen Ernst: „Du wirst dir doch keine Unkosten gemacht haben, Heinrich?“

„Keine Sorg', Bas',“ entgegnete jener, „ich hab' keinen Kreuzer ausgegeben!“ Er griff in die innere Tasche seiner Joppe und zog einen Strauß von Aurikeln und Narzissen hervor, in deren Mitte ein Röschen steckte.

„Ei, die prächtigen Blumen!“ rief die Alte. „Und,“ setzte sie schalkhaft hinzu, „die bringst du mir?“

Der Bursche lächelte etwas „verhofft“. Aber er war heute fester als sonst und erwiderte nickend: „Euch, Bas' — wenn Ihr sie annehmen wollt!“

„Ich dank' schön,“ versetzte diese und nahm den Strauß in Empfang.

Kathrine mit einem angenehmen Mäulchen trat näher. „Darf man,“ sagte sie, „ein wenig dran riechen?“

„Warum denn das nicht?“ versetzte die Alte und gab ihr den Strauß. Das Mädchen brachte die Rose an ihr Näschen, sog den Duft ein und rief: „Ah, das schmeckt herrlich!“

„Und die schönen Blumen,“ fragte die Schreinerin den Burschen mit Anerkennung, „sind alle aus deinem Garten?“

„Meine Mutter,“ erwiderte Heinrich zur Erklärung, „ist eine Liebhaberin! Sie hat immer was drauf gehalten!“

Kathrine wollte der Alten den Strauß zurückgeben.

Diese lächelte gutmütig. „Behalt ihn nur,“ sagte sie. „Der Heinrich wird mir's wohl nicht übelnehmen, daß ich ihn wieder verschenk', und jetzt muß ich ohnehin in die Küche!“

„Und ich,“ bemerkte der Schreiner, „in den Stall; denn von der Kathrine ist nicht zu verlangen, daß sie jetzt nach den Kühen schaut. Es wär' auch wirklich schad' um den Anzug!“

Beide gingen hinaus.

Die Liebenden, allein gelassen, schwiegen. Heinrich schaute in der Stube umher, als ob er sie noch nie gesehen hätte.

Wäre dies der Fall gewesen, sehenswert erschien sie allerdings. Sie war zierlicher und reinlicher, als es sonst bei ländlich Mittelbegüterten der Fall zu sein pflegt. Das Handwerk hatte mit Behagen für sich selber gesorgt! Alles was von Holz war, nahm sich besonders nett aus und zeigte frische hellbraune Farben, und die Strahlen der Sonne, welche durch die blanken Fenster hereinschienen, gaben dem Ganzen einen sehr traulichen Charakter.

Das Mädchen brach das Schweigen. „Nun," sagte sie, indem sie gefällig auf den Strauß blickte, „darf ich ihn behalten?"

„Du hast ihn ja geschenkt bekommen!" erwiderte der Bursche.

„Aber er muß mir auch von dir vergönnt sein!" sagte das Mädchen.

Heinrich zuckte die Achsel. „Geh!" versetzte er. „Übrigens," fuhr er lächelnd fort, „wenn ich dich allein getroffen hätt', von dir hätt' ich mir doch etwas dafür ausgebeten!"

„Ei!" rief Kathrine mit einem guten Teil wirklicher Verwunderung. Und schalkhaft setzte sie hinzu: „Gewiß einen ‚Bahtsch' (Patschhand)? — Da hast du ihn!"

Sie gab ihm die Hand, er schlug ein — mit einer Miene, als ob das nicht ganz seine Rechnung gewesen!

Das Mädchen betrachtete ihn mit schelmischem Vergnügen. „Weil du's wirklich so gut mit mir gemeint hast," fuhr sie fort, „so will ich dir jetzt auch eine Ehr' antun: ich will den Strauß anstecken und ihn tragen den ganzen Tag!"

Sie schaute an ihrer Brust hernieder, um die rechte Stelle ausfindig zu machen.

„Halt!" rief der Bursch und trat schnell an sie heran. Er hatte den Gedanken gefaßt, ihr ihn selber ans Leibchen zu stecken.

„Wie?" rief Kathrine mit neckender Ausweichung, „soll ich ihn nicht tragen?"

„Doch! Freilich!“ erwiderte er unentschlossen. Das scheinbare Mißverstehen hatte ihn gestört und ihm den Humor zum Mute genommen.

Kathrine sah ihn an — und von dem Gefühle, das in ihr sich erhoben, drückte sich eine merkliche Andeutung in ihrem Gesicht aus. Dann steckte sie sich den Strauß selber „ans Herz“ und sagte: „Ich will ihn tragen dir zu Ehren! Und wenn sich eine Gelegenheit gibt, daß ich dir dafür auch eine Freud' machen kann, so will ich's nicht versäumen! Da,“ setzte sie hinzu, indem sie ihm gutmütig die Hand reichte, „sei nochmal bedankt!“

Heinrich drückte die Hand und behielt sie in der seinen. Er sah die Geliebte zärtlich mit glänzenden Augen an; — zu seinem Glücke fehlte nichts mehr!

Die Tür ging auf und es erschien die Mutter. „Heinrich,“ sagte sie, „da fällt mir grad was ein! Ich hab' von deiner Mutter einen eisernen Hafen „verdliehen“ (entlehnt) und jetzt brauch' ich ihn nicht mehr, weil ich mir selbst einen gekauft hab'! Sag ihr, daß ich ihn heut' noch bringen werde, wenn mir nichts dazwischen kommt — ich hab's nur vergessen!“

Heinrich sah sie galant an. „Aber warum solltet Ihr —?“ sagte er; „kann ich ihn nicht selber heimtragen?“

„Warum nicht gar!“ rief die Schreinerin. „Das würde sich nicht schicken! Ein junger Bursch mit einem Hafen!“

„Wenn's weiter nichts ist,“ versetzte Heinrich, „da mach' ich mir nichts draus!“

„Am Sonntag!“ fuhr die Schreinerin fort.

„Einerlei!“ entgegnete jener entschlossen, obwohl ihn selbst eine Vorstellung überkam, daß er damit auffällig werden könnte. „Gebt ihn nur her!“

„Er ist zwar klein,“ sagte die Schreinerin, „und nicht schwer; aber es geht doch nicht! Es geht wirklich nicht!“

„So macht doch keine Umstände!“ rief der Bursche fast gereizt.

Kathrine, ohne eine gewisse Schalkheit in ihrem Blicke verbergen zu können, sagte: „Wenn er's durchaus haben will, so laß ihm doch die Freud'!“

Die Mutter ging in die Küche, kam mit dem Hasen zurück und übergab ihn dem Burschen, indem sie sagte: „Aber nur, weil du's nicht anders tust!“ Heinrich lächelte, reichte Mutter und Tochter die Hand, ließ einen Gruß für den „Vetter“ zurück und verließ die Stube.

Die Schreinerin sah ihm nach, dann richtete sie auf die Tochter einen Blick, dessen Ernst durch eine Andeutung von Lächeln gemildert war, und sagte: „Mädchen, du bekommst wahrhaftig einen guten Mann! Er wird dich in Ehren halten und tun was dich freut — und er wird so bleiben, wie er ist! Dieser Schlag ändert sich nicht!“

* * *

Der schwarze Hans war am gestrigen Abend von der Schmiede weg nach Hause gegangen. Er hatte etwas anderes vorgehabt, er wollte noch „über Feld“ gehen; allein durch das Gespräch der Burschen war er davon abgebracht worden. Die Unterhaltung im Nachbardorfe, die er aufsuchen wollte, reizte ihn nicht mehr: seine Gedanken hatten sich auf das gerühmte Mädchen gerichtet und er fand ein Vergnügen darin, sich mit ihr zu beschäftigen. Es entstand in ihm eine Neugierde, zu erfahren, ob der Kasper die Wahrheit gesagt habe, und er wollte sich davon sobald als möglich überzeugen. Indem er sich vorstellte, daß der Heinrich, der ihm von Jugend an zuwider gewesen, einen so schönen Schatz haben sollte, empfand er einen gewissen Verdruß. „Das wär' ja gegen alle Regel,“ sagte er zu sich selber, „ein solcher Kielhas'!“ Und mit dem Humor seiner Gattung setzte er hinzu: „Wenn das sein könnt', dann gäb's keine Gerechtigkeit mehr in der Welt! Ich will's noch nicht glauben!“

Den schwarzen Hans charakterisierte eine gewisse Ruhe, die aus einem großen Selbstvertrauen stammte. Er hatte schon soviel erreicht — im Grunde war ihm bis jetzt alles durchgegangen; er glaubte fest, daß, wenn er etwas ernstlich haben wollte, er es auch erlangen werde! Mit

einem Gefühl unbedingter Zuversicht ging er zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten.

Am andern Morgen, als er, in seinem Garten spazierend, des gestrigen Abends dachte, lächelte er über sich selber. Es kam ihm närrisch vor, daß er aus der Rede des Kasper soviel gemacht, und um eines Mädchens willen, die er noch nicht kannte, den beabsichtigten Gang zu einer andern aufgegeben hatte, bei der er der besten Aufnahme sicher war. Wer wußte, ob ihm die Kathrine überhaupt gefiel. Sein Geschmack war nicht immer der der andern!

Endlich erhob sich in ihm doch die Neugierde wieder. Er wollte die Gepriesene sehen und ging deswegen, als die Zeit gekommen war, in die Kirche. Indessen, wie er von der „Vorkirche" zu den Weibern niederlugte, sah er im Kirchenstuhl die Schreinerin.

Der schöne Nachmittag gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Er wollte den gestern unterlassenen Gang nachholen, den Tag im dortigen Wirtshaus verbringen und dann ein Haus aufsuchen, wo man ihn freundlich willkommen hieß.

Mit einem tüchtigen Knotenstock bewaffnet, einsam, wie er zu tun pflegte, trat er die Wanderung an. Sein Haus (nämlich das seiner Eltern) stand auf der Anhöhe zunächst dem Walde; er ging die Gasse hinunter, dem Bache zu, über welchem der kleinere Teil des Dorfes lag, den man „das Weiler" nannte. Als er den Steg hinter sich hatte und auf dem Fußweg des Angers weiter ging, kam ihm lebhaften Schrittes ein Mädchen entgegen. Er faßte sie ins Auge und riet richtig. Es war Kathrine.

Eine kleine Strecke vor ihr blieb er stehen, betrachtete sie und rief mehr im Tone der Anerkennung als der Bewunderung: „Bist du's oder bist du's nicht?"

Das Mädchen, welches noch einen Schritt vorgegangen war, sah ihn von der Seite an. „Nun," erwiderte sie schnippisch, „ich werd's ja doch wohl sein!"

Hans lächelte. „Du darfst mir die Frag' nicht übelnehmen, Kathrine! Sapperment, du bist verwandelt! Und — verloren hast nichts dabei!"

Diese Bemerkung war dem Mädchen nicht neu; vom schwarzen Hans machte sie aber doch eine eigene Wirkung. Sie verzog den Mund, nicht ohne Vergnügen.

„Weißt du,“ fuhr der Bursche mit der Ungezwungenheit eines gewiegten Kenners fort, „daß du jetzt das schönste Mädchen im Dorfe bist?“ Und mit Sicherheit setzte er hinzu: „Keine kann gegen dich aufkommen! Nicht eine einzige!“

Kathrine, wenn sie auch für das Anmaßliche in diesem Benehmen ein Gefühl hatte, konnte doch dem Wohlklang des Ausspruches nicht widerstehen. Sie errötete. Den Hans kannte sie gut. Es war ein gefährlicher, „böser“ Mensch, und ein ordentliches Mädchen durfte sich vor ihm in acht nehmen. Aber er war der Keckste und Stärkste im Dorf, er war gefürchtet in der ganzen Umgegend, und das hatte auch bei ihr ein Gefühl des Respekts erzeugt. Mochte man gegen ihn haben, was man wollte — das waren ihre Gedanken — zum Lügen war er zu stolz; und was er ihr jetzt gesagt hatte, das sagte er nicht einer jeden! — Indessen die Schmeichelei durfte sie nicht annehmen; mit einem gewissen Eifer entgegnete sie daher: „Ich bin, wie ich bin, und ich will nicht anders sein als andere!“ — Dann, mit einem Nachklang des Unwillens, aber doch schon wieder gutmütig, setzte sie hinzu: „Guten Abend für heut’“ und wollte gehen. Hans trat ihr in den Weg. „Wohin willst du denn so schnell?“ rief er.

„Ich muß eine Kamrädin besuchen!“

„Das wird keine solche Eil’ haben!“ Und mit einem Lächeln, das die scherzhafte Absicht verriet, sagte er: „Ich hab’ dich solang’ nicht gesehen — und bin doch dein Vetter!“

„Sehr weitläuftig!“ entgegnete das Mädchen spitzig.

Hans lachte. „Nah’ genug, daß ich mich darüber freuen kann, wie gut du aussiehst und wie schön du geworden bist! Du bist ausgeschlagen wie eine Blum’!“ Kopfschüttelnd fügte er hinzu: „Ich fürcht’, ich fürcht’, da wird’s Geschichten geben im Dorf!“

Nun wurde es dem Mädchen zu viel. „Mit mir gibt’s keine Geschichten!“ versetzte sie scharf.

„Weißt,“ erwiderte der Bursch mit einer Art von

Gutmütigkeit, die aber etwas Vornehmes hatte, „auf dich allein kommt's hier nicht an! Du verrückst den Burschen die Köpf' — und dann ist der Teufel los!"

„Ich verrück' keinem den Kopf," entgegnete Kathrine mit Nachdruck; und nicht ohne Selbstgefühl setzte sie hinzu: „Ich bin versehen!"

Hans nickte. „Ich hab' davon gehört!" sagte er. „Nun — es muß dich aber nicht verdrießen! — an die Geschichte glaub' ich noch nicht recht!"

Das Mädchen sah ihn betroffen an. „Nicht glauben!" rief sie. „Wir sind so gut wie versprochen!"

„Das ist so gut wie nicht versprochen!" entgegnete Hans. „Geh," fuhr er geringschätzig fort, „der Heiner! — Er verdient dich nicht, trotz seines Bauernhöfles!"

„Das ist meine Sach'," versetzte Kathrine stolz. „Wenn er mir recht ist —"

„Er kann dir nicht recht sein!" widersprach Hans. „Er paßt nicht für dich!"

Jetzt riß dem Mädchen die Geduld. „Aber das ist ja unverschämt!" rief sie errötend. „Der Heinrich soll nicht für mich passen! Warum? Was ist gegen ihn einzuwenden?"

„Er ist ein guter Kerl! Pah!"

„Ein schöner Fehler," entgegnete sie höhnisch.

„Er ist kein rechtes Mannsbild! Er hat keine Schneid!"

Nach diesem Einwurf trat das Mädchen vor den Burschen, sah ihn an und rief: „Jetzt hör auf, Hans — jetzt hab' ich's satt. Der Heinrich ist gutmütig und tut einem lieber einen Gefallen, als daß er einem einen Streich spielt — aber gelitten hat er noch von keinem was! Und er ist ein braver Mensch: ein Mensch, der hält, was er verspricht, und auf den man sich verlassen kann wie auf unsern Herrgott! Wenn der mein Mann ist, dann weiß ich, was ich hab'. Er macht nicht jeder das Maul und hat nicht in jedem Dorf eine andere! Er läuft nicht des Nachts herum mit einem genagelten Stock und schlägt einen nieder um ein gutes Wort! Er ist von Leuten da, auf die man sich etwas einbilden kann, und mir ist er lieb

und sonst geht's niemand was an! — So, jetzt wünsch' ich guten Abend!"

Hochgerötet, mit kräftigen Schritten ging sie an ihm vorüber.

Hans schaute ihr nach — keineswegs verletzt, sondern mit einem spöttischen Lächeln, das aber alsbald in einen Ausdruck von Anerkennung überging. „Das Mädle," rief er, „hat ein Maul wie ein Schwert; — und das hat just noch gefehlt! — Zum Teufel! Sie gefällt mir, und ich hätt' sie um den Hals nehmen mögen am hellen Tage!"

Er stand eine Weile nachdenklich; dann sagte er: „Wir wollen sehen!"

Mit gemessenen Schritten setzte er seinen Weg fort.

III.

Es war vierzehn Tage später. Die Familie des Schreiners hatte das Abendessen eingenommen, die beiden jüngeren Kinder, ein Bursche von vierzehn Jahren und ein Mädchen von zwölf, waren auf den Anger gegangen, um sich noch mit ihresgleichen zu belustigen — statt ihrer saß am abgedeckten Tisch Heinrich neben der Geliebten. Die jungen Leute schauten vergnügt zusammen, und die Schreinerin betrachtete sie mit zufriedenen Blicken.

In der letzten Zeit war der erfahrenen Frau die Tochter einigemal sonderbar vorgekommen. Kathrine hatte ihr von den Reden des Hans erzählt und wie sie sich über den unverschämten Menschen geärgert, es ihm aber auch gehörig hinausgegeben habe, und die Alte hatte sie gelobt und sie dringend ermahnt, dem Burschen so wenig Audienz zu geben als möglich; denn es sei ein gefährlicher Mensch, der schon manche närrisch gemacht habe, von der's niemand geglaubt hätte. Und Kathrine war darauf böse geworden und hatte geantwortet: ihr sei er nicht gefährlich, und wenn sie ihm keine Audienz mehr gebe, so sei es nicht, weil sie fürchte, zuletzt auch närrisch zu werden, sondern, weil ihr so freche Menschen in der Seele zuwider seien und sie einen

Ekel vor ihnen habe. Damit schien die Sache abgemacht. Aber später war das Mädchen zuweilen dagestanden, als ob sie von einem Gedanken gedrückt und geplagt wäre, und gegen den Heinrich war sie manchmal sehr kurz angebunden, als ob ihr etwas an ihm nicht recht wäre. Das hatte der Alten wahre Sorgen gemacht. Aber gottlob, diese Laune verlor sich nach und nach — und jetzt saßen sie nebeneinander wie Leute, die sich gern haben und die zufrieden sind von ganzer Seele.

Jene Laune an Kathrine war in der Tat nicht nur der Mutter aufgefallen, sondern auch Heinrich. Für ihn wurde sie aber eben der Grund einer vorteilhaften Änderung. Durch einen gelegentlichen Ausbruch davon betroffen, gekränkt, dachte er über sich nach und überzeugte sich, daß er gegen das Mädchen gar zu gut und zu weichherzig sei. Er fühlte, daß er sich dadurch etwas vergebe, sich bei ihr selber schade, und machte sich von dem Augenblicke an eine ruhigere Haltung zum Gesetz. Die Wirkung zeigte sich alsbald. Kathrine schaute den Geliebten, der nun in einem gewissen freundlichen Stolze vor ihr stand, mit Blicken des Wohlgefallens, der Freude, der Achtung an, und eben darin lag die Ursache, daß sie heute wieder so glücklich nebeneinander saßen.

Bald nach dem Weggehen der Kinder war man auf ein dörfliches Ereignis zu sprechen gekommen, das in denen, die es nichts anging, eine billige Schadenfreude zu erwecken pflegt, und nicht nur der Alte scherzte darüber, sondern auch Heinrich. Die ganze Familie war von dem Vergnügen belebt, das man hat, wenn von andern etwas zutage kommt, das sie gerne verborgen hätten.

Die Tür ging auf, und mit einem Guten Abend trat der uns vom Gespräche bei der Schmiede her bekannte Kasper herein. Er zeigte in seiner Miene einen Ernst und eine Wichtigkeit, die ihm nicht gewöhnlich waren; Heinrich sagte daher: „Kasper, du kannst uns was verzählen — ich seh' dir's an! Sag's — wir sind just im Zug!"

„Allerdings," erwiderte Kasper, nachdem er auf der

Bank Platz genommen hatte, „kann ich was verzählen! Aber — nicht grade was Gut's!"

„Nun," rief die Schreinerin, „es wird doch kein Totschlag vorgekommen sein!"

„Hat nicht viel gefehlt!" entgegnete der Bursch.

„Wie!" rief die Frau einigermaßen erschrocken. „Aber sag, verzähl uns!"

Man rückte zusammen und Kasper begann: „Ihr habt vorgestern gehört, daß der Webersfritz von B. in eine Heugabel gefallen sei und sich den Arm durch und durchgestochen habe?"

„Jawohl!" sagte die Schreinerin.

„Der Stich ist richtig; aber die Heugabel ist falsch."

„Es hat ihn also," versetzte Heinrich, „einer mit einem Messer gestochen?"

„So ist's! — Und wer hat's wieder getan? Der schwarze Hans!"

Kathrine richtete sich neben dem Geliebten auf. Die Mutter rief: „Das ist aber doch gar zu arg mit dem Menschen!" — Der Schreiner schüttelte bedenklich den Kopf.

Kasper fuhr fort: „Seit der Fastnacht geht der Hans mit der Schneidersgret in B. — ein saubres Mädle, das ganz vernarrt ist in ihn. Die Besuche, die er des Nachts bei ihr macht, haben natürlich die dortigen Burschen geärgert; denn einen Fremden läßt man nicht gern herein, zumal wenn eine so schön ist, wie die Gret. Man hat dem Hans gedroht und ihm gesagt, er soll in seinem Dorf bleiben, sonst werde man ihn einmal zusammenschlagen, daß er das Aufstehen vergesse. Es gibt dort wilde Kerle, und mancher andere hätte sich schrecken lassen. Der Hans ging aber nach wie vor in aller Ruhe zu seiner Gret, immer mitten durch die Dorfgasse, als ob ihm kein Mensch was anhaben könnt'. Freilich hatte er immer den dicken Stock bei sich, den er sich extra für die Nacht gemacht hat, unten mit Eisen beschlagen; in seiner Hosentasche steckt das Messer, das er sich spitzig zugeschliffen hat wie ein Stilett; und man weiß, er führt diese Sachen nicht zum Spaß bei sich! Wegen dessen wurden die Burschen immer wieder scheu gemacht. Aber der

Webersfritz, der die Gret selber gerne haben möcht', hat seinen Kameraden keine Ruh' gelassen, und am letzten Dienstag wollte man ihn endlich abstrafen! Die Burschen, sechs an der Zahl, ließen ihn ruhig zum Schneider hineingehen, warteten aber, bis er wieder herauskam. Es war um die zweite Stunde. Als Hans die Gasse herunterging, rannten sie mit Holzscheitern auf ihn los; aber er hatte sie zu rechter Zeit noch gesehen, er schwang seinen Stock, und wie, das könnt ihr euch denken. Es gab Löcher im Kopf und Beulen; drei von den Burschen hatten bald genug und gingen blutig auf die Seite. Die anderen schlugen um so wütender drein; der Hans kriegte seinen Teil auch, das Blut rann ihm übers Gesicht und endlich riß ihm der Webersfritz noch den Stock aus der Hand. Da wär' doch jeder andere verloren gewesen! Aber der Hans, was tut er? Er fährt schnell ein paar Schritte zurück, zieht sein Messer, stürzt mit rasender Schnelligkeit auf den Fritz und sticht ihm den rechten Arm mitten durch. Der Fritz tut einen Schrei, läßt den Stock wieder fallen; Hans nimmt ihn wie der Blitz und schlägt zu, bis sie alle davonlaufen. Dann nimmt er sein Messer vom Boden und steckt's ein, wischt sich das Gesicht mit seinem Sacktuch, schüttelt sich und geht weiter, als ob nichts vorgefallen wär'!"

„Das ist aber doch ein verfluchter Kerl," rief die Schreinerin.

„Und anhaben," bemerkte der Schreiner, „kann man ihm wieder nichts! Er hat sich gewehrt, das kann man niemand verbieten!"

„Natürlich," erwiderte Kasper. „Darum hat der Webersfritz auch die Heugabel erfunden. Aber die Geschichte ist jetzt doch 'rausgekommen. Ich hab's von einem, der dabeigewesen ist und am ersten aufgehört hat, weil er nur aus Gefälligkeit mitgegangen ist. Ich hab' ihm aber versprechen müssen, daß ich ihn nicht angeb'!"

Die Hörer saßen da mit Gesichtern, die alle, jedes in seiner Art, mitten in der Mißbilligung eine eigene, tiefe Zufriedenheit ausdrückten. — Der Hans war ein unheimlicher Mensch; seine Vornehmheit kränkte, seine Anmaßung

beleidigte und sein Lebenswandel gab großes Ärgernis. Aber er war vom Dorf, er hatte gesiegt über ein halbes Dutzend Burschen des andern Dorfs: jedes vom Dorf konnte mit ihm triumphieren! Und so vermochte nun selbst die Schreinerin ihre Genugtuung nicht zu verbergen; und Kathrine sah vor sich hin, bewegt, ernst, mit einem Ausdruck förmlicher Anerkennung im Gesicht.

Das Schweigen, das eingetreten war, unterbrach Heinrich. „Es ist merkwürdig," sagte er, „wie die Menschen sich eigentlich gleichbleiben! So ist jetzt der Hans von Jugend auf gewesen! Immer hat er getan, was er gemocht hat, und vor niemand hat er sich gefürchtet! Immer ist er gern allein gewesen, und wenn er mit seinen Kameraden zusammengekommen ist, dann hat er sie entweder kommandiert oder er hat sich mit ihnen 'rumgeschlagen!"

Kathrine, wie aus einem Nachdenken erwachend, sagte: „Ein sonderbarer Mensch!"

Heinrich fuhr fort: „Wie er noch in die Schule ging, sind wir öfter zusammengekommen, obwohl er über zwei Jahr' älter ist, und wir haben allerlei Sachen miteinander gemacht. Ein Hauptvergnügen von ihm war, die Buben anzuführen, wenn sie „in die Birn" oder „in die Äpfel gehen" wollten. Er hat uns da befohlen wie ein General. Die einen mußten mit ihm in den Garten und auf die Bäume steigen, die andern mußten an verschiedenen Stellen Wache halten, und er hat ihnen gesagt, wie sie rufen oder pfeifen sollten, wenn jemand des Wegs käme. An Tagen, wo die Leute im Feld waren, ist es uns öfter gelungen, daß wir mit gepfropft vollen Taschen davongingen, ohne daß einer von uns erwischt worden ist. Und sagen muß ich es, wie's ist: der Hans machte sich nichts aus der Beute; er warf seine Äpfel, oder was es eben war, meistens einem hin, den er gerade leiden mochte. Aber es freute ihn, wenn recht viel zusammengekommen war und wenn jeder seine Schuldigkeit getan hatte."

„Sieh, sieh!" rief hier der Schreiner mit schlauen Augen, „jetzt merk' ich, wer mir damals meine Bäume geleert hat! Du, Heinrich, und deine Spießgesellen!"

Der Bursche lächelte wie zu einem Vorwurf, der einem Ehre macht, während die andern ihn vergnügt betrachteten. Nach einer Weile sagte er: „Einmal hab' ich mit dem Hans einen Handel gehabt, der wohl mit dran schuld sein mag, daß er immer etwas gegen mich gehabt hat bis auf den heutigen Tag."

„Was ist das gewesen?" rief Kathrine. „Erzähl's uns!"

„Du mußt dir nicht zu viel erwarten," entgegnete der Bursch, „es ist eben ein Bubenhandel gewesen; aber man lernt doch den Hans daraus kennen und auch uns andere. Ich hab' schon gesagt: entweder hat der Hans kommandiert oder er hat zugeschlagen! Eine Zeitlang hat er's vornehmlich auf drei Bauernsöhne abgesehen gehabt, wovon ich einer war. Wenn er einem von uns ankommen konnte, so gab's was. Das wurde mir denn doch endlich zu arg, und ich beschloß, mich zu rächen. Ich beredete die andern, die ein paar tüchtige Kerle waren, daß wir ihn zusammen angreifen, niederwerfen und uns an ihm satt schlagen wollten. Eines Abends sollte die Sache vor sich gehen. Wir standen auf dem Anger beisammen zu einer Zeit, wo der Hans auch gewöhnlich herunterkam, und nicht lange, so sahen wir ihn anrücken. Er hatte einen braungebeizten Stock in der Hand, wir waren ohne Waffen — unverzagt begannen wir ihn herauszufordern und ihn zu schimpfen. Er stellte sich hin und rief: „Kommt, wenn ihr Courage habt! Kommt, ihr elenden Bauernsöhne!" Dabei fuchtelte er mit seinem Stock, daß es pfiff. Als wir uns besannen, verhöhnte er uns, und es schien ihm das größte Vergnügen zu machen, unsere Furcht vor seinem Stock zu sehen. Ich, vorne stehend, wurde zornig über meine Kameraden und mich und beschloß, mich zu opfern. Mutig ging ich auf ihn zu und nahm die Hiebe auf Kopf und Schultern in Empfang, wie sehr sie mich brannten, und es gelang mir, ihn um den Leib zu fassen. Er hatte aber den Arm mit dem Stock frei und schlug mich damit fortwährend, und meine guten Freunde zauderten immer noch! Da, nachdem ich ihnen alle möglichen Scheltworte zugerufen, kamen sie endlich herbei. Daß ich's kurz mach': vereinigt

warfen wir ihn hin und legten uns über ihn; ich zerbrach ihm den Stock und schlug ihn mit der Faust nach Herzenslust. Er war in unserer Gewalt; wie grimmig er sich wehrte, gegen uns drei konnte er nicht mehr aufkommen. Da rettete ihn ein närrischer Umstand!“

Heinrich hielt inne. Die andern schauten ihn neugierig an.

„Er blutele,“ fuhr der Bursch mit einem Lächeln fort, das nicht ohne Beschämung war. „Er blutete an der Stirn und aus der Nase, und namentlich von dieser ging eine dunkle Rinne die Backe und das Kinn herunter. Nun weiß unser Herrgott, wie's über mich kam: kurz, ich glaubte, wir hätten ihn totgeschlagen und er wäre nicht weit vom Sterben! Ein fürchterlicher Schrecken packte mich an und brachte mich bald von Sinnen; ich hielt noch einen Arm von ihm, aber ich schlug nicht mehr und starrte ihm ins Gesicht. Den andern war's ähnlich zumut', wie sie mir nachher gesagt haben: kurz, wie auf eine Verabredung, ließen wir ihn los und — liefen davon!“

„Ach!“ rief Kathrine spöttisch lächelnd. Und mit einem Ton des Mitleids, ihn mütterlich streichelnd, setzte sie hinzu: „O du guter Heinrich!“

Der Bursch zuckte die Achseln. „Was willst du?“ sagte er. „Es war eine Dummheit, aber ich hab' sie gemacht!“

Die Schreinerin, gleichfalls mit einem Licht des Spottes in ihrem freundlich breiten Gesicht, fragte: „War's denn aber dann aus mit eurem Davonlaufen?“

„Für den Tag, ja. Später bekam jeder meiner beiden Kameraden noch seine Tracht Prügel von ihm — ich ging leer aus. Er traf mich nicht mehr so, daß er mir ankommen konnte; das nächste Frühjahr kam er aus der Schul' — und nun war ich ihm zu klein! Er hätte sich geschämt, einen Schulbuben zu schlagen! Aber gemocht hat er mich von dieser Zeit an nicht mehr. Während er mir doch früher zuweilen großes Lob gegeben, wenn ich beim Äpfelstehlen meine Sache gut gemacht hatte, lief er jetzt an mir vorüber, sprach nur mit mir, wenn's durchaus nicht

anders ging, und machte ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Ich kann dich nicht leiden!“

Kathrine und Kasper zeigten eine Miene, als ob sie das bestätigen könnten. Der Schreiner, nach einer Weile, bemerkte: „Der Hans ist von seiner Mutter her mit uns verwandt: mein Vater und ihr Vater waren Geschwisterkindskinder; aber er hat nichts von uns! Er hat andere Manieren — sein Gesicht ist nicht, wie man's bei uns hat, und seine Farbe nicht!“

„Bei uns im Ries gibt's allerhand,“ sagte die Schreinerin. „Aber,“ setzte sie dann aus tiefem Herzensgrund hinzu, „wie dem noch ein Mädchen trauen kann! Sechs, die er gehabt und wieder verlassen hat, weiß nur ich! Und allemal ist wieder eine so dumm!“

„Bas',“ versetzte Kasper, „ich glaub', Ihr solltet sagen: so leichtsinnig! Dumm ist die Schneidersgret nicht; im Gegenteil, sie ist ein gescheites Mädchen! Wenn man ihr ins Herz sehen könnt', ich glaub' auch nicht, daß sie wirklich hofft, der Hans werde bei ihr bleiben. Aber sie ist eben toll mit ihm — sie ist stolz darauf, daß sie jetzt diejenige ist, der er nachläuft — und sie lügt sich selber an!“

Die Wangen der Kathrine hatten sich gerötet. „Wie es solche Mädchen geben kann,“ rief sie, „das kann ich gar nicht verstehen! Ein Mensch, wo man gewiß weiß, daß man angeführt ist! Welche Schande! Wie kann man sich selber eine solche Schmach antun? Ich begreif's nicht!“

Heinrich faßte ihre Hand und drückte sie. „Du bist eben ein braves Mädchen,“ rief er, „ein Mädchen, das Ehrgefühl hat!“

Der Vater saß mit ernster Zufriedenheit, und die Mutter sah mit Anteil auf das Paar. Dann sagte sie: „Jede freilich ist nicht so ‚ringsinnig‘ und glaubt so einem Menschen! Gott sei Dank, es gibt noch Mädchen, an denen all seine Kunst verloren wär'! Aber wenn ich an die denk', die sich schon von ihm haben anlügen lassen! Drei von ihnen sind jetzt verheiratet und wohlversorgt! Sie sind vorher gescheit gewesen, sie sind jetzt gescheit: wie ist's möglich gewesen? frag' ich. Und ich sag', der Mensch

muß was können; er muß eine böse Kunst wissen, sonst kann ich mir's nicht erklären!"

Die Schreinerin sagte das in vollem Ernst. Heinrich, mit einem unmerklichen Lächeln, versetzte: „Ich glaub', das rechte Wort hat der Kasper gesagt. Und was den Hans betrifft, unverschämt ist er, nachgeben tut er nicht, und reden kann er — das sind seine Künste!"

Kasper hatte nachdenklich vor sich hingesehen. „Ich," sagte er, „bin jetzt nur neugierig, welche die Nächste sein wird! Denn mit der Schneidersgret hat's am längsten gewährt!"

„Was!" rief Kathrine; und die Schreinerin setzte hinzu: „Aber woher willst du wissen —?"

„Derjenige," erwiderte Kasper, „der mir die Geschichte von der Schlägerei verzählte, hat mir noch gesagt, der Hans wäre nachher, ohne ihn zu sehen, an ihm vorübergegangen und hätte für sich gerufen: „Die Esel — hätten sie nicht noch ein paar Tag' warten können?" Daraus, meint jener, wär' abzunehmen, der Hans hätte auch an der Gret schon wieder genug und der Fritz könnte sie jetzt haben."

Kathrine erhob sich von ihrem Sitz. Mit erzürntem Ton rief sie: „Aber jetzt redet mir von diesem Menschen nichts mehr! Ich will nichts mehr hören!"

Die Mutter nahm sie bei der Hand und drückte sie ihr mit einem Blick des Beifalls.

„Es ist noch nicht aller Tage Abend!" versetzte Kasper. „Der findet noch seinen Mann! Und ein gut's Ende nimmt's nicht mit ihm, das weiß ich gewiß! — Aber jetzt," fuhr er aufstehend fort, „muß ich nach Hause! Ich hab' euch nur die Geschichte verzählen wollen."

„Ich geh' mit dir," versetzte Heinrich; „ich hab' noch ein kleines Geschäft bei einem Nachbar." Er trat zu Kathrine und sagte: „Gute Nacht, Liebe! Schlaf wohl! Ärger' dich nicht über den schlechten Menschen! Solche gibt's keine zwei im Ries — und das Handwerk, das er treibt, wird man ihm noch legen!"

Er verließ mit Kasper die Stube. Die beiden Alten

gaben ihnen das Geleit und gingen dann ihren Geschäften nach. Kathrine war allein.

In der Stube, die nach Morgen lag und Blumenstöcke am Fenster hatte, fing es bereits an zu dunkeln. Das Mädchen stand in sich versunken. Eine sonderbare Erregung sprach aus ihrem Wesen.

Warum machte sie sich so viel aus der Geschichte, die sie gehört hatte? Im Grunde ging es sie nichts an! Konnte sie sich um alle Mädchen kümmern, die der Hans anführte? — Das wär' doch eine rechte Torheit!

Vor ihrer Seele stand seine Gestalt. Ein böser Mensch! Ein Mensch, der, wie die Mutter glaubte, eine böse Kunst wußte und damit die Mädchen unglücklich machte! — Sie schauerte, ihr Herz empörte sich — aber sie konnte von dem Bilde nicht wegkommen!

Sie wollte ihre Gedanken auf den Guten, den Redlichen, den Liebenden lenken — es gelang ihr nicht. Der, welchen sie liebte, zerfloß — der, welchen sie haßte, stand vor ihr und ihr Blick haftete an ihm.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und strich sie wiederholt. „Was bin ich doch für ein dummes Ding!" rief sie endlich. „Bin ich verhext? Das hätt' ich doch wahrlich nie geglaubt, daß man an einen Menschen denken muß, den man nicht leiden kann, und von dem man nichts wissen will! Hat wirklich der Teufel sein Spiel?"

Sie schwieg und holte Atem. „Es ist so schwül in der Stub'," sagte sie nach einer Weile; „ich will noch ein wenig in die frische Luft!"

Sie verließ das Haus und ging von ihrem Hof auf den Anger. Aber sie hatte kein Verlangen, Leute zu sehen, und richtete daher ihre Schritte zu einem schmalen Gang zwischen zwei Gartenhecken, der auf das Wiesenland hinausführte. Durch diesen wandelte sie langsam und ging dann auf dem Fußpfad weiter, der auf der Wiese an den Gärten hinlief. Ihr Blick war zu Boden gerichtet, ihre Seele mit sich selber beschäftigt, ein plötzliches Geräusch entriß sie ihren Gedanken. Sie schaute auf — und fuhr zusammen. Der schwarze Hans, leibhaft, stand vor ihr!

Obwohl sich die Sonne bereits hinter die fernen Hügel gesenkt hatte, war's auf der Wiese doch noch hell. Der Bursche trat einen Schritt näher und sagte mit Anstand, beinahe treuherzig: „Guten Abend, Kathrine!“

Das Mädchen, ohne zu danken, rief: „Wie kommst denn du da her?“

Jener, mit einem Lächeln, das etwas Melancholisches hatte, wiederholte: „Wie komm' ich da her!“ Dann setzte er hinzu: „Das könnt' ich dich ja auch fragen!“

Kathrine, die sich zu fassen begann, entgegnete: „Ich geh' spazieren hinter meinem Garten!“

„Nun ja,“ sagte der Bursche mit einer gewissen Laune, „das tu' ich auch!“

Diese leichten Reden gaben dem Mädchen ihre Geistesgegenwart wieder. „Der Weg da,“ versetzte sie, „ist allerdings für jedermann — ich kann dir ihn nicht wehren — und am End' brauch' ich ihn auch nicht mehr für mich! — Guten Abend!“

Sie wendete sich, um zu gehen. Aber der Bursche hatte sie schnell beim Arm gefaßt und rief mit einem Blicke des Vorwurfs: „Warum willst du schon wieder fort? Bin ich ein Mensch, mit dem man nicht einmal reden kann?“

Kathrine, indem sie den Arm freizumachen suchte, rief: „Laß mich gehen! Was willst du von mir?“

„Ein bißchen schwätzen,“ versetzte jener, „weiter nichts!“

„So laß mich los!“

„Wenn du mir versprichst, daß du nicht gleich davonlaufen willst — auf der Stell'!“

„Nun ja,“ sagte das Mädchen endlich. Der Bursch ließ den Arm frei. Kathrine stand mit einem Ausdruck von Unmut und Sorge da. „Du weißt nicht, was du tust,“ sagte sie. „Es ist spät; und wenn man mich hier bei dir stehen sieht —“

„Ah so,“ rief Hans, „das ist die Furcht? Nun,“ setzte er spöttisch tröstend hinzu, „es wird jetzt nicht gleich jemand des Weges kommen! Und wenn auch — wer ein gutes Gewissen hat, der kann die Leute reden lassen!“

„Das ist am Ende wahr,“ entgegnete das Mädchen.

„Und ich für meinen Teil," fuhr sie mit einem nicht zu mißkennenden Blick fort, „ich hab' ein gutes Gewissen!"

„Also!" versetzte der Bursche vergnügt. Und mit der ihm eigenen überlegenen Laune fuhr er fort: „Dir traut niemand was Böses zu; am allerwenigsten dein Heinrich! Der baut Häuser auf dich!"

„Das kann er auch," erwiderte Kathrine mit Nachdruck.

Hans nickte; dann sagte er: „Ich darf nimmer dran zweifeln, obwohl ich's noch immer nicht begreife!" — Und mit dem Klang ehrlichen Unwillens fügte er hinzu: „So ein unverschämtes Glück haben! Solch ein Bursch! Wenn er rasiert ist, könnt' er ein Mädchen vorstellen! Er ist kein Mannsbild — geh! Ich hab' ihn nicht gemocht, solang' ich ihn kenn'!"

Das Mädchen lächelte spöttisch. „Die Ansichten sind verschieden," erwiderte sie. „Wenn du ihn nicht gemocht hast, so haben ihn andere gemocht, von denen es ihm vielleicht lieber gewesen ist!"

„Sein Vater," fuhr Hans fort, ohne sich durch diese Antwort irremachen zu lassen, „ist schon so ein Süßer gewesen! Ein Duckmäuser, ein Schönmehlschwätzer —"

Der Spott im Gesichte Kathrines nahm einen ernsten Charakter an. „Und was ist denn deiner gewesen?" rief sie mit unzweideutigem Blick.

Der Bursch, die Frage verstehend, lächelte vornehm. „Ich weiß es nicht," entgegnete er. „Aber ein Tropf ist er nicht gewesen — das kann ich dir sagen; denn sonst hätt' er keinen solchen Sohn!"

„Stolz bist du," versetzte Kathrine, „das kann dir niemand abstreiten!" Und spottend fuhr sie fort: „Vielleicht ist's ein Baron gewesen — oder gar ein Graf! Und darum ist's dir nun auch, als ob der Wald dir gehörte, und die Hirsch' und die Reh' für dich drin herumliefen!"

Hans lächelte. „Es ist mir wirklich so," erwiderte er. „Sollen die Herren nur allein wissen, wie's einem zumut' ist, wenn man ein Stück niederbrennt?"

„Er bekennt!" rief das Mädchen überrascht. „Er gesteht's ein!"

„Nun,“ versetzte Hans mit einem Vertrauen und einer Achtung, durch welche unwillkürlich ein Licht der Zärtlichkeit hindurchbrach, „du bist ein braves Mädchen, du gibst mich nicht an!“

„Weißt du das so gewiß?“ entgegnete Kathrine.

„Geh,“ rief Hans, „du bist stolz! So stolz wie ich!“ Er schaute sie an, und in einem Augenblick verwandelte sich sein Wesen. Sein Aussehen verriet eine tiefe innere Erregtheit. „Du willst dir unrecht tun,“ rief er mit heftigem Ernst; „aber ich leid's nicht!“ Entschlossen ging er auf sie zu, ergriff ihre Hand und fuhr mit einem brennenden Blick, mit dem Gefühl der tiefsten Berechtigung fort: „Kathrine, wir zwei passen zusammen! Was ich bin als Mannsbild, das bist du als Mädle! Vor dir muß jede andere weichen im Dorf und vor mir jeder Bursch! Kathrine, du mußt die Meine werden!“

Das Mädchen hatte ihm bei den letzten Worten die Hand entrissen. Sie starrte ihn an und rief: „Bist du verrückt?“

„Ich hab' Verstand für dich und mich!“ entgegnete Hans mit stolzer Miene und wildem Selbstgefühl. „So ein erbärmlicher Mensch wie der Bühler verdient dich nicht — du bist tausendmal zu gut für ihn! Du bist für mich in der Welt — und du wirst mein! Ich sag' dir,“ fuhr er heftig, mit einer Art Raserei des Begehrens fort, „du wirst mein, du magst dich stellen, wie du willst!“

Kathrine sah ihn an, ihre Lippen bebten vor Schreck und Zorn; aber sie konnte nicht reden. Hans fuhr fort: „Seit dem Tag, wo ich dich zum erstenmal gesehen hab', läßt's mir keine Ruh'! Manches schöne Mädchen ist mein Schatz gewesen — ich brauch's nicht zu leugnen! — aber mit dir verglichen sind sie alle nichts! Du bist schön — schöner wie die schönste! Und du bist stolz! Du wehrst dich und du sperrst dich — und das gefällt mir! Du willst mich nicht und du stößt mich weg — eben darum mußt du mein werden, kost' es, was es wolle!“

Diese Rede gab dem Mädchen endlich den Gebrauch ihrer Zunge wieder. „Der Hochmut hat dich wahnsinnig

gemacht, Hans!“ rief sie mit einem Blick verachtenden Mitleids. „Du bist von Sinnen! Man muß dich ins Narrenhaus schicken!“

Der Bursch lächelte mit höhnischer Sicherheit. „Ich weiß, was ich will,“ entgegnete er, „und es wird sich zeigen, wer recht hat. Du und der Bühler, das ist zu dumm — das ist unmöglich! Mein wirst du, so wahr ich hier vor dir stehe! Und wenn ich dich hab', wenn du mir gehörst ganz und gar, dann will ich dich daran erinnern!“

Kathrine zitterte vor Wut und Empörung. „Was!“ rief sie, „so red'st du zu mir? So gehst du mit mir um? Du bist ein Schandhund! — der frechste, schamloseste Mensch, der auf Gottes Erdboden herumlauft!“

Hans war bei dem Schmähwort aufgefahren, hatte sich aber schnell gefaßt und betrachtete sie mit verhältnismäßiger Ruhe. „Das bin ich nicht, Kathrine,“ entgegnete er mit einem Tone der Abwehr. „Ich bin toll, ja! aber nur die Lieb' zu dir hat mich toll gemacht! Ich kann nicht leben ohne dich,“ fuhr er mit glühender Leidenschaft fort; — „ich muß dich haben — und darum werd' ich dich haben!“

Das Mädchen, mit funkelnden Augen, mit bitterstem Hohn, entgegnete: „Wie vielen hast du denn das schon gesagt, wortwörtlich? Keine Ruh' haben — nicht leben können? — jawohl! Solang' du eine nicht hast, da läßt's dir keine Ruh' und du kannst nicht leben ohne sie! Aber wenn eine so dumm und so schwach gewesen ist, dir zu glauben, dann kannst du ganz gut leben ohne sie, und auf einmal drehst du ihr den Rücken zu! Pfui! Du bist gewissenloser als Räuber und Mörder! Du bist ganz gottvergessen und man kann nur nicht begreifen, daß dich unser Herrgott bis jetzt ungestraft gelassen hat und daß du immer noch herumgehen kannst, um die einfältigen Dinger, die dir glauben, ins Unglück und in Schande zu bringen!“

Der Bursch hatte ihr zugehört und kaum den Mund verzogen. „Ereifer' dich nicht, Kathrine!“ entgegnete er dann gelassen. „Du sprichst von Dingen, die vorbei sind! Ich hab' manches getan, was nicht recht gewesen ist — was willst du? Der Übermut hat mich verführt und die Dirnen

haben mir's leicht gemacht! Aber jetzt hab' ich's satt, ganz und gar satt! Ich mag sie nicht mehr, die leichtsinnigen Kreaturen, die sich einem an den Hals werfen! Ich hab' keine Freude mehr an dem Herumlaufen —"

„Du!" fiel das Mädchen höhnend ein. „Wie lang' ist's her, daß du zu der schönen Schneidersgret gegangen bist nach B. und daß du wieder deinen Stock und dein Messer hast brauchen müssen? Du siehst, man kennt deine Sachen!"

Hans lächelte nicht ohne Selbstgefühl. „Man darf sie kennen," versetzte er. „Eben der Gang ist der letzte gewesen; — ich hab' mir's geschworen — und ich werd's halten!" Und ehe Kathrine zu Worte kommen konnte, fuhr er fort: „Alles muß ein Ende nehmen in der Welt — auch das Karessieren und das Possentreiben mit den Mädchen. Ich hab' das Meinige getan — ich kann mich jetzt zurückziehen und wacker sein mit Ehren! Du tust mir unrecht, Kathrine; mit dir hab' ich's gut im Sinn! Mein Vater gibt mir sein Haus, wann ich will; meine Base, die Sternweberin, die mich liebt, als ob ich ihr Sohn wäre, steuert bei — schlag ein und sei mein Schatz! In einem Vierteljahr bist du mein Weib!"

Kathrine, einen Schritt zurücktretend, schaute ihn an und nickte. „Und du bildest dir ein," rief sie, „daß ich das glaub'? Du hoffst, daß ich so unsinnig bin und dir was Gut's zutraue? Solang' ich meine fünf Sinne beisammen hab', geschieht das nicht! Aber wenn du's auch ehrlich meintest — und wenn unser Herrgott vom Himmel herunterkäm' und zu mir sagte: dasmal spricht er die Wahrheit und du kannst ihm trauen — ich tät' mich bedanken! — Ich mag dich nicht!" fuhr sie mit der ganzen Erregtheit des Stolzes fort. „Ich will nicht haben, was schon so viele gehabt haben! Ich will einen Menschen zum Mann haben, der noch keiner nachgegangen ist, als mir — und so einer wird der Meine! Der Heinrich hat mein Wort und ich halt's ihm, und ich halt's ihm mit tausend Freuden! Wenn ein Mädchen die Wahl haben kann zwischen ihm und dir, und sie nimmt dich, dann ver-

dient sie, daß man ihr die Füße zusammenbindet und sie im Feld herumschleift, bis sie hin ist!“

Mit wogender Brust, mit dem Blick einer Siegerin, zürnend, verachtungsvoll, stand sie da. Dann wendete sie sich und wollte gehen.

„Halt!“ rief der Bursch mit Donnerstimme. Er hatte zufahrend ihren Arm gefaßt und hielt ihn wie mit einer eisernen Klammer.

„Was willst du?“ rief das Mädchen entsetzt. „Willst du mir Gewalt antun? Laß mich los — auf der Stell’ — oder ich schrei’!“

„Ich will nichts,“ versetzte Hans mit Stolz, „als daß du nicht in dieser einfältigen Wut von mir weggehst! Du nimmst den Heinrich und gibst mir den Korb — gut! Ich weiß, was ich wissen muß — und werd’ mich darnach richten! Totschießen wird sich der Sohn meines Vaters nicht, weil ihm von einer Närrin ein erbärmlicher Kerl vorgezogen wird! — Ich lass’ dir deinen Heiner, bist du damit zufrieden?“

„Aber!“ rief Kathrine, indem sie ihren Arm loszumachen suchte.

„Aber,“ fuhr der Bursche fort, „ich will nicht haben, daß du dir nun einen Zorn einbildest und einen Haß, und daß du an mir vorübergehst, als ob ich der Teufel wär’! Du verschmähst mich — meinethalb, das kannst du! Ich aber, ich verlang’, daß wir miteinander sind wie vorher! Du gehst mich nichts an und ich geh’ dich nichts an; aber du bist meine Base und ich dein Vetter — dabei bleibt’s! Das,“ fuhr er mit erhöhter, befehlender Stimme fort, „das ist die Bedingung, die ich mach’: nichts ist vorgefallen zwischen uns! Wenn du mir das versprichst, dann lass’ ich dich los! Wenn nicht, so halt’ ich dich fest und wenn du das ganze Dorf zusammenschreist!“

Kathrine ließ ihm den Arm und schwieg. Dann sagte sie mit Hohn, aber mit Ruhe: „Ich wär’ eine Törin, wenn ich dir etwas nachtragen tät’ — es ist nicht der Mühe wert, daß man gegen so einen bös ist! Also gut, wir wollen wieder sein, was wir gewesen sind — es ist wenig genug!“

„Dein Wort darauf?"

„Ich geb' dir's!"

„Gut — ich hab's!" rief der Bursche. „Und nun geh hin, wohin dein Herz verlangt!" Er ließ sie frei und sagte fortgehend mit spöttischem Nicken: „Guten Abend, Bäschen!"

Kathrine kehrte in großer Aufregung nach Hause zurück.

IV.

Der schwarze Hans war kein Mensch von Berechnung; er handelte nicht nach vorausbedachten Plänen, sondern nach Eingebungen. Er folgte, wenn in seinem Herzen ein Wunsch entstanden war, dem erregten Drange und dem Gedanken des Augenblicks. Aber er hatte einen angeborenen Takt, und es standen ihm Reden und Manieren zu Gebot, für deren Wirksamkeit der Erfolg sprach. Er verband Kühnheit mit einem gewinnenden, schmeichelnden Wesen, und die Eigentümlichkeit, wie er beide nacheinander handhabte, verfehlte niemals ihres Eindrucks. Mit der Überzeugung, daß man ihm nicht widerstehen könne, ging er auf den Wahlplatz — und diese Überzeugung hatte ihn noch bei keinem Unternehmen betrogen.

Zum erstenmal war er abgewiesen — abgewiesen, wo es ihn kränken und schmerzen mußte. Kathrine hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als irgend ein Mädchen vorher. Ihre Schönheit hatte ein heftiges Verlangen in ihm erregt, ihr stolzes Benehmen hatte ihm Respekt eingeflößt, er hatte sich gesagt: „Das ist endlich ein Mädchen, die für dich paßt!" Und er war zu dem Entschluß gekommen, die andere zu lassen, um diese zu gewinnen, und am Ende (da das ledige Leben zuletzt doch auch aufhören müsse) sie zu seinem Weibe zu machen. Aber die Bekanntschaft der Kathrine mit Heinrich? Wenn er, der Hans, auftrat, mußte der andere weichen; das Mädchen mußte ihm zufallen, wie ihm bis jetzt noch jede zugefallen war. Mit diesen Gedanken begab er sich abends auf die Wiese, um

sie womöglich zu sehen und zu sprechen, was ihm über Verhoffen gelang. Um so beschämender verfehlte er den Zweck der Unterredung. Von seinem gewöhnlichen sicheren Verfahren abgehend, unternahm er einen Sturm — und dieser wurde abgeschlagen!

Als der Bursche am anderen Tage über den Auftritt nachdachte, war er mit sich und seinem Benehmen keineswegs zufrieden. Er tadelte den Übermut, der ihn wieder verführt habe, aber diesmal nicht zum Sieg! Er nannte sich selbst einen hoffärtigen Gesellen und meinte, es sei ihm recht geschehen, daß er eine noch Stolzere gefunden habe! — Nur der Einfall, wie er mit der Erbosten zuletzt wieder Frieden geschlossen, fand Gnade vor seinen Augen.

Zu tun war für jetzt in dieser Sache nichts mehr. Seine Ehre verlangte, daß er das Mädchen gehen ließ und sich seinerseits vergnügte, so gut es ging. Zur Schneidersgret wollte er nicht mehr zurückkehren, sie war ihm zu verliebt! Am Ende konnte er ja eine Zeitlang auch ohne Geliebte leben! Und wer weiß, was derweil geschah. Auf dieser Welt ist vieles möglich, und andere Umstände haben einem schon oft einen Vorteil verschafft, wodurch man allen Schaden wieder gut machen konnte.

Einige Tage später begegnete er der Kathrine auf der Gasse. Er sagte mit einer gewissen vetterlichen Treuherzigkeit den Gruß der Zeit, und sie dankte ihm ehrbar. Zufrieden schritt er weiter. — Kathrine war, als sie ihn herankommen sah, rot geworden und ihr Herz hatte zu klopfen begonnen. Als er so ruhig vorüberging, sagte sie zu sich: „Gottlob — er hat's aufgegeben — jetzt hab' ich Fried'!"

Ihr war eine große Sorge genommen! Am Sonntag, in ihr Haus zurückkehrend, hatte sie eine Scheu empfunden, der Mutter von diesem zweiten Zusammentreffen mit Hans etwas zu sagen, und sie glaubte, es sei überhaupt gut, wenn keinem Menschen etwas davon bekannt würde. Nachdem einige Tage vergangen waren, ohne daß irgendwer sie darüber beredete, konnte sie die beruhigende Überzeugung haben, daß sie mit dem Burschen auch von

niemandem gesehen worden sei. Nun war nur noch zu fürchten, Hans möchte mit seiner bekannten Hartnäckigkeit seine Zusage brechen und seine Bewerbung erneuern. Die Begegnung zeigte, daß er dies nicht im Sinne habe: also kam sie, Kathrine, mit dem Übelberufenen nicht ins Geschrei — der Geliebte wurde nicht irre an ihr — und sie konnten ruhig ihrem Glücke entgegengehen.

Der Auftritt mit Hans hatte den größten Vorteil eben für Heinrich. Kathrine, um unwillkürliche Regungen in ihrem Innern zu ersticken, benahm sich gegen den Erwählten liebevoller als je. Sie vermied das vornehm spielende Wesen, in das sie früher zuweilen verfallen war, gänzlich und zeigte einen ernsten Eifer, ihm die Gewißheit zu geben, daß sie alles auf ihn halte. Der Bursche, dies wahrnehmend, fühlte eine tiefe Zufriedenheit. Er fuhr dennoch weislich fort, in Vermeidung allzu großer Zärtlichkeit eine männliche Haltung an den Tag zu legen, und die ruhige Würde ließ ihm gut und immer mehr stellte sich zwischen dem Liebespaar das naturgemäße Verhältnis fest.

Es war eine schöne Zeit für den wackeren Burschen — die schönste seines Lebens. Denn wie sehr die ersten Wallungen der Leidenschaft das Herz beglücken, ihre natürliche Heftigkeit hat im Gefolge eine Unruhe und eine Sorge, welche die Seele wieder bedrücken und die Freude trüben kann. Das Gefühl, welches die sichere Gegenliebe gibt, ist süßer, voller, beseligender. Die Liebe im Herzen haben und nicht sorgen müssen um Erwiderung, sondern diese an sich kommen lassen, und nicht nur die Forderung der Liebe befriedigt sehen, sondern auch die Forderung der Ehre — das ist eine Wonne für den Mann, und gerade für einen so guten, bescheidenen, wie es Heinrich war. Er liebte in der größeren Ruhe, die er zeigte und jetzt wirklich hatte, die Kathrine nicht weniger als früher, sondern mehr. Wenn er sie betrachtete und ihre Schönheit, welche jetzt durch den liebenden Eifer erhöht war, ihm in der Seele glänzte, da hatte er eine Empfindung, als ob das Glück, das „schönste Mädchen im Ries“ zum Weib zu bekommen, für ihn doch

eigentlich zu groß wäre. Er fühlte nicht nur, er sagte sich: die Kathrine sei er für seine Person nicht wert, und er habe in dieser Sache offenbar weit mehr Glück gehabt als Verstand!

Zuweilen stieg nun doch mitten in der Sicherheit ein Gedanke in ihm auf, als ob er sie am Ende noch nicht wirklich hätte — und sie ihm noch genommen werden könnte! Aber das war gleich dem Schatten eines Wölkchens, der über eine sonnige Ebene läuft. — „Ich bin ein Narr," sagte er zu seiner Beruhigung, „daß ich glaub', das könnt' geschehen, wo doch alles dagegen ist!" Gleichwohl setzte er einmal, nach einer Weile Besinnens, hinzu: „Die Schreinerin meint, erst im Oktober; aber was frag' ich danach! Gleich nach der Ernt', im August noch mach' ich Hochzeit!"

Eines Abends, als er wieder mit der Familie zusammensaß, erschien Kasper mit einem ähnlichen Gesicht wie an jenem Sonntag. In der Tat hatte ihn der Drang hergeführt, seine Nachricht von damals zu ergänzen und zu beweisen, welch guter Prophet er gewesen! Er teilte mit, der Hans habe die Schneidersgret nun wirklich verlassen. „Er ist nochmal zu ihr gegangen" (lautete der Bericht) — „in der Abendstund', und da ist er so unverschämt gewesen, zu tun, als ob er die Bekanntschaft aufgeben müsse, weil er bei der Feindschaft der dortigen Burschen seines Lebens nimmer sicher sei! Die Gret, die recht gut weiß, daß der Hans sich nimmermehr fürchtet, hat es für einen Spaß gehalten und geantwortet, die Courage werde ihm schon wiederkommen. Aber der Hans ist dabeigeblieben und hat ihr ganz ernsthaft erklärt, es ginge nicht mehr, bis sie endlich zornig geworden ist und gesagt hat: jetzt sehe sie, wo er hinauswolle! Und darauf hat er gesagt: wenn sie das sehe, dann sei's gut; was man nicht mehr fortsetzen könne, das müsse man lassen, und er sei gekommen, ihr zu sagen, daß ihre Bekanntschaft ein Ende habe! Damit hat er ihr wohl zu leben gewunschen und ist gegangen. Die Gret hat nun getan wie rasend — sie hat geweint, geschrien, geschimpft und geschworen! Dann hat sie sich doch nochmal besonnen und eine Botschaft an ihn geschickt; nach allem,

was er ihr gesagt habe, könne er nicht so gewissenlos handeln und sie verlassen; er solle wiederkommen, alles solle dann vergessen sein. Aber der Hans hat ihr geantwortet: es sei aus, und dabei bleibe es!"

Durch diese Erzählung wurde Kathrine in eine Aufregung versetzt, die sie nur mit großer Mühe so weit niederhalten konnte, daß man ihr nichts anmerkte. Hätte jemand Argwohn gehabt und sie beobachtet, die Bewegung ihrer Brust würde sie gleichwohl verraten haben. „Er hat die Gret verlassen," rief's in ihr, „weil er dich will! Er hat seine Absicht noch nicht aufgegeben! Er tut nur so! Wenn eine Gelegenheit kommt, dann fängt er wieder an!"

In diesem Gedanken lag für Kathrine, wie sie war, ebensoviel Bestrickendes wie Kränkendes. Aber ein anderer rettete sie vor jeder Anfechtung. „So wie er der Gret überdrüssig geworden ist," fuhr's augenblicklich in ihr fort, „so wird er jeder überdrüssig werden!" Und die Vorstellung, daß ihr ein solches Schicksal nur zugedacht werden könnte, empörte sie dergestalt, daß ihr Herz gegen den Bösewicht in Haß und Verachtung erbebte.

Während dies in der Schweigenden vorging, hatten die andern über den Hans ihre Urteile ausgesprochen, und die Schreinerin fuhr fort: „Es ist eine Schlechtigkeit von dem Menschen, das ist gewiß; aber die Gret hat's am End' auch nicht besser verdient. Sie hat den Menschen gekannt, und sicher hat ihr jedermann abgeraten! Aber sie hat sich eben nicht weisen lassen — nun ist's ihr gegangen, wie's den andern vor ihr gegangen ist, und sie hat nur, was sie hat haben wollen!"

Kathrine, mit hochgeröteten Wangen, nickte und rief: „Ganz recht geschieht ihr! Wer sich mit dem Menschen einläßt, der weiß, daß er betrogen ist — der will betrogen sein — und wenn er's dann wird, dann hat er nur, was ihm gehört! — Ich hab' nicht das geringste Mitleid mit ihr!"

Heinrich sah die Geliebte an: der Ausdruck war für sein Gefühl zu stark — er konnte ihn nur dem Zorne der Erregten zugute halten.

Kasper zuckte die Achsel und sagte mit gelassenem Spott: „So arg geht's ihr auch nicht! Derjenige, der mir alles verzählt hat, der hat mir auch noch berichtet: obwohl sie zuguterletzt noch am ärgsten getan habe, so wäre sie jetzt doch drauf und dran, sich wieder zu trösten — mit dem Webersfritz!"

Kathrine verzog die Lippe verachtungsvoll. „Da fällt einem ein Sprichwort ein!" rief sie. „Geht! Wir haben schon wieder viel zu viel gered't von Menschen, die nicht wert sind, daß man sie in den Mund nimmt!"

„Du bist streng, Kathrine!" versetzte der Schreiner. „Aber ich hör' dich gern so reden!"

„Ja, ja," fügte die Schreinerin bedeutsam hinzu. „Aber jetzt ist's auch wirklich genug! Lassen wir die Sache gut sein!"

Kasper nickte zustimmend. Dann, mit entsprechender Miene, fuhr er fort: „Reden wir von was Lustigem! — Wir sind in der ersten Meßwoch' — in vier Tagen ist der ‚Bauernsonntag' — treffen wir uns in der Stadt?"

Die Frage war an Heinrich gerichtet. Dieser versetzte: „Ich hab' schon dran gedacht." Und indem er mit ländlicher Anmut sich zu seiner Nachbarin wendete, fuhr er fort: „Wie meinst du, Kathrine — soll ich dich zum Tanz führen?"

Das Mädchen lächelte. „Ich hab' nichts dagegen," erwiderte sie. „Wenn's der Mutter recht ist —"

Das Gesicht der Alten klärte sich in gutmütiger Laune auf. „Geh," rief sie, „da führt mancher sein Mädchen hin, der noch lang' nicht so nah am Heiratstag ist, wie der Heinrich!"

„Das mein' ich auch!" versetzte Kasper lachend — in Erwägung, daß mancher sein Mädchen hinführte, der an alles andere eher dachte, als an den Heiratstag! Nach einer Weile fuhr er mit einem gewissen Dahlen fort: „Ich selber führ' des Mohrenschusters Ev' hin. Das ist aber freilich nicht nur meine Nachbarin, sondern auch mein Bäschen!"

„Richtig," bemerkte der Schreiner mit Schalkheit. „Aber so besonders nah' ist meines Wissens die Verwandtschaft nicht!"

„Ist auch nicht nötig!“ versetzte der Bursch mit Humor.

„Im Gegenteil,“ erwiderte jener, „'s ist so besser! — Sie hat sich im letzten Jahr recht gemacht, das Evle — sie hat eine ‚Bostur‘ bekommen und ist jetzt ein ‚schwarzbraunes Diendl‘, wie's nur eine gibt. Du kannst Staat machen, Kasper, mit so einem Bäsle!“

Alle sahen vergnügt. „Wenn's nur nicht schlecht Wetter wird!“ rief Kathrine. „Es wär' recht schade!“

Kasper mit der Sicherheit eines Kenners fiel ein: „Das Wetter wird gut! Wir haben drei Tage nacheinander Regen gehabt, heut' hat sich's aufgehellt und morgen ist's schön! Wenn's aber am Freitag schön ist, dann ist's am Sonntag ganz schön — das ist so gewiß wie das Evangelium!“

„Ohnedem,“ bemerkte der Schreiner, „hat der Bauernsonntag den Segen. Ich denk' mir's kaum, daß er mit wüstem Wetter gekommen wär'. Unser Herrgott hat offenbar Mitleid mit den Mädchen, die an dem Tag in ihrem schönsten Staat nach Nördlingen wollen.“

Die folgenden Tage gaben den Wetterpropheten recht. Nach der Erde, welche zu dieser Zeit im reichsten Schmucke prangt, richtete sich der Himmel und ließ die Sonne scheinen über sie, daß sie selber leuchtete in den frischesten, blühendsten Farben — und dieser Doppelschein regte in Hunderten von jungen Herzen selige Erwartungen an.

Kathrine hatte das Fest vor Augen, das zu den vornehmsten und berühmtesten Vergnügungen des Rieser Landvolks gehört — und in der lichten Zeit, bei der herrlichsten Aussicht wich die letzte Trübung aus ihrer Seele. Ihre Heiterkeit sollte aber doch noch eine Störung erleiden.

Am Samstag abends hatte sie eine Freundin besucht, um sie, die noch zweifelhaft war, auf morgen zum Mitgehen zu bereden. Auf dem Heimweg, der am Bache hinging, kam ihr Hans entgegen. Das wäre nun an und für sich gleichgültig gewesen. Aber dem Mädchen fiel plötzlich wieder ein, was der Kasper von ihm erzählt hatte, ihr Herz klopfte — nach ihrem Gefühl, aus Unwillen, aus gerechtem Zorne — und als Hans mit gelassener Freundlichkeit

guten Abend sagte, erwiderte sie den Gruß trutzig, mit einem Klang von Geringschätzung.

Der Bursche blieb stehen und rief: „Was ist das? Ich muß dich erinnern, Kathrin' — das läuft gegen die Abred'! Kein böses Gesicht, wenn ich bitten darf! Wenn du dein Wort nicht hältst, dann bin ich durch nichts gezwungen, das meinige zu halten! Das merk dir!"

Er ging vorüber. Das Mädchen war beschämt und sehr ärgerlich über sich selber. Sie fühlte, wie dieser Bursche sich ihr doch eigentlich aufgedrängt hatte, und ihr nun trotz allem und allem im Wege stand. „Wenn ich nur den Menschen nimmer sehen tät'!" rief sie aus. Und nicht ohne Bosheit setzte sie hinzu: „Die Jäger haben ihn wieder in Verdacht, daß er droben im Wald des Fürsten ein Stück Wildbret geschossen hat! Könnten sie ihn denn nicht einmal erwischen, daß er eingesperrt würde, oder aus dem Lande müßte? Man soll niemand Böses wünschen; aber das wär' besser für alle — manches Unglück würde dadurch verhütet werden!"

V.

Der Morgen des Sonntags brach wunderschön an; kein Wölkchen stand am Himmel, dagegen glänzte die Erde voller Tauperlen. Ein wohliges Gefühl ging durch den ganzen Gau. Wenn zu einem althergebrachten Vergnügen so schönes Wetter kommt, dann ist's, als ob die Natur ein übriges tun wollte, die Freude des Tages zu erhöhen und ganz zu machen — und dieser Einklang füllt die Herzen mit glückseliger Empfindung.

Von unserem Dorfe hatten drei Paare ausgemacht, die Wanderung nach Nördlingen zusammen anzutreten: Heinrich und Kathrine, Kasper und Eva, Mathes und die gestern noch beredete Sibille. Bald nach dem Mittagessen machten sie sich auf den Weg. Heinrich hatte einen Leiterwagen herrichten lassen, um die Gesellschaft etwa anderthalb Stunden zu fahren; denn die Entfernung betrug über zwei Stunden,

und die hochstehende Junisonne brannte heiß hernieder. Nach der vorausgegangenen Erleichterung kamen sie zwar immer noch erhitzt und durstig, aber doch nicht allzu müd in der Stadt an und verfügten sich hier sogleich in ein ansehnliches Wirtshaus in der Reimlingergasse, das die Ledigen ihres Dorfes an diesem Tage zu besuchen pflegten.

Man fand in der oberen Stube eine passende Tafel und schon ein bekanntes Paar: den dicken Jakob mit seiner runden Walpurg.

Fröhlich grüßend, setzte man sich zusammen, ließ Bier kommen und Bretzgen, labte sich, ruhte aus und saß in tiefem Behagen. Bald nach den dreien langte noch ein Paar vom Dorfe an: Heinrichs Vetter, der untersetzte Michel mit einer stattlichen Braunen, die größer war als er selber — die Tafel war voll und das Gespräch so traulich, als es unter lauter guten Freunden zu sein pflegt.

Eine Stunde ging hin — und niemand vom Dorfe fand sich weiter ein. „Wo bleiben denn unsere Leute heut'?" fragte Heinrich den Michel.

„Ich weiß nicht," entgegnete dieser. „Sie müssen wo anders eingefallen sein!"

„Sonst waren wir hier gegen Zwanzig von unserm Dorf!" bemerkte Heinrich.

„Und die Herren des Wirtshauses!" fügte Mathes hinzu. Indem er einen bedeutungsvollen Blick auf die andere Seite der Stube gehen ließ, fuhr er fort: „Heut' werden wir uns nicht groß aufführen dürfen. Die von M. sitzen dort an drei Tischen und in der Nebenstube sind noch etliche!"

Heinrich lächelte. Mit den Ledigen von M. lebten die von unserem Dorfe auf einem gespannten Fuß, seitdem es auf einer Hochzeit in einem Nachbarorte zwischen ihnen eine Schlägerei gegeben hatte. Nach einer Weile sagte er: „Dann müssen wir eben unsern Stolz für eine bessere Gelegenheit sparen. Das Lustigsein wird man uns nicht wehren!"

Er nahm Kathrine und führte sie in die Tanzstube. Mathes und Kasper mit ihren Mädchen folgten.

Sie vergnügten sich eine gute Zeit. Niemand legte ihnen etwas in den Weg. Freilich ließen sie mit richtigem Takte die Burschen von M. den Ton angeben und tanzten die Tänze, die jene vorsangen oder verlangten. Und von einem und dem andern stämmigen Kerl mürrisch oder spöttisch angesehen, taten sie, als ob sie's nicht bemerkten.

Als sie müde waren, kehrten sie an ihren Tisch zurück, tranken, aßen, scherzten über ihre Lage und ihre Bescheidenheit, nahmen von den Mädchen wohlgemeinte Foppereien in Empfang und waren so vergnügt, daß sie sich's kaum besser wünschen mochten.

„Man kann sich doch unter allen Umständen gut unterhalten,“ bemerkte Mathes mit Laune.

„Alles hat seine Sach',“ versetzte Heinrich lächelnd. „Wenn man den Herrn spielt und 'rumstolziert und prangt, kommt man oft vor lauter Hoffart gar nicht zur Freud'!“

„Das heißt,“ versetzte Kasper, „dann ist eben das Prangen die Freud'!“

„Das schon,“ entgegnete Heinrich. „Aber die Freud' ist nicht so schön, als wenn man vergnügt ist und vor Vergnügen ans Prangen gar nicht denkt!“

Kasper zeigte eine Miene, als ob er damit nicht ganz einverstanden wäre.

Heinrich fuhr beschwichtigend fort: „Lassen wir diesmal andern die Freud' —“

„Und essen wir und trinken wir,“ setzte Mathes hinzu, „und strecken wir uns nach der Decke!“

Die Mädchen lächelten — und Kathrine konnte nicht umhin, auf eine gewisse Weise den Mund zu rümpfen.

Nach einer Weile stand Kasper auf und bat sich die „Ehr'“ aus von Kathrine. „Du erlaubst es?“ rief er Heinrich zu. Dieser nickte, und der Bursch mit stattlichen Tritten führte das Mädchen auf den Tanzboden.

Kasper war nicht, wie Mathes ihm vorgeworfen, in die Schreinerstochter verliebt; aber er wußte ihre Schönheit doch vollkommen zu taxieren und fühlte jetzt ob seiner Tänzerin einen gewissen Stolz. Selbstbewußt und kraftvoll drehte er sich mit ihr im Kreise herum. Als ein

neuer Reihen begann, strampfte er, während die an den Händen gehaltene Tänzerin zierliche Tritte machte, den Takt mit besonderem Nachdruck und Geräusch, zeigte eine Miene, als ob er keinem zugeben könne, daß er's besser verstehe wie er, und tanzte den Reihen mit einem Schwung, daß er an ein Paar, welches vor ihm sich etwas langsam bewegte, wiederholt anprallte.

Von den Kameraden hatte Jakob seine Rundliche auf den Tanzboden geführt.

„Hellauf," rief Kasper ihm zu, als er ihn erblickte. „Es geht herrlich hier, und die Kathrine tanzt so gut, daß ich nimmer aufhören möcht'!"

Das Glück des Burschen war begreiflich; aber er machte sich darin auch auffällig. Seine Miene, ohne daß er's wußte, hatte etwas Herausforderndes, was übelwollenden Menschen Ärgernis bereiten konnte. Zwei vierschrötige Burschen aus dem feindlichen Dorfe warfen befremdete, mißbilligende Blicke auf ihn, und einer knurrte etwas für sich hin, das einen drohenden Klang hatte.

Unseren Kasper konnte das um so weniger anfechten, als er's gar nicht bemerkt hatte. Denn die Maß Bier, die durch seine Gurgel gegangen war, hatte auch schon zu wirken begonnen. Nach dem dritten Reihen stellte er sich breit in die Mitte hin, warf seinen Kopf zurück und stimmte mit frischem, hellem Ton ein Lied an. Es waren Reime zu Ehren seiner Tänzerin. Noch war er aber nicht mit der ersten Zeile fertig, als jener Vierschrötige, der das „Sich-aufführen" des Menschen bereits unangenehm empfunden hatte, schreiend ein anderes begann und es mit ihm zu Ende sang. Der dirigierende Musikant schüttelte den Kopf und blickte zweifelnd. Es war ihm unmöglich, die beiderseitigen Ansprüche auszugleichen und einen Tanz zu spielen, aus dem ungefähr jeder seine Melodie heraushören konnte: denn Kasper hatte einen Walzer, jener andere einen Dreher gesungen. Nachdem er sich einen Moment besonnen, stimmte er, weil man eben im Walzerspielen war, das Lied Kaspers an.

„Halt!" schrie der Lümmel, indem er, braunrot vor

Zorn, auf den Musikanten zulief, „mein Lied muß gespielt werden!“

Die Künstler hielten inne; sie wußten, daß der grobe Kerl viele Kameraden hier hatte, welche gegen sich aufzuregen durchaus wider ihr Interesse lief. Ihre Instrumente in der Hand haltend, schauten sie zu den Burschen herunter, bereit, demjenigen zu gehorchen, der das Recht davonriß.

Und schon war Kasper mit Kathrine zu ihnen getreten. „Ich hab' zuerst angefangen,“ rief er stattlich, „meins muß kommen!“ — Allein mit einem gewissen Instinkt nach Begütigung trachtend, setzte er hinzu: „Nachher kann man Dreher spielen, soviel man will — ich hab' nichts dagegen!“

Dadurch machte er aber seine Sache nicht besser. „Eine große Ehr',“ entgegnete der andere höhnend. Und mit grimmigen Augen rief er den Musikanten zu: „Wir haben heut' Walzer genug getanzt — ich will einmal einen Dreher!“

Sämtliche Paare von seinem Dorfe, zehn an der Zahl, waren herbeigekommen und hatten sich hinter ihn gestellt. „Ja, ja,“ riefen die Burschen, „einen Dreher wollen wir haben!“

Die Musikanten erhoben ihre Instrumente, um der Mehrheit zu Willen zu sein. „Aber Herrgottsakerment,“ schrie Kasper entrüstet, „kann man sich so was gefallen lassen?“ Er fühlte sich an der Joppe gezupft. „Laßt gut sein,“ flüsterte ihm Jakob zu, „wir sind zu wenig, wir können nichts machen!“

Der Dreher wurde gespielt. Kasper stieß einen tüchtigen Fluch aus — und tanzte mit. Denn wenn er mit seiner Tänzerin fortgegangen wäre, hätte er sich den Verdruß allzusehr ansehen lassen! — Dieser Meinung schien auch Kathrine zu sein, obwohl sie sich mit sehr ergebenem Gesicht herumdrehte und man ihr die Mühe, welche sie's kostete, die Beschämung hinunterzuschlucken, recht gut ansah.

Es gibt aber Schicksale, denen man nicht entgeht, welchen Weg man auch einschlage. Ein Erfahrener hat es

gesagt: wer frech ist, der muß leiden, und wer bescheiden ist, der muß dulden!

Den siegreichen Gesellen schwoll der Kamm. Die Lust des Übermutes durchdrang ihre Seelen und sie sahen nicht ein, warum sie etwas unterlassen sollten, was ihnen Vergnügen machte. Einer von ihnen trat zu Kasper und sagte spottend: „Du kannst ja drehen vom Ausbund! Warum hast du denn diesen Tanz nicht haben wollen?“ — Und der Lümmel, der mit seinem Lied durchgedrungen war, setzte dummstolz lächelnd hinzu (denn er glaubte zu scherzen): „Du kannst froh sein, Kasper, daß wir dich überhaupt mittanzen lassen! Heut’ geht’s nicht wie damals auf der Hochzeit — heut’ geht’s nach unserm Kopf! Also mach dich nur nicht mausig, daß dich die Katz’ nicht frißt!“

Das war der Kathrine zu viel. „So,“ rief sie feuerrot, „wenn wir hier auf einem öffentlichen Tanzplatz tanzen, dann soll das eine Gnad’ von euch sein?“

„Wohl, Kathrine,“ setzte ein dritter hinzu, der mit dem Lümmel verwandt zu sein schien. „Denn wenn wir euch die Stub’ verbieten wollten, wer könnt’ uns dran hindern?“

„Dazu habt ihr nicht das Recht!“ rief Kasper entrüstet.

Die Burschen lachten, und Kasper selber fühlte, wie wenig die Instanz, die er angerufen, in diesem Falle zu bedeuten habe.

Der erste, spöttische, der vor Kathrine stand, nickte ihr, die ihres Verdrusses kein Hehl hatte, zu und sagte: „Ja, ja! Es ist freilich recht grob von uns, daß wir einem so schönen Mädchen und ihrem Tänzer durch den Sinn fahren! Aber man muß nicht immer prangen wollen und sich auch zuweilen in der Demut üben! Heut’ haben einmal wir die Geißel in der Hand — und wir knallen damit!“

„Kurz zur Sach’,“ fuhr der dritte zu Kasper fort, „daß einer von euch tut, als ob er Herr und Meister hier wär’ auf dem Tanzplatz, das dulden wir nicht! Mit dem hoffärtigen Aufführen also bleib’ zu Hause! Im übrigen könnt ihr tanzen — wenn ihr wollt!“

Auf diese Worte zuckte Kasper, als ob er Gift verschluckt hätte, und Kathrine zeigte einen Ausdruck flammender

Geringschätzung. „Wir danken recht schön für die Erlaubnis!“ rief sie. „Komm, Kasper — jetzt hab' ich genug!“

Dieser knurrte noch mit einem Seitenblick: „Das ist schändlich!“ — ließ sich aber von dem Mädchen doch aus dem Saale ziehen. Jakob mit seiner Tänzerin folgte ihnen.

Als sie an der Tafel ankamen, fanden sie die Ihrigen schon unterrichtet. Michel, der als Zuschauer auf dem Tanzboden gewesen, hatte die Hauptsache mit angesehen und die Gesellschaft soeben in Kenntnis gesetzt.

Heinrich war in großer Aufregung. Sein sonst helles Gesicht war dunkelrot geworden, er knirschte mit den Zähnen. Wie gutmütig er war, er hatte einen entschiedenen Sinn für das, was Recht ist, und Unrecht konnte ihn gewaltig aufbringen. „Muß man sich nun das gefallen lassen?“ rief er zornig. „Ich hätt' gute Lust, ich ging' jetzt hinaus und ließ' es auf alles ankommen!“

Jakob, der die Vorsicht des kühlen und ruhigen Blutes hatte, schüttelte den Kopf. „Es geht nicht,“ sagte er, „wir sind fünf und — nehmt mir's nicht übel, nicht gerade die Stärksten von unserem Dorf! Gibt's Händel, dann kriegen wir Schläg', daß man uns nach Haus tragen muß! Es sind drei oder gar vier gegen einen — und darunter Kerle wie die ungarschen Ochsen!“

Was bei Jakob das Phlegma, das tat bei Mathes die Laune. „Ein verfluchter Handel!“ rief er mit einem Gesicht, das durch wirklichen Verdruß immer noch scherzenden Humor durchblicken ließ. „Was macht jetzt mehr Schand'? Wenn wir ruhig hier sitzen bleiben und nach und nach abziehen? — oder wenn wir Streit anfangen und auf die Straße hinausgeschmissen werden?“

Heinrich stampfte mit dem Fuß. „Daß grad' heut' unsre Leut' nicht da sind! — Wir hätten's extra ausmachen sollen!“

Michel, der nächst Jakob der Kaltblütigste war, sagte: „Jetzt ist die Kapp' schon verschnitten! Ein andermal machen wir's besser, Heinrich! Für heut' ist's verspielt!“

Unser Bursche stieß einen grimmigen Seufzer aus.

„Von dem Tag,“ sagte er dann, „hätt' ich mir auch mehr Vergnügen erwartet!“

„Und ich desgleichen!“ setzte Kathrine mit einer gewissen Schärfe hinzu.

Heinrich sah sie an. „Soll ich dich zum Tanz führen?“ rief er trotzig, entschlossen. „Es kommt nur auf dich an!“

„Ich geh' mit!“ rief Kasper, seine Nachbarin bei der Hand fassend. „Wir wollen doch sehen!“

Kathrine schüttelte den Kopf. „Lassen wir's!“ entgegnete sie mit einer Miene der Ergebung, die nicht ohne ein Licht des Spottes war. „Ihr könnt nichts durchsetzen, und da ist's besser, daß ihr gar nichts anfangt!“

Die andern Mädchen, die Geliebte Jakobs voran, stimmten bei, und so blieb es beim Nachgeben und beim Frieden.

Das Auftragen von Schweinebraten und Würsten, welche die Burschen bestellt hatten, zog die Gedanken von der unangenehmen Geschichte ab und gab ihnen erfreulichere Ziele. Trotz allem war man hungrig geworden, und man verzehrte nun die Abendmahlzeit mit Appetit, trank dazu Bier und Wein und kam zusehends in eine bessere Stimmung.

Die triumphierenden Burschen hatten unterdessen auf dem Tanzboden ihre Alleinherrschaft weitergeführt. Sie hatten vorgesungen, gejauchzt und geschrien, und die braunen Gesichter, schon von manchem tiefen Trunk belebt, glänzten in Stolz und Selbstzufriedenheit. Sie waren keine eingefleischten Wütriche, die guten Söhne des Rieses: nur auf unsere Burschen hatten sie's dermalen abgesehen. Diese sollten sich heute ducken und vor ihren Mädchen etwelchen Schimpf 'nunterschlucken müssen, ungefähr wie sie auf jener Hochzeit: darauf wollten sie halten. Andere Ledige aus anderen Dörfern sollten sich dagegen wohl auch rühren dürfen; und wenn einer von diesen jetzt ein Lied anstimmte, so ließen sie's ihn singen und tanzten danach. Sie dachten dabei freilich: wenn das die Kerle sehen, denen wir's verboten haben, dann werden sie sich um so giftiger ärgern!

In dieser Hoffnung sahen sie sich indes getäuscht. Unsere Burschen kamen nicht mehr auf den Tanzboden. Sie

aßen ihren Braten und ihre Würste, ließen sich danach Torten kommen, um das Mahl zu krönen, und schienen weiter gar keinen Wunsch mehr zu haben.

Seit dem Zusammenstoß auf dem Tanzboden war ungefähr eine Stunde verflossen. In einer Pause kamen die drei, welche den Kasper mit Kathrine vertrieben hatten, wieder zusammen, und der Lümmel rief: „Es läßt sich keiner mehr sehen von den Menschen!“ Und mit großartiger Verachtung setzte er hinzu: „Es sind doch rechte Lumpenkerle!“

Mit einer Anspielung auf den Spitznamen eines Dorfes bemerkte der Spöttische: „Sie riechen eben den Braten — wie die von Krauthausen!“

„Ja, ja!“ versetzte der Vetter lachend, „das ist auch jetzt keine Kunst!“

„'s ist doch eine Schand'!“ rief der Lümmel unmutsvoll. „Wenn mir das passiert wär',“ fuhr er grandios fort, „und ich wär' ganz allein, ich tät' Händel anfangen mit einer ganzen Stub' voll — und nachgeben tät' ich nicht, und wenn sie mich totschlügen! Dann erst recht nicht! Das Donnerwetter gleich! Mich nicht vorsingen lassen und mir das Maul verbieten — so einen Hundskerl, den fräß' ich auf einem Schub Kraut!“

„Nu, nu,“ versetzte der Spöttische, indem er ihn lachend von der Seite ansah. Nach einer Weile sagte er: „Aber die Bursche kommen allerdings ein wenig zu gut weg! Ich hätt' gedacht, sie riskierten's wenigstens noch einmal — und es gäb' dann ein bißchen was.“ Er schwang die rechte Faust mit anmutiger Gebärdensprache.

Der Vetter schmunzelte beipflichtend. „Aber warum,“ versetzte er dann, „gehen wir nicht zu ihnen, wenn sie nicht zu uns kommen?“

„Recht hast!“ rief der Lümmel mit dem Kopf emporfahrend, wie einer, dem man unvermutet ein Licht aufgesteckt hat. „Wir wollen hinaus und sie drangsalieren, die Hosen —! Kommt!“

Rüstig schritten sie auf die Tür los.

„Wo geht ihr hin?“ rief's aus einer Gruppe der Ihren.

„Wir wollen den Kapper und seine Kameraden uhzen (aufziehen)! Kommt mit!“

Noch fünfe schlossen sich an.

Unsere Leute versahen sich eines solchen Besuches nicht im geringsten. Sie waren mit Wein und Torten nahezu fertig, und die Burschen dachten schon daran, sich die Zeche machen zu lassen — sie waren vergnügt, und nicht am wenigsten mochte dazu der Gedanke beigetragen haben, daß sie bald jedem Bereich der Anfechtung und der Kränkung entgangen sein würden: da sahen sie ihre Gegner auf sich loskommen! Über ihre Absichten konnte kein Zweifel sein. Die Gesichter schimmerten in dem Glanze jener Unverschämtheit, die sich unwiderstehlich weiß und darum gesonnen ist, sich durchaus keinen Zwang anzulegen. Die drei voran, die fünfe hinterdrein, traten sie zur Tafel, und der Spöttische begann: „Nun, Kasper, schmeckt dir das Essen? Freut mich! Von Herzen! Ich hab' wirklich gefürchtet, durch den Verdruß, den du auf dem Tanzboden gehabt hast, wäre dir der Appetit verdorben!“

Unsere Gesellschaft schaute auf den Haufen mit den dumpfen Sinnen der Bestürzung; Kasper in Grimm und Verlegenheit wurde brennend rot. Was sollte er darauf sagen? Welche unter den möglichen Antworten sollte er wählen? Eine nur schien darauf passend zu sein; aber dann begann die Schlägerei sogleich — und es fragte sich doch — — Er kam nicht zum Entschluß — und schwieg.

Der Lümmel ließ seine Blicke auf den Verblüfften herumgehen und weidete sich inniglich an der Tortur, die er auf den Gesichtern wahrnahm. Mit jener Plumpheit, welche über Ironie erhaben ist und immer gerade zur Sache geht, rief er: „Warum ist denn keiner von euch mehr hinausgekommen zum Tanz? Ich hätt' doch geglaubt, ihr hättet ein bißchen mehr Courage! So leicht, das muß ich schon sagen, hab' ich nicht geglaubt, daß ihr's uns machen tätet!“ Und wie von einem unwillkürlichen Ekel erfaßt, setzte er hinzu: „Pfui Teufel!“

Kasper schien endlich die richtige Antwort gefunden zu haben. „Ihr habt heute gut unverschämt sein,“ entgegnete

er; „von euch ist das ganze Dorf hier — wir sind nur wenige — zufällig wenige —"

„Und diese wenigen," fiel der Spöttische ein, „sind noch dazu diejenigen, die am wenigsten Schneid' haben!"

Kasper zitterte vor Wut. „Ich nehm's mit jedem auf von euch!" schrie er, indem er heftig aufstand. „Laßt einmal einen herkommen — den Stärksten von euch, wenn ihr wollt — ich mach's mit ihm aus!"

Die Burschen lachten — mit kränkendem Vergnügen. Einer vom zweiten Glied rief mit einer gewissen Freundschaft im Ton: „Laß gut sein, Kasper! Da tätest du auch nichts gewinnen! Jeder von uns bricht dich zusammen!"

„Das mein' ich auch," rief der Lümmel, im Hochgefühl seiner Knochen, während er auf die geschmeidige Figur des Gegners einen verachtungsvollen Blick warf.

„Der G'scheite gibt nach," fuhr der Spöttische fort, „und ihr," fügte er hinzu, indem er seine Augen auf der Gesellschaft herumgehen ließ, „ihr seid gescheit alle miteinander! Die einzige Person, welcher ich nicht ganz trau', ist die Kathrine. Die wenn ein Mannsbild wär', ich glaub', da könnten wir jetzt die Füß' in die Händ' nehmen und davonlaufen!"

„Ja," rief Kathrine mit zornfeuchten, blitzenden Augen und unwillkürlich sich ballender Faust, „ich wenn ein Mannsbild wär', ich wüßt' jetzt, was ich tät'!"

Heinrich hatte sich schon vor dieser Antwort erhoben; er stand mit bebendem Mund, aber mit einer verhältnismäßigen Ruhe. In der ersten jähen Betroffenheit, und weil Kasper der Angesprochene war, hatte er diesem das Wort gelassen. Jetzt, nachdem der Kamerad so wenig ausgerichtet hatte, mußte er für die Gesellschaft eintreten, dazu war er entschlossen. Im Gefühle seines Rechtes und seiner Stellung als der Vornehmste unter den Seinen rief er mit ebensoviel Zorn als Würde: „Schämt euch! Es ist eine Schand', daß ihr hier über uns herfallen wollt, zwanzig gegen fünfe. Wenn ihr Ehr' im Leibe hättet, dann würdet ihr sagen: grad heut' mögen wir nicht —

wir wollen warten, bis wir gleicher sind! Aber ihr habt keine Ehr' im Leib' —"

Weiter kam er nicht. Die feindlichen Burschen brüllten wie Stiere und drangen gegen ihn, der mit Kathrine auf der andern Seite der Tafel saß, vor. „Noch einmal sag das," schrie der Lümmel, seine Faust erhebend, „und ich schlag' dich tot!"

Die Kameraden Heinrichs waren alle aufgesprungen, entschlossen zur Abwehr; die Mädchen standen hinter ihnen, Kathrine bei Heinrich. Dieser streckte eine rasch ergriffene zinnere „Kante" (Bierkanne) gegen den Lümmel und schrie: „Nur zu, Kerl — nur zu!"

Da erscholl noch ein Wort der Vergleichung. Jener verhältnismäßig Gutmütige unter den Gegnern, ein Bauernsohn, dem unser Bursche wirklich leid tat, rief: „Heiner, die Kant' weg! Wir wollen euch nichts tun! Deswegen sind wir nicht gekommen! Aber schimpfen darfst du nicht mehr und die Kant' mußt du hinsetzen! — Tu's," fuhr er mit beginnendem Unwillen fort, als der Bursche zauderte, „tu's gleich, ich rat's dir! Wenn du den Hoffärtigen spielst und uns 'rausforderst, dann steh' ich für nichts mehr!"

Der entstandene Lärm hatte rasch die volle Zahl der feindlichen Burschen vom Tanzboden und der Nebenstube hergeführt. Ein wildes Schreien, ein drohendes Tosen erfüllte die Stube. Die Übermacht der Angreifer erschien furchtbar. Jakob, der Heinrich am nächsten stand, faßte diesen beim Arm und rief mit dringendem Flüstern: „Gib nach! Es hilft nichts! Der Kächele meint's gut!"

Heinrich, erschüttert, ließ den Arm mit der Kanne sinken.

Die Gesichter der voranstehenden Gegner erhellten sich glorreich. „So," rief der Spöttische, der neben dem Lümmel stand, glänzend von Bosheit, „hübsch vernünftig sein und Fried' halten — dann kommt man mit graden Gliedern nach Hause!"

Der Lümmel strahlte in einem Stolz, und um sein breites Maul spielte ein Triumphgrinsen, daß bei seinem Anblick auch einem Unbeteiligten die Hand gejuckt hätte. Mit einer Vornehmheit, welche man Herablassung in rohester

Gestalt nennen konnte — mit einer gewissen stupiden Gutmütigkeit, nämlich ohne eine Ahnung von dem tödlich Beleidigenden in seinen Worten, rief er: „Ihr seid Esel, wenn ihr Händel anfangen wollt! Wir haben euch nur einen kleinen Schimpf antun wollen, weiter nichts! Schlagen haben wir euch gar nicht wollen! Und wenn ihr nun ruhig und still seid, dann könnt ihr hier sitzen und euer Mahl verzehren, ohne daß man euch was tut! Daß ihr gegen uns nur ein miserabler Haufe seid, das sehen wir selber. Wir haben uns bloß einen Spaß machen wollen; den haben wir jetzt gehabt — und nun könnt ihr euch meinetwegen wieder erholen von eurem Schrecken!"

Die Lippen Heinrichs wurden bleich vor Wut; aber die Hand des Entschlußlosen ruhte. Die Augen der Kathrine füllten sich mit Tränen. Die Fäuste geballt, mit erstickter Stimme rief sie: „Schrecklich! Schrecklich! Sich das gefallen lassen müssen! Das anhören müssen und nichts machen können! O, ich möcht' in die Erde versinken!"

Ein Geräusch von der Tür her machte sie aufschauen. „Ha!" rief sie, indem ein Strahl wie ein Blitz über ihre Züge ging. Mit schauernder Stimme setzte sie hinzu: „Gott sei Dank!"

VI.

Auch die Blicke anderer hatten die Richtung auf die Tür genommen und ihre Gesichter verrieten denselben plötzlich erhaltenen Eindruck. Die Gestalt des schwarzen Hans war durch sie in die Stube getreten.

Der Bursch hatte die Fischotterkappe auf dem rechten Ohr sitzen und die Ulmer Takakspfeife in der Hand. Den Aufruhr wahrnehmend, rief er mit scharfer Stimme: „Heda! Was gibt's hier?"

Der Klang dieser Stimme, der Zuruf des allgemein Gekannten und Gefürchteten übte eine magische Wirkung. Die Mienen der Leute von seinem Dorf hellten sich im Moment auf, die der Gegner verdüsterten sich. Dieselben

Burschen, die noch vor einem Augenblick die verkörperte Hoffart und Anmaßung gewesen waren, traten jetzt betroffen, erschreckt, einen Schritt zurück.

Hans erblickte die Gesellschaft an der Tafel, erkannte die Gegner und erriet die Lage der Dinge sogleich. Von den letzteren war nur der Lümmel trotzend stehen geblieben. Hans, auf die Tafel zuschreitend, rief mit dem Ton eines Herrschers: „Platz da!“ schob den Burschen auf die Seite und trat mit gefurchter Stirn zu den Seinen. „Was ist hier los gewesen!“ rief er.

„Hans,“ rief Kathrine, bebend vor Aufregung, „wir sind gekränkt worden — es ist gar nicht zu sagen, wie!“ In wenigen Worten teilte sie ihm die Beleidigungen mit.

Der Zorn, den unser Dorf-Heros hierauf an den Tag legte, hätte vielleicht auch andere als Bauernburschen erschreckt. Er stampfte den Boden, daß er zu brechen drohte, seine dunklen Augen schossen Blitze auf den Haufen, der ein paar Schritte vor ihm stand, und wilddrohend streckte er die geballten Fäuste gegen sie. „Was!“ rief er mit wutblassen Lippen, „das habt ihr euch herausgenommen? Ihr gegen uns? Hört jetzt, was ich euch sag'! Wenn einer von euch gegen einen von uns nur noch muckt, dann kann er seine arme Seel' bereit machen! Lebendig kommt er nicht mehr aus diesem Hause heraus! Merkt euch das! Ihr wißt, daß ich mein Wort halt'!“

Der unbedingte Mut hat unter allen Umständen eine dämonische Gewalt. Wer ihn besitzt, der hat nicht nur selber das Gefühl einer Art von Allmacht, sondern flößt es auch andern ein. Er selber glaubt, daß ihm nichts widerstehen könne, und die andern fürchten es; und während er selber alles wagt, sorgen die andern dafür, daß ihm alles durchgehe.

Hier kam freilich noch etwas hinzu. Hans galt nicht nur für einen Menschen, der im Zorn einen niederstoßen konnte, sondern man hatte von ihm auch die Meinung, daß er keine Beleidigung ungerächt lasse. Der Bursche, der ihn angriff, hatte nicht nur einen Stich zu riskieren, sondern er wußte auch, daß Hans, wenn er unter Umständen

jetzt nichts erreichte, sich später um so gründlicher bezahlt machen würde. Als Mittel dazu hatte er außer seinem Eisenstock und seinem Messer auch noch seine Büchse; und wenn er Gelegenheit fand, auch diese zu gebrauchen, dann ließ er sie nicht unbenützt. Nun kann der Bauernbursch gewöhnlichen Schlags, um seinen Kopf durchzusetzen, es wohl auf Hiebe, Beulen und auch Wunden ankommen lassen; wenn aber das Leben selber aufs Spiel gesetzt werden soll, dann geht's ihm wie noch manchem andern Sterblichen auch: er wird stutzig. Hat ihm die Aufregung die nötige Besinnung gelassen, dann wird er sie anwenden, um sich, so gut es geht, aus der Affäre zu ziehen. Sein Ehrgefühl sträubt sich nicht länger mehr, Vernunft anzunehmen — er kämpft mit seiner Leidenschaft — und er wird der Selbstüberwindung fähig.

Die feindlichen Burschen waren noch immer vier gegen einen! Hätten sie sich über unsere Leute hergestürzt, ihr endlicher Sieg — trotz aller Taten, die von Hans erwartet werden konnten — wäre nicht zweifelhaft gewesen. Allein sie überlegten; in die dicken Schädel war durch das Erscheinen des Gefährlichen nur ein Gedanke gekommen; aber dieser eine reichte hin, die Seelen zu spalten und auf die Kraft der Unverschämtheit seine entmannende Wirkung zu üben.

Sie standen zürnend, entrüstet — aber unentschlossen. Der Zweifel hatte sie gelähmt. Hans beurteilte sie richtig und wußte, wie weit er gehen konnte. Nachdem er eine Zeitlang gewartet hatte, trat er einen Schritt gegen sie vor und rief: „Sind wir jetzt fertig miteinander oder nicht? Was wollt ihr? Warum steht ihr noch da? Wollt ihr hier Maulaffen feil haben? — Geht! Geht eurem Vergnügen nach und laßt jeden andern sich lustig machen, wie's ihm gefällt! Ich rat's euch" — setzte er mit funkelnden Augen hinzu — „und ich rat' euch gut!"

Seine Stimme hatte einen Klang, als ob er Herr über Leben und Tod wäre. Es war stark, was er den Burschen zumutete, sehr stark, und es antwortete ihm auch ein drohendes Murren. Aber keine Tat folgte nach; die

Entmutigung siegte, und die feindliche Macht begann sich allmählich aufzulösen. Die hinten Stehenden, die von Anfang an nur das Interesse gehabt hatten, die Sache mit anzuschauen, und die sich jetzt unbeachtet sahen, verließen die Stube oder setzten sich wieder an ihre Tische an der entgegengesetzten Seite. Die mittleren und die vorderen rückten nach. Sie taten das langsam und mit einer gewissen Manier: als ob sie die Geschichte satt hätten und gehen wollten, weil es ihnen so gefiel. Aber sie täuschten damit niemanden, nicht einmal sich selber.

Die lächerlichste Figur unter allen spielte der Lümmel; und wer sich vorher über ihn geärgert hatte, der konnte jetzt wahres Vergnügen haben. Es kam ihn augenscheinlich furchtbar hart an, statt in Wonnen des Triumphs zu schwelgen, die Qual der Niederlage hinunterwürgen zu müssen. Die Brutalität bäumte sich in ihm; mit verzogenem Maul und giftigem Blick schaute er von der Seite auf den Hans. Aber die Sorge, die auf seine Seele gefallen war, drückte die Rachgier nieder, und der Grimm, der sich in dem breiten Gesicht malte, erhielt einen unglaublich komischen Zusatz durch die aufgetragenen Pinselstriche der Zaghaftigkeit. Seine Miene schien unserm Burschen sagen zu wollen: „Dich kennt man! Du bist jeder Schandtat fähig! Dir muß man aus dem Weg gehen! Aber warte nur!“ Der Mund sprach indes weder diese Worte, noch bildete er überhaupt artikulierte Laute: mit einem drohenden Grunzen wendete der endlich Alleinstehende sich um und folgte seinen Kameraden in die Nebenstube.

Die Szene hatte sich in kurzer Zeit gänzlich verändert. Die Gesichter unserer Leute an der Tafel drückten tiefe Zufriedenheit aus; die Mädchen glänzten vor Lust, die Burschen schmunzelten glorios. Was sie betrifft, so hatte allerdings der einzige Hans vermocht, was sie zusammen nicht vermocht hatten — und das hätte einige Eifersucht in ihnen erregen müssen; aber der Hans war vom Dorf, er war der Ihre: sie selber hatten gesiegt durch ihn! — Unvermerkt gesellte sich nur zu der Genugtuung Heinrichs ein

dumpfes Bedenken. Seine Züge wurden ernster, eine Art Verlegenheit malte sich in ihnen. Aber gegen dieses störende Gefühl kämpfte seine gute Natur; er vermochte es niederzuhalten und seine Miene zu denen der andern zu stimmen. Das Vergnügen war nahezu allgemein: auch alle unbeteiligten Zuschauer in der Stube waren davon ergriffen. Man weidete sich an der Demütigung, welche der Anmaßung widerfahren war; man gab sich dem Genuß der Schadenfreude hin — man triumphierte mit den Triumphierenden! Die Lächerlichkeit, womit sich zu guter Letzt noch der Lümmel bedeckte, ergötzte nicht nur Männer und Weiber aus andern Dörfern, auch einige Burschen von seinem eigenen Dorfe konnten sich einer innigen Zufriedenheit nicht erwehren. Hervorragende Verdienste erwecken freilich Neid, welcher sich dann bei solchen Gelegenheiten Luft zu machen pflegt.

Der Held des Tages stand nach seinem Triumph mit gerechtem Stolz in der Mitte der Seinen. Seine Aufregung hatte sich gelegt — ruhig schaute er umher und lächelte. Es war das Lächeln der Überlegenheit, durch eine gewisse Schelmerei verschönt — jenes Lächeln, das dem Sieger geziemt und das auf die Bewunderer den angenehmsten Eindruck macht.

Seine Seele war grundvergnügt. „Niklas," rief er einem alten Aufwärter zu, der diensteifrig herbeikam, „eine Flasche Wein auf den Schrecken!" Der Aufwärter eilte hinweg — alle setzten sich an die Tafel.

Mit einem Lächeln der Dankbarkeit, mit einem Blicke wirklicher Achtung bot Heinrich dem Helfer sein gefülltes Glas. „Trink, Hans!" rief er. „Du bist ein Bursch', wie's keinen zweiten mehr gibt! Und wahrhaftig, du bist zur rechten Zeit gekommen!"

Kathrine an seiner Seite nickte bedeutsam. „Ja, das ist er!" sagte sie. „Keine Minute hätt' er länger ausbleiben dürfen."

Hans betrachtete sie, nahm das Glas und rief: „Aufs Wohl!" Er trank es aus, stellte es Heinrich zurück und sagte: „Ich hab' keine Ahnung davon gehabt, in was ich da hineinkomm'! In der Bergergass' hab' ich gehört, es

wären Leute von uns in diesem Wirtshaus — da wollt' ich auch her. Wie ich an die Stieg' komm', da erzählt einer, es gäb' droben Händel; aber nicht wer, nicht wie. Daß meine Leut' in Not wären, das hab' ich mir nicht denken können; aber gefreut hat's mich dann, daß ich dazugekommen bin — mordmäßig."

Der Aufwärter erschien mit der Flasche; Hans schenkte ein und bot den Mädchen zu trinken. Diese nippten etwas mehr als gewöhnlich, und als das Glas wieder an ihn zurückgekommen war, ergriff Kasper das seine und rief: „Hans, du sollst leben! Du hast dich heut' aufgeführt wie ein Held! 's ist schade, daß du nicht Soldat geworden bist, du tät'st General werden!" Lächelnd stießen die Burschen an und leerten die Gläser.

Kasper, im Siege schwelgend, fuhr fort: „Die Kerle haben sich heut' rächen wollen, weil ihnen damals auf der Hochzeit ihr Spruz nicht durchgegangen ist. Wie unverschämt sie gewesen sind, das glaubst du gar nicht. Aber jetzt sind sie heimgeschickt, daß sie sich schämen müssen, solange sie leben!"

Kathrine saß mit einem eigenen Ausdruck. „Freilich," bemerkte sie, „hätten sie auch nicht geglaubt, daß ein einziger der Sach' eine andere Gestalt geben könnt'!"

Auf diese unverhohlene Anerkennung hin heftete Hans einen innigfrohen Blick auf sie. Er war indes kein Prahler; nicht ohne eine natürliche Anmut, mit dem entsprechenden Ernst im Hintergrunde, sagte er die Wahrheit. „Sie fürchten mich, die guten Gesellen! Und — sie haben nicht unrecht!"

Ein Schweigen folgte, indem jedes seinen Gedanken hatte. Kathrine sprach den ihrigen aus. „Zuweilen," sagte sie, „hat's doch auch sein Gutes, wenn man sich vor einem fürchtet!"

„Ja, ja," versetzte Mathes vergnügt; „alles hat sein Gut's in der Welt — und kein Mensch kann vorher wissen, was ihm noch alles zum Nutzen sein kann!"

Die Gesellschaft, die ihn verstand, lachte.

Hans hatte so manches auf dem Gewissen — jedes

am Tische hatte schon besondere und allgemeine Anklagen gegen ihn gerichtet. Aber jetzt war alles vergessen; man sah nur die Kraft und den Sieg und alle waren bestrebt, dem Helden etwas Angenehmes zu erweisen, wär's auch nur durch freundliches Zunicken. Mit Recht wird in aller Welt Geschichten der Mut gepriesen! Er ist und bleibt eine der mächtigsten, überwältigendsten Eigenschaften des Menschen und erzwingt Achtung in jeder Erscheinung.

Vom Tanzboden her klangen auf einmal Klarinette und Geige, die Musikanten hatten ihre Mahlzeit eingenommen, und die Lustbarkeit fing wieder an. Hans stand auf. „Heinrich," sagte er, „darf ich mit meinem Bäschen einige Reihen tanzen?"

„Soviel du willst!" entgegnete Heinrich mit Würde. Des Mädchens Züge hatten sich flüchtig gerötet. Sie trat vor, gab dem Burschen die Hand, und sie gingen hinaus.

Hans, indem er Kathrine zum Tanz führte, hatte verschiedene Zwecke. Einer davon und zwar der nächste war, seinen Sieg über die Gegner dadurch zu vollenden.

Den Walzer, der schon im Gange war, machte er nicht mehr mit; er blieb an der Seite stehen, betrachtete sich die Paare und sah mit Vergnügen mehrere aus dem feindlichen Dorfe darunter. Nachdem der Reihen vorbei war, trat er mit Kathrine vor die Musikanten, machte sie durch einen Wink aufmerksam und sang mit kräftiger, wohllautender Stimme ein Lied. Der einfache Sinn der Vierzeilen war, daß der Bursch, wenn er ein rechter Bursch sein wolle, „Courage haben müsse wie der Teufel". Die Musikanten, welche von der Sachlage genaue Kunde hatten und den Hans, wenn er bei Gelde war, als sehr splendid kannten, strichen und bliesen mit wohlgefälligen Mienen aufs eifrigste.

Unser Paar tanzte zuerst, und wer die männliche Vornehmheit des Burschen und die Schönheit des erregten Mädchens betrachtete, der mußte sich sagen, daß es von allen das hervorstechendste sei. Ein alter Musikant, während er die beiden so stolz und schön sich drehen sah, hatte sogar den Gedanken des Hans. „Diese zwei Leute," sagte er

sich, „passen zusammen, als wenn sie füreinander gegossen wären!“

Und behaglich seine Baßgeige streichend, setzte er hinzu: „In unserm Ries kommt doch manchmal noch was recht Feines zum Vorschein, wenn's gut geht!“

Drei Lieder wollte unser Bursche singen. Das zweite pries das Jägerleben und handelte von der Freude des Treffens. Beim Vortrag desselben erhellten sich einige Gesichter schlau. Was vom Jäger galt, das galt auch vom Wildschützen — und dieser hatte eigentlich das schärfere Vergnügen. — Der alte Musikant betrachtete ihn und sagte sich: „Der hat wieder eine Extraeinnahme gehabt — und wird heut' besser zahlen als der reichste Bauernbursch! Bravo!“

Das dritte Lied sprach die uralte Wahrheit aus, daß dem Burschen, der von allen der stärkste und keckste sei, auch das schönste Mädchen gebühre. Hans trug die Reime, die im Gau bekannt und schon von vielen gesungen waren, ungezwungen vor, man brauchte darum nichts Besonderes herauszuhören. Die Brust seiner Tänzerin kam dennoch in Bewegung. Wenn sie aber in dem Liede etwas Absichtliches fühlen mochte, so nahm sie es jedenfalls nicht übel.

Als nach getanztem Reihen unser Paar gegen die Musikanten herankam, rief der Alte: „Hans, du bist doch immer der vornehmste Tänzer und Sänger! Es ist eine Freude, dir zuzusehen! Du hast dich nur in der letzten Zeit rar gemacht — ich hab' fast schon gefürchtet, du hast's ganz aufgegeben!“

Der Bursche mit einem leichten Achselzucken erwiderte: „Man muß die jungen Leute auch drankommen lassen!“

„Bah,“ entgegnete die alte Rotnase, „du wirst dich doch nicht zu den Alten rechnen?“

„So frisch,“ erwiderte der Bursche mit Humor und nicht ohne Absicht, „so toll wie vorzeiten bin ich nimmer! Ich hab' keine solche Freud' mehr an der Narrheit — und ich glaub', die Zeit ist nimmer weit, wo ich mich bekehren werd'.“

Der Baßgeiger mit einem Gesicht, welches die

Atmosphäre zahlloser Tanzstuben lederbraun gebeizt hatte, lachte herzlich.

Hans mit Laune fuhr fort: „Für jetzt wenigstens mögen euch andere was vorsingen. Ich hab' meine Lust gebüßt!“ Er nickte und ging mit Kathrine weiter.

Der eine seiner Zwecke war erreicht. Die Ehre des Dorfes war auch in diesem Punkte glänzend gewahrt.

Als man sah, daß der schwarze Hans auf das Vorsingen verzichtete, ließ sich keck und frisch eine andere Stimme hören. Und welche? Die unseres Freundes Kasper.

Der wackere Bursche hatte seine „Schwarzbraune“ zum Tanz geführt und war nun glücklich, dem Hans durch die geöffnete Bresche nachschreiten und den vorhin so frech unterbrochenen Walzer unbeanstandet zum besten geben zu können. Das Selbstgefühl und die Sicherheit, womit er dies tat, war auffallend. Hans und Kathrine sahen sich an und lächelten. In dem Blicke des Mädchens lag alle Anerkennung für den, welcher die Bahn gebrochen und dem guten Gesellen die Möglichkeit verschafft hatte, die Scharte seiner Ehre so schön wieder auszuwetzen.

Zwischen den beiden Leuten hatte sich unvermerkt ein großes wechselseitiges Vertrauen hergestellt. Im folgenden Herumgehen sagte Kathrine: „Du glaubst gar nicht, Hans, wie froh ich gewesen bin, als ich dich heut' gesehen hab'! Ich bin nun einmal so, unrecht kann ich mir nicht tun lassen. Ich war so zornig — ich hätte die Kerle totschlagen können! Wenn du nicht gekommen wärst, die Wut hätte mich umgebracht!“

Hans vernahm dies mit tiefem Wohlgefühl. Aber er hielt an sich und erwiderte mit Ruhe: „Es freut mich, Kathrine, daß ich dir einen Gefallen hab' tun können!“ Und lächelnd setzte er hinzu: „Bin ich doch auch noch zu was gut gewesen auf der Welt!“

Kathrine machte eine seltsame Miene. „Du wärst noch zu gar viel gut,“ entgegnete sie, „wenn du wolltest!“

Hans zuckte die Achseln. „Wir wollen halt sehen!“ versetzte er und trat zum Tanz an.

Als dieser geendet war und die Paare wieder gingen,

warf der Bursche einen Blick in den Winkel am Fenster — und zog die Augenbrauen zusammen.

Wir haben erwähnt, daß er bei seinem Eintritt in den Saal mehrere Burschen des feindlichen Dorfes unter den Tänzern erblickte. Ohne es auffällig zu machen, hatte er seine Augen sowohl auf ihnen als auf etlichen ihrer Kameraden, die ab und zu gingen; keinem konnte er etwas Gefährliches ansehen. Jetzt bemerkte er aber etwa zehn der Burschen in lebhaft flüsterndem Gespräch. Es waren die drei Anführer darunter, man sprach mit Leidenschaft — Hans konnte raten worüber. Auch Kathrine ward aufmerksam. Sie schaute ihren Tänzer an und richtete ihren Blick vielsagend auf den Haufen. „Es wurmt sie," bemerkte Hans, „der Hochmut sticht sie wieder, und sie halten einen Rat!"

„Wenn sie nun wieder anfangen?" entgegnete sie mit besorgtem Blick.

Der Bursche richtete den Kopf in die Höhe und aus seinen Augen ging ein wilder Blick. „Ich wollt's keinem raten!" versetzte er, indem er die Hand ans Messer legte.

Die Stimmen in der Ecke wurden lauter. Es drangen Schimpfworte, Ausrufe des Zornes und grimmiger Erbosung her. Das lauschende Paar hörte, daß der Vetter des Lümmels am heftigsten sprach. Plötzlich rief ihm der schon öfter erwähnte besonnene Bauernsohn flüsternd, aber deutlich hörbar zu: „Nun, Stoffel — willst du der Katz' die Schell' anhängen?"

Eine Stille folgte. Der stämmige Kerl schwieg; sein Gegner zuckte die Achsel. Die Friedenspartei hatte gesiegt und der Knäuel begann sich wieder abzuwickeln.

Kathrine, einer großen Last entladen, bewegt, glücklich, drückte ihrem Tänzer die Hand. Dieser, den Druck erwidernd, sah sie mit freudigem Selbstgefühl und glänzenden Augen an.

„Sie geben's wieder auf!" rief das Mädchen.

Hans mit stolzem Bewußtsein versetzte: „Sie tun wohl daran."

Nachdem er noch zwei Reihen mitgemacht hatte, führte

er Kathrine in die Stube zurück. In ihren Gesichtern schimmerte bei einem gewissen Ernst so viel innere Genugtuung und Vergnügen, daß sie dadurch auffielen. Heinrich, nachdem er einen Blick auf sie geworfen, stand betroffen und ein Schatten ging über seine Züge. Was aber sein Gefühl sein mochte, er unterdrückte es und sprach seine Freude darüber aus, daß es so gut gegangen sei, wie sie sagten.

Alle setzten sich wieder an der Tafel zusammen. Der Sieg im Vorsingen wurde nicht mit dem wenigsten Vergnügen und Selbstgefühl besprochen. Kasper sah fast aus, als ob er ihn erfochten hätte. Jedenfalls hob er hervor, daß bei seinem Singen die Kerle in seiner Nähe dumme Gesichter gemacht, aber sonst nicht gemuckt hätten.

So lang zur Meßzeit der Tag ist — endlich nahm doch auch der heutige ein Ende, und die Mädchen mahnten zur Heimkehr. Die Burschen ließen sich die Zeche machen und zahlten. Nachdem sonst alle aufgestanden waren, blieb Hans auf seinem Stuhle sitzen. „Gehst du nicht mit uns heim?“ fragte Kasper.

„Es ist mir noch zu früh,“ versetzte der Bursche mit Humor.

„Du willst noch bleiben?“ rief Kathrine mit einem Blicke des Erstaunens und der Sorge. „Allein?“

„Mir,“ erwiderte der Bursche, „tut niemand was — und wenn ich allein bin, am allerwenigsten! — Kommt gut nach Haus miteinander!“

Die Paare verabschiedeten sich. Hans ließ sich noch eine Flasche Wein kommen und trank ihn behaglich. Wie er mehrere Burschen des feindlichen Dorfes ganz ehrbar an sich vorübergehen sah, als ob er gar nicht mehr da wäre, lächelte er. Dann sagte er zu sich selbst: „Der Kasper hat nicht unrecht! Soldat sollt' ich sein — da könnt' ich's zu was bringen! Ich hab' mir das schon selber gedacht — und es ist nicht zu spät dazu! — Aber jetzt geht's nicht — jetzt muß ich im Dorf bleiben!“

Nachdem er die Flasche geleert hatte, zahlte er die Musikanten — wie der Alte mit schlauem Doppelsinn

bemerkte — „fürstlich“, und machte sich allein auf den Heimweg. Er war in seiner tiefsten Seele vergnügt und mit dem Tage vollkommen zufrieden.

VII.

Eine Lustbarkeit wie die am Bauernsonntag gibt in den Familien der Heimgekehrten noch wochenlang zu reden, wenn sich auch nichts Besonderes dabei ereignet; um so mehr, wenn Szenen dabei vorfallen, wie auf der diesjährigen. Das Benehmen der verschiedenen Teilhaber wurde zu Haus einer sehr scharfen Kritik unterzogen. Die Burschen, die dem Hans gewichen waren, mußten von den Ihrigen, auch von ihren Mädchen, die übelsten Dinge anhören; und alle Gründe, die sie zu ihrer Entschuldigung vorbrachten, retteten sie nicht vor geringschätzigen Reden und höhnenden Gesichtern. Aber auch diejenigen, die des Schutzes bedurft hatten, gingen nicht leer aus. Man spottete über sie verhältnismäßig gelinder, aber immer noch so, daß sie nur mit beschämtem, verlegenem Lächeln antworten konnten. Der Held, wenn nicht des ganzen Gaues, so doch des unteren Rieses, war und blieb der siegreiche Hans. Die Mädchen priesen ihn ihren Liebhabern ins Angesicht. Sie sagten, allerdings wär' es ein gefährlicher Mensch und er habe schon viel Schlimmes angestiftet, aber Courage habe er mehr als die andern zusammengenommen. Und das sei eben doch eine schöne Sache — und sie möchten sich anstellen wie sie wollten, sie könnten ihm nicht böse sein. — Ja, eine und die andere ging so weit, zu erklären: sie begreife am End' die Mädchen, die ihm aufgehorcht hätten, trotzdem daß sie vorher gewußt, wie es ihnen ergehen würde.

Gleich am andern Morgen hatte Kathrine mit ihrer Mutter eine längere Unterredung. Die Alte fragte ahnungslos, ob sie recht lustig gewesen sei; und Kathrine mußte bekennen, daß es sich hier nicht bloß um Vergnügen gehandelt habe. Sie erzählte, was geschehen war, mit einer gewissen ernsten Ruhe und — mit Vorsicht. Aber die

Hörerin schüttelte den Kopf gleichwohl mit schwerem Bedenken. „Daß doch immer wieder,“ sagte sie mit einem Ton des Verdrusses und der Sorge, „dieser Mensch dazwischenkommen muß!“

„Aber bei der Gelegenheit,“ wagte die Tochter zu bemerken, „ist ihm doch kein Vorwurf zu machen!“

„Um so schlimmer!“ murmelte die Alte.

Kathrine schwieg. Dann sagte sie: „Mutter, wenn du dabei gewesen wärst, dann hättest du dich selber gefreut, wie er gekommen ist! Es ist schrecklich, wenn man sich etwas gefallen lassen muß! Und unsere Leute haben sich nimmer helfen können, sie wären verloren gewesen! Da tritt der Hans herein — und auf einmal ist's wie umgedreht!“

„Ja, ja,“ sagte die Alte, „das kann er, weil er sich aus nichts was macht. Aber,“ setzte sie bedeutsam hinzu, „der tut nichts umsonst!“

Die Züge der Tochter drückten Mißbilligung aus. „Du tust ihm unrecht,“ versetzte sie. „Er hat gar nichts daraus gemacht, wie's vorbei gewesen ist. Er hat gar keinen Stolz gehabt und sich gegen keines von uns was drauf zugute getan. Ich muß schon sagen, sein Benehmen nachher hat mir grad' noch am besten gefallen!“

„Sieh, sieh!“ rief die Schreinerin. „Nun, **einen** Vorteil hat er jetzt doch schon davon gehabt.“

Kathrine sah sie fragend an.

„Daß du seine Partei nimmst,“ fuhr die Mutter fort. „Daß du jetzt nichts mehr gegen ihn hast!“

Die Tochter errötete. Dann sagte sie: „Ich vergess' durchaus nicht, was man ihm mit Recht vorwerfen kann!“

„Aber du machst dir nichts mehr daraus!“ rief die Mutter. Und nach einem scharfen Blick auf sie fuhr sie fort: „Mädchen, Mädchen, nimm dich in acht! Ich rate dir, halte dich von diesem Menschen zurück! Wenn du nicht auf deiner Hut bist, dann sag' ich dir, es geht dir wie den andern!“

Ein Unwille malte sich auf Kathrines Gesicht. „Geh!“ rief sie, „wie kannst du so etwas von deiner Tochter glauben!“

„Ich warne dich!“ versetzte die Alte. „Und das ist meine Schuldigkeit. Dieser Mensch sieht sich überall nach den Saubersten um; und daß du ihm gefällst, das hab' ich schon aus seinen Reden abnehmen können, wie er dir das erste Mal begegnet ist. Und grad' weil du schon versehen bist, wird er nach dir trachten wollen. Denn das ist seine Art, und das erste Mal wär's nicht, daß es ihm durchginge!“

„Du machst ihn gar zu schlecht!“ rief Kathrine.

„Ich mach' ihn nicht schlechter, als er ist! Gegen die Weibsbilder ist er jeder Schandtat fähig!“

Kathrine wurde ungeduldig. „Nun,“ rief sie, „wenn andere so dumm sind, sich von ihm anlügen zu lassen, dann mögen sie's tun und ihr Unglück haben! Ich bin's nicht!“

„Ich hoff's!“ entgegnete die Alte mit Nachdruck. „Ich hoff', du bist zu gescheit dazu! Aber nimm deinen Verstand zusammen, Mädle, und behaupte deinen Charakter! Die Geschichte von gestern hätt' nicht passieren sollen — um alles in der Welt nicht! Was hat denn der Heinrich für ein Gesicht dazu gemacht?“

„Es ist ihm auch lieb gewesen,“ erwiderte Kathrine, „daß der Hans gekommen ist. Später ist's mir allerdings vorgekommen, als ob er sinnierte“ (in Gedanken stünde).

„Da hast du's!“ rief die Alte. „Ich gäb' viel drum, wenn du nicht nach Nördlingen gegangen wärst. Aber jetzt ist's geschehen — und jetzt laß uns alle Sorge drauf wenden, daß es keine bösen Folgen hat!“

Kathrine war froh, als die Mutter nach diesen Worten aufstand und an eine Arbeit ging. Sie wünschte sich insbesondere Glück, daß sie ihr von dem zweiten Zusammentreffen mit Hans nichts gesagt hatte. Denn wenn sie erfahren hätte, was er sich da gegen sie herausgenommen, dann würde sie sich jetzt noch viel schwerer beruhigt haben. Und dennoch — sie hatte keinen Grund zur Sorge. In keiner Weise.

Das Mädchen erschien sich fest, und in diesem Bewußtsein lebte sie weiter. Sie gab dem Hans seine Anerkennung, sie war ihm dankbar und sie mußte ihm zugestehen, daß

er sich letzthin gegen sie durchaus schicklich benommen habe. Zu trauen war ihm aber freilich nicht, und seinen Versicherungen würde sie nicht Glauben schenken, und ein Verhältnis mit ihm würde sie nicht anfangen, auch wenn sie nicht schon mit Heinrich bekannt und einig wäre!

Auf diesen Beschluß ihrer Seele und seine wiederholte Bestätigung gründete sie ihre Sicherheit. Und arglos überließ sie sich nun ihren Gedanken, Empfindungen und Phantasien. Die Auftritte in Nördlingen traten wiederholt vor ihre Seele, und sie konnte sich nicht enthalten, mit Gefühlen der Freude und des Stolzes auf den Dorfburschen zu blicken, der mit einem Schlag der Sache eine andere Wendung gegeben und der Schande und Qual, die sie empfunden, ein Ende gemacht hatte. Die Kränkungen, die sie erduldet hatte, so gerächt, die frechen Menschen so jämmerlich gedemütigt zu sehen — es war eine süße Empfindung. Ihr Gedächtnis wiederholte genau, was er getan und gesagt hatte, und wenn sie alles zusammennahm — sie mochte nun urteilen wie sie wollte — einen zweiten wie den Hans, in dieser Beziehung, gab's nicht im Ries! Sie hatte seine Fehler getadelt, sie hatte ihm die härtesten Dinge ins Gesicht gesagt: nun mußte sie auch seine guten Eigenschaften anerkennen, sonst tat sie ihm unrecht. Wenn sie, was er in der Stadt getan hatte, ihm nicht zugute rechnete, dann handelte sie gewissenlos! Und das wäre sehr schwach von ihr gewesen und ganz gegen ihre Weise! Sie konnte auch wohl alles gelten lassen an ihm, was gut war; sie wagte nichts dabei — denn sie wußte, was sie wollte.

Heinrich, der treue, zuverlässige Mensch, wurde ihr Mann. Er war kein Held wie jener; aber im Vergleich mit seinen Kameraden hatte er sich doch noch am besten gehalten. Nicht jedem ist es gegeben, alles herauszufordern und alles zu wagen. Dafür hatte Heinrich andere Tugenden — und solche, die einem Ehemann besser anstehen.

Die Arbeiten auf der Wiese, die jetzt begannen, gaben ihr Zeit und Einsamkeit, und so beschäftigte sie sich mit den zwei Personen, die sich ihr ins Herz geprägt hatten,

wieder und wieder. Den Gefährlichen bewunderte sie, wie sie mußte — den Geliebten schätzte sie, wie er's verdiente. Sie machte sich dabei freilich nicht klar, daß sie zu jenem emporsah, und zuweilen mit pochendem Herzen — diesen hingegen von oben betrachtete, während ihre Seele ruhig blieb!

Der Tag in Nördlingen wurde vor allen dem guten, treuen Burschen verhängnisvoll; und das hatte noch einen andern Grund!

Wir erwähnten schon, daß Heinrich ein wohlgestellter, aber kleiner Bauer war. Sein Hof zählte an Morgen Landes nicht viel mehr als eine gute Sölde, und das erleichterte ihm bei den Seinen die Verbindung mit der Tochter eines gutstehenden Handwerkers. Allein damit gehörte er immer noch zu dem höheren Stande der Bauern, und es gab unter diesen solche, die seinen Verkehr mit Söldnerskindern für eine Herabsetzung ansahen. In unserem Dorf hielten die jungen Bauern möglichst zusammen, und daß dieses am Sonntag in jenem Nördlinger Wirtshause so schlecht vertreten war, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß die vereinten Bauernsöhne ein anderes, vornehmeres mit ihrer Gegenwart zu beehren für gut gefunden hatten. Diese Partei nun richtete die Ereignisse in der Stadt nicht nur am strengsten, sondern ihre Kritik nahm insbesondere noch die Wendung, daß eben Heinrich der Gegenstand ihres Tadels und die Zielscheibe ihres Spottes wurde.

Man erklärte in diesem Kreise: es sei ihm ganz recht geschehen — warum halte er sich nicht zu seinesgleichen! Mit ihnen wenn er zusammen gewesen wäre, da hätten die Kerle vom andern Dorfe mucken sollen! Und wenn von ihnen auch nur drei oder vier bei ihm gewesen wären — jene hätten sich nicht gerührt. Sie wären froh gewesen, daß man ihnen nichts tat! Aber da habe er's nun mit seinen Kameraden! Der unverschämte Maurer, der Wildschütz, der verdächtige schlechte Gesell habe ihm heraushelfen müssen. Das sei eine Schande, die er zeitlebens nicht verwinden werde. Dieser Mensch nehme sich überhaupt soviel heraus, daß man einmal ernstlich mit ihm reden müsse; und das werde schon noch geschehen. Bis jetzt habe man's

nur noch nicht der Mühe wert gehalten. Heinrich könne aber nichts gegen ihn machen; denn er müsse ihn für seinen Wohltäter halten. Nun, er möge sich in acht nehmen. Dieser Mensch habe aparte Liebhabereien; er sei besonders auf schöne Mädchen aus, die schon andern gehören, und wenn ihm „der Laun" zu der Schreinerstochter komme, so werde er sich gegen einen Menschen, dem er aus der Schande geholfen habe, keinen Zwang antun.

Die Gutmütigkeit hat es von jeher an sich gehabt, die Bosheit anzuziehen, weil sie ihre natürliche Gegnerin ist und ihr leichtes Spiel macht. Unsere Bauernsöhne höhnten und prahlten darum jetzt nicht nur hinter dem Rücken Heinrichs, sie erklärten ihm ihre Meinung auch ins Gesicht. Sie stichelten — und ihre Spitzen waren alles eher als fein. Einer und der andere, in der Meinung, zu scherzen, sagte ihm Grobheiten der plumpsten Art und lachte dazu, als ob es die köstlichsten Späße wären.

Heinrich, seiner Natur nach, verteidigte sich mit Gerechtigkeit und Billigkeit. Er behauptete, er sei weit genug gegangen, und sie, die jetzt hinterdrein prangten, hätten an seiner Stelle auch nicht mehr getan. Es sei wahr, er hätte mit Wut, ohne alle Besinnung dreinschlagen können; aber dann hätte es Mord und Tod gegeben, und sie hätten doch nichts gewonnen. Einmal sei er gleichwohl im Begriff gewesen, es zu tun, da hätten ihn seine Kameraden abgehalten. Was den Hans betreffe, so sei er ein absonderlicher Mensch; und sie, die ihn jetzt hinter seinem Rücken heruntersetzten, würden sich wohl hüten, ihm so was ins Gesicht zu sagen. Er frage allerdings nach niemand was und nehme sich alles heraus; aber gerade das habe bei dieser Gelegenheit geholfen, und ihn jetzt, nachdem er die Ehre des Dorfes gerettet habe, schlecht zu machen und zu schimpfen, das komme ihm sehr unschicklich und recht elend vor. Die Sache sei jetzt aus, sie sei für das Dorf gut ausgegangen, und jetzt sollte man endlich davon schweigen.

Was er mit solchen verständigen und wohlmeinenden Reden gegen den rohen Übermut ausrichtete, kann man sich denken. Der Hohn der Burschen erhielt nur eine weitere

Schärfung. Gegen den Grund des Rechts steht der Anmaßung immer der Grund des Unrechts zur Verfügung, der bei weitem wirksamer ist und gegen den keine Vernunft, sondern nur Schläge helfen.

Unser Wackerer, der zu seinem Unglück den Trieb erhalten hatte, jedem das Seine zu geben, stand also nochmals vor der Wahl zwischen Hinnehmen, Nachgeben und Streit. Da sein ganzes Wesen zum Frieden neigte, so zauderte er und zog sich aus der Sache so gut als es eben ging, empfand aber die Quälereien mit tiefem Unmut und verwünschte die Bosheit der Menschen, die so ganz anders waren als er, und deren Freude an grobem Unrecht er kaum begreifen konnte.

Lange schwieg er gegen Kathrine. Endlich, als einmal das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand kam, teilte er ihr mit, wie die Burschen ihn so einfältig vexierten — wie sie des Teufels wären und gar nicht aufhören wollten. Im Gefühl seines Rechtes führte er Klage über die Gemeinheit und grobe Unbilligkeit der Menschen, annehmend, daß die Geliebte ihm beipflichten werde. Aber da sah er sich getäuscht.

Das schöne Mädchen zog ihre Stirn in Falten. „Daß die Menschen unverschämt sind gegen dich," erwiderte sie, „das find' ich ganz natürlich. Du bist selber dran schuld und es geschieht dir recht!"

„Wie!" rief der Bursche betroffen und gekränkt.

Jene fuhr fort: „Du bist zu gut, viel zu gut, und das ist keine Tugend, sondern ein Fehler, und das ein großer! Wer sich alles gefallen läßt, dem tut man auch alles an — warum denn nicht? Schlag einmal einen hinter die Ohren, dann wirst du bald Ruhe haben!"

Heinrich, nicht ohne Humor, erwiderte: „Das ist sehr die Frage! — Dann hören die Händel vielmehr gar nicht auf!"

„So laß sie nicht aufhören!" entgegnete das Mädchen scharf. Und mit einem sehr ernstlichen Eifer fuhr sie fort: „Es ist besser, Händel zu haben, als daß man gehudelt wird! In Respekt muß sich ein rechtes Mannsbild setzen,

und dafür darf ihm nichts zu viel sein. Freilich muß man dann auch alles riskieren und am Ende das Leben selber. Aber so ist's einmal, und wer meint, er kommt so durch, der wird bald sehen, daß er weder Ehr' hat noch Frieden in der Welt, weil der miserabelste Kerl auf ihm herumtrampelt! Wer recht hat, der muß sich wehren! Tut er's nicht, dann wird er in die Tasche gesteckt. Und da," setzte sie mit einem Achselzucken hinzu, „mag er sich dann beklagen! Es wird ihm was Rechts helfen!"

Heinrich fühlte die Wahrheit in diesen Reden, mußte aber finden, daß sie von Kathrine zu ihm sehr unsanft ausgesprochen war. Liebevoll war die Geliebte diesmal wahrlich nicht. Aber so ganz unrecht hatte sie auch nicht; es war Zeit und in jeder Beziehung notwendig, daß er in seiner Manier eine Änderung machte.

Eine Zeitlang schwieg er. Dann sagte er: „Du hast nicht unrecht, Kathrine. Aber daß die Menschen so sind, das ist eine Schande!"

„Sie sind nun aber einmal so!"

„Drum hast du auch recht — und ich werd' es das nächste Mal anders machen!"

„Soll mich freuen," versetzte sie mit dem Tone des Mißtrauens, „wenn ich höre, daß es geschehen ist."

Nach einer Weile kam die Mutter dazu; man sprach über andere Dinge, und Heinrich verabschiedete sich endlich von Kathrine mit einem Handschlag. Diese konnte es nicht über sich gewinnen, dem Geliebten die Hand zu drücken, wie sie es sonst zu tun pflegte. Strafe muß sein, und sie war ärgerlich über ihn, recht von Herzen.

In dem Mädchen lag etwas Stolzes, um nicht zu sagen Heroisches, das infolge der jüngsten Erlebnisse mehr und mehr hervortrat.

„Die Liebe," sagte sie sich, „und die Freundlichkeit sind recht schön — aber das ist noch lange nicht alles. Vor meinem Mann will ich Respekt haben, und ich will, daß auch andere vor ihm Respekt haben. Ein Mannsbild sein und sich nicht helfen können, das ist doch gar zu verdrießlich. Es muß halt überall etwas fehlen."

Mit einem Seufzer schloß sie dieses innere Selbstgespräch. Dann schaute sie im Haustennen, wo sie sich nach der Verabschiedung des Liebhabers allein befand, umher. Es war dunkel geworden. Der Himmel war trüb und kündigte Regen an; aber die Luft mußte erquickend sein. Sie verließ das Haus; um den Unmut zu vergehen und ungestört ihren Gedanken nachzuhängen, wandelte sie durch den Heckengang auf die Wiese. Eine Stimme, die den Gruß der Zeit sprach, traf ihr Ohr; erschreckt fuhr sie auf — es war der Hans.

Kathrine, nachdem sie den an der Hecke Stehenden angestarrt hatte, rief: „Du bist wieder hier?"

Der Bursche trat näher. Mit einem Tone, der etwas Sanftes hatte, erwiderte er: „Darüber brauchst du dich nicht zu wundern, Kathrine! Ich streich' schon einige Tage um dein Haus herum in der Hoffnung, dich zu treffen!"

„Aber was willst du von mir?" rief das Mädchen erregt.

„Dich sehen," versetzte der Bursche.

Kathrine fuhr auf. Dann mit einem Tone trauernden Vorwurfs entgegnete sie: „Was soll das helfen?"

„Danach frag' ich nicht," versetzte Hans. „Ich hab' ein Verlangen, ich kann nicht anders — und ich folg' ihm!"

„Du willst also nicht nachgeben?" rief Kathrine.

„Es geht nicht!"

„Dann brichst du dein Wort! Du hast mir versprochen —"

„Versprochen!" wiederholte der Bursche mit Heftigkeit. „Eine Dummheit hab' ich versprochen! Wie kann man versprechen, was man nicht halten kann? Ich kann nicht von dir lassen, Kathrine. Ich hab's versucht, aber es ist nicht möglich! Ich bin besessen. Du hast mich behext!"

Das Mädchen schaute ihn geängstigt an. „So schrei doch nicht so!" rief sie. Und murmelnd setzte sie hinzu: „Schrecklich, schrecklich!"

Hans nahm sie bei der Hand. „Kathrine," sagte er, „noch geht's. Noch ist's Zeit. Entschließ dich! Mach ein End' und sei die Meine!"

Kathrine entzog ihm die Hand; ihre Brust war in heftiger Bewegung.

Der Bursche betrachtete sie mit einer ernsten Überlegenheit. „Es hilft dich nichts,“ fuhr er mit dem Tone der innersten Überzeugung fort. „Du ziehst deine Hand weg; aber ich weiß doch, daß du mich lieber hast als deinen Heinrich! Du kannst den Menschen nicht heiraten, Kathrine — du kannst ihn nicht estimieren!“

Das Mädchen, bebend, schwieg und suchte sich zu fassen. Dann erwiderte sie: „In dieser Hinsicht habe ich dir meine Meinung schon gesagt. Du bildest dir zu viel ein, Hans!“

„Ich glaub’s nicht!“ versetzte dieser. „Und was ist’s denn, wenn du gegen mich gesinnt bist, wie ich gegen dich? Wir gehören zusammen, Kathrine! Ich hab’ dir’s schon einmal gesagt, und ich bleib’ dabei, denn es ist wahr!“ Er ergriff ihre Hand, und das Mädchen, von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, ließ sie ihm. „Kathrine,“ fuhr er mit einer Leidenschaft fort, die in ihrer glühenden Tiefe etwas Überwältigendes hatte, „wenn zwei sich lieb haben, dann müssen sie nach der ganzen Welt nichts fragen! Was hat man denn vom Leben? Müh’ und Arbeit — ich kauf’ die ganze Geschichte nicht um einen Heller! Aber wenn zwei sich lieb haben und sich glücklich machen, das ist etwas! Das ist allein etwas, alles andere ist gar nichts! Geh! Immer lauft man dem Glück nach und kriegt’s nicht; da liegt’s vor einem, und man traut sich nicht zu ihm hin; aus elender Feigheit nimmt man sich selber das Einzige weg, um dessentwillen es der Mühe wert ist, auf der Welt zu sein.“

Kathrine stand hörbar atmend. „Das sind böse Reden,“ entgegnete sie, ihm die Hand entziehend. „Das ist Sünde!“

Der Bursche verzog die Lippe mit stolzer Geringschätzung. „Kurios!“ erwiderte er, „alles, was einem wirklich Freude macht, das nennen die Leute Sünde. Daß man nur ja keine Lust habe zu etwas! Daß man nur ja keine Freude habe! Zuwider muß einem etwas sein —

ganz unausstehlich — dann ist's das Rechte. Die Leute sind so dumm, daß sie mich dauern!"

„Du bist ein gottloser Mensch!" rief Kathrine, in ihrem Innersten sich wehrend.

„Es wär' kein Wunder," entgegnete Hans. „Nun, und wenn ich's bin, wer hat mich dazu gemacht? Wer ist schuld daran? Du, Kathrine! Du bist die Hexe, die mich verzaubert hat. Du hast mich um den Verstand gebracht — ich glaub' nicht anders, als du kannst etwas!"

„Schäm dich, so zu reden," rief das Mädchen. Und vorwurfsvoll setzte sie hinzu: „Von dir sagt man, daß du etwas kannst; von dir sagt man's im Ernst!"

Hans, nicht ohne Laune, zuckte die Achsel und erwiderte: „Ich merk' wenig davon! Wie es damit steht, das weißt du am besten! — Aber lassen wir diese Torheiten!" Er faßte mit der Linken ihre Hand, schlang den rechten Arm um ihren Leib und fuhr mit innigem Ernst — mit brennender Zärtlichkeit fort: „Kathrine, sprich ein Wort! Wenn ich dir sagen könnte, wie mir's zumut' ist — es täte dir schmeicheln. Solang' ich leb', ist mir's nicht so gewesen! Wie ein Feuerrad geht's mir um in der Brust, ich bin ganz außer mir! Du mußt mein sein, Liebe, denn ich kann nicht leben ohne dich! Kathrine, sei gut! Sag mir's, ich bitte dich! Kathrine, liebe Kathrine!"

Er zog sie an sich, und sie fand keine Kraft zum Widerstand. Alles Grausen der Lust ging durch ihre Seele, bewußtlos preßte sie ihm die Hand. Plötzlich, mit einer Art Wut, die sich wie ein Blitz in ihr erzeugte, riß sie sich los. „Hans," rief sie, „laß mich — es hilft dich nichts! Ich sag' dir, es hilft dich nichts! Nein, und hundertmal nein! Ich will nicht und ich mag nicht!"

Betroffen sah der Bursch auf sie. „Kathrine!" rief er mit einem Ton des Staunens und des Vorwurfs.

„Du willst mich unglücklich machen!" antwortete das Mädchen. „Du willst nichts, als mich unglücklich machen. Das ist deine Lieb'. Geh, geh, geh!"

„Du bist von Sinnen!"

„Ich weiß, was ich tu'! Gott sei gepriesen, daß ich

daran noch gedacht hab'! Nein, du willst nichts anderes! Aber dafür, das kann ich dir sagen, dafür bin ich nicht auf der Welt! — Gut' Nacht, gut' Nacht!"

Sie lief auf den Durchgang zu und verschwand.

Der Bursche stand eine Weile stumm. „Sie ist stolz," sagte er dann zu sich. „Stolzer als ich gedacht hab'! — Gibt's wirklich noch solche Mädchen im Ries? — Aber mein muß sie werden, das schwör' ich hier mir selber! Gibt sie nicht nach, so geb' ich noch weniger nach — und ich bin ein Mannsbild! Weiter bin ich nichts und weiter kann ich nichts! Aber was ein Mannsbild kann, das kann ich; und das wird geschehen, dafür steh' ich, der schwarze Hans!"

VIII.

Kathrine war in ihr Haus zurückgekehrt, mit dem Gefühl, daß sie einen Zauber gebrochen. Sie hatte den Zwang desselben erfahren und war ihm schon erlegen; da kam ihr der Gedanke, der sie wieder frei machte. — Lügen waren es, was er sagte! Nicht ihr Glück wollte er, sondern ihr Verderben. — Nicht lieben durfte sie ihn — hassen mußte sie ihn!

Dem furchtbaren Unglück, sich betrogen, in Schande gestürzt und am Ende noch verhöhnt zu sehen, war sie entgangen — Gott sei Lob und Dank! — Froh dehnte sich ihre Brust. Sie kostete das ganze Wohlgefühl der Rettung.

Ihre Gedanken richteten sich auf Heinrich. Mag er zu gut sein und lange nicht der größte Held im Dorfe — das schadet nichts. Er ist redlich und treu — er meint's, wie er sagt — er will mein Glück und meine Ehre! Da kann man etwas in den Kauf nehmen!

In ihrer veränderten Gesinnung nahm sich Kathrine vor, den Geliebten, wenn er wieder käme, so freundlich zu empfangen als möglich, und ihm, nachdem sie ihn gedemütigt hatte, auch wieder Mut zu machen. Sie hatte

ihn hart behandelt und ihm sehr unsanfte Reden gegeben; er sollte nun um so liebere hören.

Diesen löblichen Vorsatz konnte sie indes nicht ausführen: Heinrich zeigte sich nicht bei ihr. Drei Tage gingen vorüber, und als er am vierten auch nicht erschien, wurde sie unruhig, sehr unruhig und lächelte verlegen. Sollte er ihr's übelgenommen haben? Sollte er trutzen und verlangen, daß sie zu ihm käme? Oder hatte er gar etwas vom Hans gehört und war eifersüchtig und wollte sie verlassen?

Sie schüttelte den Kopf. Das war nicht möglich! Mochte er haben, was er wollte — er kam wieder.

Und darin täuschte sie sich nicht. Am fünften Abend erschien der Bursche und grüßte sie lächelnd. Sie faßte die gebotene Hand freudig und drückte sie zärtlich. „Sieht man dich endlich auch wieder einmal?" rief sie.

Heinrich versetzte mit Laune: „Du tust ja gerade, als ob ich dir abgegangen wär'?"

„So?" rief sie. „Das ist wohl nicht möglich? — Ich hab' mir Gedanken gemacht, das kann ich dir sagen!"

„Zum Beispiel?"

„Daß dich meine Reden von letzthin verdrossen haben!"

„Du hast also," versetzte der Bursche, „selber gemerkt, daß sie nicht sehr liebreich gewesen sind?"

„Ich bin ärgerlich gewesen," sagte Kathrine entschuldigend. „Aber — sie waren gut gemeint."

„Und richtig," fügte Heinrich hinzu. „Ich hab' mir auch fest vorgenommen, es so zu machen, wie du gesagt hast. Aber — es ist mir sonderbar gegangen."

„Nun?"

„Eben die letzten Tage her bin ich mit mehreren dieser Menschen zusammengekommen; ich hab' drauf gepaßt, daß sie wieder anfangen würden, aber keiner hat etwas gesagt."

Das Gesicht des Mädchens klärte sich auf; sie lachte. Dann sagte sie: „Es ist im Grund natürlich! Man kriegt alles genug in der Welt, auch das Foppen und Plagen."

„Nun," versetzte Heinrich, „wenn's nicht wiederkommt,

ist's gut. Wenn's aber wiederkommt, dann weiß ich, was ich tu'."

Er machte ein entschlossenes Gesicht.

„Es wird so schlimm nicht werden," bemerkte Kathrine lächelnd. „Es kommt immer wieder was anderes, und über dem Neuen vergißt man das Alte. Jetzt gibt's eine Hochzeit!" sagte sie nach einer Weile. „Gehst du drauf?"

„Ich muß," versetzte Heinrich. „Der alte Michelsbauer ist meinem Vater drauf gewesen: also —"

Das Mädchen nickte. Dann sagte sie mit einer gewissen Schelmerei: „Da wirst du dich recht lustig machen. Es wird eine große Hochzeit werden, und Weiber und Mädchen werden da sein vom ganzen Ries!"

„Die werden mich wenig inkommodieren," entgegnete der Bursche munter. „Mit einigen Basen muß ich tanzen; aber ich werde nur das Nötigste tun — und mich auf den „Ansing"*) sparen."

Kathrine schaute lächelnd vor sich hin. „Das sieht aus, als ob du haben wolltest, ich sollt' auch drauf kommen?"

Heinrich ergriff ihre Hand. „Noch einmal," sagte er, „wollen wir miteinander tanzen als ledige Leut' und vergnügt sein vom Grund des Herzens." Launig setzte er hinzu: „Dasmal sind wir unter uns — lauter Kameraden und Freunde — und können tun, was uns gefällt!"

Beim Abschied erhielt Heinrich den zuletzt vorenthaltenen Händedruck mit verdoppelter Kraft ausbezahlt — strahlend, in glücklichster Sicherheit ging er von dannen. Kathrine, als er das Haus verlassen hatte, sagte zu sich: „Ich bin selber froh, daß die Bursche an ihrem Uzen genug haben, und daß es ohne Händel abgegangen ist. Nun wird hoffentlich bald alles eben sein!"

Eine Woche ging hin. Der Friede des Mädchens wurde durch nichts gestört. Hans begegnete ihr nicht

*) Das Hochzeitsfest wurde früher im Ries durch Absingung eines geistlichen Liedes im Wirtshause beschlossen. Dann begann für die Dorfjugend eine zweite Lustbarkeit, welche heute noch der „Ansing" heißt.

wieder. In den ersten Tagen hatte sie gefürchtet, daß er doch noch einen Versuch machen werde, mit ihr zusammenzutreffen, aber es kam nicht dazu. „Er gibt's auf," sagte sie endlich zu sich, „und das ist auch das Gescheiteste, was er tun kann. Vielleicht wird er einmal wirklich vernünftig — und es sollte mich freuen, wenn ich ihm dazu geholfen hätt'. So wie er's bisher getrieben hat, kann er's nicht forttreiben — das muß notwendig ein schlechtes Ende nehmen — und es wär' doch schad' um ihn. Das muß ihm sein Feind nachsagen, wenn er brav wäre und ehrlich und man ihm trauen könnte — er hätte im Ries seinesgleichen nicht!"

Der Tag der angekündigten Hochzeit erschien. Es war in der Tat eine große Hochzeit. Der Michelsbauer, der seinen einzigen Sohn verheiratete, war ein reicher Mann, er hatte sich eine Schwiegertochter ausgesucht, deren Vater ihm die Wage hielt, und beider Verwandtschaft war ausgebreitet über den ganzen Gau.

Einer solchen Verbindung sieht man auf dem Lande allgemein mit frohem Anteil entgegen. Es gibt da einen herrlichen Einzug mit Wagen voll Kisten und Kasten und schwellenden Federbetten, die man bewundern kann, und eine lustige Vorfeier im Hause des Bräutigams; dann eine glänzende Hochzeit, an deren Vergnügungen alle Einheimischen teilnehmen können, auch wenn sie nicht förmliche Gäste sind; endlich ist die Gründung einer besonders angesehenen Familie für das Dorf eine Ehre, worauf sich jeder, auch der geringste Mitbewohner, noch etwas zugute tun kann.

Die Festlichkeit an zwei schönen Tagen nach der Dinkelernte verlief aufs beste. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Es war eitel Vergnügen und Jubel auf allen Gassen, zumal in der Nähe des Wirtshauses, aus dessen offenen Fenstern die Tänze erklangen, welche sechs Musikanten aufspielten.

Kathrine war nicht auf die Hochzeit gegangen, weil ihre Familie zu dem Michelsbauer nicht in der freundschaftlichen Beziehung stand, die es zur Pflicht gemacht hätte. Aber im Laufe des Nachmittags begab sie sich ins

Wirtshaus, um zu „schenken“ — der Braut nämlich ein Geldstück zu überreichen als verhältnismäßigen Beitrag zur Wirtschaft der Neuvermählten. Die Hochzeiterin, eine stattliche Person, nahm die Viertelskrone am Bräuteltisch mit Würde entgegen, dankte freundlich und bot ihr zu trinken. Nach einer feinen Leistung im Nippen verabschiedete sich das Mädchen und wollte sich nur noch ein wenig im Hause umsehen, als Heinrich auf sie zutrat und sie auf den Tanzboden führte. „Zum Versuchen,“ sagte er.

Sie tanzten etliche Reihen; dann behauptete Kathrine, daß sie nach Haus müsse. Heinrich lächelte. „Aber heut' abend bist du bereit?“ — „Zum letztenmal!“ erwiderte sie mit vergnügter Bedeutung.

Abends um acht Uhr war sie geputzt. Heinrich, in minder feierlichem, aber ebenso glänzendem Anzug wie am Tage, in frohester Stimmung und frischester Laune, kam sie abzuholen, und geleitete sie ins Wirtshaus. Hier nahmen sie in der oberen Stube an einer Tafel Platz, aßen und tranken, dann folgten sie den Klängen der Musik.

Es war sehr voll auf dem Tanzboden und dieser für die Paare fast zu klein. Das hinderte aber die Fröhlichkeit in keiner Weise; im Gegenteil, je mehr man sich drängte und stieß, desto lustiger wurde man. Die Burschen strampften und „juxten“, daß es eine Art hatte, und jeder Reihen wurde durch ein „Schelmenlied“ eingeleitet, das seinem Namen Ehre machte.

Unter denen, welche sich auszeichneten, stand Heinrich obenan. Er hatte als Hochzeitsgast den Tag über verschiedenes getrunken und, ohne sich gerade zu übernehmen, seine Lebensgeister doch mehr als gewöhnlich erregt; außerdem fühlte seine Seele das größte Vergnügen. Er hatte sich vorgenommen und seinem Mädchen versprochen, bei dieser Gelegenheit das ledige Leben glanzvoll zu beschließen — und das wollte er halten.

Er sang vor und jauchzte; er bestellte künstliche Tänze und vollzog sie musterhaft; und dazwischen ließ er Scherzreden ausgehen, die zum Teil sehr glücklich waren und lautes Gelächter hervorriefen.

Unser Bursche war eine eigene Natur. Von größerem Zartgefühl, als man es auf dem Lande zu treffen pflegt, und meistens bescheidener, als es geraten ist, konnte er doch, wenn die Freude sein Herz durchströmte, ein Selbstbewußtsein, einen Triumph und einen Stolz auf seine Züge kommen lassen, welche den andern viel weniger in der Ordnung schienen, als ihm selber. Sein Aussehen und Benehmen erweckte dann bei den Guten ein Lächeln, bei den Übelwollenden Neid und Spott und Lust zum Widerspruch.

Heute, da er im Grunde niemanden verletzte und seine Lustigkeit manchen ergötzte, ließ man ihm lange seine Weise. Endlich verloren aber ein paar vornehme Bauernsöhne bei dem stets wiederholten Singen doch die Geduld, und widerstrebende Geister zogen in ihre Seelen.

Der kleinere und verhältnismäßig gutmütigere von beiden rief nach einer neuen Leistung: „Sapperment, Heiner, du bist ja heut' ein Bursch zum Verwundern! Du stichst alle 'runter — — das ist man gar nicht von dir gewohnt!"

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen waren, machte die spöttische Absicht noch deutlicher; aber der frühere Heinrich würde doch höchstens mit einem Achselzucken geantwortet haben. Der jetzige runzelte die Stirn, betrachtete den Sprecher mit Strenge und erwiderte herausfordernd: „Geht dich das was an?"

Der andere war im ersten Augenblick verblüfft: die höchst unerwartete Entschlossenheit des Gesellen nahm ihm die Fassung. Verwundert und etwas verlegen suchte er zu lächeln und sagte: „Man wird doch noch reden dürfen!"

„Aber keine Dummheit!" versetzte Heinrich mit Nachdruck.

Jener machte die Augen weit auf und schüttelte den Kopf. Er schien auf eine Replik zu sinnen. Aber sein Mädchen zog ihn an der Hand, und er ging mit ihr im Reihen weiter.

Kathrine führte ihren Tänzer in eine Ecke. „Aber was hast du denn, Heinrich?" rief sie hier. „Du bist ja grob!"

Der Bursche verzog den Mund geringschätzig. „Ich

bin noch gut gewesen," erwiderte er, „daß ich ihm nicht gleich eine ins Gesicht gegeben hab'."

„Was fällt dir ein?" rief das Mädchen. „Du bist nicht bei Trost!"

„Wie kann der Kerl," fuhr jener erregt fort, „mich zur Rede setzen wollen? Ich tu' hier, was ich mag, und niemand hat was dreinzureden; am allerwenigsten mit solch einem dummen Geschmohz (Geschmunzel)."

„Aber der Andres hat ja nur ein bißchen Spaß machen wollen," rief Kathrine.

„Er hat mich foppen wollen!" entgegnete Heinrich entrüstet. „Er hat mir einen Spott antun wollen. Und das ist eine Unverschämtheit, die ich von niemand leide, um keinen Preis der Welt!"

„Heinrich," versetzte Kathrine kopfschüttelnd, „ich begreif' dich nicht. Was der Andres gesagt hat, ist so gut wie gar nichts. Du hast unrecht gehabt, gleich so wild zu tun, das versicher' ich dir!"

„So," entgegnete der Bursch. „Hast du mir nicht neulich selber gesagt, daß ich mir nichts gefallen lassen soll?"

„Das schon. Man darf aber nicht gar zu empfindlich sein. Man muß auch Spaß verstehen!"

Heinrich fuhr auf. „Jetzt bitt' ich dich, Kathrine, mach mich du nicht ärgerlich. Du wirfst mir vor, daß ich nicht Schneid' genug hab', daß ich zu gut bin, viel zu gut — und jetzt, wo ich einem Menschen, der mich uzen will, sage, was er hören muß, jetzt ist's wieder nicht recht? — Das ist ja verflucht!"

„Ei," rief das Mädchen, „du sollst dich schon wehren! Dagegen hab' ich gar nichts. Aber zuerst muß man dir doch etwas tun!"

„Was kann man mir denn Ärgeres tun," versetzte der Bursche, „als daß man mich zum Narren haben will? Soll ich vielleicht warten, bis er mir wirklich auf der Nase tanzt?" Und mit der Sicherheit und Würde eines Kenners fuhr er fort: „Gleich zuerst muß man solchen Menschen entgegentreten. Dann halten sie das Maul, wie der da, und ziehen ab. Wenn ich etwas anhöre, dann wird so ein

Kerl immer frecher, und zuletzt muß ich dann doch Händel anfangen, wo ich lang' nicht mehr den Vorteil hab' wie am Anfang."

Kathrine unterdrückte einen Seufzer. „Komm, laß uns tanzen," rief sie und führte ihn in den Reihen.

Als der Walzer aus war, stellte sich Heinrich wieder vor die Musikanten, stimmte ein Lied an und sang es mit erhöhtem Schwung.

Nun konnte der minder gutmütige der beiden Bauernsöhne, der zugleich einen halben Kopf über Heinrich hinausragte, nicht länger mehr an sich halten. Er trat heran und sagte: „Du hörst ja heut' gar nicht auf mit dem Vorsingen, Heinrich! Willst du etwa nachholen, was du bei einer andern Gelegenheit versäumt hast? Da soll man nämlich keinen Laut von dir gehört haben!"

Die Anspielung wäre deutlich gewesen auch ohne den höhnenden Ton, in dem sie gemacht wurde. So ging sie dem Burschen wie ein Pfeil durchs Herz. Heftig auffahrend, rief er: „Wo hab' ich was versäumt?"

„Das wirst du ja wohl noch wissen," versetzte der andere um so ruhiger. „Wie lang' ist's denn her? Keine sechs Wochen!"

Unser Bursche zitterte vor Scham und Wut. „Das ist ein elendes, einfältiges Geschwätz!" rief er.

Kathrine wollte ihn wegziehen. „Heinrich," flüsterte sie, „ich bitte dich, sei ruhig!" Er aber herrschte ihr ein „Still!" zu und blieb drohend vor dem Gegner stehen.

Unterdes war auch der erste, kleinere, herbeigekommen und sagte mit einer Bosheit, die seine vorige Verblüffung rächen sollte: „Ich weiß schon, Heiner, warum du heut' so stolz bist. Der Hans ist wieder da — der Maurer! Unten im Tennen hab' ich ihn gesehen. Natürlich, wenn man so einen guten Kameraden hat, der einen immer wieder heraushaut, dann kann man schon hoffärtig und grob sein."

Unser Bursche wurde dunkelrot, er ballte die Faust. „Ich brauch' niemand, der mich heraushaut!" schrie er. „Wenn du noch einmal eine solche Red' tust, dann brech' ich dich zusammen — ich allein!"

„Großer Gott," rief Kathrine geängstigt. „Heinrich, sei doch klug, um 's Himmelswillen!"

Der Lange sah verachtungsvoll auf ihn herunter. „Laß dich nicht auslachen, Mensch," versetzte er. „Willst du auf einmal tun, als ob du auch etwas wärst? Du bist besoffen!"

„Was?" schrie Heinrich mit bebendem Munde. „Was sagst du zu mir?"

„Ich sag', daß du ein Hase bist," versetzte der andere, „und jetzt nur unverschämt, weil du einen Rausch hast!"

In furchtbarer Wut holte unser Bursche aus und schlug den Beleidiger ins Gesicht. Dieser erwiderte den Schlag sofort. In kurzer Zeit war die Rauferei eine allgemeine. Dem Langen half sein Freund Andres; Kasper und Mathes, die unter den Tänzern waren, eilten Heinrich zu Hilfe. Die beiden Parteien wehrten sich — und der ganze Tanzboden war ein Knäuel von Streitenden. Die drei Talglichter, die an drei Wänden vor blechernen Wandleuchtern brannten, beschienen eine wüste Szene voll Geschrei, voll Staub und Qualm und wüstem Durcheinander.

Heinrich schlug und stieß um sich wie ein Rasender. Die Wut, die Rachsucht, die Verzweiflung steigerten seine Kräfte zum ungewohnten Maße. Der Lange hatte ihn einmal schon an den Armen gepackt, und da er weit stärker war, so dachte er ihn niederzuwerfen und zusammenzutreten. Aber unser Bursch riß sich wütend los und drosch auf ihn mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit, daß er nur abwehren und wiederschlagen konnte. Nie hatte man Heinrich so gesehen! Er fluchte und schrie, der Geifer stand ihm auf dem Mund, die Augen rollten, die blonden Haare waren zerzaust, das hitzrote Gesicht blutete an mehreren Stellen.

Die Mädchen, die vergebens flehentlich zur Ruhe gemahnt hatten, standen an der Seite und in den Winkeln und jammerten, schalten sich auch wohl untereinander selbst. Kathrine, in der Nähe der Stiege, weinte vor Verdruß. „O Unsinn, Unsinn!" rief sie verzweifelnd.

Der Sieg, trotz der Taten Heinrichs, neigte sich nach

und nach auf die Seite der Bauernsöhne. Hätten sich die Stände rein gesondert und die Söldner und Handwerker ohne Ausnahme zusammengehalten, so mußte ihre größere Zahl ihnen die Oberhand sichern. Aber mehrere davon standen zu den reichen Besitzern in einem abhängigen Verhältnis; sie wagten nicht, ihre Söhne anzugreifen, einige stritten sogar auf ihrer Seite — und das änderte die Sache. Die Partei Heinrichs fing an sich zurückzuziehen, er selbst ermattete.

Sein Hauptgegner nahm dies wahr; er ging auf ihn los und wollte dem Streit ein Ende machen, indem er den Anführer niederriß. Schon hatte er ihn am Halstuch gepackt und zerrte ihn, als auf einmal der Helfer, den man spottend angekündigt hatte, wirklich auf den Schauplatz trat. Der schwarze Hans bahnte sich den Weg durch die Schar der Handwerker gegen die Bauernsöhne.

Hans war seit einer halben Stunde im Wirtshaus. Des Tanzens nicht begierig, sondern heut' in seiner einsamen Laune, hatte er sich in der unteren Stube an einen Tisch gesetzt und nahm sein Abendessen ein. Eben war er mit dem Braten fertig, als er hörte, droben auf dem Tanzboden gäbe es Händel. Zunächst konnte ihn das nicht besonders interessieren; er lächelte, als die dicke Wirtin in übermäßiger Sorge zu lamentieren begann. Der Lärm wurde aber größer und größer, und endlich trat ein Alter herein, der über den Stand der Dinge Nachricht gab. Da tat der Bursch noch einen Schluck aus dem steinernen Krug, wischte sich den Mund, trat hinaus und stieg die Treppe hinan. Oben, an der linken Wand, sah er die verweinte, leidenschaftlich aufgeregte Kathrine. „Was gibt's?" rief er ihr zu. „Der Heinrich," erwiderte sie, „hat Händel angefangen, und nun schlagen sie ihn tot!"

„Der Heinrich?" entgegnete Hans mit einem Staunen, das in Spott auslief. „Sei ruhig," setzte er hinzu, „ich bring' ihn dir heraus! Mein Wort darauf!" Nach einigen Stößen rechts und links war er zu ihm durchgedrungen und stand neben ihm.

Es war die höchste Zeit. Dem Armen rannen Blut

und Schweiß gemengt vom Gesicht, seine Brust arbeitete heftig, seine Arme und Beine zitterten — er hätte einem neuen Riß des Gegners nicht mehr widerstehen können. Da erschollen diesem die gebieterischen Worte ins Ohr: „Laß ihn los! Auf der Stell'!" Und als er nicht Folge leistete, fielen zwei Faustschläge auf ihn nieder, die ihn sofort nötigten, seine Arme zur Verteidigung zu gebrauchen. Dem Hans war aber der Gegner nicht gewachsen auch bei frischen Kräften; jetzt währte es nicht lange, so taumelte er, durch einen kräftigen Stoß getroffen, seinen Kameraden in die Arme.

Der Bursch hatte sein Wort gehalten: Heinrich war frei. Allein die Gegner waren noch nicht gemeint, sich zu beruhigen, und wie sie nun unter Schimpfen sich zu einem neuen Angriff ermutigten und einige auf ihn und Heinrich losgingen, da fuhr ein Dämon in den Übermütigen und gab ihm einen diabolischen Gedanken ein. Er umfing Heinrich mit dem linken Arme rasch, unwiderstehlich, streckte gegen die Burschen drohend die Rechte und rief: „Zurück! Zurück — oder ich steh' für nichts mehr! Meinem Freund hier, dem Heinrich, lass' ich nichts tun und wenn ein Dutzend auf dem Platze bleiben!"

Die Burschen zauderten, Hans fuhr fort: „Was habt ihr gegen den Heinrich? Warum wollt ihr ihn schlagen? Ist's nicht der beste Mensch von der Welt? Hat er jemals einem etwas zuleide getan? Gibt er nicht lieber nach, läßt er sich nicht lieber etwas gefallen, als daß er andere beschimpft? Ich weiß nicht, wie der Handel angegangen ist, aber das weiß ich: ihr allein seid schuld daran! Der Heinrich fängt nicht an — er ist viel zu gut dazu und viel zu friedliebend; und wenn er zugeschlagen hat, dann habt ihr ihn dazu gezwungen! Ihr habt nicht nachgegeben, bis er rasend geworden ist und um sich gehauen hat in Verzweiflung, und darum seid ihr die Anstifter! Aber jetzt ist's aus, das schwör' ich euch! Dem Heinrich geschieht nichts mehr! Wer ihn anrührt, der hat's mit mir zu tun — und was das heißen will, das wißt ihr!"

Die geheime Absicht dieser Art von Verteidigung ließ

sich allenfalls auch von Uneingeweihten erraten — dem Schützling selber war sie klar. Er wurde durch sie martervoller getroffen als durch alle Reden, die er bis jetzt gehört, durch alle Faustschläge, die er empfangen hatte. Ringend wollte er sich von Hans losmachen; aber dieser, es wahrnehmend, strengte seine Kraft an und hielt ihn fest — der Arme war in einer entsetzlichen Lage! Um sich zu befreien, hätte er gegen seinen Helfer kämpfen müssen, und das würde ihm das Aussehen eines Tollen gegeben haben. Todmüde und durch diesen Gedanken völlig gelähmt, ergab er sich in sein Schicksal und ließ mit sich vornehmen, was jener wollte. Aber seine Empfindungen waren furchtbar.

In den Kopf des Bauernsohns, der die Sticheleien begonnen und damit die Schlägerei herbeigeführt hatte, kam eine Ahnung von dem wirklichen Stand der Dinge. Er trat einen Schritt vor und rief: „Hans, du irrst dich! Angefangen hat der Heiner, der auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden ist — ein Grobian, der seinesgleichen sucht! Aber wenn er jetzt aufhören will, dann hören wir auch auf! Bring ihn weg, damit er sich waschen kann, denn er hat's nötig! Wir andern, wir wollen dann Fried' halten!"

„Gut," versetzte Hans, „ich verlass' mich drauf!"

Die Parteien traten auseinander. Hans, der Gegner ledig, umschlang Heinrich nun auch mit dem rechten Arm, hob ihn empor, und als ob es sich hier um einen völlig Entkräfteten, Ohnmächtigen handelte, trug er ihn, einem Kinde gleich, durch die Burschen hindurch, der Stiege zu. Als sie an Kathrine vorbeikamen, starrte diese sie an, und ihre Wangen erbleichten. Gegenüber der Stiege befand sich eine Nebenstube; in sie trat Hans, gebot dem Wirtsmädchen, Wasser zu bringen, setzte Heinrich auf einen Stuhl und sorgte für die Säuberung und Wiederherstellung des Mißhandelten, Vernichteten, mit dem ganzen Eifer eines Freundes.

Nach einiger Zeit verließ er die Stube. Seine Augen suchten Kathrine. Er erblickte sie nicht mehr, weder auf

dem Tanzboden, noch in der großen Stube. In der Tat hatte sie das Haus verlassen.

Die Arme auf der Brust kreuzend, sah der Bursch im Haustennen vor sich hin. „Das ist ja merkwürdig gegangen heut'!" sagte er zu sich mit einem unwillkürlich höhnischen Triumphlächeln, aber zugleich mit einem Ernst in seiner Miene, der etwas Tragisches hatte. „Jetzt ist entweder alles verloren oder alles gewonnen! Es wird sich zeigen!"

IX.

Als Kathrine nach einem unruhvollen Schlummer am andern Morgen erwachte und die Erlebnisse des gestrigen Abends vor ihre Seele traten, schrak sie zusammen. Ihr Herz bebte. War es nicht gerade, als ob sie von einem bösen Geist verfolgt würde? Die besten Vorsätze halfen nichts. Alles kam anders, als sie's wollte. Wenn sie glaubte, sie hätte es gewonnen, dann schlug es um und alles war verloren!

Sie hatte sich vorgenommen, mit Heinrich zum Tanz zu gehen. Sie hatte gehofft, sie würden dort vergnügt sein und alles würde sich dann wieder einrichten. Wenn sie miteinander fröhlich waren und Heinrich sich aufführte, stattlich und stolz, wie er's konnte, dann wichen ihr die Gedanken, die sie immer wieder heimsuchten, um sie zu quälen, aus der Seele. Heinrich mußte ihr helfen. Aber er würde ihr auch helfen — und sie würde ihn dann wieder ansehen, wie früher, das erwartete sie. Und nun — Schande war gekommen und schreckliche Schmach! Heinrich hatte sie herausgefordert — er war geradezu toll! „Er hat Händel angefangen wie ein wahrer Verrückter! Und er kann nicht sagen, daß ich ihm nicht abgeraten habe! Ich hab' getan, was ich gekonnt hab'; aber nichts hat geholfen, gar nichts! Und nun hat er den Schimpf! Wie jämmerlich hat er sich ausgenommen! Welch eine elende Figur hat er gespielt! — Das ist eine Schande, die bringt er nimmer weg, solang' er lebt!"

Unwillkürlich schauderte sie. Sie wendete den Kopf mit Widerwillen, mit Ekel zur Seite. — Die Liebe zu Heinrich war vergangen — die letzten Reste waren ihr aus der Seele genommen. Die Achtung war dahin; an ihre Stelle war Mitleid getreten — Mitleid und Geringschätzung!

Aber ihre Seele wendete sich keineswegs dem Nebenbuhler zu. Vielmehr empfand sie gegen den Übermütigen, den Unverschämten, dem alles durchging, einen wahren Zorn. Sie hatte ihn gesehen, wie er den armen Menschen an ihr vorübertrug: Bosheit war es von ihm, teuflische Bosheit! Der Heinrich hätte recht gut gehen, er, der Hans, hätte ihn recht gut führen können; aber er wollte ihm einen Schimpf antun und ihn behandeln wie ein kleines Kind, damit alle den Spott auf ihn hätten! — „Er ist ein Bösewicht, das läßt sich mit Händen greifen! — Wenn er aber glaubt, das hilft ihm was bei mir, so irrt er sich! — Nein, eine wahre Wut hab' ich gegen den Schändlichen! Die Augen könnt' ich ihm auskratzen, dem frechen Menschen, der sich anstellt, als könnt' er tun, was er mag!"

Ein trostloses Gefühl blieb in ihrer Seele. Heinrich war ihr verleidet — sie konnte sich gar nicht denken, wie er ihr Mann sein sollte! Und er, wie sie ihn kannte, er kam jetzt schon selber nicht mehr. Er schämte sich zu Tode — er versteckte sich, und viel war es, wenn er sich kein Leids antat. Denn er hat seinen Stolz, einen großen Stolz. Es ist eine andere Art, als beim Hans, aber nicht kleiner. Und wahrlich, diesem Stolz war ein Schimpf widerfahren, wie man ihn martervoller nicht ausdenken konnte!

Ihren quälenden Gedanken zu entgehen, stand sie auf, kleidete sich an und ging in die Stube, wo die Mutter sich schon befand. Dieser hatte sie die Hauptsache gestern schon mitgeteilt; jetzt mußte sie den ganzen Hergang erzählen, und sie tat es gern, denn es gewährte ihr selbst eine Erleichterung. Nachdem die Mutter alles vernommen, war sie fast außer sich. „Das ist ja grad', als ob's der Teufel machte!" rief sie. „Es kann auch wirklich nicht anders sein.

Von ungefähr kann so was nicht geschehen — wenn der Teufel nicht selber hilft, dann geht's nicht so zusammen! Aber womit grad' ich das verdient hab', das möcht' ich wissen! So händelsüchtig, so verrückt — ein Mensch wie der Heinrich! Wer hätte das gedacht? Wer hätte das für möglich gehalten?"

Um diese letzten Worte ganz zu würdigen, muß man wissen, daß Kathrine in der außerdem so genauen Erzählung doch einen nicht unwichtigen Punkt unerwähnt gelassen hatte: nämlich, daß sie dem Heinrich früher in harten Worten zugeredet, von keinem der Burschen was anzunehmen. — Sie verschwieg instinktmäßig auch, was sie über die geheimsten Absichten des Hans vermutete. Dieser bekam freilich von der Mutter ohnehin seine Titel. „Wie ich immer gesagt hab'," rief die Frau, „was der Mensch nur anrührt, das richtet er zugrunde. Seine Hoffart und seine Unverschämtheit tun's einmal nicht anders. Und wenn sie den Heinrich halbtot geschlagen hätten, wär's nicht so schlimm. Es wär' tausendmal besser gewesen, der Mensch hätte den Bauernsöhnen geholfen."

Die Tochter, leidenschaftlich beistimmend, kam nochmal auf die Schande Heinrichs zurück. „Wie ich ihn so gesehen hab'," sagte sie, „es ist mir entsetzlich gewesen! Ein Gesicht hat er gemacht wie ein Verdammter. Und ich konnte mich nicht rühren, ich konnte kein Glied bewegen — mir ist's eben gewesen, als ob ich von Stein wär'. Schrecklich, schrecklich! Daß ich so was erleben mußte! An so einem Tag und in so einer Zeit!" Sie sah mit einem Gesicht vor sich hin, in welchem sich die ganze Pein ihrer Seele ausdrückte.

Die Mutter suchte sie zu trösten. „Alles ist noch nicht verloren," sagte sie. „Wahr ist's schon, nicht nur der Heinrich wird außer sich sein über den Schimpf, sondern auch seine Mutter. Ich muß wirklich darüber nachstudieren, wie ich mit ihr über die Sach' red'. Es wird mir aber schon was einfallen. Man wird diese Geschichte am Ende auch wieder vergessen, und alles wird dann noch gut gehen! Wenn nur du," fuhr sie mit einem bedeutungsvollen

Blicke fort, „dir keinen Vorwurf dabei zu machen hast. Daß du nicht im Wirtshaus geblieben und dem Heinrich beigesprungen bist, das kann man dir sehr übel auslegen.“

„Ich hab' nicht anders gekonnt!“ versetzte Kathrine beteuernd. „Es ist mich ein Zittern angekommen, daß ich gemeint hab', ich fall' um — und ich bin fortgelaufen, solang' ich's noch vermocht hab', damit man mich nicht vielleicht heimtragen mußte.“

„Ich will's der Kohlbäuerin so erzählen,“ entgegnete die Mutter, „und ich hoff', sie wird dir's nicht übel deuten. Ich hoff', ich hoff', es wird sich alles wieder vergleichen lassen.“

Als später der Schreiner unterrichtet wurde, sprach er seinerseits das tiefste Bedauern aus, meinte aber gleichfalls, es würde sich nochmal beilegen lassen. „Dann aber,“ schloß er mit bedenklichem Humor, „dann macht nur gleich Hochzeit, denn 's ist die höchste Zeit.“

Die Tochter stimmte in ihrem Innersten mit ihren Eltern nicht überein — sie wünschte den Vergleich mit Heinrich nicht, und sie glaubte nicht an seine Ausführung; aber sie hütete sich wohl, davon etwas verlauten zu lassen.

An einem der nächsten Abende ging die Schreinerin zur Kohlbäuerin. Sie traf die stattliche Frau, die sich durch ihre Gesichtszüge und durch ihr Wesen als die Mutter Heinrichs verriet, allein und kämpfte für die Tochter so gut, daß die Bäuerin, die immerhin ihren Stolz und ihre Empfindlichkeit hatte, nach vielem Bedauern und Seufzen zugab, der Kathrine könne man unter diesen Umständen keinen Vorwurf machen. „Der Heinrich,“ setzte sie hinzu, „wird's wohl auch noch einsehen. Aber für jetzt ist nichts mit ihm anzufangen. Er geht herum, als ob er verhext wär'. Er redet nicht und deutet nicht, und ich hab' wirklich nicht das Herz, mit ihm über die Sach' zu sprechen! Von andern Leuten hab' ich erfahren müssen, was passiert ist.“ Nachdem sie leidvoll genickt hatte, fuhr sie fort: „Wenn er auch in früherer Zeit schon manchmal trutzig 'rumgegangen ist, so ist er mir noch nie vorgekommen. In den wenigen Tagen hat er seine Farb' verloren und ist magerer geworden. Er hat sich's fürchterlich hineingenommen in seinen Kopf.

O, Schreinerin! Was hat man für Kreuz mit seinen Kindern! Wenn man meint, man habe den Besten — auf einmal fährt der Satan in ihn, und er macht einem Kummer mehr wie der Schlimmste."

„Wenn er noch ein paarmal darüber schläft," tröstete die Schreinerin, „dann wird's doch wieder aus ihm herauskommen! Er ist ja so gut!"

„Das ist er," versetzte die Bäuerin, „und das gibt auch mir einen Trost. Lassen wir ihm halt jetzt seine Weis' und warten wir, bis er selber wieder anfängt. Es geht alles vorüber in der Welt. Sonst könnt' man ja auch gar nicht leben darin."

Die Hoffnungen der beiden Frauen gründeten sich auf die Natur der Dinge und die allgemeine Erfahrung; gleichwohl kam es anders, als sie gedachten.

Heinrich änderte seine Weise auch in der nächsten Woche nicht. Die Einheimsung der Sommerfrucht gab viel zu tun und der junge Bauer lebte ganz seinem Geschäft. Er sprach nur so viel, als zur Leitung der Arbeiten nötig war, und „schaffte" gleich einem seiner Knechte. Nach vollendetem Tagewerk aß er stillschweigend oder auf etwaige Fragen nur höchst einsilbig antwortend mit der Mutter und legte sich früh zu Bette. Zum Schreiner kam er nicht wieder. Zufällig (wenn es bloß Zufall war!) begegnete er auch der Kathrine nie so, daß er sie grüßen und mit ihr hätte reden müssen.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß dem Mädchen dies erwünscht war. Sie scheute sich vor einem Zusammentreffen, besonders darum, weil sie nicht wußte, wie sie sich gegen ihn benehmen sollte. Mit bloßen Reden sich zu helfen, war ihr gegen die Natur, und sie fürchtete sich, daß Heinrich merkte, wie's ihr eigentlich ums Herz war.

Ein anderes Zusammentreffen wurde ihr dagegen nicht erspart. Einmal, in einer Seitengasse des Dorfes, sah sie unvermutet den Hans auf sich zukommen. Sie war betroffen — ein Unwille erhob sich in ihr und eine dunkle Röte ging über ihr Gesicht. Der Bursche grüßte sie in der ihm eigenen Weise, mit einem ruhig treuherzigen Klang

der Stimme. Aber sie, die sein Benehmen an jenem Ansing vor Augen hatte, rief zum Gegengruß: „Du bist der Teufel selber! Geh!“

Hans blieb stehen. „Du kannst eben nichts,“ erwiderte er mit einem Tone des Vorwurfs, „als mir unrecht tun! Ich muß der schlechteste Mensch von der Welt sein; warum? Weil du's haben willst! Wahrlich, jetzt wär's in der Ordnung, daß ich kein Wort mehr mit dir redete! Aber ich bin eben ein Esel und lass' mir gar alles gefallen. Ich bin wirklich so dumm und so schwach, daß ich mich vor mir selber schäm'. Adies!“

Er ging weiter. Kathrine stand „verhofft“. Dann murmelte sie für sich: „Es ist doch so!“

Die Ernte gab auch ihr ungewöhnlich zu tun und die angestrengteren Arbeiten zogen sie ab von ihren Gedanken. Als aber alles unter Dach und Fach war und eine Zeit der Ruhe eintrat, verfiel die Einsame wieder in ein Sinnen. Was sollte aus ihr werden? Was sollte sie tun? Was konnte sie erwarten? Das waren Fragen, um die sie nicht herumgehen konnte — sie mußte sich mit ihnen beschäftigen.

Noch immer konnte sie sich nicht denken, daß sie mit Heinrich wieder einig wurde! — Aber, wenn ihr Herz auch ängstlich zu klopfen begann und eine warnende Stimme dagegen sprach, auf Hans richteten sich ihre Gedanken! Eine verteidigende Stimme erhob sich gegen die anklagende und sagte: „Er ist vielleicht doch nicht so schlecht, als man ihn macht und auch du geglaubt hast! Er hat vielleicht nur die noch nicht gefunden, bei der er bleiben kann, und er würde sich in dem Falle wohl ändern und sein leichtsinniges Leben lassen, wie's schon so mancher getan hat! Man bekommt alles genug in der Welt; er hat's selber gesagt und es ist wahr! Und eine brave Frau kann gar viel bei einem Mann, wenn er sie gern hat! Die Jugend, sagt man, muß vertobt sein — und bei dem hat sie eben länger gewährt als bei andern! — Er kann immer noch vernünftig werden — es ist möglich!“

Die Warnungsstimme blieb aber nicht aus. Sie erinnerte die Nachdenkende an die vielen Mädchen, die er

schon belogen und verlassen hatte, und fragte sie, warum er grad' bei ihr aufhören sollte? Sicher war es lange nicht, daß er eben bei ihr sich änderte. Und deswegen durfte sie ihm nicht trauen; und daß sie ihm durchaus keine Audienz mehr gebe, war ihr in jeder Beziehung geraten.

Allein die bloße Möglichkeit einer Änderung, die ihr vor die Seele getreten war, kam dem Burschen doch zugute. „Es kann sein! Es kann dennoch sein, daß ich ihn 'rumbrächte!“ So rief's wieder und wieder in ihr; sie malte sich die Vorstellung aus, und ein Bild stand vor ihr, das ihr wohltat und schmeichelte.

In Wahrheit befand sie sich in einer sehr gespannten, traurigen Lage. Sie hatte keine Ansprache im Hause, keine lindernde Zerstreuung; ihr Herz hatte kein Ziel, und die Ungewißheit machte ihr im Innersten bange. In diesem Schwanken erhob sich in ihr ein Sehnen nach Glück, nach vollem, ganzem Lebensglück, worauf sie doch auch ein Recht zu haben glaubte. Sie hatte noch wenig Freude gehabt in ihrer schönen Jugend! Eine Zeitlang wohl; aber dann war der Verdruß gekommen und alles war ins Gegenteil umgeschlagen. Sollte es für sie wirklich kein Glück mehr geben in der Welt?

Ihr Herz pochte; es verlangte nach Erfüllung, dringend, mit heißer Bewegung.

Und die Gestalt des Hans erschien ihr wieder — in dem eigentümlichen Glanze, den sein Mut, seine Stärke, sein Stolz ihr verliehen. „Er hat seinesgleichen nicht!“ rief's in ihr aufs neue; „jeden sticht er herunter! — alles,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „alles muß am Ende gewagt sein in der Welt. Brief und Siegel haben wir für nichts! — und wer sich nichts traut, der bekommt auch nichts! — Wenn mir das geriete mit diesem Menschen!“ — —

Eines Abends, als sie in solchen Gedanken dasaß, kam eine junge Nachbarin, sie zu besuchen. Nach allerlei Reden fiel das Gespräch wieder auf die Geschichte im Wirtshaus und auf den Hans. Die stämmige Dirne konnte nicht umhin, den Burschen ebenfalls zu bewundern. „Er ist halt

immer noch Meister!" sagte sie. „Wenn ich nur einmal sähe, daß er in einem Handel verlieren tät'! Aber nein: immer setzt er's durch — alles muß kommen, wie er's haben will!" Sie schwieg und lächelte für sich. „Merkwürdig ist's," fuhr sie dann fort, „daß er sich keinen Schatz mehr angeschafft hat! Seit es mit der Schneidersgret aus ist, hört man von nichts mehr."

„Vielleicht mag ihn keine mehr!" versetzte Kathrine mit Geringschätzung.

„Oh," rief jene, „das laß du gut sein! Der kann so viel haben als er will. — Es ist wahr, er ist nimmer ganz jung; aber bei dem sieht man drüber weg!"

„Leichtsinnige Mädchen!" rief Kathrine mit einer Miene der Entrüstung. „Was hat bei dem eine zu erwarten?"

„Nun ja!" versetzte die andere mit Ruhe. „Bis jetzt hat er freilich noch jede wieder gehen lassen. Aber wer weiß? Einmal gefällt ihm vielleicht eine doch so, daß er bei ihr bleibt!" — Nach kurzem Innehalten fuhr sie fort: „Es muß ein sonderbarer Mensch sein! Ich kenne zwei, deren Bursch er gewesen ist; die eine ist jetzt verheiratet, die andere dient. Glaubst du, daß sie ihm etwas nachtragen und daß sie ihm bös sind? Geweint und geschrien haben sie freilich alle zwei, als sie gesehen haben, daß er nicht mehr zu ihnen kommt. Aber — ich kann dir's wohl sagen — heut' noch haben sie ihn gern, und um alles in der Welt ließen sie sich's nicht abkaufen, daß er einmal mit ihnen gegangen ist."

Kathrine wurde rot. „Lassen wir's gut sein!" rief sie mit einer gewissen Heftigkeit. „Wir haben jetzt genug gesprochen von diesem Menschen!"

Allgemach änderte sich das Wesen der Tochter so, daß es der Mutter auffallen mußte. Sie war nachdenklich und sprach wenig. In ihrer Miene und dem Klang ihrer Stimme verriet sie eine Trauer und eine Ergebung, daß man sah, sie litt und wollte nicht davon reden. Zuweilen zeigten die blauen Augen einen heroischen Glanz und ihr Gesicht erhielt einen eigenen, beinahe feierlichen Schimmer.

Aber aus dieser Stimmung fiel sie immer wieder in ihre Trauer zurück.

Die Mutter, nachdem sie zum öfteren den Kopf geschüttelt hatte, sagte eines Tages: „Mädchen, die Geschichte nagt an dir, und ich kann dir's nicht verdenken! Es ist auch wirklich unverantwortlich, wie's der Heinrich macht! Gar nichts mehr von sich hören lassen! Was fällt ihm denn ein? Soll etwa die Sache nun an dir 'nausgehen?" — Nach kurzem Schweigen fuhr sie mit Unmut fort: „Wenn man nur nichts übertreiben tät'! Im Dorf, wo zuerst ein solches Geschrei gewesen ist, spricht man bereits nicht mehr von dem dummen Handel — und er allein will's nicht aus seinem Schädel 'nausbringen! Ich hätt' ihn wirklich für klüger gehalten! Nun ist aber meine Geduld zu Ende! Ich geh' heute noch zur Kohlbäuerin und mach' die ganze Geschichte klar, dafür steh' ich dir!"

Gegen Abend — um dieselbe Zeit, als die Mutter sich auf den Weg machte zur Bäuerin — ging die Tochter allein auf dem Fußweg des Wiesengrundes gegen das Dorf zu. Sie hatte „Ohmed" (Grummet) aufgesetzt mit ihrer Schwester, und diese war schon früher nach Hause gegangen. Wie sie in Gedanken wandelte, kam von der Seite eine Frau auf sie zu, deren bloßer Anblick sie in Aufregung versetzte. Es war die Base des Hans, die Frau, von der man wußte, daß sie auf den Hans die größten Stücke hielt, mehr als seine eigene Mutter. Die Alte grüßte das Mädchen und stellte sie. Dann, mit gedämpfter Stimme, aber ohne Umschweife, sagte sie: „Kathrine, ich hab' einen Auftrag an dich, von meinem Hans!"

Das Mädchen errötete jählings, versetzte aber mit strenger Miene: „Was will der von mir?"

„Was wird er wollen?" rief das Weib. „Er will erfahren, wie er mit dir daran ist!"

Kathrine schaute sie an, indem sich ihr Mund geringschätzig verzog. „Hat er das noch immer nicht gesehen?" erwiderte sie.

„Geh," versetzte die Alte, „stell dich nicht so! Es ist noch nicht aus mit euch zweien; ich hoff', es geht erst an!"

Jene lächelte spottend. „Da habt Ihr einen guten Glauben,“ entgegnete sie. „Laßt Euch nur das Warten nicht verdrießen!“

Das Weib schüttelte den Kopf. „Das wär' doch merkwürdig,“ rief sie mit ungläubiger Verwunderung, „wenn es dem Hans jetzt so ging'! Bis jetzt hat er die Mädchen verhext — sie sind mit ihm gewesen wie närrisch, und nun auf einmal soll eine den Stiel umdrehen und ihn verhexen und ihn auslachen?“

„Damit geschieht ihm nur recht!“ entgegnete Kathrine. „Grad' das hat er verdient!“

Das Weib sah sie an. „Ja,“ rief sie, „wenn ich's glauben könnt'!“ Dann fuhr sie fort: „Er ist verwandelt — er ist frei nimmer zum Kennen! Traurig ist er, und elend lauft er herum — er tut mir wahrhaftig leid. — Ich hab's nicht länger mit ansehen können; ich hab' ihn zum Reden gebracht und er hat mir gesagt, was ihm das Herz drückt. Dich muß er haben,“ sagt er — „dich, Kathrine!“

„So!“ versetzte Kathrine. „Weiter nichts? — Und auf wie lange?“

Die Alte wurde bös. „Laß diese Reden, sie passen nicht! Wenn er's nicht ehrlich meinte mit dir, dann würd' ich ihm nicht helfen, das kannst mir glauben! Heiraten will er dich! Zum Weib will er dich haben! — Er hat die andern, mit denen er gegangen ist, wieder verlassen, weil eben — so hat er mir selber gesagt — keine Kathrine drunter gewesen ist! Er ist zum Sterben verliebt in dich, Mädchen, und er könnt' gar nicht mehr von dir lassen, wenn er auch wollte! — Sieh,“ fuhr sie fort, indem sie Kathrine beim Arme nahm, „keine größere Freud' hab' ich gehabt in meinem ganzen Leben, als wie ich das gesehen hab'! Ich will gar nicht alles loben von ihm — behüt' mich Gott! Er hat böse Streiche gemacht, ich kann's nicht leugnen, und ich hab' ihn oft recht gescholten! Aber wenn ich noch so zornig gewesen bin — er hat eine Art, über die Sachen zu reden und einem wieder zu flattieren; ich hab' ihm stets wieder gut sein müssen! Er ist eben ein besonderer Mensch und es steckt viel Gutes in ihm. Weißt

du, was ihm fehlt? Eine brave Frau, die er gern hat! Und wie bis jetzt keiner neben ihm hat aufkommen können in der Schelmerei, so wird's ihm keiner gleichtun können als gestandener Mann! O wenn ich die Freud' noch haben könnt', daß ich euch zwei zusammen säh' als Mann und Frau! Kathrine — mir zuliebe tu's! Mit dem Kohlbauer ist's jetzt doch aus! Geh, du verdienst ein anderes Mannsbild. Der Hans, sag' ich dir, mein Hans, das ist dein Mann! — So hör ihn doch wenigstens an!" fuhr sie dringend fort. „Los' doch, was er dir zu sagen hat!" Und indem sie das Mädchen an sich zog, fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu: „Komm heute nacht in deinen Garten! Beim „Emmenstand" hört und sieht euch kein Mensch, wenn auch noch einer auf wär'! Da könnt ihr miteinander sprechen und alles ausmachen! Das hat er sich ausgedacht. Und Punkt zehne wird er da sein!"

Das Herz des Mädchens pochte heftig; sie entwand sich der Alten. Schweigend stand sie da. Sie suchte mit ihrer Seele die Gedanken des Burschen zu durchdringen. Tat sie ihm unrecht? Meinte er's mit ihr wirklich gut? Oder hat er auch diesmal seiner Base nur etwas vorgemacht, um zu ihr zu kommen und sein Spiel mit ihr zu treiben, wie mit den anderen? — Eine Weile verging. Auf einmal erhob sie den Kopf, ihre Wangen zeigten die Farbe des Entschlusses. „Sternweberin," rief sie, „ich will kommen! Ich will Euren Hans anhören — ich will sehen, was er mir zu sagen hat! Mein jetziges Leben ist eine Qual! Es muß ein Ende werden, so oder so!"

Die Alte, deren wetterbraunes Gesicht leuchtete, faßte die Hand des Mädchens und „verdrückte" sie zärtlich. „O Kathrine," rief sie, „was du mir für eine Freud' machst! Du wenn sein Weib wirst, dann sind mir und seiner Mutter die Sorgen genommen; dann kommt alles in Ordnung! Guten Abend, Liebe! Um zehne also — Punkt zehne!"

Eine Stunde, nachdem Kathrine heimgekehrt war, kam auch die Schreinerin. Sie ging in der Stube auf die Tochter zu und sagte: „Nun, hoff' ich, werden wir bald

im reinen sein! Die Kohlbäuerin hat mir recht geben müssen! Sie will mit dem Heinrich reden, und sie glaubt, es werde ihm selber lieb sein. Denn böse, meinte sie, wär' er jetzt nicht mehr, sondern er schämte sich nur noch und traute sich nicht anzufangen. Wenn sie ihm sagte, wie wir gesonnen seien, dann würde er selber froh sein, und dann sollte alles gleich richtig gemacht werden."

Kathrine schaute mit einem schwer zu beschreibenden Blicke auf die Mutter. „Aussichten über Aussichten!" erwiderte sie. „Nun, gottlob — endlich sehen wir aufs Ziel!"

X.

Die Glocke des Kirchturms schlug zehn; feierlich drangen die Klänge von der Höhe des eigentlichen Dorfes ins „Weiler" herüber. Im Hause des Schreiners lagen alle zu Bette und schliefen, mit Ausnahme der Kathrine. Diese hatte sich noch etwas zu tun gemacht und verließ jetzt die Stube, um sachte die Haustür aufzuklinken und in den Hof zu treten. Die Luft des Spätsommers umhauchte sie lau, die Nacht war sternenhell, die Sichel des Mondes, die man am Abend gesehen, wieder untergegangen. Das Mädchen lehnte die Haustür vorsichtig wieder an und ging dann mit leisen Tritten, aber mächtig schlagendem Herzen vom Hof in den Garten bis vor zum Immenstand. Hinter diesem trat Hans hervor.

Mit gedämpfter Stimme, aber mit einem Klang, der seine erregte Seele verriet, sagte der Bursche: „Guten Abend, Kathrine!" Und indem er ihre Hand ergriff, rief er: „Sei bedankt, Kathrine. Was nun auch geschehen mag — daß du heut' gekommen bist, das werd' ich dir nicht vergessen, solang' ich leb'."

„Hans," erwiderte das Mädchen mit einem Tone, aus dem nicht nur ihre Bewegung, sondern auch eine eigentümliche Trauer herauszuhören war, „ich hab' vielleicht unrecht gehabt, daß ich gekommen bin. Aber ich bin in einem Zustand, den ich nicht mehr ertragen kann, und

ich muß hören, was du mir zu sagen hast. Was willst du von mir?"

Jener schwieg einen Augenblick; dann mit dem Humor der Zärtlichkeit sagte er: „Daß du mein Schatz wirst."

„Weiter nichts?"

„Und mein Weib!" setzte er mit Nachdruck hinzu.

Eine Stille folgte. „Und das ist dein Ernst?" entgegnete das Mädchen.

Hans nach kurzem Besinnen erwiderte: „Ich will dir was sagen. Wenn du einen andern zum Mann nimmst, dann kann ich dir gar nicht dafür gutstehen, daß du ihn lang' haben wirst."

„Oh!" rief Kathrine wie zu einer großen Übertreibung und Prahlerei. „Nun," fuhr sie fort, „ein verwegener Mensch bist du, das ist wahr. Aber wenn du auch so was tun könntest, so würde das noch nichts beweisen."

Hans erwiderte mit einem Laut der Ungeduld. „Zwing mich nicht," sagte er, „daß ich dir jetzt Redensarten mach'. Soll ich dir einen Eid schwören?"

„Wenn du ihn nicht halten wolltest," versetzte Kathrine, „so tät' er mir nichts helfen."

„Also trau mir," entgegnete der Bursche. „Trau mir und damit gut. Ich kann dir sagen, solang' ich leb', ist's mir nicht so ums Herz gewesen wie jetzt. Es ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Und nun weiß ich, ich hab' nur deswegen keine andere zum Weib nehmen können, weil ich auf dich hab' warten müssen."

Kathrine lächelte wehmütig. „Daß du gescheit bist und dich immer wieder hinausreden kannst, das ist bekannt."

„Ich sag' nur, was wahr ist," erwiderte Hans; „das ist meine ganze Weisheit. Und ich sag' dir jetzt, daß niemals ein Bursche ein Mädchen so gern gehabt hat, wie ich dich. Ich bin ganz außer mir; ich hab' keine Ruh' und keinen Verstand mehr; keine Minute vergeht, daß ich nicht an dich denk' — ich bring' dich nicht mehr von meinen Augen weg — und wenn du mich jetzt wieder fortschickst, dann kannst du ebensogut sagen: stich dir ein Messer durchs Herz."

Kathrine zitterte. „Hans,“ rief sie, „wenn du’s jetzt nicht gut meintest mit mir, dann wärst du der schlechteste, schändlichste Mensch, der auf Gottes Erdboden herumwandelt.“

„Der wär’ ich,“ versetzte der Bursche.

„Und du verdientest, daß man dich räderte.“

„Wie’s nur je einer verdient hat. — Ich weiß ja,“ fuhr er mit einem Tone der Zärtlichkeit fort, „ich weiß ja noch etwas und glaub’ fest daran.“ Er nahm sie bei der Hand und sagte: „Komm!“

Mit sanftem Ziehen führte er sie auf die andere Seite des Immenstandes zu einer Bank, die der Schreiner mit einer Lehne zu seiner Bequemlichkeit verfertigt und an dem Nachbarzaun aufgestellt hatte. Das Mädchen war zögernd und willig gefolgt. Beide ließen sich nieder.

„Kathrine,“ rief der Bursche, „was ich noch weiß, das will ich dir sagen. Du hältst was auf mich trotz der Reden, die du mir gegeben hast. Du hast mich lieb — du hast keinen so lieb wie mich. Das ist so gewiß, wie die Sterne da droben am Himmel stehen — und darum hab’ ich mich durch nichts abschrecken lassen. — Kathrine,“ fuhr er nach einer Weile zärtlicher, dringender fort, „red nun auch du. Hab’ ich recht oder nicht? Sag mir’s. Ich bitte dich!“

Das Mädchen senkte den Kopf in tiefer Bewegung. „Hans,“ erwiderte sie, während ihre Augen naß wurden, „du hast recht, und ich will’s nicht länger leugnen. Ja,“ fuhr sie mit bebender Stimme und überströmender Güte fort, „ja, ich hab’ dich gern, Hans — und ich kann den Heinrich schon deswegen nicht heiraten, weil ich doch nur immer an dich denken würde. Ich kann mir nicht anders helfen — und weil’s so ist, so will ich dir’s auch sagen. Was nun auch aus mir werden mag,“ setzte sie schauernd hinzu, „ich kann’s nicht ändern.“

Hans, indem er sie leidenschaftlich umschlang, rief: „Dank dir, Kathrine! Liebe Kathrine!“

Das Mädchen, an den Burschen gelehnt, schwieg. Dann fuhr sie fort: „Schon wie du das erstemal mit mir gesprochen hast — auf dem Anger am Bach — da hat sich

was gerührt in mir, und ich bin recht ärgerlich gewesen über mich. Und wenn ich später so bös zu dir gewesen bin und so zornig, so hat's nur seinen Grund darin gehabt, daß ich geglaubt hab', du wolltest mir's machen wie den andern. Aber in der Stadt, da bin ich dir ganz zugefallen. Ich hab' mich gewehrt — ich hab' mich selber schlecht genannt — aber es hat nichts geholfen. Ich hab's nötigen wollen und bin nochmal mit dem Heinrich gegangen, da hat's ein End' genommen! Und wenn du mich nun ärgerst und kränkst und rasend machst, ich kann dir nichts nachtragen, weil ich dich zu gern hab'."

Der Bursche zog nach dieser rührenden Erklärung die Geliebte an seine Brust und küßte sie mit glühender Leidenschaft. „Kathrine," rief er, „nun gehörst du mir. Endlich, endlich! Ich hätt' nicht geglaubt, daß ich noch eine solche Freud' haben sollt' auf dieser Welt."

Auch in ihm waren alle besseren, um nicht zu sagen edleren Anlagen erwacht. Er fühlte, daß das ein ganz anderes Mädchen war als alle die früheren. Er war geradezu ergriffen, und eine Achtung erfüllte ihn vor dem Herzen, das sich ihm so ganz und gar ergeben hatte. Ja, sie mußte er anders behandeln als die andern, sie war es wert — und sie lohnte es ihm tausendfach!

Nach einer Weile begann das Mädchen mit süßem Tone und mit einer gewissen Laune: „Und was soll denn nun geschehen? Wie wollen wir's nun anfangen? Dein Vater übergibt dir sein Haus, hast du gesagt?"

„Sobald ich will," versetzte Hans. „Und von meiner Base sind mir tausend Gulden ausgemacht."

„Ah," rief das Mädchen, „da können wir leben!" Nach einer Pause fuhr sie mit Ernst fort: „Es wird freilich noch Kämpfe kosten. Aber das ist einerlei. Ich will deine Sache schon führen bei meiner Mutter — und mein Vater wird sich noch eher drein ergeben."

Der Bursche war still. Dann sagte er: „Ich glaub', wir täten doch klüger, das Geheimnis noch eine Zeitlang für uns zu behalten und uns den Verdruß zu ersparen. Was jetzt noch schwer ist, das kann in einigen Wochen leicht werden!"

„Meinst du?“ versetzte Kathrine.

„Es ist ihnen noch zu neu,“ fuhr Hans fort. „Wir dürfen nicht mit der Tür ins Haus fallen.“

Kathrine schwieg. „Du kannst recht haben,“ sagte sie.

„Und dann,“ rief der Bursche mit einem zärtlichen Humor, „ich will dich nicht nur zum Weib haben, ich will dich auch zum Schatz haben. Bis jetzt hab' ich nichts gehabt, als das Ansehen und das Nachsehen — du weißt es. Und sehr harte Reden hab' ich hören müssen von dir, Kathrine! Jetzt zeig mir doch auch eine Weile, daß du mein Mädchen sein kannst — mein herzliebes Mädchen, das mir gehört, mir, mit Leib und Seel'.“

Kathrine war still; man hörte ihr Atmen.

„Kannst du das nicht?“ fragte der Bursche.

„Ich kann's wohl,“ erwiderte sie. „Aber wenn du darauf kommst —“

„Dann sollst du dir keine dummen Gedanken machen,“ fiel Hans ein. „Kind,“ fuhr er fort, „Mann und Weib können wir noch lang' miteinander sein. Wir werden gut miteinander hausen, und ich glaub', daß deine Lieb' zu mir aushält im Ehestand. Aber — ich möcht' sie doch noch vorher auf die Probe stellen.“

„Das ist nicht nötig.“

„Aber schön, Kathrine, schön!“ rief der Bursche mit übermütiger Laune. „Alles,“ fuhr er nach einer Weile fort, „hat sein' Sach' in der Welt und alles hat seine Zeit Mann und Weib ist schön, aber Mädchen und Bursch ist auch schön, über die Maßen schön — und solch eine Zeit zu überspringen, das wär' ganz ungeschickt.“

Kathrine versuchte zu lächeln. „Du wirfst mit der Zeit um dich,“ sagte sie, „als ob du zwanzig Jahre alt wärst.“

„Ah!“ rief Hans, „du hältst mir mein Alter vor? 's ist wahr, siebenundzwanzig hab' ich hinter mir — ich gehör' nicht mehr zu den Jungen. Aber ich bin auch bescheiden in meinem Verlangen. Ich will nicht etwa ein Jahr von dir, mit einem Vierteljahr bin ich zufrieden.“

„Ein Vierteljahr!“ wiederholte sie.

„Mädchen,“ fuhr Hans fort, indem er sie scherzend am

Arme ergriff, „ich hab' dich zu lieb. Ich hab' dich so lieb, wie du bist. Gönn mir doch das Glück, dich einige Zeit so lieb haben zu können!"

„Wenn du mich wirklich lieb hast," versetzte das Mädchen zögernd.

„Laß diese Reden!" fiel er mit einem Blicke des Vorwurfs ein. „Verderb uns die schöne Zeit nicht mit solchen Einfällen. Glaub mir," fuhr er mit einem Tone fort, der bei aller Leidenschaftlichkeit etwas Melancholisches hatte, „ich kenne die Welt doch schon ein wenig länger und ein wenig besser als du. Man bildet sich manchmal ein, daß etwas ein Glück sei, und man sieht nachher, daß es keines ist. Sobald man etwas muß, dann ist's kein Vergnügen mehr. Es muß alles von selber kommen, wenn's uns freuen soll, und am allerbesten ist's, wenn die Welt es nicht leiden will. Stehlen muß man die Freud', dann ist's eine wirkliche Freud'. Die heimliche Lieb', das ist die rechte Lieb'. Wenn man ein Verlangen danach hat über alle menschlichen Begriffe, und man hat das Herz und gönnt sich das Glück, und man kommt zusammen, ohne daß ein Mensch eine Ahnung davon hat — in stiller Nacht, bei Sturm und Regen, bei sausendem Wind — da weiß man, warum man auf dieser Welt lebt. Und wenn man das gehabt hat, dann hat man alles gehabt — und dann kann kommen, was will. Wenn wir Mann und Frau sind, Kathrine, wie gern werden wir dann an unsere schöne Jugend denken und davon reden. Wie vergnügt werden wir darüber sein. Oh," fuhr er mit leidenschaftlichem Tone fort, „das Glück kommt nicht immer, wenn man's haben will; also, wenn man's hat, muß man's festhalten!" Und ihre beiden Hände fassend, mit einem siegblickenden Auge rief er: „Sei ehrlich, Kathrine. Hab das Herz und red. Bist du jetzt glücklich?"

Kathrine, mit gedämpftem Tone, ihr Haupt auf seine Schulter legend, erwiderte: „Über alle Maßen."

„Nun, so bleib es!" rief Hans triumphierend und nahm sie in seine Arme. Da brach in dem Herzen des Mädchens die Liebe und Zärtlichkeit in glühenden Flammen

aus. Sie faßte den Burschen um den Hals und küßte ihn leidenschaftlich, unersättlich.

Plötzlich entwand sie sich ihm und hielt seine beiden Arme. „Hans,“ rief sie mit einem Ausdruck, in dem bei aller Liebe ein unwillkürlicher Schauer vor der Zukunft sich verriet, „ich geb' mich nun ganz in deine Hand.“

„Du wirst's nicht bereuen,“ rief der Bursche.

„Ich glaub's,“ erwiderte sie.

Beide schwiegen. Dann sagte das Mädchen: „Es zieht jetzt an — und es ist Zeit, daß ich geh'.“

Sie stand auf.

„Kathrine,“ sagte Hans, „ich sollte dich eigentlich noch nicht fortlassen.“

„Aber ich geh',“ rief das Mädchen entschlossen.

„Nun,“ entgegnete er nach kurzem Schweigen, „man soll nicht alles auf einmal haben. Den heutigen Tag streich' ich doch rot an in meinem Kalender — mit zwei großen Strichen.“

Kathrine reichte ihm die Hand. „Gute Nacht!“ sagte sie.

„Gute Nacht, Liebe!“ erwiderte er einschlagend. „Lebe wohl — auf Wiedersehen.“

Das Mädchen nickte. Dann wendete sie sich und ging dem Hause zu.

Der Bursche sah ihr eine Zeitlang nach. Dann trat er zu dem Eckpfosten des Nachbarzaunes, stieg hinan und sprang auf die Wiese hinaus.

XI.

Die Kohlbäuerin fand ihren Sohn endlich in der Stimmung für die Ansprache, welche sie der Schreinerin versprochen hatte. Es ward ihr nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß Kathrine ihm nicht habe unrecht tun wollen, daß er selber schuld sei, wenn die verdrießliche Geschichte nicht längst abgemacht und vergessen wäre. Ein verlegenes Lächeln zeigte freilich, daß noch immer ein Stachel in seiner Seele blieb. Aber er erklärte: die Mutter möge recht

haben. Er sei eben so gekränkt worden, daß er ganz auseinander gekommen sei, und er habe mit niemand reden können — der Mund sei ihm nicht aufgegangen. Die Kathrine hätte am Ende auch ihn heimsuchen und ihm den Verdruß und den Zorn ausreden können; wie sie miteinander ständen, konnte das gar wohl geschehen. Allein es sei nun einmal nicht dazu gekommen, und jetzt, das sehe er wohl, müsse er zu ihr gehen. — Er werde es tun.

Am nächsten Abend schon wollte er seine Zusage halten — er hatte den festen Entschluß gefaßt. Da, im Laufe des Tages, kam ihm das Gerücht zu Ohren: der schwarze Hans gehe zur Kathrine!

Es war einer seiner Knechte, der es ihm hinterbrachte. Heinrich entgegnete heftig, das sei eine einfältige Lüge, und er solle ihm mit solch elendem Geschwätz nicht wiederkommen. Aber der grimmige Sturm in seinem Herzen widersprach seinen Worten. Das hatte ihm gedroht! Das hatte er gefürchtet! Es war das Allerschlimmste, was ihm begegnen konnte; aber es war möglich! — Und wenn es geschehen war —! —

Anstatt abends zum Schreiner zu gehen, schlich er in stiller Nacht zu dem Hause, stellte sich in einem Winkel der Seite auf, wo die Dachkammer der Kathrine lag, und lauerte. Aber nicht lange, so überzeugte er sich mit seinen Augen und Ohren: das Gerücht sprach die Wahrheit.

Viel Marterndes hatte er in seinem Leben erfahren, das war das Martervollste! — Als er nicht mehr zweifeln konnte, war es ihm, als ob ihm die Seele aus dem Leibe sänke! Alle Qualen der Hölle stürmten auf ihn ein: Wut, rasender Schmerz, giftige Scham, brennender Neid! Nur mit der größten Mühe, mit krampfhaft ringender Anstrengung hielt er sich aufrecht.

Aber das Gewisse, das Unwiderrufliche hat eine wunderbar stärkende Kraft. Alles Schwanken in Furcht und Hoffnung hat ein Ende; der Weg, den er zu gehen hat, ist dem Menschen gewiesen. — Dem Verratenen war die Nacht, in der er dahingewandelt, mit einer furchtbaren

Fackel erhellt! — Mit der Frucht dieser Erfahrung ging er nach Hause.

Unheil, Unheil sah er kommen. Unheil für das Mädchen, Unheil für den Verführer und für sich. — Aber alles, was kam, sollte an ihm seinen Mann finden!

Im Laufe der nächsten Tage stellte sich das Glück, das er hätte haben sollen und das nun ein anderer hatte, noch ein paarmal vor seine Seele, welche große Pein ausstand — aber dann war's zu Ende. Er war von jetzt an bloßer Zuschauer. Wie es ging, das wollte er sehen. Was er dabei zu tun bekam, das behielt er sich vor, zu tun.

Er selber staunte über das Gefühl, das er hatte. Es war ihm, als sei eine unerträgliche Last von ihm gefallen, und ein Schwung ging durch seine Seele, der etwas gewaltsam Erhebendes, etwas Berauschendes hatte.

Am andern Morgen nach der Entdeckung hatte seine Mutter zu ihm gesagt: „Nun, bist du dort gewesen?" Er hatte geantwortet: „Ich bin dort gewesen." Und auf ihre weitere Frage, ob alles im reinen sei, hatte er entgegnet: „Ganz und gar." Er war bei diesen Antworten so sehr Herr seiner Stimmung gewesen, daß die Mutter keine Ahnung erhielt von ihrem wahren Sinn, vielmehr ihre Zufriedenheit aussprach und die Kathrine und ihn selber lobte.

Aber das Gerücht verbreitete sich im Dorf unaufhaltsam, und endlich kam es auch an die Kohlbäuerin. Sie lief augenblicklich dem Sohne zu, um es ihm mitzuteilen. Dieser erklärte mit verächtlichem Lächeln, daß sie ihm nichts Neues sage! — Und er erzählte der Staunenden und Jammernden, was er selber mit angesehen.

Die Bäuerin, mit aller Entrüstung des gekränkten Stolzes, verdammte die Schreinerstochter in den härtesten Ausdrücken. Sie pries den Verlassenen glücklich, daß er von so einer noch zu rechter Zeit losgekommen sei, indem sie hinzufügte: er könne ganz andere haben, solle sich jetzt aber auch nur an seinesgleichen halten! — Als sie den Sohn dastehen sah mit einem tief bitteren Ausdruck des Mundes, stumm, bleich, da kam ihr eine neue Sorge, und sie sagte mit Bedeutung: „Alles ist jetzt gut und alles

wird besser werden als vorher, wenn du gescheit bist; wenn du dir die Geschichte nicht zu Herzen nimmst, sondern dir aus dem Sinn schlägst! Willst du's? Versprichst du mir's?" — „Ich will tun, was ich kann," versetzte Heinrich.

Noch ein paar Tage und das Gerücht drang auch in das Haus des Schreiners; es wurde der Mutter zugetragen von einem älteren Verwandten. Obwohl die Frau bereits einen Verdacht hatte, so machte die Nachricht, daß man von dem Verhältnis im ganzen Dorf als von einer ausgemachten Sache rede, doch einen entsetzlichen Eindruck auf sie. Starr blickte sie den Alten an und antwortete dann mit Ausrufungen und Klagen, daß jener stumm vor ihr stand und sie kaum zu trösten wagte.

Als er sich entfernt hatte, ließ sie die Tochter zu sich auf die Stube kommen. Mit einer Miene, welcher Entrüstung und Wut den drohendsten Ausdruck gaben, rief sie der Erschienenen zu: „Was muß ich hören? Im ganzen Dorf sagt man, daß du mit dem schwarzen Hans einverstanden seiest und daß er zu dir gehe! Ist das wahr? Haben die Leute recht? Hab' ich eine solche Tochter?"

Kathrine, so plötzlich mit Fragen und Anklagen überschüttet, wechselte die Farbe und verlor auf einen Augenblick die Fassung. Aber sie hatte sich auf diesen Fall schon vorbereitet und entgegnete nun, wenn auch mit einem Klang des Bedauerns, doch mit größerer Festigkeit, als man ihr zugetraut hätte: „Ja, es ist wahr!"

Die Schreinerin erblaßte und sah in der größten Aufregung auf sie. „Alles hat also nichts geholfen?" rief sie. „Alles, was ich gesagt habe — alles, was du selber gesagt hast! Der Mensch hat auch dich verhext, und du rennst in dein Verderben mit sehenden Augen! Jetzt, wenn du einen Vater hättest, wie's manche gibt, weißt du, was er dir täte? An den Haaren würde er dich herumschleifen — hier in dieser Stub'!"

Kathrine, mit gesenktem Kopf, erwiderte: „Ihr könnt mir tun, was ihr wollt, ich muß mir's gefallen lassen! — Aber wenn ihr mich mißhandelt, weil der Hans jetzt mein

Bursch ist, dann habt ihr unrecht! — In einem Vierteljahr bin ich sein Weib; es ist fest ausgemacht zwischen uns!"

Die Schreinerin antwortete mit einem Hohnlachen. „Das heißt," entgegnete sie, „so hat er dich angelogen und so hast du's geglaubt! ‚Wie ist's möglich, daß dem noch eine traut!' weißt du, wer das gesagt hat? Du selber! — Und nun ist die erste, die ihm wieder traut, die, welche am ärgsten gegen ihn geschrien hat — meine Tochter!"

Kathrine, mit einem Ton der Ergebung, versetzte: „Ich hab' ihn eben damals nicht gekannt!"

„So!" rief die Mutter, ordentlich glänzend vor Hohn, „und jetzt kennst du ihn? Das heißt, jetzt bist du eine verliebte dumme Gans und glaubst, was er dir sagt. Aber kennen lernen wirst du ihn schon noch — das wird nicht ausbleiben! In einem Vierteljahr bist du eine Dirne, die sich auf die Schandbank setzen kann!"

Kathrine schüttelte den Kopf mit Unmut und Stolz. Sie hatte alle Beweise der Welt, daß der Hans nicht mehr von ihr lassen könne — und sollte so was anhören über ihn? „In einem Vierteljahr," wiederholte sie mit Nachdruck, „bin ich ein Weib, meines Burschen Weib! Und jetzt, weil's doch einmal aufgekommen ist, jetzt wird's noch früher geschehen!"

„Das Glück," entgegnete die Schreinerin mit Verachtung, „wenn's auch dazu käme, wär' kein besonderes! Denn aus dem Menschen wird nie ein ordentlicher Mann, es liegt gar nicht in ihm! Aber ich glaub' nicht dran! Ich glaub' nur, daß das eintrifft, was mich schon ein paarmal zu Tod erschreckt hat in der bloßen Vorstellung. — Großer Gott in deinem Himmel droben!" fuhr sie fort, indem ihr Tränen aus den Augen drangen; „so was muß ich erleben von meiner Tochter! Von der gescheiten und stolzen Kathrine! Von dem Mädchen, die den bravsten Menschen hätt' haben können im ganzen Dorf! Nun kann ich mir denken, warum der Heinrich nicht mehr gekommen ist. Er weiß es auch schon, und die Kohlbäuerin weiß es! Alle wissen's im ganzen Dorf und alle schlagen die Hände überm Kopf zusammen! Meine Tochter, die man nur

gelobt und beneidet hat, sie wird jetzt verachtet und in den Mäulern herumgetragen, daß man sich schämen muß in der ganzen Umgegend! Ich hab' viel Verdruß gehabt und Angst in der letzten Zeit; aber das Ärgste, was ich mir vorgestellt hab', ist nichts gewesen gegen das, was jetzt wirklich gekommen ist! Der Teufel, ja, der Teufel in der Höll' selber hat uns das angerichtet! Du, dem Hans sein Mädchen! du! — An dem Unglück," setzte sie verzweifelnd hinzu, „gehen wir zugrunde, alle miteinander!"

Kathrine, erschüttert, ging auf die Mutter zu und wollte ihre Hand ergreifen. Die Schreinerin riß sie heftig zurück. Zitternd und bebend standen beide einander gegenüber. Dann rief die Tochter mit flehendem Ton: „Mutter, ich bitte dich, quäl dich nicht und quäl mich nicht mit solchen Einbildungen! Schwätzen und lästern werden sie jetzt freilich im Dorf; aber sie schwätzen ja über alles — jedes kommt einmal an die Reihe — wer wird sich daraus was machen? Ich für meine Person nicht, und ihr sollt's auch nicht! Es ist nun einmal so gekommen, und ich weiß wohl, warum es so gekommen ist! — Mutter, Mutter," fuhr sie leidenschaftlich entschlossen zu der Schweigenden fort, „bring mich nicht außer mir, daß du mir nicht glaubst, sonst bin ich imstand' und sag' dir: auch wenn ein Unglück käm' und ich ging' zugrunde — auch dann —" Sie verstummte.

Das Weib starrte die Tochter an. „So weit ist's gekommen!" rief sie. „Du hast dich also selber schon darauf eingerichtet, daß du verloren bist — und du forderst unsern Herrgott heraus?"

Kathrine rang mit diesem Vorwurf. „Du hast mich dazu gebracht," rief sie mit Tränen im Auge, „daß ich so geredet hab'! Der Hans ist mein Bursch und wird mein Mann — ich kann und ich darf nicht leiden, daß man ihn vor mir als einen schlechten Menschen behandelt! Ich glaub' ihm und ich muß ihm glauben, denn wie er spricht, kann kein Mensch lügen — es ist nicht möglich! Aber noch einmal: ich will mit ihm reden und er soll's früher in Richtigkeit bringen, als wir's miteinander ausgemacht

haben! In kurzem, ich versprech' dir's, hat die Geschichte ein Ende!"

„Ja," rief die Mutter zornig dagegen, „ja, sie wird ein Ende haben, weil ich ihr ein Ende machen werd'! Glaubst du, jetzt, wo wir's wissen, jetzt werden wir dich's so forttreiben lassen? Wenn du ganz toll bist und dich mit Fleiß ins Unglück stürzen willst — ich bin's nicht und ich schieb' dir den Riegel vor! Ich red' mit deinem Vater, ich red' mit meinem Bruder und meinem Schwager — die werden mit dem Menschen fertig werden, das kannst du mir glauben! Dieser schändliche Verführer soll mir nicht mehr in mein Haus kommen! Wenn du noch zu retten bist, so ist's auf diese Weis'! Ausgerichtet bist du, und das wird noch eine Zeitlang so fortgehen; aber wenn ich dich ihm aus den Klauen reiß', dann kannst du noch immer einen ordentlichen Mann bekommen, wenn auch keinen Heinrich! — Keinen Fuß soll er mir mehr in mein Haus setzen, dieser Teufel in Menschengestalt!"

„Mutter," entgegnete die Tochter wahrhaft erschrocken, „tu das nicht! Du kennst den Hans nicht! Nach dem, was wir miteinander ausgemacht haben, kannst du ihn nicht schlecht behandeln ohne allen Grund, sonst gibt's ein Unglück! Mord und Tod gibt's, Mutter, das sag' ich dir! Denn der Hans läßt sich von keinem Menschen was gefallen, und wer ihm unrecht tut, der hat's zu büßen! Und dann geht erst ein Geschrei auf — dagegen ist das jetzige gar nichts! Ich bitte dich um Gottes willen, Mutter, um deinet- und um des Vaters willen, unterlaß das!"

Die Schreinerin, verstummt, sah für sich hin; die Gefahr stand ihr vor der Seele. Diesem Menschen war alles zuzutrauen, darin hatte die Tochter recht. Der Zweifel hatte ihre Seele ergriffen und lähmte sie.

Kathrine ging auf die Entmutigte zu und faßte sie bei der Hand, die nicht mehr zurückgezogen wurde. „Mutter," rief sie mit der ganzen Herzlichkeit einer Liebenden und Glaubenden, „laß mich die Sache ausmachen! Wenn jemand auf den Hans etwas kann, so bin ich's! Mir folgt er! Mir tut er alles, was ich haben will! Er ist wohl bös

gegen diejenigen, die bös sind gegen ihn; aber wer's gut mit ihm meint, gegen den ist er gut, von Herzen gut. Ich kann mit ihm tun, was ich will; er hält gar alles auf mich, und ich wüßte mir keinen bessern Mann im ganzen Land! Verderb mir den Handel nicht mit Fleiß, Mutter, und ohne alle Not — du würdest dich schwer versündigen an deiner Tochter!"

Die Mutter stand ratlos. „Lieber Gott im Himmel," rief sie verzweifelt, „wo sind wir hingeraten! — Also gefallen lassen soll ich mir's? Nichts tun können soll ich dagegen?"

Die Tochter sah sie mit einer rührenden Zuversicht an. „Warum willst du denn was dagegen tun?" fragte sie. „Kann ich denn mehr wünschen, als daß ich einen Mann bekomme, den ich liebe und vor dem ich Respekt habe? — Überlaß nur alles mir, Mutter," fuhr sie bittend fort, „das ist der Weg zum guten Ende! Der Hans hat eine finden müssen, die Herr wird über ihn — und die hat er gefunden, Mutter, in deiner Tochter! — Ich will mit ihm reden, und ich versprech' dir, daß er kommen wird, um alles richtig zu machen. Dann sollen die Leute noch einmal schwätzen — und wir werden lachen dazu!"

Die Schreinerin sah sie an, forschend, ob sie ihr irgend glauben könne.

„Red mit dem Vater," fuhr die Tochter fort, „ich bitte dich! Sag ihm alles, was ich dir gesagt hab'. Dann will ich auch mit ihm reden, und dann wird der Hans kommen — und" (fügte sie mit einem zärtlichen Lächeln hinzu) „ich hoff', ihr werdet ihn nicht aus dem Hause weisen."

Das Ergebnis der Unterredung, die so stürmisch begonnen hatte, war trotz allem ein friedliches. Die Mutter sprach mit dem Vater und brachte ihn zu dem Schlusse, der bereits der ihrige war. Nach vielen Ausrufungen der Klage und der Sorge kam man überein, den Hans erwarten zu wollen, weil's eben jetzt nicht mehr anders ginge.

Kathrine war außerordentlich froh, als die Mutter ihr diese Mitteilung machte. „Nun," rief sie, „wird bald alles im reinen sein."

Ein Tag nach dem andern verging; eine Woche verging; die Eltern warteten, der Bursche kam nicht zu ihnen.

Den Hans zu bestimmen war nicht so leicht, als Kathrine sich's vorgestellt hatte.

Sie erzählte ihm bei der nächsten Zusammenkunft den Auftritt, den sie gehabt hatte, und teilte ihm ihren Wunsch mit.

Der Bursche blieb stumm. In seinem Innersten sträubte sich etwas dagegen. Nach einer Weile entgegnete er: „Meiner Ansicht nach ist das jetzt noch zu früh. Was wir haben, ist so schön — bleiben wir doch noch eine Zeitlang dabei. Dein Vater und deine Mutter wissen genug — damit können sie zufrieden sein. — Das Vierteljahr," setzte er mit einem gewissen scherzenden Vorwurf hinzu, „das ich mir ausbedungen hab' und das du mir zugestanden hast, ist noch lang' nicht um!"

„Es ist eben aufgekommen," versetzte Kathrine, „früher als wir gedacht haben. Und jetzt gibt's ein Gerede —"

„Was kümmern wir uns darum," fiel der Bursche ein. „Laß sie schwätzen — auf einmal stopfen wir ihnen die Mäuler!"

„Du solltest's tun — mir zuliebe," fuhr sie bittend fort.

„Und du solltest mir meine Freud' lassen — mir zuliebe," entgegnete Hans. „Es ist gar zu kurz angesprengt! Wir haben ja kaum angefangen, Bursch und Mädchen zu sein. Wegen der Leute und ihrem einfältigen Geschwätz? Geh! Wir tun, was uns gefällt, nicht was den Leuten gefällt — und kein Mensch soll sagen, daß ich um seinetwillen meinen Kopf geändert habe. — Liebe Kathrine," fuhr er nach einer Weile mit Laune, aber auch mit Entschiedenheit fort, „es kommt zu plötzlich. Sei gut! Sei mein Schatz — und frag nur nach mir, wie ich nur nach dir frag'."

Die Liebende gab nach, und die erste Woche ging hin. Als sie vorbei war, erneuerte sie ihre Vorstellungen. Sie klangen dem Burschen nicht angenehmer ins Ohr; er schüttelte den Kopf und schwieg. Und wie das Mädchen sie dringend, mit empfindlichem Tone wiederholte, wurde

er seinerseits gereizt. Das sei gegen alles, worüber sie einig geworden wären, entgegnete er. Er sehe wohl, sie traue ihm nicht. Sie wolle nur sicher gehen und sobald als möglich eine Frau sein — sie wisse nicht, was Liebe sei.

Kathrine sah ihn mit einem vorwurfsvollen Blick an — Tränen standen ihr in den Augen.

Der Bursche besann sich. Er nahm sie zärtlich bei der Hand und erklärte, sie habe recht mit ihrem Verlangen, er müsse ihr's zugeben und werde tun, was sie fordere; aber — sie solle ihn nicht drängen. Das könne er nun einmal nicht vertragen, es mache ihn widerspenstig, ja geradezu bös; am ehesten würde es geschehen, wenn sie ihn ganz allein gehen lasse und ihm keine Zeit ansetze. Er sei nun einmal so und werde sich darin schwerlich ändern — sie solle sich in ihn schicken.

Kathrine fügte sich noch einmal. In ihrer Seele stiegen jetzt allerdings Zweifel auf und schwere Sorgen bedrängten sie; aber sie kämpfte dagegen. Es war nicht möglich, daß er nicht tat, was er so heilig versprochen hatte — es handelte sich nur um früher oder später. Geduld war vonnöten — Geduld, weil er nun doch einmal ein solcher war, und sich nicht anders machen konnte. Zuletzt tat er's von selber und alles wurde recht.

Wenn derlei Gedanken hinreichten, sie selbst wieder zu beruhigen und sie zu fernerem Warten zu bewegen, so zeigten sie sich doch völlig ungenügend gegen ihre Eltern. Diese sahen das Schlimmste bereits eingetroffen — nur die Tat hätte ihre Furcht widerlegen können. Und nun konnte die Tochter den Burschen doch nicht länger schonen — sie mußte wieder anfangen und bitten und ermahnen und darauf bestehen, wenn sie dadurch auch gegen das Versprechen handelte, das sie dem Hartköpfigen stillschweigend gegeben hatte.

Und so kamen endlich die Widersprüche und die wechselseitigen Vorwürfe; es kam die Leidenschaft und der Groll — es kamen die peinlichen Auftritte.

Der Bursch, der nicht getrieben sein wollte, klagte gereizt: man traue ihm nicht, und das sei für ihn eine

Beleidigung, und noch dazu eine ungeschickte, wie er sagen müsse; denn sie helfe gar nichts, sie ärgere ihn nur, und er könne dann erst recht nicht tun, was man habe wolle. — Das Mädchen entgegnete: dieses ewige Hinausschieben zeige ihr eben, wie er gesinnt sei. Er wolle ihr's machen wie den andern — das sei klar. Alles, was er ihr gesagt habe, sei nur so geredet gewesen. Er wolle sie verlassen und unglücklich machen — und wenn er nicht morgen schon zu ihrem Vater gehe, so könne sie daran gar nicht mehr zweifeln!

Auf solche Reden folgte dann Weinen und Schluchzen; die Tränen rannen unstillbar aus den Augen — und der Bursch hatte alles mögliche zu tun in Trösten, Schmeicheln und Versprechen, um die Jammernde nur einigermaßen wieder zu beschwichtigen.

Die Honigwochen des Paares waren dahin! — Bittern Trank hatten sie nun zu kosten alle beide!

Wenn etwas abwärts gehen soll, dann hilft alles zusammen. Wie aus dem Heilsamen das Heilsamere hervorgeht, so aus dem Verderblichen das Verderblichere.

Kathrine welkte dahin — zusehends. Ihre schöne Fülle verlor sich, die blühende Farbe schwand von ihren Wangen. — Die Sorge und der Verdruß, die Reue und der Gram nagten an ihr. Sie war so sicher gewesen! Sie hatte so stolz verkündigt, daß sie mit dem Burschen anfangen könne, was sie wolle; daß er kommen und Vater und Mutter recht schön bitten werde, sie ihm zum Weibe zu geben. Und nun war's ein leeres Gerede; nun mußte sie in Scham dastehen! Sie mußte die vorwurfsvollen, hoffnungslosen Gesichter ihrer Eltern sehen und ihre Reden hören! Sie mußte die Klagen der Mutter hören und konnte nur entgegnen, was nicht mehr geglaubt wurde. Zagend, zitternd und bebend ging sie im Hause herum.

Die Liebe und die Freude hatten sie verschönt. Die Freude hatte sie frisch, mutig, gesund erhalten, und die Liebe hatte ihren Zügen einen holdseligen Ausdruck gegeben. Das Herzeleid und der Gram zehrten an ihr und nahmen ihr nicht nur die Frische, sondern auch den Reiz und die

Lieblichkeit. Sie erkannte, daß sie nicht mehr die frühere war; eine tiefe Entmutigung befiel sie, und Geister des Grimmes zogen in ihre Seele, die sie in gewissen Augenblicken völlig anmutlos erscheinen ließen.

Der Bursche sagte eines Tages zu sich: „Die Kathrine ist eine ganz andere geworden! Sie ist nicht mehr lieb, wie sie gewesen ist — gar nicht mehr! — und sie ist auch nicht mehr schön! — Sie ist die Schönste gewesen von allen, die ich gekannt hab'; aber ihre Schönheit ist schnell vergangen, ganz vergangen! — Es ist kaum zu glauben!"

Einige Tage später kam es zwischen ihnen zu einer neuen Szene. Sie trafen sich an einem frostig nebligen Morgen auf dem Anger — von seiten des Mädchens nicht ganz zufällig. Sie, in ihrer Aufregung, nahm die Gelegenheit wahr, ihr ganzes Herz zu entladen. Ihre Geduld war zu Ende und sie wollte sich keinen Zwang mehr antun. Sie überschüttete den Burschen mit Vorwürfen. Ihr bleiches und mageres Gesicht überzog sich, während sie sprach, mit einer düsteren Röte und aus den Augen gingen in Scham und Grimm feindselige, brennend böse Blicke.

Der Bursche hörte und sah sie an — und er erschrak über das Gefühl, das in ihm entstand. Es waren die Schauer einer tiefen Abneigung. — Im Innersten verdrossen, mit dem Gedanken des Verlassens, ging er von ihr hinweg.

Hans war nicht ohne alles Gewissen, wie ihm überhaupt gute Eigenschaften nicht fehlten. Wären seine Tatkraft und seine Kühnheit zu rechter Zeit gezügelt und — allerdings in einer günstigeren äußeren Lage — auf ehrenwerte Ziele gelenkt worden, er hätte sich gewiß hervorgetan. Aber der herrische Eigenwille, den er als Erbteil empfangen hatte, fand nicht den überlegenen sittlichen Gegner, der ihn brach und umwandelte; der Dorfbursche ließ sich darin gehen, wie es seine Verhältnisse gestatteten, und in der Laufbahn, die wir angedeutet haben, verhärtete sich sein Herz. Wenn sich nun auch die bessere Natur in ihm rührte und das Gewissen gegen sein Vorhaben aufstand — die Selbstsucht kämpfte dagegen und behauptete das Feld.

Nach allem, was er wahrgenommen, hätte er wohl sehen und sich sagen können: „Wenn ich ihr zeige, daß ich sie liebe — wenn ich mein Wort halte, dann wird sie wieder frisch und froh und lieb und schön, wie sie gewesen ist. Ich selber bin schuld daran, daß sie sich verwandelt hat, und ich kann sie auch wieder umwandeln, wenn ich will!“

Aber das sagte er sich nicht. Seinem innersten Hange folgend, der ihm jede Fessel abstoßend erscheinen ließ, hatte er nur das Gegenwärtige vor Augen und sein Gefühl war ihm allein und alles entscheidend. Er konnte nicht gegen seine Neigung handeln. Sich an ein Mädchen zu binden, das er nicht mehr gern hatte, dazu konnte er sich nicht bringen — es war ihm unmöglich!

Bei seinem ganzen Verhalten hatte unbewußt ein Drang mitgespielt, der nun klar und offen hervortrat. Kathrine, in ihrer Jugendschönheit, in einem holden Wesen, womit sie alle seine bisherigen Geliebten übertraf, hatte ihn bezaubert, ihr Trotz hatte ihn gereizt — seine Leidenschaft und sein Stolz forderten ihre Eroberung. Ein neues Abenteuer — das schönste von allen bisherigen, das war der erste Zweck seiner Seele! In einzelnen Augenblicken kam es ihm später nun doch vor, als ob er dieses Mädchen zu seiner Frau machen könnte und müßte; und wenn er so sprach und Kathrine das hoffen ließ, so war es nicht geradezu Betrug. Aber sein Vorsatz, das Erzeugnis der Leidenschaft und der Not, ohne Tiefe und Festigkeit, sank bei der ersten scheinbaren Veranlassung dahin, und nun meldete sich in ihm jener Drang — der Drang, hinaus in die Welt zu gehen und dort mit dem vielerprobten Unternehmungsgeist sein Glück zu machen, aufs neue und stärker — und wurde des Dorfmädchens gefährlichster Feind.

In den Erwägungen, die er in der Einsamkeit mehrere Tage hindurch anstellte, kam dem Burschen doch wiederholt der Gedanke, daß er nach allem verpflichtet wäre, die Kathrine zur Frau zu nehmen, und es gesellte sich dazu die Ahnung, daß sie ihm als solche Ehre machen würde — daß ihr jetziges kränkliches Aussehen nur vorübergehend sei.

Aber wenn er sie heiratete, dann war er an die Scholle gefesselt! Wenn sie miteinander auch zu leben hatten, war's doch ein kleines, ärmliches Leben. Er war und blieb Handwerker und Söldner, und wenn er bis jetzt durch seine kecke Entschlossenheit die Bauernsöhne zu Paaren getrieben hatte — im Besitz ihrer Höfe sahen sie auf ihn, den Söldner, vornehm, geringschätzig herab, und er, mit Weib und Kind von ihnen abhängig, konnte nichts dagegen machen, er mußte den Verdruß und den Schimpf hinunterschlucken. Er mußte das tun — er, der draußen in der Welt ein Herr werden könnte, vor welchem die Burschen, wenn er wiederkehrte, tief die Hüte zogen!

Hörte man nicht, daß die Franzosen eine Rebellion gemacht hatten, daß alles drunter und drüber ging und daß man mit ihnen Krieg haben werde? Wie lange stand's an, dann brach er los, und für einen Burschen von seinem Schrot und Korn war dann alles möglich und alles zu hoffen. Sollte er, der solche Aussichten hatte, im Dorfe versauern?

Es ging nicht. Er hatte einen Geist und ein Geschick, die zu gut dazu waren. Nur gar zu lange hatte er sich schon hier halten lassen; aber wenn er sich nun an eine Kette legen wollte, dann beging er ein Verbrechen gegen sich selbst! Er richtete sich mit seinen Gaben selber zugrunde — unverantwortlich! Wenn er blieb, nur um der Kathrine sein Wort zu halten, ohne Neigung und ohne Freude, dann wurde er unwillig, böse — und er war dann für sein Weib ein schlechter Ehemann. Es war für Kathrine selber besser, wenn er sein Versprechen nicht hielt!

Als er wieder einmal zu diesem Schluß gekommen war, schaute er für sich hin, und ein ernstes Bedauern malte sich auf seinen Zügen. Dann sagte er sich: „Sie wird sich trösten! Die andern haben sich getröstet — sie wird's auch tun, wenn's auch ein wenig länger dauert! Wenn ein Jahr oder zwei darüber hingegangen sind, dann wird einer kommen und wird sie zum Weib haben wollen, und sie wird ihn nehmen. — Wenn ich wegbleibe, kommt vielleicht der Heinrich wieder! Das ist just einer, dem

man's zutrauen kann! Und wenn nicht, einer kommt gewiß; solche Mädchen bleiben nicht übrig bei uns! Und wer dann auch kommen mag, er wird ein besserer Mann für sie sein, als ich's wär'!"

Nach allen diesen Versuchen, sich vor sich selber zu rechtfertigen, kam ihm doch wieder das Gefühl: von allem, was er bisher getan, sei dies das Ärgste! Der Unterschied zwischen Kathrine und den andern Mädchen trat ihm aufs neue vor die Seele. Und weil sie eine andere war, so handelte sie vielleicht auch anders! Eine Ahnung stieg in ihm auf, daß diesmal aus seinem Benehmen großes Unheil entstehen könnte! — Wenn das aber bloße Einbildung war, das war sicher: von allen Seiten würde man jetzt auf ihn einrücken, und eine sehr harte Arbeit würde es für ihn sein, allen nacheinander stand zu halten!

Er mußte fort — schon in der nächsten Zeit! — Draußen, in der Freiheit, wollte er dann entweder in die Höhe kommen oder zugrunde gehen! — —

Und nun wartete Kathrine nicht mehr, ob der Hans zu ihren Eltern kommen würde — sie wartete auf seinen Besuch bei ihr selber! Sie wartete Tag für Tag — vergebens! Eine Woche ging hin — er war nicht mehr erschienen. Sie wußte, daß er gesund war und ausging — sie konnte an ihrem Schicksal nicht mehr zweifeln. Und zu gleicher Zeit konnte sie nicht mehr daran zweifeln, daß sie der öffentlichen Schande entgegenging.

Als sie der Mutter das Geständnis machte, war es dieser unmöglich, sie zu schelten: die Arme stürzte besinnungslos vor ihr zusammen.

XII.

Tage wie die nun folgenden hatte man im Hause des Schreiners noch nicht erlebt. Es kam aber darin mehr zu Ausbrüchen des Jammers als wilder Leidenschaft. Wären Vater und Mutter auch heftiger und roher gewesen, die Tochter hätte zum Mitleid herausgefordert. Sie zeigte

namentlich jetzt, wie sehr sie sich von den gewöhnlichen Mädchen unterschied: sie machte es den Eltern unmöglich, sie mit Vorwürfen anzufallen, weil sie sich ohne Barmherzigkeit selber verurteilte.

Alles, was sie begangen hatte, kam ihr ins Gedächtnis und sie hielt es sich vor. Und alles erschien ihr von der strafwürdigen Seite — all ihr Elend hatte sie durch ihr Benehmen verdient.

Als sie wieder einigermaßen beruhigt war, legte sie der Mutter ein ausführliches Geständnis ab. Diese erkannte hieraus, wie die Tochter von dem Burschen gefangen worden war, und erblickte in seinem Verhalten mehr Absicht, als er dabei gehabt haben mochte. „O, der Bösewicht!“ rief sie, „der Bösewicht! Hab' ich ihn aber nicht gekannt? Hab' ich nicht alles vorhergesagt?“

Eine eigene Frage war für sie die Rolle, welche die Sternweberin bei der Sache gespielt hatte. Daß dieses Weib, eine Base von ihr, dem Burschen mit Wissen zu einer Schlechtigkeit geholfen haben sollte, konnte sie sich nicht denken. Sie wollte sich Gewißheit verschaffen, ging zu ihr hin und entlud ihr Herz nach der Forderung ihrer Leidenschaft.

Die Alte horchte bestürzt und erklärte schmerzlich beschämt, daß sie davon keine Ahnung gehabt. „Ich hab' ihn im Grund seines Herzens für besser gehalten,“ sagte sie, „und darum hab' ich ihm geglaubt, und hab' ihm geholfen. Er ist aber wirklich ein böser Mensch, wie ich jetzt sehe, und nun steh' ich mit ihm an der Schande da. Das ist also die Ursache, warum er seit einigen Tagen herumläuft und nichts redet und immer sinniert? Seine Mutter hat mir gesagt, er säh' aus, als ob er wieder einen seiner Streiche im Kopf hätte.“

„Der Streich,“ versetzte die Schreinerin, „ist ausgeführt. Soll er ihm aber durchgehen? Wollt Ihr ihn tun lassen, was er mag?“

„Behüt' mich unser Herrgott,“ erwiderte das Weib. „Ich will ihm seine Schlechtigkeit vorhalten — sein Vater und seine Mutter müssen mir helfen — wir wollen doch sehen, ob dieser Mensch uns allen trotzen kann und nicht

auch einmal nachgeben muß. — Schreinerin," fuhr sie fort, indem sie ihre Hand ergriff, „nichts in der Welt hat mir so leid getan, als was du mir erzählt hast. Aber geh jetzt nur nach Haus. Ich will alles versuchen und Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Vielleicht kann ich dir doch einen besseren Bericht bringen."

Am andern Morgen ging die Sternweberin zum alten Maurer, dessen Haus von dem ihrigen nur einige hundert Schritte entfernt lag. Sie erzählte die Geschichte, fand die Eltern bereit, mit ihr zusammen gegen den Burschen Ernst zu machen — und Hans wurde vorgeladen.

Als er in die Stube trat, die drei beisammen und ihre Mienen sah, erriet er alles. „Was ist euer Begehr?" fragte er mit spöttischer Miene.

Die Weberin begann und hielt ihm seine Untaten vor. Dann rief sie: „Hast du mir nicht gesagt, du wolltest die Kathrine heiraten, absolut nichts anderes?"

„Das ist auch wirklich meine Meinung gewesen," erwiderte der Bursche ernsthaft.

„Und jetzt nicht mehr?"

„Nein!" entgegnete Hans.

Eine Röte des Zornes färbte die faltigen Backen des Weibes. „Das ist eine Unverschämtheit, die noch nie erhört worden ist!" rief sie. „Du versprichst mir und dem Mädchen heilig, daß du sie heiraten willst, und jetzt willst du dein Wort nicht halten?"

„Ich kann nicht," erwiderte der Bursche mit der Schärfe tiefen Unmutes. „Wie sie mir zuwider geworden ist, weiß ich nicht; sie ist mir aber zuwider geworden — und eine solche nehm' ich nicht zum Weib!"

Die Alte zitterte vor Aufregung. „Du bist wirklich ein schamloser Mensch!" rief sie. „Zuwider ist sie dir geworden — und darum kannst du sie nicht heiraten? Da hast du dir aber eine gute Tür aufgelassen. Durch die kannst du, wenn's dir beliebt, von jeder wieder loskommen. Nach diesem einfältigen Zuwidersein," fuhr sie entrüstet fort, „wird gar nicht gefragt. Du mußt die Kathrine heiraten. Verstehst du mich? Du mußt!"

Hans erhob den Kopf, seine Lippe rümpfte sich drohend und sein Auge funkelte. „Ich muß?“ rief er. „Wer will mich zwingen?“

Mutter und Stiefvater hatten bis jetzt still dagestanden. Dieser mit dem düsteren Gesicht eines Mannes, der in einer Sache alles getan hat, was man von ihm fordern konnte, und sie doch übel ausschlagen sieht; die Mutter mit dem unheimlichen Ausdruck einer Seele, die sich eines alten Fehltritts erinnert und eine Tat strafen soll, worin sie ihre eigene Strafe erblicken muß. Als nach der Frage des Sohnes eine Stille eintrat, fand eben sie doch ein Wort der Entgegnung — und sie sagte mit gedämpftem Tone: „Weißt du, in welchem Zustand die Kathrine ist?“ Ihr Auge auf ihn gerichtet, nickte sie mit Bedeutung.

Hans war betroffen. Ein tiefes Schweigen folgte; dann versetzte er düster: „Sie tut mir leid — aber das kann nichts mehr ändern!“

Die Mutter sah ihn zürnend an. Die Base rief: „Aber du bist ja ein Unmensch!“

„Ich bin ein Mensch,“ fiel Hans mit Heftigkeit ein, „der sich von dem, was er einmal bei sich ausgemacht hat, durch nichts mehr abbringen läßt!“ — Ruhiger fuhr er fort: „Ich will tun, was sich gehört und was ich kann. Darauf darf sie zählen. Aber was ich nicht kann, das soll niemand von mir erwarten!“

„Schäm dich!“ rief die Sternweberin mit grimmigen Blicken. „Schäm dich mit deinem Bettelgeld; die Kathrine würde dir's ins Gesicht werfen! Meinst du, bei so einem Mädchen kannst du dich damit abfinden, du hoffärtiger Narr du? Kurz zur Sach', du mußt die Kathrine heiraten! Ich will's haben, dein Vater will's haben und deine Mutter will's haben. Wenn du's nicht tust, zieh' ich meine Hand ganz von dir ab — nicht einen Heller kriegst du von mir!“

„Und ich,“ versetzte der alte Maurer, „ich geb' dir mein Haus nur unter der Bedingung, daß du das Mädchen nimmst. Wenn du mir trotzen willst, geb' ich's deiner Schwester, und du kannst gehen, wohin du magst!“

Hans schaute eines ums andere an und lächelte geringschätzig. „Es ist euer Eigentum,“ erwiderte er, „ihr könnt damit anfangen, was ihr wollt.“

Die Ruhe des Burschen brachte die Weberin außer sich. „Hans,“ rief sie, „jetzt treib das Spiel nicht weiter, ich rat's dir. Es ist nicht möglich, du kannst keinen so niederträchtigen Menschen machen; denn das wär' außer aller Weis'. Du hast mich gebraucht bei dem Handel, und die Kathrine ist nur in den Garten gekommen, weil ich hoch und teuer geschworen hab', daß du's ehrlich mit ihr vorhast. Wenn du schlecht handelst gegen sie, dann machst du mich zum schlechten Weib. Wie lang' soll denn das überhaupt noch währen mit deinen Streichen? Willst du gar nicht aufhören? Fürchtest du dich nicht der Sünden? Glaubst du, es gibt keinen Herrgott, der deinem Unwesen ein Ziel setzen kann? Bedenk das Ende, Hans, und mach einmal ein Ende! Du gehst heute noch zum Schreiner und hältst um seine Tochter an. Heute noch! Dein Vater übergibt dir die Söld' und ich geb' dir, was ich dir versprochen hab' — und alles ist gut und alles ist aus und alles ist zufrieden! Ich hab' dir bis jetzt alles verziehen und mich immer wieder deiner angenommen, wie arg deine Sachen auch gewesen sind — jetzt zeig, daß du für mich auch einmal was Gutes tun kannst. Du mußt mir folgen!“ rief sie, ihn beim Arme ergreifend. „Ich will's haben, und ich lass' dich nicht los, Bube, bis du tust, was ich haben will.“

Hans schaute sie an; dann mit einem Ruck machte er sich frei. „Base,“ entgegnete er, „Ihr seid nicht bei Verstand — es tut mir leid, daß ich Euch das ins Gesicht sagen muß. Ihr kennt mich nun so lang' — und Ihr wißt nicht, wie ich bin. Wenn ich die Kathrine heiraten wollte, würd' ich's tun, weil ich's will. Ich hab' aber beschlossen, sie nicht zu heiraten, und nun geschieht's auch nicht. Ihr wollt mich zwingen, alte Frau — Ihr? Kein Mensch in der Welt kann mich zwingen. Wenn ich schon vorher mit mir eins geworden bin, es geschieht nicht, und es will mich jemand zwingen, dann geschieht's zehntausend-

mal nicht! Himmel und Erde fallen eher ein, als daß ich meinen Willen ändere! Und wenn der Satan heraufkäm' und ein ganzes Heer von Teufeln mit ihm und er würde sagen: Du mußt das Mädchen nehmen, sonst lass' ich dich in die Hölle hinunterschleifen — ich gäb' ihm zur Antwort: Mach mit mir, was du willst — ich tu's nicht!"

Der Bursche hatte ruhig begonnen; nach und nach kam er in eine Wallung, seine Züge erhielten den unheimlich feierlichen Glanz des Dämons und die letzten Worte sprach er mit der schneidendsten Entschlossenheit.

Die Mutter, die ihn staunend angesehen, senkte das Haupt und rief in sich hinein: „Ganz wie sein Vater! Ganz wie sein Vater! Großer Gott im Himmel!"

Ein langes Schweigen folgte. Dann sagte der Maurer: „Bleibst du bei deiner Red', so bleib' ich bei meiner. Mein Haus kriegst du nicht."

„Ich will's nicht," entgegnete Hans.

„Und was will der vornehme Herr dann tun?" fragte der Alte höhnend. „Was soll aus ihm werden?"

„Ich geh' fort!" rief Hans. „Hinaus in die Welt! In dem Dorfe bin ich nur zu lang' gewesen."

„Ich halte dich nicht auf," entgegnete der Maurer. Und für sich murmelnd, setzte er hinzu: „Geh hin, woher du gekommen bist!"

Die Mutter schaute auf den Sohn mit Unwillen, mit schmerzlichem Bedauern, aber mit unvertilgbarer Liebe.

Hans hatte seine ganze Ruhe wieder erlangt. „Es scheint," sagte er, „daß wir jetzt fertig sind?"

„Wir sind fertig," erwiderte der Maurer.

„Wir sind fertig," rief die Weberin. „Ganz und gar."

„Dann wünsch' ich euch allen guten Tag," sagte Hans und ging hinaus.

Die Weberin eilte vom Hause des Schwagers ins Weiler zum Schreiner, um den Ausgang der Unterredung zu melden. Die Familie nahm den Bericht gefaßter auf, als das Weib fürchtete; sie hatte nichts mehr erwartet. Als man der Kathrine die Rede des Hans mitteilte wegen des Abbezahlens, färbten sich die mageren Wangen hochrot, die

matten Augen blitzten Verachtung und sie rief: „Es ist ein infamer Mensch! Infam aus Vornehmheit! Oh,“ setzte sie mit schauernder Stimme hinzu, „wie furchtbar bin ich gestraft!“

Das Haus des Schreiners, das man früher ein Haus des Glückes nennen konnte, war ein Haus der Trauer geworden. Die Eltern, die so freudigen Stolz empfunden hatten über ihre Tochter und ihre Verbindung mit dem Kohlbauern — über die angesehene „Freundschaft“, welche die ihrige werden sollte — sie gingen jetzt gedrückt, verlegen, tief gedemütigt umher. Der Schreiner machte keine seiner scherzhaften Bemerkungen mehr, die sonst wenigstens seine gute Laune bezeugt hatten. Sein feines Gesicht wurde schmäler und verlor an Farbe; sein ganzes Wesen drückte tiefes Herzeleid aus.

An einem Samstag im Dezember war nach längerer trüber Witterung ein Sturm über das Land gegangen; nachmittags trat Ruhe ein, und endlich kam sogar die Sonne wieder hervor. Ihre Strahlen fielen nicht in die Stube unserer Leute, aber man sah den Schein am Nachbarhause, und dieser schon reichte hin, die Seelen zu sänftigen und ergebener zu stimmen.

Auf dem Lehnstuhl neben dem Ofen saß Kathrine. Sie hatte ihn in einer Anwandlung von Schwäche aufgesucht, aber sich wieder erholt, und sah nun, das Haupt auf die Rechte gestützt, in Gedanken vor sich hin. Die Mutter kam herein, setzte sich auf einen Stuhl vor sie und betrachtete sie eine Zeitlang prüfend. „Bist du soweit, daß man dir etwas sagen kann?“ fragte sie.

Kathrine erhob den Kopf. Mit einem mehr geduldigen als bitteren Lächeln erwiderte sie: „Ich kann alles hören.“

„Der Hans,“ versetzte die Mutter, „macht wirklich Anstalt fortzugehen. Sein Vater hat schon das Geld zusammengebracht, mit dem er abgefunden wird.“

„Glück auf die Reise,“ hauchte Kathrine.

Die Schreinerin warf einen tief betrübten Blick auf sie. „Was soll aber mit dir geschehen?“ rief sie. „Was willst du tun?“

„Meinen Fehler büßen!“ erwiderte die Tochter.

Der bedauernde Blick, mit welchem die Mutter sie hierauf ansah, enthielt auch einen Widerspruch.

Jene fuhr mit sanfter Stimme fort: „Ich will nichts mehr von der Welt. Ich hab' nur zu viel von ihr gehabt — jetzt verlang' ich nichts mehr!“

„Geh,“ sagte die Mutter, „du red'st, als ob du alle Hoffnung aufgegeben hättest.“

„Das hab' ich auch wirklich, Mutter! Ich muß jetzt nur drauf denken, wie ich geduldig trage, was ich mir selbst aufgelegt hab'.“

„O Kathrine!“ rief die Mutter von Mitleid überwältigt.

„Ich tu's gern,“ entgegnete die Tochter, wie um sie zu beruhigen. „Was mich anbelangt, wünsch' ich nichts anderes. Nur um dich, Mutter,“ fuhr sie nach einem Blicke auf sie mit rührender Herzlichkeit fort, „um dich tut's mir leid. Du hast das nicht um mich verdient. Du hast mich erzogen und hast mir ein gutes Beispiel gegeben, du hättest verlangen können, daß ich dir Ehre mache und daß du Freud' erlebest an mir. Und ich hab' dir Kummer gemacht und Schande! Du hast keine Schuld, du hast mich gewarnt — aber ich hab' dir nicht gefolgt!“ Sie ergriff die Hände der Mutter, Tränen stürzten aus ihren Augen. „Verzeih mir, gute Mutter! Verzeih mir! Weiter verlang' ich nichts mehr auf der Welt!“ Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter reden.

Die Frau weinte. „Du bist kein schlechtes Mädchen!“ rief sie mit aller Liebe und allem Leid. „Du bist ein gutes Kind, das man nur betrogen hat. Um dich ist's schade — jammerschade!“

Die Tochter drückte mit einem Blick durch Tränen den Dank ihres Herzens aus und preßte der Alten die Hände. Dann sagte sie: „Ich ergebe mich drein. Im Unglück ist auch ein Glück. Wenn's einem gut geht, da meint man Wunder wie gut man ist und wieviel besser als die andern! Man lebt in einer Einbildung, wo man von sich selber gar keine Ahnung hat! Aber wenn das Unglück kommt, dann gehen einem die Augen auf; dann sieht man, was an

einem ist; man hält sich nicht mehr für besser, man erkennt seine Elendigkeit und Armseligkeit — und das ist ein Gewinn! — Den Vorteil," setzte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „hab' ich jetzt — in Hülle und Fülle!"

Die Mutter nickte beistimmend; ihre Miene drückte aber auch einen Vorwurf, ein Bedenken aus. „Es ist gut," entgegnete sie, „wenn man erkennt, daß man gefehlt hat; aber man darf's nicht übertreiben. Man soll nicht verzweifeln — damit begeht man nur ein neues Unrecht — sondern schauen soll man, wie man seinen Fehler wieder gutmachen, sein Leben wieder neu einrichten kann! — Es ist gar viel möglich auf der Welt, Kathrine; glaub das mir — ich weiß es besser!"

Die Tochter schüttelte langsam den Kopf. „Ich hab' den besten Menschen haben können — und hab' den schlechtesten vorgezogen! Ich hab's geahnt, ja ich hab's vorher gewußt, wie's gehen wird, und hab's doch getan! Es ist nicht die Verführung gewesen, die schuld daran geworden ist; hätt' ich deinem Rat gefolgt und meinem eigenen Gewissen, er hätt' nichts ausrichten können gegen mich. Aber ich hab's gewollt — und nun hab' ich meine Strafe. Das Leben ist mir eine Last," setzte sie nach kurzem Innehalten hinzu, „sterben möcht' ich, sterben und wegkommen von dieser Welt!"

„Red nicht so!" rief die Mutter. „Das ist gottvergessen!"

„Ich glaub' doch nicht," entgegnete die Tochter mit sanftem Widerspruch. „Was ist denn am Leben? Ich hab's gewiß gut gehabt und manche haben mich beneidet um das, was ich gewesen bin und gehabt hab'! Und alles, alles ist vergangen in einem Augenblick, wie wenn man die Hand umdreht! Sehr stolz bin ich darauf gewesen und hab' gemeint, es gäbe nichts Besseres und Herrlicheres — aber es ist nichts gewesen — und jetzt ist's gar nichts!"

Die Mutter schwieg. Sie fühlte, daß in solcher Gemütslage Reden keine Wirkung tun können.

Der goldene Schein am Nachbarhaus war geschwunden — die Sonne hinter Wolken getreten. Ein ödes, graues Licht

erfüllte die Stube. Rings herrschte tiefe Stille; man hörte nichts als das langsame Ticken der großen Wanduhr.

Da ertönten Tritte vom Haustennen, die Tür ging auf und eine bekannte Gestalt trat herein. Mutter und Tochter fuhren empor und richteten starre Blicke auf den Ankömmling. „Heinrich!" rief jene; „Heinrich — du kommst zu uns?" — Kathrine bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Es war in der Tat unser Bursche.

Langsam trat er vor und sagte: „Ich weiß wohl, ich hab' hier eigentlich nichts mehr zu suchen. Aber es hat doch eine Zeit gegeben, wo ich willkommen gewesen bin, und da hab' ich gemeint, einmal könnt' ich noch hergehen!"

„Du bist immer willkommen," erwiderte die Schreinerin mit dem Tone verlegener Ergebung. „Sei so gut und setz dich!"

Heinrich überhörte die Aufforderung und blieb stehen.

Mutter und Tochter sahen ihn an; Kathrine nickte mit dem Ausdruck schmerzlichen Begreifens.

Er war nicht weniger verwandelt als sie. Das Gesicht war gebleicht und abgemagert; die Züge hatten eine schneidende Schärfe erhalten. Sein Mund drückte eine Bitterkeit aus, die stehend geworden zu sein schien. Wie ruhig sein Auftreten war und wie gelassen seine Rede, die Schreinerin, nachdem sie ihn beobachtet hatte, sagte zu sich: „Es ist etwas Böses in dieser Miene."

Heinrich, nachdem er schweigend gestanden hatte, sagte: „Ich will ehrlich sein gegen euch! Ich bin gekommen, um zu hören, ob's wahr ist, was man sagt. Haben die Leute recht," fuhr er zu Kathrine fort, „hat der schlechte Mensch dich angeführt und läßt sich jetzt nicht mehr sehen?"

„Sie haben recht," murmelte Kathrine.

Der Bursch erwiderte: „Er hat sein Meisterstück gemacht!"

Kathrine lächelte bitter. Auf die Rede eingehend, sagte sie: „Er wird sich auch gewiß etwas darauf einbilden — ich bin's fest überzeugt!"

Heinrich nickte. „Er kann sich auch was drauf ein-

bilden," sagte er. „Viel ist ihm gelungen! Wenn man sich vorstellt, was er zustande gebracht hat in der kurzen Zeit und wie er alles auf einmal umgedreht hat, man kann wohl darüber staunen!"

Die Mutter eilte, der Tochter beizustehen. „Gerade dem Bösen gehen seine Anschläge durch!" rief sie.

Kathrine zuckte die Achseln. „Natürlich," versetzte sie, „wenn er Leute findet, die's ihm leicht machen!"

Der Bursch sah das Mädchen an mit einem Blick mehr des Mitleids als der Verachtung. „Er hat auch Glück gehabt bei der Sach'," fuhr er dann fort, „sonst hätt' er's doch nicht hinausgeführt! Ich wunder' mich auch nicht so gar arg darüber! Die Geschichte ist gegangen, Schlag auf Schlag, grad' als ob sie so hätt' gehen müssen! Aber darüber wunder' ich mich nun doch, daß er jetzt wegbleiben kann. Ich hab' ihm viel zugetraut, denn ich kenn' ihn ja von Jugend auf; aber in dem Stück hat er meine Erwartung übertroffen! — Weiß er alles?"

„Er weiß alles," flüsterte das Mädchen.

Die Faust Heinrichs ballte sich, das bleiche Gesicht wurde rot und erhielt einen erschreckenden Ausdruck! „Schurke," rief er. „Infamer, niederträchtiger Schurke! — An dem hat der Teufel ein übriges getan und kann seine Freude dran haben! — Wegbleiben und tun, als ob nichts vorgefallen wär'! Mir nichts, dir nichts alles von sich schütteln —"

Kathrine, mit dem Ausdruck bitterer Ironie, machte eine Bewegung der Einsprache. „Du darfst ihm doch auch nicht zuviel tun," sagte sie. „Ganz will er seine Hand nicht abziehen von mir! Er ist großmütig! Er will bezahlen — er will so hoch gehen als er kann! Das hat er uns durch seine Base sagen lassen!"

Der Bursch antwortete mit einem Hohnlachen. „Jammervoller Bettelstolz!" rief er. „Schlechtigkeit, Hoffart und eine Unverschämtheit, die bis an die Wolken reicht!"

Ein tiefes Schweigen folgte. Dann sagte die Mutter: „Gottlob, mit nächstem werden wir ihn los sein! Er geht fort — in die weite Welt!"

„Fort!“ rief Heinrich. „Auch das ist wahr?“

„Es ist ausgemacht. In wenigen Tagen geht er weg.“

„Und das leidet man?“

„Wer will's hindern?“ fragte die Mutter.

„Wer's hinderte,“ rief Kathrine, „der tät' mir das größte Leid an! — So hab' ich wenigstens noch ein Glück auf der Welt: daß ich ihn nicht mehr seh'!“

Heinrich schaute das ehemals geliebte, das noch vor kurzem so sehr gepriesene, schöne und stolze Mädchen an — seine Augen wurden feucht. „Du bist sehr genügsam worden, Kathrine!“ sagte er dann. „Sieh, sieh, wie hast du dich verwandelt! Früher ist dir nichts gut genug gewesen — und jetzt ist dir alles recht!“

„Eben weil mir früher nichts gut genug gewesen ist,“ erwiderte sie, „darum ist mir jetzt alles recht!“

„Ja, ja,“ sagte der Bursch, „unrecht hast du nicht! Du hast dir dein Leben selber verdorben, und mußt's nun annehmen, wie es ist! Aber es ist dabei doch sonderbar gegangen, recht als ob's der Teufel gemacht hätt'; und wenn ich's überleg' — alle Schuld kann ich nicht auf dich werfen —“

„Du bist eben gut, Heinrich,“ erwiderte Kathrine mit wankender Stimme, „auch jetzt noch! Aber ich kann mich nicht entschuldigen und ich will's nicht! Ich hab' schändlich gehandelt gegen dich! Ich bin dir gut gewesen, Heinrich, von Herzen gut, und hätte dieser Mensch nicht existiert, ich wär' das beste Weib geworden für dich! Aber was hat mich verführt? Eitelkeit und Hoffart! Weil der, vor dem sich alle gefürchtet haben, mir zu Gefallen gegangen ist und ich mit ihm hab' tun können, was ich wollte, das hat mich um den Verstand gebracht. Ich hab' geglaubt, bei mir müßt' er anders werden, ein guter Mensch, ein wahres Muster von einem Mann — und ich hab' mir schon im voraus was eingebildet darauf. Ich bin ein dummes, einfältiges Ding gewesen! Für die Sachen, die allein was wert sind, hab' ich gar keine Augen mehr gehabt, immer hab' ich ausgeschaut nach dem, was meinem Stolz wohlgetan hat: und so hab' ich jetzt, was mir gehört! Es

geschieht mir nicht zu hart — durchaus nicht! Alles hat so kommen müssen, wie's gekommen ist; nichts hat ausbleiben dürfen — es wär' schade darum gewesen."

Der Bursche betrachtete die im Eifer der Selbstverurteilung rot Gewordene und machte eine Bewegung, die Bedauern, aber freilich auch Geringschätzung ausdrückte. „Arme Weibsbilder!" rief er. „Ich seh' jetzt wohl, wie es gegangen ist; und wenn ich dich nicht entschuldigen kann, so kann ich dich wenigstens beklagen. Ich hab' mich," fuhr er mit bitterem Lächeln fort, „eben auch nicht weiter strecken können, als es gelangt hat. 's hat jeder sein Maß — darüber hinaus kann er nicht! — Lassen wir's gut sein. Jetzt ist's einmal so — und so müssen wir's annehmen."

Er ging in der Stube auf und ab, in seine Gedanken verloren. Dann stellte er sich wieder vor Kathrine und sagte: „Wir sind beide um unser Lebensglück betrogen; denn nur ganz leichtsinnige und gemeine Menschen könnten jetzt tun, als ob nichts geschehen wär', und zu denen gehören wir nicht. Mit uns zweien ist's aus — wir haben nichts mehr zu hoffen für diese Welt!"

„Ich wenigstens nicht!" versetzte das Mädchen.

Heinrich schaute sie an. „'s ist gut," sagte er, „daß du das einsiehst; und doch — 's ist schade um dich, Kathrine; das kann ich dir noch sagen, und ich will's nicht bei mir behalten!"

Das Mädchen senkte den Kopf, die Mutter verriet durch einen tiefen Seufzer ihr ganzes Leid.

Die Züge Heinrichs gewannen einen bösen Ausdruck. „Und der Mensch," rief er, „der uns dahin gebracht hat, soll leer ausgehen? Er soll fortkönnen und über uns lachen und neue Streiche vollführen?"

„Er mag tun, was er will," versetzte Kathrine. „Je weiter er von mir ist, je lieber ist's mir."

Jener betrachtete sie. „Bist du denn aber gar nicht bös auf ihn?" rief er. „Fühlst du gar keinen Zorn gegen ihn in dir?"

„Auch ihn wird die Strafe treffen, die er verdient hat," entgegnete Kathrine. „Sie wird nicht ausbleiben!"

„Gewiß nicht,“ versetzte der Bursch. „’s gibt schon noch einen Herrgott, wenn’s auch zuweilen aussieht, als wär’ er abhanden gekommen. Aber wenn er nicht dergleichen tut, wartet er nur, und auf einmal fährt er herunter wie der Blitz! Leide was du leiden mußt, und glaub, der schamlose Mensch wird das Seine leiden! Dein Recht wird dir werden, baue fest darauf!“

„Ich überlass’ es meinem Gott,“ erwiderte Kathrine. „Daß du gekommen bist, Heinrich, und so geredet hast, das ist mir lieb und ein wahrer Trost gewesen. Du hast mir mein Unrecht vorgehalten, aber so, daß man auch dabei wieder dein gutes Herz gesehen hat. Du bleibst dir gleich, du kannst dich nicht verleugnen, und bist immer besser als andere!“ Aus ihren Augen ging ein Blick tiefer Erkenntlichkeit; sie bot ihm ihre Hand.

Heinrich tat, als ob er’s nicht bemerkte. „Ich bin ein Mensch,“ entgegnete er, „der auf das Recht hält und den’s verdrießt, wenn er das Unrecht und die Frechheit gewinnen sieht.“

Kathrine hatte den Arm sinken lassen. Sie zitterte.

„Lebt wohl miteinander,“ sagte der Bursche. „Was ich sehen wollte, das hab’ ich gesehen, und was ich wissen wollte, das weiß ich. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ wiederholte die Mutter mechanisch und geleitete ihn zur Tür.

Als sie zurückkehrte, sah sie der Tochter die Tränen aus den Augen stürzen.

„Ja, ja,“ sagte das Weib, indem sie ihr mitleidsvoll zunickte, „ich hab’s wohl gesehen — er hat deine Hand nicht genommen.“

„Ich bin ihm zu schlecht,“ rief das Mädchen, „er will nicht mehr angerührt sein von mir! — ’s ist wahr, ich bin’s auch wirklich nicht mehr wert, daß ich ihn anrühr’. Er hat ganz recht. Aber weh hat’s mir doch getan!“

Ihr Mund, ihr Busen zuckte — sie brach in lautes Schluchzen aus.

Die Mutter mit der innigsten Teilnahme rief: „Sie sind alle herzlos und hart. diese Mannsbilder! Alle ohne

Ausnahme!" Weinend trat sie zu der Tochter, faßte sie um den Hals, drückte das Haupt an ihre Brust und rief: „Wenn alle dich verlassen und kränken, tröste dich, Kathrine! Dir bleibt eine Mutter, die dich lieb hat und die mit dir aushalten wird im Unglück. Von heut' an sollst du keine unschöne Red' mehr hören in meinem Haus!"

XIII.

Es war nachmittags nach drei Uhr. Die Betstunde war vorüber, die Vesperglocke geläutet; das Dorf gab sich den weltlichen Genüssen des Feiertags hin — in behaglichem Ruhen, in vertraulichem Gespräch, in gemächlichem Spazieren. Denn auch zu diesem lud der Wintertag ein; die Sonne schien vom frühen Morgen an und die Luft war lau — sie verkündigte Regen.

In seinem Garten, der mit den gewöhnlichen Fruchtbäumen des Dorfes bestanden und mit einer Hecke umschlossen war, ging Hans auf und ab. Die Seinigen waren fort; der alte Maurer wegen einer Arbeit, die er in Akkord nehmen wollte, im nächsten Dorf, Mutter und Schwester auf Besuch — er war geblieben, das Haus zu hüten. Aber in der Stube war es ihm bald zu warm und zu eng geworden, er hatte die freiere und frischere Einsamkeit aufgesucht.

Im Garten war's auch still; aber aus der Ferne drangen in das feine Ohr des Burschen die Töne des festtäglichen Dorflebens. Er hörte die Buben vom Anger her schreien und jubeln; er hörte aus dem Wirtshause die Klänge eines alten Volksliedes, das eine Gesellschaft von „Ledigen" angestimmt hatte. Erinnerungen wachten auf in ihm. Er horchte und horchte und versank in Gedanken. Die Bilder der Vergangenheit gaukelten vor seiner Seele und eine melancholische Stimmung überkam ihm.

Hans war nicht fühllos. Das angeborene, heftig stolze Wesen und die stets befriedigte Selbstsucht hatten ihn hart gemacht, am härtesten, wo seiner Neigung, seiner Freiheit,

seinem Stolze ein Zwang geschehen sollte. Aber er konnte mehr in sich leben und unter Umständen weicher werden, als irgendeiner seiner dörflichen Kameraden.

In den letzten Tagen hatte er mit dem Dorfe abgeschlossen; alle Vorbereitungen waren getroffen, in zwei bis drei Tagen konnte er gehen. Er sehnte sich hinweg, und ihm war, als ob er jetzt erst recht anfangen könnte zu leben. Es war etwas in ihm, was leidenschaftlich nach einer anderen, weiteren Tätigkeit verlangte. Er fühlte einen Überschuß von Kraft und die Schwingen dehnten sich ihm, um ihn hinaus in eine Ferne zu tragen, die ihm alles versprach. Hierzulande hatte er mit den Dirnen geschäkert und die Burschen in die Flucht getrieben — er konnte mit seiner Kraft und seinem Geschick wohl etwas Besseres tun. Zum Soldaten war er geboren; die Büchse regierte er wie wenige, und das übrige zu lernen, war ihm Kinderspiel. Es war in der Tat ein Unglück, daß er's nicht früher hatte werden müssen; aber im Grunde schadete es nichts — er wollte das Versäumte im Fluge nachholen. Die Eltern ließ er auf dem Glauben, daß er sich mit der Kelle forthelfen werde; aber die warf er beiseite, sobald er aus dem Dorfe war, und nahm dafür das Werkzeug in die Hand, mit dem er entweder unterging oder hoch in die Höhe kam.

Das waren seine Gedanken gewesen. Jetzt, in der festtäglichen Stille, wurde seine Seele wieder ganz in die Vergangenheit gezogen. Er hatte hier im Dorf doch auch ein Leben geführt, um das ihn mancher beneiden konnte. Im Grunde hatte er nur getan, was ihm wohlgefiel. Die Mädchen waren ihm hold gewesen, die Burschen hatten ihn gefürchtet — er war Herr und Meister unter dem jungen Volke. Wenn er im Walde mit Lust ein Stück niedergelegt hatte, so konnte er den Gewinn mit Lust verjubeln. Er war lange nicht der reichste unter seinen Gesellen, aber doch der erste. Wenn er sprach, mußte der Hoffärtigste schweigen. Die schönsten Mädchen hatten ihn zärtlich geliebt; sie waren stolz auf seine Bekanntschaft und hätten ihr Glück nicht um alles hingegeben. Wenn ihm die Liebe verging

und er sich nicht mehr dazu nötigen konnte, so klagte die Verlassene zwar, aber sie tröstete sich wieder — das gehörte auch zu seinem Glück.

Die Erinnerung, welche sein vergangenes Leben an ihm vorübergehen ließ, führte ihn wieder zu dem jüngsten Erlebnis, das in mehr als einer Beziehung das ernstlichste, bedeutendste war. An ihm blieb er haften.

Und so verblendet, so ohne alle Fähigkeit, sich selbst zu richten, war er doch nicht, daß er jetzt nicht das Gefühl eines begangenen großen Unrechts gehabt hätte. Dieses kam ihm nur unvermeidlich vor und so nannte er's jetzt noch. Aber ein Druck lastete auf seiner Seele und er mußte sich über ihn erheben. „Sie wird drüber wegkommen!“ sagte er sich. „Unsre Mädchen nehmen das nicht so schwer auf. In einigen Jahren, wenn ich wiederkehre —!“

Das Geräusch der gehenden Tür machte ihn umschauen: sein Vater war in den Garten gekommen. — Hans ging ihm langsam entgegen und sagte: „Du bist schon zurück?“

„Wie du siehst,“ erwiderte der Alte.

Der Stiefsohn, über die kurze Antwort lächelnd, fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Und ihr seid einig?“

Jener, ihn von der Seite ansehend, versetzte: „Ja — wann's dich intressiert!“

„Bei der Arbeit,“ erwiderte Hans, den die Verdrossenheit des Alten nichts weniger als genierte, „werd' ich dir freilich nicht mehr helfen!“

„Ich werde mir ohne dich helfen!“

„Um so besser!“ versetzte der Sohn. — „Wann's hier niemand andtut nach mir, dann kann ich um so leichter gehen.“

Der Maurer warf ihm einen sonderbaren Blick zu. Dann sagte er: „Es wär' vielleicht gut für dich, wenn du schon fort wärst!“

„Aus was für Ursach'?“

„Der junge Kohlbauer ist wütend über dich! Er hat Reden fallen lassen —!“

Der Bursch lächelte geringschätzig. „Der Bühler!“ erwiderte er. „Soll mir der gefährlich sein?“

„Nur nicht so vornehm!“ versetzte der Alte. „Ich hab' ihn eben gesehen, auf dem Weg zum Wald 'nauf. Er sieht aus wie einer, der was im Kopf rumträgt! Und wem kann's gelten, als dir?“

Hans, nach einem Augenblick des Besinnens, zuckte die Achsel. „Der arme Kerl!“ rief er. „Sein Unglück trägt er im Kopf 'rum! — Aber Leuten von seinem Schlag geht's einmal so. Kann ich's ändern?“

„Ich wünsche,“ versetzte der Alte hartnäckig, „daß ihr zwei nicht mehr zusammenkommt!“

Hans schwieg. Er war offenbar erregt, man sah es ihm an. Nach einer Weile drückte er die Fischotterkappe aufs rechte Ohr und sagte: „B'hüt dich Gott!“

„Wo willst du hin?“ rief der Maurer.

„Ein wenig spazieren gehen! — Ich bin lang' genug daheim gewesen!“

Jener wollte noch etwas entgegnen; aber Hans war schon aus dem Garten.

Die Reden des Alten hatten auf den Burschen eine eigene Wirkung gemacht. Das Bild des jungen Bauern, dem er so großes Unrecht getan, den er so tödlich gekränkt hatte, stellte sich vor ihn mit Rachegedanken, mit dem unheimlichen, drohenden Ausdruck des Rachegefühls — und ein Schauer befiel ihn. — Die Schwäche hatte ihn überrascht; sein Stolz erhob sich augenblicklich dagegen. Er sich fürchten vor Heinrich? Er eine Scheu fühlen und froh sein, wenn er weit davon war? Verflucht! Das konnte er nicht dulden! Er mußte beweisen, daß er den Burschen geringschätzte, jetzt wie früher, — er mußte ihm ins Angesicht trotzen, dann konnte er gehen!

Das Blut — das Blut des Vaters — rührte sich in ihm und gab ihm diesen höheren und feineren Ehrgeiz ein. Und der Vorsatz, den er gefaßt — die Bilder des Hinaufkommens, an denen er sich geweidet hatte, wirkten mit!

Durch die Gasse des oberen Dorfs war er an den Fahrweg gekommen, der zum Wald emporführte, und er schlug

ihn ein. Eine Zeitlang sah er umsonst vorwärts. Endlich erblickte er den Gesuchten; aber nicht allein: er kam vom Walde her zwischen Kasper und Mathes!

Die Augen unseres Burschen waren scharf. Er bemerkte von weitem, daß Kasper eifrig in Heinrich hineinredete.

Man kam sich entgegen. Als die drei den schwarzen Hans erblickten, blieben sie einen Moment stehen und schauten auf ihn her.

„Sieh da!" rief dieser, ihnen sich nähernd, — „die drei Kamraden! Habt ihr euch ein Pläsier gemacht an dem schönen Tag?"

Auf diese mit vornehmer Leichtigkeit hingeworfene Frage antwortete Kasper: „Ein bißchen."

Heinrich hatte den Burschen mit düsterer Ruhe angestarrt. Jetzt sagte er: „Es ist gut, daß ich dich treff'!"

Hans, nach einem Blick auf ihn, erwiderte spottend: „Hast du mir was zu sagen?"

„Allerlei," versetzte Heinrich. — „Ist's wahr, daß du fort willst — in die Fremde?"

„Das weißt du noch nicht?" entgegnete Hans. „Das ist was Alt's!"

„Ich wollt's von dir selber hören!"

„Das kannst du! — Übermorgen früh pack' ich meinen Ranzen und geh' auf die Wanderschaft."

„Auf lange?"

„Wenn's mir nachgeht, komm' ich gar nicht wieder. Ich hab' das Leben bei euch hier satt! — Nehmt mir's nicht übel!"

Heinrich schwieg einen Moment. „Dann," fuhr er fort, „hab' ich dir nur noch etwas zu sagen."

„Alles Glück auf die Reise?" entgegnete jener herausfordernd.

„Nein," versetzte Heinrich. „Daß du ein schlechter Kerl bist!"

Dies war mit einer Ruhe und einem Nachdruck der Verachtung gesagt, daß Hans, obwohl er etwas Ähnliches erwartet hatte, doch einigermaßen seine Haltung verlor. Aber sogleich faßte er sich, richtete er sich zu seiner ganzen

Höhe auf, schaute auf den Burschen, welcher sich das gegen ihn herausgenommen, seinerseits mit vollkommener Geringschätzung herunter und rief: „Bist du verrückt?"

Heinrich zuckte die Achsel. „Weil ich die Wahrheit sag'?"

„Weil du frech bist," entgegnete Hans. „Du — gegen mich! — Aber," fuhr er mit einem Ausdruck beleidigenden Mitleids fort, „dir muß man jetzt was nachsehen! Jeder hilft sich eben, wie er kann!"

Heinrich lächelte. „Es ist doch nichts kurioser," erwiderte er, „als wenn ein miserabler Mensch den Vornehmen spielt! Ein Schuft sein und den großen Herrn machen wollen — es ist gar zu dumm! — Aber so sind sie!"

Aus den Augen des Beschimpften gingen Blitze der Wut. Mit einem Fluch holte er aus, um den Beleidiger ins Gesicht zu schlagen.

Heinrich, mit rasch erhobenem Arm, fing den Schlag auf und erwiderte ihn. Hans, rasend, warf sich auf den Gegner, umklammerte ihn und riß ihn an sich. Nun war's um den Wackeren geschehen, wenn er keine Hilfe fand. Aber die Kameraden standen ihm bei, sie hängten sich an den Wütenden, und nach einigen Stößen und Schlägen, die sie von ihm erhielten, kam ihnen der Zorn zum rechten Ernst.

Der eine und die drei — alle leisteten, was sie konnten; das Ende war aber diesmal, daß der eine von den dreien überwältigt und zu Boden geworfen wurde.

Der Bursch, der nicht gewohnt war, zu verlieren, tobte; aber er lag auf dem Rücken und die Gegner hatten sich über ihn geworfen: alle seine Anstrengungen, wieder aufzukommen, blieben erfolglos. Endlich schien er zu ermatten; er ließ die Arme sinken und die Sieger gewähren. Nachdem aber so eine Minute vergangen war, stieß Heinrich, der mitten auf ihm lag, einen Schrei aus. Hans hatte mit der Rechten sein Messer aus der Tasche gezogen und es ihm von der Seite in die Brust gestoßen.

„Halunk'!" rief der Verwundete und packte die Hand, die das Messer hielt. Kasper, zufahrend, umklammerte mit seinen Händen den Arm des Hans und drückte ihn nieder. Heinrich langte mit der Rechten an seine Wunde. „Es ist

nichts," rief er den Kameraden zu, „er hat schlecht gestoßen!" Und den Blick auf Hans gerichtet, fuhr er fort: „So willst du dir helfen, Bandit? Aber ich bin auch versehen, und gut versehen, und ich hoff', ich werd's besser machen!" Damit hatte er sein Messer aus der Tasche gezogen und stieß es dem Liegenden mit aller Kraft bis ans Heft in die Brust.

Der Getroffene, nach einem Ruf des Schmerzes und der Wut, machte nochmal einen Versuch aufzukommen; aber er war zu Tode getroffen; — er sank zurück, besinnungslos.

„Um Gottes willen," rief Kasper. „Du hast ihn totgestochen!"

Heinrich, das ausgezogene blutige Messer in der Rechten, schaute auf den gefällten Feind mit feierlichem Ernst. „Ein solches Ende," sagte er, „ist ihm oftmals prophezeit worden, und jetzt ist's eingetroffen. Unser Herrgott hat gewollt, daß ich ihn strafen sollte für die Schandtaten, die er getan hat; und ich dank' ihm dafür. — Was das Gericht mit mir anfängt, das ist die Sache des Gerichts. Ich für meine Person bin ruhig." Und indem er die Hand wieder an seine eigene blutende Wunde legte, fuhr er fort: „Es hätt' auch anders gehen können! Aber es gibt noch einen Gott!"

„Schaut," rief Kasper auf Hans deutend; „er rührt sich! Er kommt wieder zu sich!"

In der Tat öffnete Hans die Augen, starrte die drei einen Moment an, nickte, als ob er sich auf das Vorgefallene besönne, und suchte sich aufzurichten. Von Mathes und Kasper unterstützt, erhob er den Oberkörper; und als ob sein Wesen sich plötzlich verändert hätte, die Miene ohne Groll und nur mit einem gewissen spöttischen Zug um den Mund, absatzweise, sprach er: „Ich sing' am letzten G'setz! — Für diese Welt ist der Spaß vorbei! — Heinrich, du bist doch ein andrer Kerl, als ich gedacht hab'! Du hast mir den Treff' gegeben — gründlich! — Aber ohne Ursach' hast du's nicht getan! — Verwünscht! Jetzt ist's aus mit meinen Plänen! Aus, aus! — Aber einerlei! Wenn ich sterben muß, kann ich auch sterben."

„Hans," rief Heinrich, der vor ihm stand, „Strafe muß sein! Lange bleibt sie aus — auf einmal kommt sie. Denk, was du getan hast!"

Der Bursch, mit einem schmerzlichen Lächeln, das nicht ohne Humor war, entgegnete: „Widersprechen ist schwer — ich muß dir schon beistimmen!" — Nach einer Weile, mit Mühe, fuhr er fort: „Sagt der Kathrine — es tät mir leid! — die — die kann sich über mich beklagen! Aber von allen, die ich gekannt hab'" —

Weiter konnte er nicht reden. Die Züge hatten sich entstellt, die Zunge versagte den Dienst und er begann zu murmeln. Nach einem tiefen Seufzer senkte er den Kopf. Er war eine Leiche.

Heinrich sah ihn an. „Da liegt er nun," rief er mit einer eigenen Mischung von Trauer und Genugtuung, „und hin ist alle seine Herrlichkeit! Schad' ist's um ihn; er war ein ganzer Bursch — und auch was Gut's hat in ihm gesteckt! Aber er hat weggemußt von der Welt — er hat's gar zu frech getrieben!"

Eine Stille trat ein. Dann sagte Kasper: „Was fangen wir nun an?"

„Tragt ihn auf den Brachacker da 'nüber!" versetzte Heinrich. „Du, Mathes, bleibst hier bei der Leiche. Der Kasper und ich gehen ins Dorf und machen die Anzeig'." —

Auf dem Weg sagte Kasper zu Heinrich mit Bedeutung: „Es ist nicht nötig gewesen, daß du ihn aufgesucht hast!" —

„Es ist besser gegangen," versetzte Heinrich, „als ich's im Sinn gehabt hab'! Gott verzeih mir die Sünde — aber mir ist ein Zentnerstein vom Herzen gefallen! Jetzt kann ich wieder anfangen zu leben!"

Die Kunde von dem Tode des schwarzen Hans brachte im Dorfe eine ungeheure Wirkung hervor. Der Hans unterlegen, der Hans von Heinrich erstochen — man konnte kaum dran glauben! Aber das Endurteil war allenthalben: „Es ist ihm recht geschehen!"

In das Haus des Schreiners kam zuerst nur die

Meldung, Heinrich habe den Hans umgebracht und ein Scherge habe ihn ins Gericht abgeführt. Kathrine, durch die schreckliche Nachricht an ihre Schuld erinnert, saß wie ein Marmorbild; dann schaute sie umher, als ob ihre Seele gestört wäre, wurde bleich und bleicher und drohte zu sinken. Man mußte sie zu Bette bringen.

Die Erzählung des Kasper, der noch am selben Abend ins Haus kam, übte eine beruhigende, ja, mitten in ihrem Leid, wohltuende Wirkung auf sie. Heinrich war kein Mörder — man mußte ihn wieder in Freiheit setzen! Hans aber hatte sein Unrecht gegen sie eingesehen und im Sterben ihrer mit Ehren gedacht!

Sie erinnerte sich der vergangenen Zeiten, Tränen füllten ihre Augen. Der Bitterkeit derselben war eine Süßigkeit beigemischt — und die Ruhe der Ergebung kam über ihre Seele.

Ihre Lebenstage waren aber gezählt. Eine hitzige Krankheit hatte sie befallen und die geschwächte Natur konnte das Übel nicht bestehen. Zehn Tage später begrub man sie. —

In das Haus der Kohlbäuerin kehrte nach schreckensvollen Aufregungen die Ruhe, ja zuletzt auch das Glück wieder.

Heinrich, indem er einen Gegner niederstieß, der mit seinem Messer nach ihm gestochen und dies wiederholen konnte, hatte Notwehr geübt! Zu seinen Gunsten sprach alles, was man über ihn in Erfahrung bringen konnte, und wenige Wochen nach der Tat gab das Gericht ihn frei.

Heimgekehrt widmete er sich mit stillem Ernst seinen Geschäften. Er lebte zurückgezogen und verkehrte fast nur mit den zwei Kameraden, die sich in seine Geschicke so eng verflochten hatten. Im Dorf behandelte man ihn mit einer eigentümlichen Achtung. Auch dem übermütigsten Burschen wäre es nicht mehr eingefallen, seinen Scherz mit ihm treiben zu wollen; im Gegenteil, wenn so einer ihn traf, grüßte er ihn mit ehrbarem Ernst und ging vorüber.

Heinrich, als er zum erstenmal diese Wahrnehmung machte, lächelte, nicht ohne eine tiefe Befriedigung. „Es ist wirklich kein Schade," sagte er sich, „'s ist ein Nutzen

dabei!" — Ihm gediehen die tragischen Erlebnisse zum Segen. Sie vertieften seine Seele, gaben ihm mehr Selbstgefühl, mehr festen Sinn, und er hielt den Seinen mehr, als er versprochen hatte.

Wird man ihm das mißgönnen? Er hatte viel Herzeleid erduldet, um dahin zu gelangen!

Drei Jahre gingen hin. Die Zeit übte auf den Burschen ihren ganzen versöhnenden Einfluß. Als ihn seine Mutter und seine Freunde endlich ermahnten, sich zu verheiraten, stimmte er ihren Gründen bei und folgte ihnen. Man hatte ihm eine entfernte Verwandte aus dem obern Ries angetragen, die gesund, munter, geschickt und sehr wacker, aber allerdings nicht gerade schön sei. „Gottlob!" rief er, als die letzte Bezeichnung heraus war. „Die will ich mir anschauen, das wird die Rechte sein. Von dem Wunsch, die Schönste zum Weib zu haben, bin ich geheilt!" — In seinen Gedanken setzte er aber hinzu: „Arme Kathrine, — vergessen werd' ich dich doch niemals!"

Die Heirat kam zustande und unser Freund führte mit seinem Weib ein ruhiges, zufriedenes Dasein.

Georg.

I.

An einem schönen Septembersonntag gingen drei Mädchen auf dem östlichen Fußweg hinter den Gärten ihres Dorfes spazieren. Eben verhallte die Vesperglocke und das nahegelegene Wallerstein glänzte im goldenen Schein der sich neigenden Sonne. Die Felder waren leer und der Blick in die Weite ging über Stoppeln. Es ist unnötig zu sagen,

daß dies in unseren Bauernmädchen keineswegs melancholische Empfindungen anregte. Der Sommer ist recht schön, und eine rüstige Dirne scheut nicht die heißen Arbeiten, die er bringt; aber die angenehmste Jahreszeit für das Landvolk ist der Herbst, wo die Haupternten vorbei und die noch übrigen ein Spiel sind; wo das Kirchweihfest winkt und der Tanz um die Linde; wo auch schon die Ruhe des Winters und die warme Spinnstube reizende Vorstellungen wären, wenn dörfliche Gemüter so weit hinauszudenken pflegten.

Unsere Dirnen schritten behaglich weiter. Söldnerstöchter und Nachbarskinder, von gleichem Jahrgang, hielten sie treue Freundschaft und teilten Erholungen und Lustbarkeiten. Um sie vergnügt zu machen, bedurfte es nicht großer Anstalten, denn die Quelle der Zufriedenheit floß in ihnen selber. Wovon sie gerade sprachen? Mochte der Gegenstand sein, welcher er wollte, er hatte für sie großes Interesse. Die Augen glänzten, die Lippen „schmohzten", glücklich und schelmisch, und die Schlanke mit den hellbraunen Haaren, die in der Mitte ging, wurde ein bißchen rot. An der Grenze der letzten Gartenhecke angekommen, machten sie kehrt, um dann in ihrem Diskurs fortzufahren; aber plötzlich erhielten ihre Gedanken eine andere Richtung. Ein Bursch kam ihnen entgegen, der sie aufschauen machte und ihren Blicken ein festes Ziel blieb. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt und sein ganzes Wesen — Miene, Gang und Gewandung — verrieten einen der feinsten und hervorstechendsten „Ledigen" des Dorfs. Als er den Mädchen nahe kam, lächelte er freundlich und grüßte sie mit einer Traulichkeit, welche nicht ganz ohne Herablassung war, um seinen Weg fortzusetzen, der ihn nach Wallerstein führte.

Alle drei hatten ihm nachgesehen. Dann sagte die Schlanke: „Jetzt will ich nur sehen, welche den noch davonreißt!"

Die kleine Schwarzbraune, die ihr zur Linken ging, lächelte mit einer Miene, als ob sie einen nicht unebenen Spaß zu machen im Begriff stände. „Du nicht!" rief sie.

„Und du auch nicht," entgegnete jene mit Behagen.

„Ja, ja," fuhr sie fort, „da tät' uns das Maul sauber bleiben, wenn er auch nicht der einzige Sohn des Haselbauern wäre! — Aber neugierig darf man am Ende doch sein!"

„Die Marev' (Maria Eva) läßt ihn nimmer aus," rief die Blonde auf der rechten Seite mit dem Ton des Gewißwissens.

„Die plagt sich umsonst, nach meiner Meinung," versetzte die Schlanke. „Sie ist ja älter wie er!"

„Ein Jährle! Aber sie ist das einzige Kind, wie er! — Die Haselbäurin will die beiden Höfe zusammenkriegen!"

„Er mag sie nicht; — sag, ich hab's g'sagt!"

„Glaubst du, deine Nachbarin, die Annamarget (Anna Margreta) hat mehr Aussicht?"

„Mit der würde er wenigstens besser hausen!" versetzte jene. „Das ist ein gutes Mädchen, und sie trägt ihn im Herzen schon von der Schul' her. Aber daß er an sie denkt, hab' ich grad' noch nicht bemerken können!"

„Nun," sagte die Blonde, „dann muß er sich eben auswärts umsehen; denn im Dorf haben wir außer den zweien keine mehr, die für ihn paßt!"

„Wenn's nicht du bist, meine liebe Burg!" rief die Schwarzbraune.

Die Burg (Walpurg) lachte. „Jetzt muß ich auch noch dran!" versetzte sie. „Nun, am Ende, wozu hat eine von uns den Hansjörg nötig? Wir haben ja, was wir brauchen!"

Die Erinnerung an diese tröstliche Tatsache machte alle Mienen vergnügt. „Nun ja," sagte die Schlanke, „darum reden wir auch nur davon!" —

An jedem Orte, wie klein oder groß er sei, beschäftigen sich die Leute nicht nur mit ihren eigenen Angelegenheiten, sondern auch mit denen der Vornehmsten unter ihnen. Und der Bursch, der unsere wohlversorgten Söldnerstöchter interessierte, war nicht bloß, nach ländlicher Anschauung, vornehm, er war überhaupt ein ungewöhnlicher junger Mensch, der auch andern, die ihn näher kennen lernten, Teilnahme einflößte.

Um ihn zu charakterisieren, müssen wir einen Blick auf die Zeit und den Ort werfen, in denen er aufwuchs.

Das Dorf, worin er in den achtziger Jahren das Licht der Welt erblickte, lag in nächster Nähe von Wallerstein. Dieser Marktflecken war am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts noch eine Residenz mit allem Glanz einer ständigen Hofhaltung. Da gab es Kavaliere und Verwaltungsbeamte, Forstleute, Jäger und Diener aller Art in mehr als hinreichender Anzahl, und vornehme Gäste aus der Nähe und Ferne belebten die Unterhaltungen im fürstlichen Schlosse. Das Haupt des regierenden Fürsten war im oberen Ries (denn im unteren rivalisierte die ältere Linie zu Öttingen!) von aller Poesie weltlicher Herrlichkeit umleuchtet, und auch die Sonderbarkeiten desselben erschienen darin sehr bedeutsam. Man glaubte damals noch an die unvergleichliche Hoheit des Standes; die Rieser hatten einen größeren Herrn nicht in der Nähe, und in die Ferne waren die Blicke noch nicht gerichtet. Was man nun auch dagegen sagen mag, die Zustände in der letzten Zeit des deutschen Reiches hatten ihre schönere Seite. In dem Verhältnis zwischen Herrschaft und „Untertanen" lag hier in der Tat etwas Patriarchalisches. Das Volk nahm an den Geschicken des regierenden Hauses den persönlichsten Anteil, genoß die öffentlichen Vergnügungen mit und die gelegentliche Entfaltung des Hofprunkes. Die „Herrschaft" kümmerte sich dagegen um die häuslichen Angelegenheiten des Volkes, wenn sie sich irgend bemerklich machten. Da der Sinn noch nicht durch Tagesblätter aufs Allgemeine gelenkt war, interessierte sich der Mensch um so mehr für den Menschen, und die fürstlichen Damen verschmähten es nicht, ihren Unterhaltungsstoff auch aus Bürgers- und Bauernhäusern zu beziehen, wo sich, für die damaligen Ansprüche, Merkwürdiges und Ergötzliches genug begeben konnte. Die Einkünfte des Fürstentums blieben zumeist im Lande, machten die tätigen Bewohner der Residenz wohlhabend und flossen auch einigermaßen wieder ins Landvolk zurück. Bedenkt man, daß in jenen Tagen die Volksbräuche noch in Blüte standen und die Dorffeste dem Auge Schauspiele

darboten, woran man gläubig und freudig hing, — daß Hohe und Niedere ungleich mehr dem Genusse des Augenblicks hingegeben waren, so wird man begreifen, daß alle Bessergestellten noch lange von der guten alten Zeit sprachen, wo es eben viel lustiger gewesen sei, als gegenwärtig.

Einer eigentümlichen und außergewöhnlichen Aufmerksamkeit von seiten des Fürsten und seiner Familie erfreute sich der Vater unseres Hansjörg, der Haselbauer. Als mehrjähriger Ortsvorsteher genoß derselbe in der Gemeinde Ansehen und hatte die genaueste Kenntnis von ihren Zuständen. Er war in seiner Art gebildet, las in Mußestunden Bücher und verfaßte selber geistliche und weltliche Gedichte, womit er seine Familie erbaute und ergötzte. Wenn der regierende Herr nun durch den Ort ritt, versäumte er fast nie, den Unterrichteten herbeizurufen, damit er, neben ihm gehend, ihm die jüngsten Begebnisse in Dorf und Umgegend mitteilte. Der Bauer tat dies auf eine Weise, die dem Herrn immer wieder schmackhaft erschien. Er war ein natürlicher Hofmann und gebot nicht nur über den erforderlichen Eifer und die nötige Gewandtheit, sondern auch über eine ausgiebige Quelle satirischen Humors, womit er an sich unbedeutende Geschichtchen zu würzen verstand. So blieb er immer in der Gnade und hatte davon manchen Vorteil.

Erwähnen wir noch, daß der Haselbauer wohlhabend war, seinen ansehnlichen Hof nicht nur frei, sondern auch noch Geld am Zins hatte, so wird man es begreiflich finden, daß sein Sohn, der begabte Johann Georg, als Dorfkind einen ungewöhnlichen Anstrich erhielt. Der Vater sorgte nicht nur selbst für eine bessere Erziehung, als sie auf dem Lande vorzukommen pflegt, er ließ auch den Unterricht, den der Knabe im Dorf haben konnte, durch Privatstunden in Wallerstein ergänzen. Die Gunst, welche die „Herrschaft“ dem Vater zuwendete, kam auch dem Sohn zugute. Der Haselbauer mußte diesen einmal aufs Schloß bringen, und hier scherzte die Durchlaucht mit dem Knaben und beschenkte ihn mit einem Goldstück. Die fürstlichen Damen hielten später auf einer Spazierfahrt im Dorf an, ließen sich das

„Hansjörgle“ kommen, machten den Schüchternen durch Leckereien, die sie ihm zu verspeisen gaben, zutraulich, brachten ihn zum Reden und ergötzten sich an den naiven Antworten des endlich Erkeckten. — Alles das blieb auf die Phantasie und auch auf das Selbstgefühl des Knaben nicht ohne Wirkung.

Ein eigener Quell von Belehrung und Bildung floß dem Heranwachsenden im Umgang mit einer jungen Verwandten, der einzigen Tochter eines wohlgestellten Hofhandwerkers in Wallerstein. Das hübsche, lebhafte, gescheite Mädchen hatte ein Verhältnis mit dem Hauslehrer einer protestantischen adeligen Familie der Residenz; aber das hinderte sie nicht, in treuer Freundschaft dem strebsamen jungen Vetter entgegenzukommen, der ihres Rates bedurfte und sie mehr und mehr zu seiner Vertrauten machte.

Auch diesmal wanderte er dem Marktflecken zu, um der Freundin eine Forderung mitzuteilen, welche seine Eltern an ihn gestellt hatten. Er fühlte sich in einer eigentümlichen Klemme — wußte nicht recht, was er auf die Zumutung antworten sollte, und wollte hören, was die Unbefangene darüber dachte. In dem stattlichen Hause angekommen, vernahm er mit großer Beruhigung, daß die Sophie daheim und allein wäre.

Der Eintretende wurde von dem blühenden Mädchen mit offenem Vergnügen empfangen. „Grüß dich Gott, lieb's Vetterle,“ rief sie, indem sie ihn bei den Händen faßte. „Was bringst du Neues?“

Der Jüngling schwieg. Dann mit einem Seufzer erwiderte er: „Nicht viel Gut's!“

Sophie machte keine sehr gläubige Miene. „Das wird wieder was Recht's sein!“ entgegnete sie. „Nun?“

„In acht Tagen,“ versetzte der Bursch, „ist unsre Kirchweih!“

„Ei ja!“ rief Sophie. „Aber das Unglück?“

„Meine Mutter verlangt, daß ich die Marev' zur Kirchweih führen soll. Sie ist ganz versessen darauf! Wenn ich's nicht tue, krieg' ich von ihr und von meinem Vater kein freundliches Gesicht mehr.“

Das Mädchen hatte sich vor ihn gestellt und lächelte mit ebensoviel Schelmerei wie Teilnahme. „Gefällt sie dir noch immer nicht?“ fragte sie.

„Immer weniger!“ war die Antwort.

„Das ist ein böser Umstand — wenn man sich heiraten soll!“

„Ebendarum,“ versetzte der Bursch, „wird man sich auch nicht heiraten!“

Sophie blieb eine Weile stumm. Dann sagte sie: „Im Grund ist sie doch eine stattliche Person. Mancher Bauernsohn würde die Hände nach ihr ablecken! — Und dich hat sie gern!“

Der Bursch machte ein eigenes Gesicht. „Das nutzt ihr bei mir nichts!“

„Sieh, sieh,“ rief die Freundin. „Er ist recht verwöhnt, der junge Herr! Kann ihm gar keine gefallen? Weder die noch eine andere, noch irgend eine? Weißt du, was man da glauben muß? Daß du dir selber zu gut gefällst!“

Dieser Vorwurf machte auf Georg nicht viel Eindruck. „Mit mir selber,“ versetzte er, „bin ich am wenigsten zufrieden! — Ich hab' kein Glück in der Welt! Ich hab' nicht das Glück, das andre haben! Zum Beispiel du! Du hast deinen Kandidaten gern und er dich, und deine Eltern sind damit zufrieden; wie lang' wird's währen, dann bist du eine Frau Pfarrerin!“

Die Miene der Sophie hatte eine gewisse Feierlichkeit angenommen. „Das ist wahr,“ sagte sie. „Und mit der Frau Pfarrerin, denk' ich, wird's nicht mehr gar so lang' anstehen. Mein Vater gilt was bei der Herrschaft, und diese schätzt auch meinen Bräutigam!“

Der Bursch nickte, als wollte er sagen: „Siehst du?“ — Auf einmal stampfte er mit dem Fuße.

„Bist du bei Trost?“ rief sie.

„Etwas tun sollen,“ entgegnete er mit förmlichem Zorn, „was einem zuwider ist! Und ich muß mich resolvieren! Ich kann keinen Tag mehr warten.“

Das Mädchen betrachtete ihn mit den Augen einer

kleinen Mama. „Weißt du was?“ versetzte sie nach einer Weile. „Da dir noch keine gefällt, so kannst du grade tun, was deinen Eltern gefällt. Was ist's denn? Ein Bäschen und eine Nachbarin zur Kirchweih zu führen! Damit bist du noch nicht versprochen!“

Georg schaute sie unentschlossen an. „Meinst du?“

„Ja, das mein' ich! — Aber freilich,“ setzte sie lächelnd hinzu, „mußt du dich in acht nehmen, daß du nicht zu galant und zärtlich wirst.“

„Oh!“ rief der Bursch. „Da laß nur mich sorgen!“

Sophie schüttelte den Kopf, indem sie ihn mit Überlegenheit betrachtete. „Was du für ein Mensch bist!“ versetzte sie. „Du willst kein Glück haben? Du hast aber das Glück, daß du andre glücklich machen kannst. Die Maria Eva wird glänzen und stolz dahertreten an deiner Seite und auf lange Zeit hinaus vergnügt sein. Dein Vater und deine Mutter werden euch mit Freuden zusehen und alles wird zufrieden sein! — — Ich hoff' aber, daß du doch noch ein paar Reihen übrig haben wirst für andre; zum Beispiel für eine gute Freundin aus Wallerstein —“

„Soviel du willst!“ rief Georg.

„Und dann,“ sagte sie nach einem kurzen Besinnen, „wenn du grad' im Schuß bist, dann tust du vielleicht ein gutes Werk und führst mein Geschwisterkind, die Margret, auf den Tanzboden!“

Die Miene des Burschen wurde bedenklich.

„Das ist auch eine,“ fuhr das Mädchen fort, „die den jungen Haselbauer lieber hätt' als manchen andern. Aber sie bewahrt ihre gute Meinung, soviel's möglich ist, in ihrem Herzen und geht ihren stillen Weg weiter, ohne sich bemerklich zu machen wie die andre.“

„Das gefällt mir von ihr!“ rief Georg unwillkürlich.

„Ja, ja, das glaub' ich. Aber deswegen verdient sie, daß du ihr wieder ein Vergnügen machst.“

„Gut,“ sagte der Bursch; „es soll geschehen!“

Das Gesicht des Mädchens blickte Beifall. „Brav ist er doch, der Hansjörg! Nun, er wird auch noch Glück haben und es wird ihm noch wohl gehen auf Erden! —

Was willst du denn, du junges Blut? Fang doch erst an zu leben!" —

Der Hofschreinermeister und seine Gattin, ein behagliches, wohlgenährtes Paar, kamen von ihrem Sonntagsspaziergang nach Hause — das intime Gespräch hatte ein Ende. Georg blieb noch eine halbe Stunde, bestand noch einige Fragen der Frau Base und wanderte dann leichteren Mutes heim, als er gekommen war.

Als er in seine Stube trat, fand er die Mutter allein; der Haselbauer saß noch bei seinen Freunden im Wirtshaus. Nach einigen Reden sagte die ansehnliche und stolze Frau, indem sie den Sohn scharf ins Auge faßte: „Du führst also die Marev' zur Kirchweih?"

Der Sohn besann sich einen Augenblick; dann versetzte er: „Ich will's tun."

„Du sagst das, als ob's dich recht sauer ankäm'!"

„Ich tu's, liebe Mutter, ich tu's!"

Die Bäuerin, der man ansah, daß sie nicht nur auf ihrem Kopfe bestehen, sondern auch heftig aufwallen konnte, hielt für jetzt ihr Gefühl zurück, und begnügte sich zu sagen: „Gut!" Aber mit einem Seufzer fügte sie hinzu: „Daß der Mensch doch nie sehen will, wo sein Glück ist!"

Der Sohn hatte seine Fischotterkappe wieder aufgesetzt. „Ich will noch ein wenig zu meinen Kameraden," sagte er und verließ die Stube.

II.

Der Kirchweihsonntag und der Montag, an welchem der Tanz um die Dorflinde stattzufinden pflegt, waren vorüber. Der Sohn des Haselbauern, der spät in der Nacht heimgekommen war, schlief noch; Vater und Mutter, nachdem sie den Ehehalten ihre Arbeit angewiesen, befanden sich im Kanzley allein. Ihre Mienen verrieten Unmut; sie schwiegen, wie nach einem eben gehabten unangenehmen Gespräch. Der Haselbauer, der mit seinem wohlgenährten Körper sich etwas vorgebeugt hielt, schien die Sache doch

etwas minder schwer zu nehmen; aber die gerade dastehende Frau hatte ihres zornigen Verdrusses gar kein Hehl. Wenn die Lippen stumm waren, die Augen sprachen um so deutlicher.

Nach einer Weile ging die Türe auf und der Sohn, im Werkeltagsanzug, kam herein. Auf seinen Morgengruß brummte nur der Vater eine Art von Dank.

Georg betrachtete die Mutter und sagte nicht ohne einen flüchtigen Schein von Schelmerei: „Du bist verdrießlich, Mutter! Bin ich dir zu spät nach Haus gekommen?“

Die Bäuerin fuhr auf. „Laß das einfältige Geschwätz!“ rief sie. „Du weißt recht gut, warum ich bös bin!“ Und indem sie sich vor ihn hinstellte, fuhr sie fort: „Jetzt sag mir nur, was du denkst? Ist das ein Benehmen gegen ein Mädchen, die man auf die Kirchweih geführt hat? Ist das ein Benehmen gegen ein Mädchen wie die Marev'?“

„Aber was hab' ich denn getan?“ rief Georg nun doch mit Verwunderung.

„Nichts hast du getan, was sich schickt! Keinen freundlichen Blick hast du gehabt für sie den ganzen Tag über! Sitzen hast du sie lassen stundenlang! Und wenn nicht andre gekommen wären —“

„Ich hab' mit ihr auf dem Platz getanzt!“ rief der Angegriffene.

„Und ein Gesicht dazu gemacht, als ob du Gift genommen hättest! Ich bin dagestanden und hab' mich förmlich geschämt für dich! Hast du nicht ein Maul 'runtergehängt wie ein Gaul, wenn er schläft!“

„So geht's eben,“ entgegnete der Sohn, „wenn man nicht —“

„Schweig,“ fiel die Bäuerin, um das offenbare Geständnis nicht aus dem Munde kommen zu lassen, mit Heftigkeit ein. „Es ist eine Schande! Und damit die Ev' recht merkt, wieviel sie bei dir gilt, hast du mit andern den Lustigen gespielt, gelacht und gescherzt! Mit der Wallersteinerin, der Hofschreinerstochter, hast du getan, als

ob sie dein Schatz wär'! Ist nur gut, daß die ihren Kandidaten hat!"

„Die Sophie," entgegnete der Sohn ernsthaft, „will nichts von mir! Sie ist meine gute Freundin, weiter nichts!"

„Warum tust du hernach mit ihr schön und mit deinem Kirchweihmädle nicht? — Sogar mit dem Hühnchen, mit des Weidners Margret, hast du dich aufgeführt auf dem Tanzboden und gesungen und Juh geschrien —"

„Das hab' ich getan," versetzte Georg, „weil sie so vergnügt darüber gewesen ist! Ihre Freude hat mich gefreut!"

„So?" entgegnete die Mutter. Sie ließ ihren Blick durchdringend auf dem Sohn ruhen; dann, mit Geringschätzung, fuhr sie fort: „Eine mit Blatternarben — ein ganz unansehnliches Ding! Sie ist einen Kopf kleiner als die Ev'!"

„Sie hat aber auch," versetzte Georg mit dem Geist des Widerspruchs, „kleine, feine Hände, die einem Fräulein keine Schande machen würden!"

„Die hat sie von ihrer Mutter, welche Zeit ihres Lebens nichts getan hat."

Nun legte sich aber der Haselbauer drein. „Laßt mir die Annemarget aus dem Spiel!" rief er. „Von der ist ja doch nicht die Rede! — Du hast unrecht, Hansjörg! Wir meinen's gut mit dir — und wir wissen besser, was dir gut ist! Du bist dir selber feind — es ist gar nicht zu begreifen!"

„Wo hast du nur deine Augen?" rief die Bäuerin mit dem Eifer der Entrüstung. „So ein Mädchen wie die Marev' triffst du nicht, wenn du im ganzen Lande darnach herumsuchst; — und du kannst sie mit der Hand erreichen! Eine Postur hat sie wie eine Königin und ein feines und stolzes Gesicht! Sie bekommt ihren Hof, und dann habt ihr zwei miteinander, nebeneinander! Und weil man doch an alles denken muß: sie ist von einer Art da, die einen Geist hat! Wenn du von ihr Kinder bekommst, dann wirst du keine Sorg' haben, wie sie in der Welt fortkommen! Was hast du also gegen sie? Willst du vielleicht bloß darum nicht, weil wir wollen?"

„Ereifre dich nicht, Mutter," sagte hierauf der Bursche. Mit einer Art von Lächeln setzte er hinzu: „Ich glaub', ich hab' zu viel Respekt vor ihr."

Die Bäuerin machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Sie hofmeistert mich immer," fuhr er fort. „Wenn ich bei ihr bin, dann ist's mir immer, als ob ich gar nichts recht machen könnt' und der ungeschickteste Bursch wär' im ganzen Dorf!"

„Sie meint's eben gut mit dir," entgegnete die Mutter. „An dir ist wahrhaftig nicht alles schön! Dir kann man recht wohl noch einen guten Rat geben!"

„Aber ich mach' dann eben auch ein Gesicht wie ein Bub', dem der Schulmeister übers Maul gefahren ist!"

„Hansjörg," sagte der Vater, „schäm dich und red nicht so! Alles, was du vorbringst, ist nichts! Die Marev' wünscht sich keinen andern als dich, obwohl sie andre haben könnt', die ebensoviel wert sind wie du — zehn für einen! Das weiß ich, weil ich's weiß! Kriegst du sie zur Frau, dann hast du ein Gut wie ein Edelmann — und du wirst deinem Schöpfer dafür noch auf den Knien danken!"

Georg, zu dieser Übertreibung, machte eine spöttische Miene. Dann sagte er: „Nun, wenn's gar so schön und vorteilhaft ist, was ihr haben wollt, dann seh' ich's wohl auch noch ein! Laßt mich eben jetzt noch gehen! Es wird mir hoffentlich noch kommen!"

Mit diesem Bescheid mußten sich die Eltern für jetzt begnügen. Und von dem jungen Menschen war's nicht eine bloße Ausflucht! In seinem Wesen lag eine gewisse Gutmütigkeit; — seine Mutter, der er offenbar mehr nachschlug, als dem Alten, hielt er hoch: ihren Beifall zu erlangen, wär' ihm lieb gewesen! Und wenn's ihm später nur nicht ganz gegen den Mann ging, so wollte er sehen, was er tun konnte! —

Nachmittags führte ihn sein Weg aufs Feld hinaus am Bache hin, der etliche Haushaltungen von dem übrigen Dorfe schied und durch einen Anger herabfloß, welcher dem Federvieh zur Weide und den Kindern zum Spiele diente. Er war in Gedanken, unser unentschiedener Georg! Der

stille, sanfte Herbsttag hatte ihn träumerisch gemacht und seine Augen waren offen, ohne zu sehen. Plötzlich hörte er: „Guten Tag, Hansjörg" — mit einer Stimme, die von inniger Freude und Güte durchklungen und verschönt war. Er sah auf: Margrete Weidner, die aus einem Seitengäßchen gekommen war, stand vor ihm!

Ihre Miene glich dem Ton ihres Grußes. Das ovale Gesicht leuchtete, aus den blaugrauen Augen schimmerte das Glück ihres Herzens. Aber die Freude, welche die Jungfrau verklärte, war die Freude einer schlichten, kindlichen, wenn auch außerordentlich guten Seele. Die Anmut, welche sie dem Bauernmädchen lieh, konnte einem Burschen, wie unser Georg war, herzlichen Anteil, Verwunderung abgewinnen — aber keine Liebe!

Nachdem sie einige Reden über das gestrige Fest und ihr jetziges Vorhaben getauscht hatten, ging Margrete grüßend weiter — glücklich, daß der Tänzer von gestern mit ihr so freundlich gewesen.

Der Bursch, seinen Weg fortsetzend, sagte zu sich: „Ein seelengutes Mädchen! Sie hat ordentlich schön ausgesehen in ihrem Vergnügen, und ihre Blatternarben hab' ich diesmal gar nicht bemerkt! Sie ist auch nicht so klein, wie die Mutter sie macht — da läg' ihr Fehler nicht! Aber sie hat nichts — wie soll ich sagen? — nichts Liebes! Sie ist gar zu gut! Sie pflegt ihren kranken Stiefbruder, wie eine Nonne — — ihr Mann würde es gut bei ihr haben! — Aber — man kann sich das eben nicht geben! Die Sophie, scheint's, hätt' es gern, wenn ich in ihrer Freundschaft bliebe! Indessen —" Er schüttelte den Kopf. —

Am Abend desselben Tages konnte Georg nicht umhin, auch noch sein Kirchweihmädchen zu begrüßen. Sie stand, als er durch die Hauptgasse des Dorfes heimging, an ihrem Hoftor: er mußte zu ihr treten. Der Respekt, den er wirklich vor ihr empfand, die Achtung vor dem Willen — dem leidenschaftlichen Wunsche seiner Mutter, und der instinktmäßige Drang, etwas dafür zu tun, — alles das gab seinem Gruß einen ernsten, beinahe herzlichen Klang. Die stolze Hoferbin, die ihm sein gestriges Verhalten recht

übel genommen hatte, wurde dadurch wieder begütigt und schlug ihrerseits einen traulichen, entgegenkommenden Ton an. Georg erkundigte sich, wie ihr die Lustbarkeit bekommen sei. „Ganz gut," erwiderte sie; „zu müd' hast du mich nicht gemacht — und geschlafen hab' ich ruhig bis in den Tag hinein!" Darauf erwiderte der Bursch: „Ich hab' dich gestern grad' nicht feiern sehen! Aber für dich ist eben alles nur ein Spiel! Arbeiten und tanzen und deine Leute kommandieren, eins kannst du wie das andre!" Die ländliche Heroine nahm das für ein Kompliment und lächelte. Aber die Redelust des Burschen war damit schon versiegt; erfolglos dachte er auf eine neue Artigkeit — und er wußte es dem Schulmeister Dank, daß er eben jetzt das Betläuten begann. Mit einem Ton des Scherzes rief er: „Jetzt muß ich heim zur Suppe! Meine Mutter ist gar akkurat, und ich möcht's gar nicht gern mit ihr verderben!" Maria Eva, welche diese Gesinnung nur billigen konnte, gab ihm die Hand. „So laß dir's halt gut schmecken," sagte sie, — „und ruh dich aus von deinen gestrigen Strapazen!"

III.

Ein Jahr ging hin, ohne daß es zu einer Entscheidung kam; ja, ohne daß das Zünglein der Wage sich merklich auf eine der beiden Seiten neigte.

Man wird dies begreiflich finden, wenn man weiß, daß es den Eltern Georgs nicht um die sofortige Verehelichung ihres Sohnes mit der Tochter des Nachbars zu tun war, sondern nur um ein festes Verhältnis zwischen beiden. Sie wollten die großen Vorteile, welche die Heirat in ihren Augen hatte, der Familie nur verbürgt sehen. Im übrigen hatte der Haselbauer nichts dagegen, noch etwas länger Herr seines Hofes zu bleiben, und auch der Bäuerin eilte es nicht, ihr Kommando abzugeben. Im Hause des Schwaner — so hieß man den Nachbar — existierte ebensowenig eine Nötigung, die Verbindung zu

beschleunigen. Vater und Tochter (die Mutter war vor Jahren gestorben!) hegten einen und denselben Wunsch; aber für die Eva galt es zunächst nur, den Georg zum „Bursch“ zu haben, und nur darauf richtete sie ihre Bestrebungen.

Der Stand der Dinge war günstig für einen, der sich solang' als möglich frei erhalten wollte; und Georg nutzte ihn nicht ohne eine gewisse, durch die Verhältnisse gerechtfertigte Schlauheit.

Gegen Maria Eva benahm er sich so, daß er sich nicht band, seinen Eltern aber doch keinen Anlaß zu Vorwürfen gab. Er besuchte sie von Zeit zu Zeit und hatte im Verkehr mit ihr eine eigene Manier, den Liebhaber hinter den Verehrer zurücktreten zu lassen und der Erbtochter eine Achtung zu bezeigen, die ihr schmeichelte, wenn ihr auch etwas mehr Zärtlichkeit lieber gewesen wäre. Alles zusammengenommen konnte sie den Gedanken hegen, daß er sich bei ihr in Gunst erhalten wolle und seine Absicht darauf gerichtet wäre, sie zum Weibe zu bekommen. Sie liebte ihn — wenn auch auf ihre Weise — und darum glaubte und hoffte sie.

Ihre Neigung zu Georg war nicht ganz ohne Vorbehalt. Bei den Bildern des Glücks, die sich in ihrer Seele erzeugten, vergaß sie sich selber nicht. Sie hatte den jungen Nachbar in ihren Gedanken erwählt, weil er der hübscheste Bauernsohn im Dorf war und in seinem Wesen etwas Feines hatte, das ihr besonders wohlgefiel. Sie wünschte lebhaft, ihn zum Mann zu bekommen, und ihr Verlangen steigerte sich mehr und mehr: aber in der Ehe dachte sie doch sich als die herrschende Person — und ihre angenehmste Vorstellung war, zugleich die erste Bäuerin im Dorf und das von ihrem Manne geliebteste und geehrteste Weib zu sein. Unter dieser Voraussetzung, an die sie glaubte, sollte es auch ihm wohl ergehen und er sollte alles Glück und allen Ruhm haben, worauf der Mann eines solchen Weibes und der Besitzer zweier großer Bauernhöfe Anspruch machen konnte.

Es war eine Liebe des Stolzes, welcher in dem Herzen

der Margrete die Liebe der Demut gegenüberstand! Die Tochter des Weidner liebte den jungen Menschen ohne alle Nebengedanken. Es war ein inniger Zug des Herzens und die Freude ihres Lebens; aber vor lauter Glücksgefühl und Bescheidenheit prägte sich in ihr nicht die Forderung aus, den Geliebten nun auch zum erklärten Bursch oder gar zum Manne zu haben. Das war eben noch nicht die Frage, und sie blieb in ihren Gedanken genügsam davor stehen. Wenn er sie freundlich grüßte, so tat es ihr wohl; aber ihre größte Befriedigung zog sie aus ihrer eigenen liebenden Seele. Dort floß ein Born, der ihr immer wieder Freude schuf, sie wußte nicht wie.

Ihr war's geraten, keine Ansprüche zu machen! Georg, der sie zu schätzen wußte, ließ sie das auch merken und legte bei zufälligen Begegnungen in den Ton seines Grußes eine eigene Herzlichkeit. Aber das war auch alles! Wenn er bei jeder Begegnung aufs neue sah, wie es um sie stand, und der Abglanz ihres Gefühls ihm in die Seele schien, so fühlte er sich doch außerstande, ihre Neigung zu vergelten. Er traf gern mit ihr zusammen, und sein Mund lächelte, wenn er sie gegen sich herankommen sah; aber er suchte sie niemals auf. In dieser Beziehung war und blieb Maria Eva die Begünstigtere.

In der Mitte des Winters machte die Nachbarstochter unversehens einen bedeutenden Schritt vorwärts; — und sie konnte sich schon am Ziele dünken! Ein verwitweter Bauer feierte seine Hochzeit mit einem Mädchen aus dem nächsten Dorfe; Georg und Eva wohnten dem Fest als Gäste bei und saßen an einem Tische. Die Tochter des Begüterten war prächtig gekleidet; sie hatte ihren schönen Tag und erfreute sich ihrer besten Laune. Georg fand denn doch, daß es ein Mädchen sei, wie es wenige gebe. Er tanzte mit ihr, und da sie fröhlicher war, so erschien sie auch liebenswürdiger, und er hatte, sie in seinen Armen haltend, ein Gefühl, das sie ihm noch niemals einzuflößen wußte. Zu ihrem Glück verschonte sie ihn diesen Tag auch mit Einreden und Ermahnungen gänzlich; sie war nur das hingebende Weib! Georg, den sein Stand verpflichtete,

etwas draufgehen zu lassen, sprach schon früh der Weinflasche zu und wartete der Tänzerin auf; beide kamen immer mehr in glückliche Selbstvergessenheit. Bei dem nächsten Reihen drückte er ihr die Hand mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers, und sie erwiderte den Druck entsprechend; und da es „Zwischenlicht“ war, nämlich in der Dämmerung, so ließ die Jungfrau ihr Haupt auf die Schulter des Burschen sinken, daß die Wangen sich berührten. Wären sie jetzt allein gewesen, Georg hätte sie an sein Herz gezogen und das Wort gesprochen, das ihn band! Aber sie waren umgeben von Bekannten — und zum Überfluß kam der Hausknecht mit zwei Laternen. Die Marev' achtete es für schicklich, ihr Haupt beim Tanzen wieder gerade zu halten. Aber ihre Züge glänzten in freudigem Selbstgefühl — und leuchteten noch in der Stube fort. Bekannte sprachen sie darum an, nicht ohne verstehendes Lächeln; und sie antwortete mit einem eingestehenden, wenn auch die Lippen den Anspielungen widersprachen.

Als sie mit einem älteren Vetter, ziemlich spät, das Wirtshaus verließ, reichte Georg ihr die Hand und sagte den Abschiedsgruß mit bewegtem Ton, aber, vor dem andern, mit einer gewissen feierlichen Haltung; sie dagegen rief ihr: „Gute Nacht“ mit unverhohlenem Triumph.

Im Traume kam ihr die reizende Vorstellung, daß der Georg nun ihr gehöre! Als sie des Morgens erwachte und sich allmählich auf alles besann, verklärte sich ihr Angesicht und das Selbstbewußtsein einer Heldin hob ihr die Brust. Sie genoß alles, was geschehen war, noch einmal, und sah das Liebere und Schönere mit vollkommener Sicherheit nachfolgen.

Die Gefühle des Burschen, als er, etwas später, die Augen aufschlug, waren leider völlig entgegengesetzt. Indem er sich auf die Lustbarkeit und die gegebenen und empfangenen Liebeszeichen besann, erschrack er, und die Röte der Scham floß über seine Wangen. Er fühlte die Zärtlichkeit, zu der er sich hatte hinreißen lassen, als klägliche Schwäche — als eine Regung des Blutes, das ihn übertölpelt und zu einem Benehmen verführt hatte,

wodurch er das Mädchen täuschte. Die Hingebung derselben und ihre huldblickenden Augen erschienen ihm jetzt peinlich, und ein förmlicher Widerwille erhob sich in ihm.

Im Kanzley, beim Frühstück, machte er ein kurioses Gesicht, als der Haselbauer ihn schmunzelnd fragte, wie ihm die Hochzeit gefallen habe, und seine Mutter zufrieden wie niemals auf das Tischchen sah. „Nun ja, recht gut," brummte er mit verlegenem Munde. Aber die Eltern legten sich das zu ihren Gunsten aus! Der Vater hatte ihn gestern beobachtet und die Mutter hatte Erkundigungen eingezogen: — sie wußten, die Sache stand nach Wunsch.

Als Georg allein war, dachte er nach, wie er den Hals aus der Schlinge, in die er so unvermutet geraten war, wieder herausziehen könnte. Ihm fiel nichts Besseres ein, als gegen Eva zu tun, als ob nichts vorgefallen wäre, und in das frühere förmliche Benehmen wieder zurückzugehen. Bei der nächsten Zusammenkunft, ein paar Tage später, legte er gegen die Jungfrau so viel Achtung an den Tag, daß er ihr damit sehr auffallend, um nicht zu sagen albern vorkam. Sie verzog den Mund und sah ihn steif an und konnte so einen Menschen nicht begreifen. Aber Georg merkte und sah von ihrer Verwunderung nichts. Er hielt in seinen Formen aus — und hoffte den Fehler, soviel als möglich, wieder gutgemacht zu haben.

Sich ganz von ihr zurückzuziehen, war nicht seine Meinung. Er wollte nur seine frühere Stellung wiedergewinnen, und er freute sich, als er dies nach und nach gelungen sah. Den Eltern hatte er versprochen, zu warten, ob er nicht noch mit ihren Augen sehen lernte. Dies war ihm bis jetzt nicht geglückt; aber es konnte ja immer noch geschehen! Aus diesem Grunde blieb er gegen die Nachbarstochter aufmerksam, er fand auch manchmal wieder einen scherzenden Ton und ein vertrautes Lächeln, — und Maria Eva hoffte wieder, indem sie die steifen Manieren, die sie freilich kränkten, aus der eiteln Laune des Verwöhnten sich erklärte. „Er macht sich kostbar, der Hansjörg!" sagte sie einmal zu sich. „Aber wenn er mir gehört, dann will ich's ihm schon hereinbringen! Wir wollen sehen, wer

dann das Recht davonreißt!" Sie lächelte bei diesen Worten. Gar zu große Gefahr schien dem Burschen mit ihrem Vorsatz nicht gedroht zu sein!

In der gespannten Verfassung seines Herzens — bei dem offenbaren Mangel an Lebensgenuß und Jugendfreude — war unserem Burschen die Freundschaft der Sophie ein wahrer Trost. Sie konnte ihm keinen Ratschlag geben, der ihn glücklich machte; aber sie konnte ihm Zerstreuung gewähren und dem Bildungstrieb entgegenkommen, der sich immer mehr in ihm regte. Er wanderte den Winter über nach Wallerstein, so oft es nur anging. Die künftige Pfarrerin hatte sich das Klavierspiel angeeignet; Georg ließ sich von ihr unterrichten und ruhte nicht, bis er einige Tänze klimpern gelernt. Er übte sich im Singen, und da er eine wohlklingende Stimme besaß, konnte er mit der Freundin zum Klavier Arien ausführen, die nicht nur sie selber, sondern auch anspruchslose Zuhörer ergötzten. Bücher unterhaltender Art las er gleich seinem Vater; er verschaffte sie sich aus befreundeten Häusern der Residenz und verstieg sich sogar bis zu den deutschen Klassikern: zu denen ihrer Werke, die ihm faßlich erschienen. Mit alledem sog er Vorstellungen und Begriffe ein, welche der bäuerlichen Prosa des Lebens nicht ganz günstig sein konnten. Die Gespräche, deren er im Hause des Hofschreiners pflog — nicht nur mit der Tochter, sondern auch mit dem Kandidaten und den Eltern — vollendeten seine Kultur, die ihm natürlich stand, weil sie nur einen inneren Drang befriedigte. Der junge Theologe hatte zwei Universitäten besucht und wußte viel Humoristisches und Charakteristisches von dem Leben auf der Hochschule zu erzählen. Der Vater stammte aus Mitteldeutschland und verband mit seiner fremdklingenden Mundart das Gefühl ungewöhnlicher Einsicht in menschliche Dinge. Die Mutter hatte diese Einsicht wirklich und war so ziemlich die praktisch klügste Person in dem kleinen Zirkel. Kein Wunder, daß der junge Mann sich in dem Hause gefiel. Seine Eltern wurden zuletzt förmlich eifersüchtig, und selbst der Vater gab ihm zu bedenken: er möge doch nicht überstudiert werden!

Das konnte freilich in dem Sohn keine Änderung bewirken. Georg gehörte zu der tätigen Menschengattung, die nicht nachgibt, bis das Unternommene zu Ende geführt wird. Das Bauernhandwerk hatte er gelernt, er konnte es nicht nur ungewöhnlich gut, sondern er liebte es; — diesem geschah durch seine anderweitigen Beschäftigungen kein Abbruch! Als der Frühling kam, lag er wieder mit allem Eifer der Feldbestellung ob. Wenn sein Hof zu den besten und einträglichsten im Dorfe gehörte, so war dies mehr ihm zuzuschreiben, als dem Vater, der schon seit Jahren die eigentlichen landwirtschaftlichen Arbeiten ihm überlassen hatte und sich neben seinem Vorsteheramte lieber mit der Verwertung der Produkte, mit Kauf und Tausch beschäftigte.

Die schöne Jahreszeit, mit der Reihenfolge der Arbeiten, welche sie bringt, war hingegangen; man befand sich im Spätsommer. Georg, nachdem er, auf dem Sattelgaul sitzend, das letzte Fuder „Ohmed" in den Hof geführt hatte, saß am großen Ecktisch der Stube, um sich auszuruhen und an Weißbrot und Bier zu laben. Er war müde, hatte nach der glücklichen Einheimsung ein zufriedenes Herz, ein gutes Gewissen, und dachte an nichts weniger als an unangenehme Begegnisse, die ihm bevorstünden. Da kam der Vater mit einem sonderlich ernsthaften Gesicht herein und forderte ihn auf, mit ihm zur Mutter in die obere Stube zu gehen! Betroffen und Übles ahnend erhob sich der Bursch und folgte dem Alten über die Stiege in das Gemach, das freilich noch besser zu einer geheimen Unterredung sich eignete, als das ländliche Ratstübchen — das Kanzley.

„Hansjörg," sagte die Haselbäuerin zu dem Eintretenden, „was ich mir gedacht hab', ist eingetroffen, und wir müssen dem Handel jetzt ein Ende machen. Der Meier von L. hat beim Schwaner anfragen lassen; er will seinen Michel auf den Hof bringen. Der Vetter hat mir das selber gesagt, und wenn er auch weiter nicht dergleichen getan hat, so weiß ich doch, was seine Meinung gewesen ist. Du bist freilich noch jung, aber es hilft nichts, wir müssen unsern Hof schon hergeben und den Vetter auf dem seinen

fortwirtschaften lassen mit seiner Schwester; ihr jungen Leute werdet nichts dabei verlieren! Also das hab' ich dir nur sagen wollen! Ich glaube, das Schicklichste ist, daß der Vater zuerst mit dem Vetter spricht und für dich um die Marev' anhält. Dir wird das recht sein. Es gibt viel auszumachen bei dem Handel! Aber wenn die Alten einig sind, dann habt ihr Jungen es leicht, ja zu sagen."

Georg war bei dieser Eröffnung bis ins tiefste Herz erschrocken. Er hatte es in seinem Sohnesgefühl immer noch für möglich gehalten, daß er nach und nach die Eva mit günstigeren Augen ansehen könnte; aber diese Erwartung hatte sich nicht erfüllt; und jetzt, wo er die Ungeliebte zum Weib nehmen sollte, sträubte sich der innerste Mensch dagegen. Er war stumm und zitterte am ganzen Leibe.

Die Mutter sah ihn an. „Wie stehst du denn aber da?" rief sie. „Ihr jungen Leute seid ja doch einig! Was hast du denn jetzt auf einmal?"

In der Seele des Burschen rief's: „Es ist unmöglich!" Aber das konnte er den Eltern nicht sagen! Er suchte sich wieder in seine Gewalt zu bekommen und versetzte mit befangenem, entschuldigendem Lächeln: „Das kommt so unverhofft! Ernst machen — schon jetzt! — Ich bin doch noch zu jung zum Heiraten!"

„Laß dich nicht auslachen!" entgegnete die Bäuerin. „Ein Mensch von zweiundzwanzig Jahren!"

„Hansjörg," sagte der Alte, „wenn du auch noch jung bist, das ist kein Grund! Ich hätt' auch lieber noch ein paar Jahre gewartet; aber nun ist's einmal so! Es geht eben jetzt nicht anders — und du mußt, wie ich muß."

„Ich muß?" versetzte Georg, in seiner Aufregung mit einer Miene des Widerstrebens.

„Ja, du mußt!" entgegnete der Vater.

Der Bursche war gereizt. Seine Unterlippe hing trotzig herunter. „Wenn ich nun aber nicht mag?" rief er und schaute die beiden an.

„Was?" rief die Mutter erstaunt, „hab' ich recht gehört? Du magst nicht?" Und ihn beim Arme fassend,

mit drohenden Blicken, fuhr sie fort: „Du magst nicht, wenn wir's haben wollen? Bildest du dir ein, daß du uns so kommen kannst?"

Georg war erschüttert. Die tatsächliche Auflehnung gegen seine Eltern unter den Verhältnissen, wie sie lagen, ging über seine Kräfte. — „Ich hab' noch nicht gesagt, daß ich wirklich nicht mag," versetzte er. „Aber ich will mir so eine Sache nicht befehlen und mich nicht verhandeln lassen wie ein Stück —! Ich hab' auch meinen Willen!"

„Den hast du," rief der Vater. „Aber du hast auch deinen Verstand — und den sollst du nun zeigen! Du brauchst nicht hitzig zu werden, junger Gesell — es ist gar nicht not! Wenn's hier noch was zu besinnen gibt, so kannst du dich besinnen. Ich will heut' abend hinübergehen; du kannst noch zwei Stunden überlegen, was du glaubst, daß du für dich bedingen mußt."

Georg trachtete nur nach einer Ausflucht — nach einer Frist! Zögernd versetzte er: „Wer weiß denn aber so gewiß, daß die Sache diese Eile hat? Wer steht mir gut dafür, daß die Anfrage so ernst gemeint war? Es ist vielleicht nur der Gedanke von irgend einer Base, die kuppeln will!"

„Hör," entgegnete die Mutter, „zu solchen unnützen Reden haben wir jetzt keine Zeit! Der Vetter wartet auf einen Bescheid: mach's kurz, dann sind wir im reinen!"

In dem Burschen arbeitete es. Gegen die sofortige Entscheidung erhob sich der Widerwille immer stärker in ihm und gab ihm die Kraft zum Widerstand. „Das kommt mir zu schnell!" rief er. „So tu' ich nicht mit! — Ich will mich nicht über Hals und Kopf ins Ehebett stürzen!"

Der Vater betrachtete ihn. „Und was willst du denn?"

„Ich will mich an den Gedanken erst gewöhnen," entgegnete der Sohn, „und noch eine Zeitlang meine Freiheit haben! Sechs Wochen zum wenigsten bitt' ich mir aus! Sechs Wochen will ich noch leben als lediger Mensch! — Dann tu meinetwegen, was dir gefällt!"

Der Alte machte eine Bewegung des Ärgers. Dann sagte er: „Und wenn der Vetter empfindlich wird? Und die Marev' desgleichen? Wenn sie im Zorn über uns zu dem Antrag des Meiers ja sagt?"

„Dann," erwiderte Georg, „will ich ihrem Glück nicht im Wege stehen!"

Die Mutter fuhr auf und richtete auf den Sohn verdächtige, lauernde Blicke. Aber sie wollte seinen Worten doch nur eine Erklärung geben. „Du bist ein hoffärtiger Gesell," rief sie, „und du bildest dir Gott weiß was ein! Aber da könnt's dich doch sitzen lassen! Die Marev' hat ihren Stolz — und sie kann ihn auch haben! Sich noch besinnen — bei so einer Gelegenheit! Fürchte dich vor dem Unwillen der Marev' — und mach ein End'! — Mach ein End'!" setzte sie, ihn bei der Schulter fassend, heftig hinzu.

Georg stand fest und trotzig. „Ich hab' meine Meinung schon gesagt," entgegnete er; „und dabei bleibt's!"

Vater und Mutter betrachteten ihn, wie um seine innersten Gedanken zu erraten. Es waren argwohnvolle böse Blicke! Auf einmal aber, indem seine Stirn sich glättete, sagte der Alte: „Die sechs Wochen, die dein Eigensinn verlangt, sollst du haben! — Ich will mit dem Schwaner von der Sach' reden und dafür sorgen, daß uns deine Narrheit nicht schadet. Aber wenn die Zeit um ist, dann gehörst du mir! — Ich hab' dich verwöhnt, wie's scheint; aber bilde dir darum nichts ein! Du bist nicht der Herr in meinem Haus; ich bin der Herr immer noch, und das werd' ich dir zeigen."

Georg lächelte mehr traurig als bitter, und ging schweigend aus der Stube.

IV.

Der Bursch hatte doch das Gefühl einer abgeworfenen Last. Er atmete auf, als er im Hof war. Halten sich die Menschen ja für gewöhnlich an das Jetzige und sind froh,

wenn sie nur einige Zeit vor sich sehen, in der sie noch ihren Willen haben.

Eine Reihe von Tagen hielt die Empfindung in Georg nach. Als aber eine Woche vergangen war und die zweite folgte, meldete sich in seinem Herzen die Sorge wieder — der Unmut und der Verdruß. Es hatte sich nichts geändert, und in keiner Art war abzusehen, wie etwas ihm Beistand leisten und zu seiner Befreiung helfen sollte. Ihm war, da nun ein Tag um den andern hinging, als ob eine Schnur um seinen Hals gelegt und zugezogen würde.

Die Hälfte der Frist war verstrichen. Die andere, mit demselben Schritt mußte denselben Weg gehen; — und dann?

Es ist leicht gesagt: dann konnte einer, der keine Neigung empfand, erklären, er wolle nicht! In jenen Tagen wogen die Eltern noch ungleich schwerer als gegenwärtig; der Gebrauch war ein Tyrann, und Georg hatte sich in seinem bisherigen Verhalten schon mehr herausgenommen, als es von den meisten andern seines Alters geschehen wäre. Zu alledem hatte er sich in seiner Verlegenheit gegen den Vater verpflichtet, daß er nach Ablauf der Frist ihm folgen wolle! Wie sollte er nun die in jedem sonstigen Betracht vorteilhafte Heirat ausschlagen und den Eltern sich widersetzen ins Blaue hinein?

Eine gewisse Ergebung nahm in seinem Innern Platz. Er suchte sich vorzustellen, ob's nicht vielleicht dennoch ginge! Im Grunde, häßlich war die Eva gar nicht, vielmehr eine wohlgebaute, stattliche, von manchem gern gesehene Person, und sie benahm sich in der Ehe möglicherweise viel besser, als man ihr's zutraute. „Es ist mein Schicksal gewesen,“ dachte er, „daß ich keine gefunden habe, die ich liebe! Wenn man aber keine zum Heiraten hat, die man liebt, dann heiratet man eben eine, die man nicht liebt, und lebt der Hoffnung, es werde noch kommen! Wenn man sie hat, dann hat man sie eben, und es geht am Ende auch!“

Er lächelte traurig zu dieser Auskunft — der besser gebildete Bauernsohn, der sich nun doch den Traditionen

seines Standes unterwerfen sollte! Und das gedrückte Herz entlastete sich in einem schweren Seufzer.

Ein paar Tage nach der Unterredung in der oberen Stube hatte er der Freundin Sophie den Stand der Dinge mitgeteilt. Ihre Antwort, nach ernstem Zuhören, war nicht ermutigend. „Du arm's Vetterle!“ rief sie und schwieg. Damit erklärte sie ihm, auch sie wisse keinen andern Rat, als daß er den Eltern trotz allem sich fügen müsse. Mindestens wollte sie ihm keinen andern sagen.

Da nun alles zusammentraf, so vertiefte sich unser Bursche mehr und mehr in einen stillen Trutz, der nicht seinen Eltern, sondern dem Glücke galt. „Mir hat's eben nicht nach meinem Kopf gehen sollen,“ sagte er zu sich. „Nun meinetwegen! Ich hab's besser vorgehabt mit mir; aber mein Unstern will's nicht — lassen wir ihm nun seine Weis'!“

Es liegt eine gewisse Süßigkeit in dem Gedanken der Ergebung ins Notwendige. Hat man das Seine getan und es ist keine Änderung zu bewirken, dann kommt ein Humor der Verzweiflung über uns, und lockend erscheint der Gedanke, uns den unvermeidlich gewordenen Streich selber zu versetzen. Wir nehmen dann für das Glück den Stolz unseres Wollens. Und wenn uns die Genugtuung, welche damit gegeben ist, nicht froh machen kann, so mischt sie der Trauer unseres Herzens doch eine Linderung bei, daß wir auf Momente sogar ein düsteres Wohlgefühl empfinden können.

Am dritten Sonntag, beim Heimgehen von der Kirche, sagte ein Bekannter zu unserem Burschen: „Gehst du nicht heute nach***? Es ist Kirchweih, und von uns wollen etliche beim Pflugwirt einkehren!“ — Georg schüttelte den Kopf.

Als er zu Mittag gegessen hatte, und in Hof und Garten herumschlenderte, war es ihm doch, als ob er sich eine Zerstreuung gönnen sollte. Im Ungenügen ist die Seele genügsam, und ihr kann anziehend erscheinen, was in einem andern Zustand wenig Reiz für sie hätte. Dem Burschen kam es endlich vor, als ob Spiel und Tanz und

lustige Leute zu sehen, ihm doch wohltun würde. War er nicht vergnügt, so waren's andere, und die konnten zuletzt auch ihn anstecken. — Er ging in seine Kammer, zog die Samtjoppe an, drückte die Mütze auf den Kopf, steckte das Geld in die Tasche, das er nach Tisch von dem Vater erhalten hatte, und trat die Wanderung an.

Der Tag, in der letzten Woche des Sommers, war schön und die Wärme der Sonne gemildert durch Lämmerwölkchen, mit denen sich die Westseite des Himmels überzogen hatte. Ein Liedchen summend, welches zu seiner Stimmung paßte, ging der Bursch den Fußpfad hin und warf kaum einen Blick auf die Landschaft. Der Weg betrug nur eine halbe Stunde — er hätte ihn länger haben mögen. Denn er fühlte sich auf ihm gesänftigter und wohler, als seit langer Zeit. Eine unbestimmte Hoffnung, als ob doch noch alles gut werden könnte, regte sich in dem jungen Herzen. „Wie mancher," sagte er sich, „hat doch auch Glück in dieser Welt! Man meint eben immer wieder, daß man auch eins haben sollte!" — Unvermerkt war er dem Dorf so nahe gekommen, daß ihm die Klänge der Tanzmusik vom nächsten Wirtshaus — dem „Pflug" — in die Ohren drangen. Er lächelte — und ging den Tönen nach.

Als er im Hof angekommen war, ergötzte ihn der Anblick der fröhlich umherlaufenden Kinder — der zufrieden sitzenden Obstweiber am Haus und der Burschen und Mädchen, welche um einen Tisch gedrängt ihr Glück im Paschen versuchten. — Er ging ins Haus, die Treppe hinan, und trat in die obere Stube.

„Ah, da bist du ja doch!" rief ihm von einer Tafel am Fenster der Kamerad entgegen, der ihn eingeladen hatte. „Setz dich zu uns, wenn du nichts Besseres vorhast!" — Man rückte zusammen und Georg nahm Platz bei den Ledigen seines Dorfs.

Er ließ eine Kanne Nördlinger Bier kommen, trank und plauderte. Der Menschenschwarm um ihn herum, das Gehen, Kommen und Durcheinanderwogen unterhielt ihn. Nach einer Weile ging er auf den Tanzboden, sah von

einem Winkel aus zu, hörte die Schelmenliedchen der Tänzer und hatte sein stilles, wenn auch etwas melancholisches Vergnügen an der Lustigkeit der einen und an dem Wichtigtun der andern.

Als er wieder in die Stube zurückgekehrt war und von seinem Platz umherschaute, fiel ihm an einem besonderen Tisch an der Wand eine Gesellschaft auf, die er noch nicht wahrgenommen hatte. Es waren zwei junge Bauern und zwei Mädchen, guter Leute Kind, wie man aus ihrem Anzug und ihren Mienen sah. Georg, nachdem er die andern flüchtig betrachtet hatte, blieb mit seinen Blicken an dem einen der Mädchen haften, die auf einem Stuhl vorne saß. — Das Blut schoß ihm in die Wangen.

Es war eine Gestalt und ein Gesicht von einer Lieblichkeit und Schönheit, wie man sie auf dem Lande selten treffen mag. Für ein Bauernmädchen war sie beinahe zu fein, und ihre Miene zu seelenvoll. Sie hatte lichtbraunes Haar, klare, zartrote Wangen, und die Linien ihres Hauptes waren von rührender Anmut. Sie lächelte (zu der Bemerkung eines der Burschen, konnte man annehmen!), wie nur ein vollkommen gutes und frohes Gemüt lächeln kann.

Unser junger Freund war geblendet. Er konnte die Augen von ihr nicht mehr wegbringen, und sein Herz klopfte mächtig.

Das war das Mädchen, die er sich gewünscht und nach der er sich gesehnt hatte! Das, ja das war die Liebe, die er noch niemals gefühlt hatte, aber die er nun kennen lernte mit all ihren seligen Schauern! Das war die Güte und die Schönheit und jener unendliche Reiz, der nicht mehr überlegen und abwägen läßt, dem die Seele sich ohne weiteres und ganz und gar ergeben muß!

Nach einer Weile fragte er den Kameraden mit einem Blick auf den Tisch an der Wand: „Wer sind denn die da drüben?"

„Kennst du sie nicht?" erwiderte jener verwundert. „Der mit dem Backenbart ist der älteste Sohn des Kreuzbauern von hier. Die Mädchen sind seine Schwestern,

Christine und Rebeck'. Der Schwarzhaarige ist ein Vetter aus Deiningen, der bei ihnen auf der Kirchweih ist."

Der Bursch, nach augenblicklichem Schweigen, sagte: „Gefällt ihm vielleicht eine von den Mädchen dort?"

„Ei bewahre!" rief der andre. „Er ist ja schon verheiratet und hat, glaub' ich, zwei Kinder auf die Kirchweih mitgebracht!"

Georg atmete leichter. „Ein paar schöne Mädchen!" sagte er mit der angenommenen Ruhe eines Kenners.

„Das will ich meinen," versetzte der Kamerad. „Besonders die Rebeck'! — Mich wundert nur, daß die zum Tanz hergekommen ist. Sie ist eine Kuriose — und bleibt am liebsten zu Haus!"

„Hat sie keinen Schatz?" fragte Georg.

„Man weiß von nichts, obwohl ihr schon mancher zu Gefallen geht. — Sie ist aber auch erst siebzehn Jahr' alt!"

„Da hat sie noch Zeit," versetzte unser Bursch. „Die andre," sagte er nach einem prüfenden Blick, „scheint mir ein paar Jahre älter zu sein!"

„Wenigstens!" bemerkte der Kamerad. Und vergnüglich setzte er hinzu: „Da hat sich auch schon was angesponnen; was Ernsthaftes! — Wo bleibt er nur, der gute Freund? — Du wirst dich wundern!"

Er richtete seine Blicke auf die Türe — und schüttelte den Kopf. Nach einer Weile, mit aufgehellter Miene, rief er: „Da! — Schau einmal hin!"

Georg, aufsehend, erblickte in der Türe seinen Schulkameraden Ludwig, den Sohn eines der wohlhabendsten Bauern seines Dorfs — seinen jetzigen Nebenbuhler im Ansehen unter den „Ledigen". — Der etwas breitköpfige, sonst wohlgebildete Bursch, nachdem er sich von der Schwelle aus umgesehen, ging zu dem Tisch an der Wand, grüßte, trank von dem aufgewarteten Bier — und setzte sich an die Seite der Christine.

Georg war in großer Aufregung. Er hatte bemerkt, wie bei der Ankunft des Burschen die ältere Schwester errötet war, nicht aus Verlegenheit, sondern aus reinem Vergnügen; und er erkannte daraus, daß es sich um eine

Liebschaft handle, die man offen betrieb und die zu einer Heirat führen sollte. Nun hätte er den Freund begrüßen und dadurch in die Nähe der Rebecka kommen und mit ihr reden können. Aber schon fühlte er auch die bange Scheu der wirklichen, herzlichen Liebe! Er saß wie gebannt; er wäre vielleicht den ganzen Abend sitzen geblieben und hätte die Bekanntschaft zu machen versäumt, wenn ihn nicht Ludwig endlich bemerkt und ihm, verwundert und vergnügt, seinen Gruß zugerufen hätte. Da stand er auf, dankte dem Freund und ging, magnetisch gezogen, gegen den Tisch. Ludwig (ein Beweis, wie sehr er ihn schätzte!) stand auf, reichte ihm die Hand und sagte zu der Gesellschaft: „Da ist noch einer von uns, der junge Haselbauer — wenn ihr ihn noch nicht kennt!"

„Ei," rief Christine, „wer sollte den nicht kennen? — Ich glaub' nur, daß er uns nicht kennt!"

Georg lächelte, wenn auch mit einiger Befangenheit. „Recht gut, Jungfer Christine Hegerin!"

„Geh," versetzte die muntere Dirne; „das hast du dir eben erst sagen lassen!"

Georg, statt einer Antwort, schaute um den Tisch herum. „Wenn ihr noch Platz hättet —!"

„Den kann man machen," rief Christine; und die Mädchen rückten zusammen. Der Bursch holte einen leer= gewordenen Stuhl in der Nähe und nahm Platz.

Er saß nun an dem Tisch bei der Lieblichen — an ihrer Seite; aber zunächst war nichts für ihn gewonnen. Sein Mund blieb stumm! Er war kein rechter Bauern= bursch mehr: die Kultur hatte ihn verdorben! Nichts dünkte ihn jetzt gut genug, daß er es der Jungfrau hätte sagen mögen. Und so schwieg er — und kam der Christine sehr ungeschickt und seines Rufes durchaus nicht würdig vor.

Ludwig riß ihn aus der Verlegenheit. Er zog die Christine zum Tanz auf. Georg faßte sich ein Herz und sagte zu der Nachbarin: „Ich weiß nicht, Jungfer Rebeck' — ist's erlaubt?" Das Mädchen stand auf; der Bursch ergriff die dargebotene Hand, und sie folgten dem voran= gegangenen Paare.

Der Tanz ist eine reizende Erfindung an sich — eine himmlische für den Liebenden. Unserem Georg brachte er das Heil! Rebecka, wenn sie auch noch nicht viel bei Lustbarkeiten gewesen war, verstand die Kunst doch vortrefflich, und Georg fühlte sich über alles Maß beglückt, die süße, zarte, zartweiche Gestalt im Arm zu haben und sich mit ihr im Kreise zu drehen. Er hatte eine Seele und eine Phantasie, wie nicht viele seinesgleichen, und jetzt wachten alle Geister und Fähigkeiten in ihm auf. Überseliger Moment, wo die Zauber der Sinne und die Zauber der Seele vereint, sich durchdringend wirken und die Fluten des Glücks in dem jungen Herzen emporwogen überschwenglich!

Gesprochen wurde zwischen den beiden nicht eben viel. Georg fand aber doch bald Mittel, der Tänzerin von dem Zustand seines Herzens eine Andeutung zu geben. Er hatte sie nach dem dritten Reihen, wo sie, in glänzender Röte des Angesichts, ihm noch viel schöner vorkam, unwillkürlich mit einem Blick angesehen, auf welchen sie die Augen niederschlug; — so schimmerten aus ihm Zärtlichkeit und Bewunderung! Und während des vierten drückte er ihre Hand mit jenem seelenvoll sprechenden Druck, der nur der Liebe gelingt. Rebecka erwiderte ihn nicht; aber sie ließ es geschehen und den Druck sich wiederholen.

Unser Bursch war kein Mensch, dem man nicht gut werden mochte, wenn man das Herz noch frei hatte. Und so keimte denn allmählich in dem lieben Geschöpf auch eine Neigung für ihren Tänzer. Sie fühlte sich geehrt, daß sie das Wohlgefallen eines jungen Gesellen auf sich gezogen, von dem soviel die Rede war. Und ihr Herz hatte noch nicht den Schatten eines Bildes in sich aufgenommen; sie hatte ruhig ihren Tag gelebt und sich ihrer Jugend gefreut mit dem Vergnügen eines Kindes. — Jetzt war ihre Zeit gekommen.

Sie fühlte sich glücklich und gab dem Glück sich hin. Sie lächelte, als er endlich eine Bemerkung machte, die lustig sein sollte, und schaute ihn mit Beifall, mit offenem Wohlgefallen an. Er hätte ihr um den Hals fallen mögen!

Freund Ludwig hatte während des Herumgehens nicht versäumt, mit dem Kameraden hier und da scherzende Reden zu tauschen. Der Liebhaber der Christine hatte vorgesungen, nicht nur einfache, sondern auch künstliche Tänze, und sie ausgeführt mit allen herkömmlichen Kraftäußerungen; — ihm lag daran, sich bemerklich zu machen! Georg hatte nur nachgetan, was jener ihm vorgetan. Endlich aber waren sie beide müd'; auf den glühenden Gesichtern der Mädchen perlte der Schweiß — die Burschen nickten sich zu und führten ihre Tänzerinnen in die Stube.

Hier fehlte es jetzt nicht mehr an Unterhaltung. Georg ließ sich Wein kommen und wartete den Mädchen auf, und diese nippten mit den üblichen Reden ihr herkömmliches Tröpfchen. Die Freude, durch den Wein unterstützt, vertrieb alle Scheu aus dem Herzen unseres Burschen, und machte ihn lustig und gab ihm nette Reden ein zum Verwundern. Wenn das Eis gebrochen war, dann kam in ihm allerdings ein Temperament und eine Laune zum Vorschein, wodurch er die gewöhnlichen Bauernburschen seinerseits in Schatten stellte. Die Schwestern saßen mit frohen Gesichtern, und Rebecka schaute mit einer eigenen Genugtuung auf, wenn ihr Tänzer etwas gesagt hatte, was Beifall fand.

Der Gast aus Deiningen machte ein Gesicht wie einer, der begreift. Der Bruder, Hans Heger, richtete wiederholt beobachtende Blicke auf das werdende Paar, die aber keine Unzufriedenheit verrieten.

Es war dunkel geworden; der Aufwärter brachte einen Messingleuchter mit brennender Kerze. Bald darauf kam der „Platzmeister", stellte eine Schale mit breitem Goldrand auf den Tisch und forderte die Mannsbilder auf, sie herauszupaschen. Man setzte und paschte. Georg warf siebzehn und gewann. Er verehrte die Schale seiner Nachbarin, und diese dankte mit einem holden Lächeln.

Da sagte der Deininger: „Es ist recht schad', daß ich nicht länger bleiben kann; denn so eine Gesellschaft trifft man nicht alle Tag'! Aber ich muß nach Haus — die

Meine würde sich sonst Gott weiß was einbilden, und wenn ich in später Nacht heimkomme, mir bös den Marsch machen!"

„Wir gehen mit, versteht sich," entgegnete Hans, und winkte den beiden Mädchen.

Ludwig schüttelte den Kopf und sagte: „Machen wir einen Vergleich! Der Vetter kann wohl noch eine Viertelstunde bleiben und auf das Nachtessen warten; er tut ihm dann um so größere Ehr' an, und macht der Kreuzbäuerin um so mehr Vergnügen. Zum Heimfahren hat er den Mond, der in einer Stunde aufgeht, und seine Bäuerin wird froh sein, daß sie ihn wieder hat. Wir zwei müssen aber die Mädchen nochmal auf den Tanzboden führen! Denn nur einmal tanzen, das heißt gar nichts, und unsre Tänzerinnen könnten sonst glauben, sie hätten ihre Sache schlecht gemacht!"

„Das mein' ich auch!" rief Georg. „Das Tanzen ist jetzt das Notwendigste von allem! — Besinnen wir uns nicht lang'!"

Er nahm, während der Deininger ergeben lächelte, Rebecka bei der Hand und ging diesmal voran.

Das ganze Glück, die reizende Gestalt im Arm zu haben, erneuerte sich ihm. Er hielt sie, als ob sie schon die Seine wäre, und sie hing an ihm, als ob sie ihm ganz und gar gehörte. Die Zeit verging nur allzuschnell; die bedungene Viertelstunde war beinahe um eine Viertelstunde vorüber. Nach einem weiteren Reihen sagte das Mädchen: „Das ist der letzte! Es geht nicht anders; wir müssen mit dem Vetter nach Hause!" Da faßte Georg sich ein Herz und erwiderte: „Der letzte für heut', meinetwegen! Wenn's aber dir ist, wie mir, dann sind wir nicht zum letzenmal beieinander gewesen! — Ich kann dir sagen: solang' ich lebe, hab' ich die Freude nicht gehabt wie heut'!"

Diese deutliche Erklärung traf das Mädchen in die Seele und erschütterte ihr innerstes Wesen. Sie verlor die Farbe und wurde bleich bis in die Lippen; aber die Züge schimmerten selig. Stumm drückte sie die Hand, die in der ihren lag — zum Dank für die gute Rede. Dann

kehrte die rote Farbe wieder, und sie leuchtete darin, als Georg sie in die Stube führte.

V.

Als Georg am andern Morgen in seiner Dachkammer erwachte, hatte er in der ersten Dämmerung des Besinnens ein schauerndes, bedrängendes Gefühl. Wie aber dann die Sonne des Gedenkens aufging und es lichter Tag wurde in seiner Seele, da schlug sein Herz in Freude — und das Glück, wenn auch flüchtig von bangen Ahnungen durchzogen, blieb oben und triumphierte. Er hatte diejenige gefunden, die er liebte! Das einzig schöne Mädchen, so sittig und so reizend! Und sie war ihm gut, sie hatte sich ihm zugeneigt an einem Abend! Sie war aus einer angesehenen Familie; der stolze Ludwig war froh, ihre Schwester zur Frau zu bekommen! — Gottlob, gottlob! —

Er hatte nun ein Ziel — er wußte, was er wollte! Ohne Kampf, ohne harten Streit kam er nicht zu seinem Zweck, das sah er wohl; aber er war entschlossen, ihn durchzufechten, — ja, er freute sich darauf!

„Ich will für sie etwas tun!" rief er. „Ich will beweisen, daß ich nicht umsonst Mannskleider anhab' — ich will sie mir erobern; mit Gewalt, wenn's sein muß!"

Und als ob er sie schon hätte, stellte er sich ihr Bild vor, um sich daran zu weiden. Wie schlug ihm das Herz! Daß sie in der Welt war! Daß er sie gesehen — zu rechter Zeit gesehen, wo sie noch kein Auge gehabt hatte für einen andern! — Er machte Ansprüche, unser Georg, und es war ihm ganz besonders lieb, daß die Neigung zu ihm die allererste war, die sich in dem jungen Herzen gerührt hatte und die schöne Brust in Bewegung setzte! —

Im tiefsten Gemüt froh und beinahe auch ruhig trat er ins Kanzley zum gemeinschaftlichen Frühstück. — „Wo bist du denn gestern gewesen?" fragte der Haselbauer nach einer Weile.

„Auf der Kirchweih," erwiderte Georg, „drüben beim

Pflugwirt! Der Berchtold hat mich eingeladen — er ist dort wie zu Haus! — und mir ist's gewesen, als ob ich auch wieder einmal ein Pläsier haben sollt'!"

Die Bäuerin zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte dann mit einer Geringschätzung, hinter der sich ihre mütterliche Neugier verbarg: „Und du hast dir eins gemacht? Du hast getanzt?"

„Ein bißchen," erwiderte der Sohn. „Und weil von uns keine da war, haben wir die vom Ort genommen."

„Und man hat sie euch gelassen?" fragte der Vater mit einem Versuch zu scherzen.

„Die Burschen dort sind nicht händelsüchtig," versetzte Georg nicht ohne einen prahlerischen Zug in seiner Miene. „Allerdings," fügte er hinzu, „bin ich nicht lange geblieben — und alles war noch ziemlich nüchtern bis dahin!" —

Die Beichte war bestanden. — Sie hatten noch nichts gehört — sie wußten noch von nichts! — Wenn sie ahnen könnten, was geschehen war! — Georg schaute die Eltern mit einer Überlegenheit an, durch die er sich beinahe verraten hätte! Aber sie waren nicht auf der rechten Fährte, und man konnte es ihnen nicht verdenken, daß sie die frohe Miene des Burschen sich vielmehr zu ihren Gunsten auslegten.

Als er die Stube verlassen hatte, bemerkte die Bäuerin: „Er scheint sich doch in sein Schicksal zu ergeben! Das dumme Maul, das er eine Zeitlang 'runtergehängt hat, ist ihm vergangen, — er sieht wieder aus wie ein Mensch."

„Ich bin froh," erwiderte der Bauer, „recht froh, wenn die Geschichte ins reine gebracht ist. Am ersten Tag nach den sechs Wochen muß es richtig gemacht werden! An den Meier von L. ist schon eine Botschaft gegangen, daß er mit seinem Michel keine Aussicht habe! — Ich hab's ja gewußt, sie wollen keinen andern, Vater und Tochter, als diesen hoffärtigen Menschen da."

„Vielleicht," meinte das Weib, „könntest du früher bei ihm anklopfen."

„Nein," sagte der alte Diplomat. „Dann hätte er

eine Ausrede! Er soll mir seine sechs Wochen haben bis auf die letzte Minute! Dann soll er in den sauern Apfel beißen — und das reichste Mädchen heiraten sechs Stunden im Umkreis! Der unsinnige Mensch, der sich sperrt! Von wem hat er nur das eingebildete, vornehme Wesen? Von mir nicht!"

Auf den Blick, den der Bauer seinem Weib zuwarf, rümpfte diese den Mund. „Ich hab' nichts dagegen, wenn ein junger Gesell stolz ist," versetzte sie. „Von so einem ist noch am ersten zu hoffen, daß er zur Einsicht kommt und vernünftig handelt!"

Wieviel unser Georg bei sich zu denken und wieder zu denken hatte, er konnte es doch kaum erwarten, bis es Abend wurde und er nach Wallerstein durfte, um alles und alles der Sophie mitzuteilen. Er kannte sie! Sie freute sich mit ihm, sie sprachen miteinander über sie, und sie hatten zusammen das größte Vergnügen.

Sobald er abkommen konnte, machte er sich auf den Weg und erreichte das Haus in der Herrenstraße fast in der Hälfte der sonstigen Zeit. Der Hofschreiner war in der Werkstätte, die Mutter in der Küche, — Georg traf die Freundin allein in ihrem Zimmerchen neben der großen Stube. Sie war aufgestanden, um ihm entgegenzugehen; denn sie kannte seinen Schritt — und sie hörte gern etwas Neues! Der Bursch, mit rotem Gesicht, flog auf sie zu, nahm sie in seine Arme und drückte sie an sich.

Das Mädchen war sehr „verhofft", sie entwand sich ihm, sah ihn unwillig, aber doch nicht ohne ein gewisses Lächeln an und sagte: „Bist du bei Sinnen?"

„Ach," rief Georg mit einem gewaltigen Seufzer, „ich bin verliebt."

„Was?" rief Sophie mit förmlichem Schrecken. „Ich will nicht hoffen —!"

„Hab keine Sorg', liebe Sophie," entgegnete der Bursch lächelnd. „In dich nicht! Wie könnt' ich mir so was herausnehmen?"

„So, so," versetzte die Jungfrau. „In eine andre also! — Nun, dann kann ich mich wieder beruhigen! —

Ist dir (fuhr sie nach kurzem Schweigen mit einer schelmischen Eingebung fort) plötzlich ein Licht aufgegangen über deine Nachbarin, die —"

„Still," fiel ihr Georg in die Rede. „Lassen wir die aus dem Spiel!" Er ergriff ihre Hände und fuhr fort mit aller Wärme seines Blutes, mit aller Herzlichkeit seines Gefühls: „Ach Sophie, ich bin jetzt glücklich wie du! — Ich hab' eine gefunden, — zufällig gefunden, und ich bin verliebt — grausam verliebt! Gott im Himmel, was ist das für ein Unterschied, wenn an einer gar alles lieb und schön ist! Daß es nur so was gibt auf der Welt! Solang' ich Atem hab' in mir, werd' ich meinem Schöpfer danken, daß ich sie gesehen hab'."

Sophie betrachtete den Freund mit einer Herzensteilnahme in dem runden Gesicht, welche nur durch einen kleinen Zusatz von Schalkheit erhellt war. „Verliebt bist du," rief sie, „das muß wahr sein. Aber wer ist denn das Wunder — und wo ist sie? Wer hat dir das angetan? — Erzähl mir die Geschichte in der Ordnung, dann wollen wir sehen, was zu tun ist!"

Georg, auf und ab gehend oder vor ihr, die sich gesetzt hatte, stehend, erzählte ihr alles und jedes. Er konnte nicht aufhören, die Rebecka zu loben, weil ihm eben nichts genügte, was er sagte. Darum schloß er nun: „Du mußt sie sehen, Sophie! Sehen mußt du sie — sonst weißt du gar nichts! Wenn du sie mit deinen Augen siehst, dann wirst du mich verstehen, und du wirst mir recht geben!"

Sophie schwieg, indem sie zufrieden in sich hinein sah. Dann sagte sie: „Also das Haar blond?"

„Hellbraun! Glänzend wie Seide!"

„Und die Augen blau?"

„Fast wie Kornblumen!"

„Und schöne Zähne? Wirklich schöne Zähne?"

„Kleine, gerade, weiße Zähne! — Sie passen so außerordentlich gut zu dem Mund, wenn sie lacht! Ach, liebe Sophie, das Mäulchen! Wie muß es einem sein, wenn man dem ein Schmätzchen geben kann!"

„Sieh, sieh, sieh! — Und auch hübsch gewachsen ist sie?"

„Ich bitte dich! — So fein, so zart —“

Die Wallersteinerin, von Gesundheit strotzend, entgegnete nicht ohne Spott: „Ein zartes Bauernmädchen —!“

„Solche gibt's auch!“ fiel Georg ein. „Die ist eben so.“

Die Jungfrau, nachdem sie einen Moment geschwiegen, fuhr fort: „Und sie hat gar keinen Fehler? Nicht ein kleines Fehlerchen?“

„Ich hab' keins bemerkt!“

Auf diese in aller Ehrlichkeit gegebene Antwort lachte Sophie laut und klatschte mit den Händen. „Du bist wahrhaftig verliebt!“ rief sie. „Ach, das ist herrlich!“

„Fehler!“ wiederholte der Bursch. „Sie muß grad' so sein, wie sie ist; — nicht ein Härchen darf ihr fehlen!“

Das Mädchen, ihn von der Seite ansehend, bemerkte: „Schielt sie nicht vielleicht ein bißchen?“

Georg stampfte mit dem Fuß. — „Das tut sie nicht,“ sagte er nach einer Weile über sich selber lächelnd. „Aber die Augen kann sie niederschlagen, wie ich's meiner Lebtag' noch nicht gesehen hab'.“

„Du bist ein Bauernbursch, wie's keinen mehr gibt!“ rief Sophie mit Anerkennung. „Was du nicht alles bemerkst!“

„Ach,“ entgegnete Georg, „es hilft ja doch nichts! Die Hauptsach', siehst du, die Hauptsach' —“

„Ist unaussprechlich!“ ergänzte die Wallersteinerin.

„Darum sollte man auch nicht von ihr reden, sondern immer bei ihr sein und sie nur anschauen.“

„Also hören wir auf mit dem Reden von ihr!“

Der Bursch sah sie an und lachte. „Das heißt,“ entgegnete er, „wenn man nicht bei ihr ist, muß man wenigstens von ihr reden!“

Die Jungfrau ließ ihre teilnehmenden Augen glänzend auf ihm ruhen. „O ihr Verliebten, ihr seid doch alle gleich und seht in der ganzen Welt nichts mehr als die Einzige! Ich würde dir den Kopf tüchtig waschen, du toller Hansjörg, — wenn ich nicht auch ein bißchen so wär'!“ — — Nach einer Weile, mit ernsthafter Miene, sagte sie: „Was du nun vorhast, das kann ich mir denken!“

„Das glaub' ich," rief der Bursch, „weil nichts anderes möglich ist! Ich werde sie heiraten — sie muß meine Frau werden, und wenn der Teufel in der Hölle dagegen aufständ'!"

„Der wird nicht extra kommen," entgegnete Sophie. „Aber ich fürchte, der Haselbauer — und besonders die Haselbäuerin, reichen gerade hin, die Sache dir schwer zu machen. — — Siehst du? Nun bist du schon ernsthaft!"

„Es tut mir leid," versetzte Georg mit einem Ton trotzigen Bedauerns; „das wüste Geschrei — ich bin kein Freund davon! Aber wenn's darauf ankommt, dann kann ich's am besten, und ich glaub', sie hören eher auf, als ich! — — Reden wir jetzt nicht davon," fuhr er fort, „und verderben wir uns nicht die Freud'!"

„Haben sie noch gar keine Ahnung?" versetzte das Mädchen nach einer Weile. „So was kommt oft sehr schnell an die, für welche es nicht bestimmt ist!"

„Sie wissen noch nichts," erwiderte Georg. „Und sie sollen auch nichts erfahren, bis alles ausgemacht ist. — Zuerst muß ich mit ihr und mit ihren Leuten reden!"

Sophie schwieg. „In Gottes Namen denn!" rief sie. „Abraten kann man dir nicht mehr!"

„Das tät' nicht viel helfen!" rief Georg mit stolzer Miene.

„Also tu, was du nicht lassen kannst; — und dann komm gleich wieder zu mir! Jetzt brauchst du eine Freundin, guter Hansjörg — und die sollst du an mir haben!"

Die Türe der großen Stube ging auf und die Hofschreinerin, mit hochroten Backen, wie man sie nur aus der Küche bringt, trat herein. „Sieh da," rief sie, als sie des Burschen ansichtig wurde, „du läßt dich wieder einmal sehen? — Aber wie kommst du mir vor?" setzte sie, ihn musternd, hinzu. „So hellauf! — Ist alles wohl bei euch und alles vergnügt?"

„Alles, Frau Base!"

Die behagliche Frau nickte und dachte sich das Ihre, welches diesmal von dem wirklichen Sachverhalt weit abging. Bald kam der Hofschreiner und brachte nach seiner

Gewohnheit das Gespräch auf die Neuigkeiten des Ortes und die Zustände des Fürstentums. Als Georg endlich Abschied nahm, ging Sophie mit ihm vor die Türe und rief im Flüsterton: „Alles Glück — und komm bald wieder!“

VI.

Das erste, was Georg zu seinem Zwecke tat, war, daß er Ludwig besuchte, um ihn zu seinem Vertrauten zu machen. Er traf ihn allein im Futtergang des Roßstalles, der trauten Plauderstelle des Rieser Bauernhauses. Nach dem Gruß ging er gleich zur Sache; er erklärte dem Kameraden, wie es mit ihm stehe und wie die Rebeck' es ihm angetan habe.

Ludwig, mit seinem behaglich ausgearbeiteten Gesicht, lächelte. „Das hab' ich freilich gesehen,“ erwiderte er. „Die ist aber auch schön geworden! Sakerment, sie ist schöner wie die Meine! — Du kriegst halt immer das Beste, du Teufelskerl!“

„Vorderhand hab' ich sie noch nicht!“ entgegnete Georg.

„Ah bah!“ versetzte jener. „Von ihrer Seite gibt's kein Hindernis! Sie ist weg, das junge Ding! — Geh, Spitzbub', das weißt du so gut wie ich!“

In Georgs Angesicht ging das Licht inniger Freude auf. „Also meinst du auch?“ rief er.

„Laß mich gehen!“ erwiderte der andere. „Wenn mich die Christine, der ich jetzt ein halbes Jahr nachlauf', so gern hätt', wie die Rebeck' dich jetzt schon, da wär' ich zufrieden.“

Unser Bursche faßte die Hände des Freundes und drückte sie. „Gott sei Dank!“ rief er, „das ist die Hauptsach'! — Ich mein's ehrlich mit ihr. Ich fang' nur etwas an mit ihr, weil ich sie heiraten will!“

Ludwig betrachtete ihn mit einem Blick, der nicht zu verkennen war.

Georg, ihn verstehend, rief: „Ich hab' meinen Kopf — und der ist hart!“

„Andre haben aber vielleicht noch härtere!"

Eine stolze Bewegung des Widerspruchs war die Antwort unseres Burschen. — „Bruder," versetzte er, „aus dem Grund eben bin ich gekommen! Wir zwei sind immer gute Freunde gewesen, und jetzt müssen wir's erst recht sein. Wir müssen einer dem andern helfen; — hauptsächlich aber mußt du mir helfen!"

Der andere schmunzelte. „Jetzt möchtest du halt ins Haus?"

„Eben das ist meine Absicht."

„Nun," versetzte Ludwig, „da kann ich dir freilich helfen. Denn es macht sich besser, wenn noch einer dabei ist. Und ich bin doch schon ein bißchen weiter, als du bist. — Weißt, mein Alter denkt wie ich! Ein braves und geschicktes Weib aus einer angesehenen Familie kann wohl ein paar Tausend Gulden weniger haben. Bah! — Im Grunde sind wir alle schon eines Sinnes, hier wie drüben!"

„Also," rief Georg, „nächsten Sonntag machen wir miteinander die Visite!"

Ludwig bot ihm die Hand, Georg schlug ein.

Jener betrachtete den Burschen einigermaßen mit der Miene eines Schutzherrn. „Hätt's nicht geglaubt, daß ich dir noch zu einem Schatz verhelfen müßt'! — Aber wir haben schon so manches durchgemacht miteinander, — und wir werden das auch noch fertig kriegen!"

„Und dann werden wir noch mehr durchsetzen miteinander! Wenn wir verschwägert sind" —

„Heiligenblitz, du gehst vorwärts!"

„Ich bin vergnügt, Ludwig, in der Seele vergnügt! Also am Sonntag?" — Der Kamerad gab ihm die Hand. — „Gut' Nacht für heut'!" —

Am Sonntag war der Himmel mit grauen Wolken überzogen, aber die Luft milde und der Boden trocken. Georg erschien bei Ludwig in seinem schönsten Anzug. Der kräftige, schlanke Jüngling mit dem bräunlich roten Gesicht und schwarzen, gelockten Haaren sah so gut aus, daß er auch dem Kameraden gefiel. Ihn betrachtend sagte dieser:

„Da sollt's nicht gehen — wenn man sich so herausputzt? Die sehen gleich an deinem Staat, was du willst! — Jetzt sag mir nur," fuhr er mit einem Blick auf die Füße des Gesellen fort, „wer dir wieder diese Stiefel gemacht hat! Gewiß der Hofschuster von Wallerstein?"

Georg machte eine Miene, die nicht widersprach.

„Hansjörg," rief jener mit einem Ausdruck von Tadel, „du gehst über unsern Stand hinaus!"

„Hab keine Sorg'," erwiderte der Bursch. „Geschickter einrichten kann man aber noch gar manches! — Mach, daß du fertig wirst!"

Der Dorfbursche Ludwig brauchte noch über eine Viertelstunde, bis er in einem Anzug dastand, welcher dem des andern wenig nachgab. Man ging durch den Garten und auf einem Feldweg dem Ziele der Wanderung entgegen. Zu wiederholten Malen hielt Ludwig den Freund an der Joppe, mit spöttischen Bemerkungen über sein schnelles Laufen. Aber dieser kümmerte sich wenig darum. Er war in der tiefsten Seele vergnügt! Daß er *sie* wieder sehen sollte — und daß er sie mit dem Kameraden sehen konnte, wo sich alles so gut und so schön machte! Denn allein wär' es für ihn doch eine Verlegenheit gewesen; er hätte nicht recht gewußt, was für einen Grund er angeben sollte! — Er plauderte und schaute dann wieder umher in dem feiertäglich stillen Gau, und betrachtete das Schloß Baldern und das Kloster Kirchheim, als ob er sie nie gesehen hätte! Alles erschien ihm wie neu! — Je näher er dem Orte kam, je mehr geriet er in Aufregung; und als er in den Kreuzhof eingetreten war, hatte er den ruhigen Kameraden sehr nötig.

Der Hof lag abseits am östlichen Ende des Dorfes. Man sah von ihm aufs Feld und auf die Wiesen, von deren herbstlichem Grün sich jetzt Herden scheckigen Rindviehs abhoben. Vom Norden schaute der Wallersteiner Felsen her, und rechter Hand, nah' genug, prangte die Stadt Nördlingen. Alles das flirrte vor den Augen unseres Burschen, dem es war, als ob er zu viel getrunken hätte.

Wie sie vor dem steinernen Auftritt angelangt waren,

kam ihnen der Sohn des Kreuzbauern entgegen und rief mit aufrichtiger Verwunderung und Freude: „Der Hansjörg mit dem Ludwig! Das ist eine Ehr'!“

Die beiden Burschen, von Hans gefolgt, traten in die Stube, wo der Bauer, die Bäuerin und die beiden Töchter in Hemdärmeln saßen. Christine blickte schelmisch auf, Rebecka wurde blutrot. Man begrüßte sich wechselseitig vergnügt, aber doch mit würdiger Förmlichkeit. Das Ehepaar behandelte die beiden Burschen als „Vettern“, von welchen der Besuch zwar eine Ehre, aber vollkommen in der Ordnung war. Bald saß man um den großen Tisch in der Fensterecke und vor den Gästen stand Bier vom Pflugwirt und weißes Brot.

Georg, der zum erstenmal in der Stube war, sah in dieser umher und fand sie gar heimlich. Das Kanzley fehlte; aber die Wände des lange stehenden Hauses waren getäfelt und das Ganze, mit einem Großvaterstuhl und einer Himmelbettstatt an der Wand, hatte etwas Altertümliches, was die Phantasie unseres Georg sehr ansprach. Er saß neben Rebecka, oder vielmehr diese neben ihm, denn man hatte die Gäste in der Mitte Platz nehmen lassen und sich an die Seite und davor gesetzt. Dem Burschen kam alles so schön vor wie in einem Märchen! Eine Zeitlang hatte er mit Umherschauen zu tun und schwieg. Dann wendete er sich zu seiner Nachbarin und fragte, wie ihr das Tanzen bekommen sei. „Recht gut,“ erwiderte das Mädchen, durch das Glück, ihn hier zu sehen, munter und mutiger gemacht. „Die Mühe ist nicht so groß gewesen: ich hab' an diesem Tag nicht öfter getanzt wie du!“ — „Also bist du später nicht mehr ins Wirtshaus gegangen?“ fragte der Bursch. Rebecka schüttelte den Kopf nicht ohne Selbstgefühl.

Vater und Mutter saßen mit eigenen Gesichtern. Die Zuneigung, die Georg kund gegeben, und die Aussicht, die sich der jüngeren Tochter bot, waren offenbar in der Familie besprochen. Wenn auch Rebecka stille gewesen, Hans und Christine hatten ihre Augen aufgehabt, und sie konnten den Eltern nicht verbergen wollen, was sie gesehen. Die

Mutter erkannte nach wenigen Fragen, wie es mit der Tochter stand, und nun erwogen die Alten zusammen die Ehre und den Vorteil einer solchen Verbindung. Durch den Besuch des Burschen mit Ludwig sahen sie ihre Hoffnungen mächtig gestützt; und nun brach, wenn auch immer noch durch einen gewissen Ernst und ein gewisses Bedenken, in den Mienen des wackeren Paares unwiderstehliche Befriedigung durch. Die wohlgebaute, stattliche Mutter lächelte. Im Gesicht des Bauern, dessen schöne, um nicht zu sagen feine Züge eine ungewöhnlich gute Seele verrieten, schimmerte wenigstens mehr Glück als Befangenheit.

Die ältere Tochter hatte sich bald nach Ankunft des Besuchs entfernt. Als unter allerlei Geplauder eine halbe Stunde verflossen war, erschien sie wieder mit Kannen und Schalen, die sie auf den Tisch setzte, während die Magd einen großen „türkischen Bund" (feines Gepäck) auf breitem Teller nachtrug.

„Was nicht gar! — Kaffee!" riefen die Burschen wie mit einem Munde.

„Nun ja," erwiderte Christine. „Wir trinken für gewöhnlich freilich keinen! Aber für so vornehme Gäste, wie ihr seid, da haben wir schon einen in Bereitschaft! Ganz bleiben wir auch nicht zurück!"

Der Kaffee war gut, wenigstens mundete er den ländlichen Gaumen sehr, und das ehrgeizige Mädchen hatte in der Tat die Bohnen nicht gespart. Trinken und Eintunken und Loben des damals auf dem Lande noch wenig üblichen Trankes vollendete das Wohlgefühl der Seelen. Unser Georg fühlte sich beim Kreuzbauern vollkommen zu Hause. Jedes störende Gefühl war aus ihm entwichen in weite, weite Ferne und dafür hatte ein wahrer Übermut des Glücks in ihm Platz genommen. Er schwatzte und lachte mit so guter Laune, daß er die ganze Gesellschaft erheiterte.

Rebecka, die sich ein paarmal über die glühende Wange gefahren war, stand plötzlich auf. „Das Kaffeetrinken," sagte sie, „hat mir warm gemacht! Ich muß ein bißchen hinaus in die Luft!" Sie verließ die Stube.

Georg fuhr in seinen Reden fort und wandte dann noch fünf Minuten auf einen landwirtschaftlichen Diskurs mit dem Kreuzbauern. Endlich stand er auf, holte tief Atem, strich sich die Stirn, als ob er die Hitze nicht mehr ertragen könnte, und ging hinaus ohne weitere Erklärung.

Die Alten sahen sich an, und in den Frohsinn ihrer Züge mischte sich wieder mehr Ernst. Hans, Ludwig und Christine behielten ihre gute Laune und lächelten.

Georg hatte bemerkt, daß die hintere Tür vom Tennen in einen großen Baumgarten führte, dessen Feldseite mit einer wohlgeflegten Hecke bestanden war. Dorthin — sagte ihm sein Herz — war das Mädchen gegangen. Und wirklich erblickte er sie im äußersten Winkel zwischen der Hecke und dem Stadel des Nachbars. Er lenkte seine Schritte auf sie zu. Da ging sie am Stadel hin gegen die andere Seite. Rasch wandte er sich nach links, um ihr den Weg abzuschneiden; aber sie drehte sich wieder und ging rascher zurück. Der Bursche lief, sie auch — in der Ecke haschte er sie.

Das Mädchen, von seinen Armen sich losmachend, rief geängstigt: „Laß mich, laß mich! Wenn uns jemand sähe!"

Georg ließ die Arme sinken; aber er stellte sich vor sie hin, entschlossen, ihre Flucht zu hindern.

Rebecka, ahnend, welch ein Augenblick gekommen sei, neigte den Kopf ergeben auf die Seite. Ihre Lippen drückten, bei süß verlegenem Lächeln, wehmütiges, rührendes Glücksgefühl aus. — Die Vorderarme waren bloß, die Brust nur durch ein kleines, rotes Tuch bedeckt, der weiße Hals frei. Georg konnte dem Verlangen, die unendlich Liebliche in seine Arme zu schließen, kaum widerstehen. Aber seine Absicht war eine ernsthafte, und er verfolgte sie!

„Rebecka," begann er mit Herzlichkeit, wenn auch bewegt, „ich bin heut' auf den Kreuzhof gekommen, um mit dir zu reden! Ich weiß nicht, ob ich dir etwas Neues sag', wenn ich mit dir red' — ich hoff's nicht! Aber man muß deutlich sprechen über eine solche Sach'! — Ich hab' dich," fuhr er ihre Hand ergreifend fort, „über alle Maßen gern, Rebecka; ich kann gar nicht sagen, wie! Seit ich dich

gesehen habe, bin ich ein anderer Mensch, ich kenn' mich gar nicht mehr! — Ich kann nichts mehr als an dich denken — alles andre gibt's nicht mehr für mich!"

In dem Gesicht des Mädchens ging ein seliger Schein auf, die tiefblauen Augen strahlten und wurden feucht — das rote Tuch zitterte.

„Rebecka," fuhr Georg fort, „sag mir, wie du gesinnt bist! Du bist gut und freundlich gegen mich, aber das ist noch nicht die Folge, daß du denkst wie ich und daß dir's ernst ist, wie mir! — Sag's mir jetzt, denn ich muß es hören, deutlich hören, wie du's meinst!"

Nochmal folgte die Jungfrau einem Trieb, auszuweichen. Zu Boden schauend versetze sie: „Man hört von dir —" Sie schwieg.

„Was hört man von mir?" fuhr der Bursch fort. „Daß es mein Vater anders mit mir im Sinn hat? Ist das auch schon an dich gekommen? — Aber das ändert an der Sache gar nichts. Ich bin noch nicht versprochen; wenn ich aber versprochen wär', tät' ich wieder absagen, und das wär' meine Schuldigkeit. Ich kann und will keine andere heiraten, als wie dich! Dich allein kann ich zum Weib haben! Dich muß ich haben, weil ich bei einer andern doch nur an dich denken täte bei Tag und Nacht!"

Das Mädchen, durch diese Erklärung der treuesten Liebe erschüttert, stieß ein Ach der Wonne aus, und ließ den Kopf an die Brust des Geliebten sinken, während ihr die Augen übergingen.

„Willst du Haselbäuerin werden?" rief Georg mit dem Tone der innigsten Zuversicht.

„Ja, freilich," erwiderte sie lispelnd und zog ihn mit ihren umfangenden Armen an ihr Herz.

Beide sahen nach einer Weile auf, schauten sich in die Augen, und Georg drückte seinen Mund auf die roten Lippen, die sich ihm zärtlich verlangend boten. Es waren die ersten Küsse der Liebe für ihn wie für sie: beide drohten vor Lust ihre Besinnung zu verlieren! Die Welt war ihnen verschwunden! Sie waren entrückt in einen

Himmel des Glücks, wo die trunkene Seele Zeit und Ort und alles vergißt. —

Nach einer Weile, sie wieder betrachtend, sagte der Bursch: „Rebeck', nun gehörst du mir! Zwischen uns ist nun alles abgemacht und richtig! Aber meine Leute dürfen noch nichts erfahren! Sie haben andere Gedanken, und von denen können sie bloß nach und nach abgebracht werden. Du weißt aber, nächsten Sonntag ist unsre Kirchweih. Komm hinüber mit deinem Hans und deiner Schwester, die sich grad' auch nicht arg sperren wird. Da wollen wir vergnügt sein miteinander, — und mein Vater kann dann zuerst sehen und meine Mutter sich sagen lassen, was ihr Sohn im Sinn trägt. Sie werden böse sein, das weiß ich; aber ihr Zorn wird verrauchen — und wenn sie dich gesehen haben, dann kann ich auftreten!" — Mit einem Blick zärtlicher Laune, sie zu ermutigen, fuhr er fort: „Wir wollen da wieder recht schön miteinander tanzen — weil's neulich gar so gut gegangen ist!"

Rebecka lächelte und drückte ihm statt aller Worte die Hand. Dann, nach einem Moment bewegten Sinnens, sagte sie: „Wie ist das alles so plötzlich gekommen! Als ob's vom Himmel gefallen wär'! Vor acht Tagen hab' ich noch keine Ahnung gehabt! Ich bin frei gewesen wie der Vogel in der Luft, und jetzt gehör' ich nicht mehr mir selber!"

„Ist dir das zuwider?"

„Geh!" rief das Mädchen. „Ich soll dir wohl nochmal sagen, was ich schon gesagt hab'?"

„Ja freilich," erwiderte der Bursch. „Das kann man gar nicht oft genug hören! — Also — du hast mich gern?"

„Ja! — Ja!"

„Aber nicht so gern, wie ich dich!"

Rebecka schaute ihn an. „Du kannst mich lieb haben," erwiderte sie mit innigem Ernst, „soviel du willst — meine Lieb' wirst du nicht übertreffen. Ich denk' an dich, wenn ich aufwach' und wenn ich mich niederleg' — und den Tag über ohnehin! — Ich sollt' mich schämen!"

„Gar nicht!" entgegnete Georg mit strahlender Miene.

„Hab' meinen Dank dafür! — O wie wohl tut so ein Wort! Komm, du bist mein Schatz, mein herzallerliebster Schatz — und bald, bald wirst du meine Hochzeiterin sein! Glaub mir und baue Häuser darauf!"

„Ich glaub' dir!" versetzte Rebecka mit dem Ton des tiefsten Vertrauens. Dann, mit einem Blick aufs Haus, fuhr sie fort: „Wir müssen wieder hinein! — Halt!" rief sie zu ihm, als er fortgehen wollte. „Bleib noch ein bißchen; — ich will vorausgehen!"

Sie sah ihn nochmal an, dann lief sie mit ihren leichten Sonntagsschuhen übers Gras hin. Der Bursch sah ihr nach — das seligste Triumphgefühl durchwogte seine Brust. — Nach einer Weile ging er ins Haus zurück und trat mit vollkommen ernsthafter Miene in die Stube, wo Rebecka neben dem Vater saß.

„Was meinst du dazu?" rief Ludwig ihm entgegen. „Ich hab' den jungen Vetter und die beiden Bäschen zu unsrer Kirchweih eingeladen!"

„Ganz meine Gedanken," rief Georg. „Wir sind vergnügt gewesen auf ihrer Kirchweih, nun sollen sie vergnügt sein auf der unsern. — Also?" fügte er umherschauend hinzu.

„Ich bin dabei," sagte Hans.

„Und ich auch," rief Christine, — „wenn Vater und Mutter nichts dagegen haben! — Aber die Rebeck' wird nur nicht wollen! Beinahe hätten wir sie vor acht Tagen hier nicht ins Wirtshaus gebracht; und nun soll sie gar noch über Feld gehen! — Ihr werdet schon mit Hans und mir vorlieb nehmen müssen!"

Alle Gesichter hatten sich bei diesen Worten erheitert. Rebecka, nach leichtem Erröten, sagte: „Ich bin oft genug zu Hause geblieben, wenn du fortgegangen bist, so daß ich jetzt wohl auch einmal allein mit Hans fortgehen könnt'! Aber ich will nicht so genau sein mit dir und will dich mitlassen — wenn wir überhaupt fortdürfen."

„Sieh, sieh!" erwiderte Christine mit schwesterlicher Verwunderung über die gelöste Zunge.

„Der Vetter und die Base," meinte Ludwig mit einem

Blick auf sie, „werden uns die Freud' nicht verderben. Kirchweih ist nur einmal im Jahr! Und bei uns gibt's heuer eine ganz fürnehme! Den „Platz" haben zwei Burschen gekauft, die ihresgleichen suchen! 's wird ein prächtiger Aufzug werden — obwohl" (fügte er lächelnd hinzu) „wir zwei, der Hansjörg und ich, diesmal nicht beim Platzaufführen sein werden!"

„Nun," entgegnete der Vater gutmütig, „dann will ich nicht hinderlich sein! Geht also in Gottes Namen — ich und die Bäuerin wollen das Haus hüten!"

„Dank schön!" rief Ludwig vergnügt. Und zu Georg gewendet, fuhr er fort: „Mit dem Bescheid könnten wir jetzt B'hütgott sagen."

Auf diese Rede schüttelte aber die Kreuzbäuerin den Kopf. „Das wär' doch noch zu früh!" rief sie mit Ansehen. „Hier kommt frisches Bier, — das müßt ihr uns noch trinken helfen!"

Die Burschen konnten nicht umhin, den großen Henkelkrug mit zu leeren, was ihre Stimmung nicht verschlimmerte. Endlich, als der Tag sich neigte, brachen sie auf. Man nahm Abschied unter den schönsten Formen, die aber noch ungleich mehr von Frohsinn durchzogen waren als beim Willkomm. Georg fand Gelegenheit, der Geliebten einen Blick zuzuwerfen, der ganz und gar nichts Förmliches hatte. „Auf Wiedersehen!" rief er zärtlich. Sie gab ihm die Hand und nickte.

VII.

Am andern Morgen beim Frühstück sagte die Mutter zu unserm Burschen: „Wo bist du denn gestern hingegangen?"

Georg sah sie an. Die Frage war arglos. Er folgte nun einer Eingebung, die Wahrheit in einer Art von Wahrheit zu verbergen, und sagte: „Nach der Stadt, mit dem jungen Steinbauer. Wir sind aber nicht hineingekommen, sondern vorher eingekehrt und haben bei gutem Bier in lustiger Gesellschaft einen ganz vergnügten Tag gehabt."

„Du machst dir jetzt oft ein Pläsier!“ bemerkte der Haselbauer.

„Ich benutze meine Freiheit,“ erwiderte der Sohn.

Der Alte zeigte ihm hierauf eine Miene, die ungefähr bedeutete: „Das hast du auch not!“ —

Georg machte, daß er fortkam.

Am selben Abend noch ging er nach Wallerstein zu der Freundin. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus und verhehlte ihr nicht, daß er die Geliebte zum Kirchweihfest geladen und was er auf diesem vorhabe.

Sophie, nach einigem Schweigen, versetzte: „Hansjörg, Hansjörg — ich bin in Angst für dich!“

Georg widersprach mit einer Bewegung, die seine Entschlossenheit ausdrückte. „Einmal muß es sein!“ rief er. „Und am Ende, ich kann jetzt alles riskieren — denn ich hab' keine Wahl mehr!“ — Nach einer Weile, mit herzlichem Ton, fuhr er fort: „Du mußt auch herüberkommen, Sophie! Dann kannst du sie sehen und kennen lernen und dann weißt du, warum ich so handle! Ihr zwei müßt gute Freundinnen werden!“

„In Gottes Namen,“ erwiderte die Jungfrau, „ich komm'! Was auch geschehen mag, ich will wenigstens dabei sein! — Aber,“ fuhr sie mit einem Ausdruck mütterlicher Sorge fort, „sie darf wahrlich schön sein und lieb und gut; denn um sie wird ein Streit anheben, der nicht so schnell ausgehen wird, als du vielleicht meinst. Ich will dir das Herz nicht schwer und dich nicht irre machen; aber stell dir's nur nicht zu leicht vor!“

„Das tu' ich nicht,“ versetzte der Bursch mit Ernst. „Ich weiß nur, daß ich in diesem Streit das Feld behalten werde!“

„Man weiß nichts gewiß in dieser Welt,“ entgegnete Sophie. „Hoffen wir das Beste!“ — —

Ein paar Tage darauf sagte der Haselbauer zu seinem Sohn: „Was hast du denn vor dasmal? Willst du die Marev' nochmal auf den Platz führen?“

Georg schüttelte den Kopf. „Meine Zeit ist noch nicht um,“ versetzte er. „Und jetzt handelt sich's um was anderes, als den Platz aufführen zu helfen!“

„Du hast allerdings noch eine Woche," bemerkte der Vater spöttisch.

„Acht ganze Tage!"

„Nun," fuhr jener fort, „mir ist's auch gar nicht so ernst gewesen mit der Frag'! Die Marev' wird selber nicht mehr auf den Platz wollen. Aber ins Wirtshaus wird sie kommen mit ihren Kirchweihgästen — da könnt ihr euch doch lustig machen miteinander!"

Die letzten Worte sprach der Alte schon im Weggehen. Georg lächelte mit einem Ausdruck, der ihn sehr stutzig gemacht hätte, wenn er ihn noch hätte sehen können.

Der Morgen des Festtags brach völlig heiter an. Die Sonne schien durch die Hauptgasse des Ortes herauf und vergoldete das weiße Haus des Haselbauern. Georg war schon im Hof; — die Sonne und die Schönheit des Tages machten auf das ahnungsvolle Gemüt eine seltsame Wirkung. Es erschien ihm alles so feierlich! — Auf den Glanz des Tages fielen die Schatten der Gefahr und der nahenden Entscheidung und gaben ihm für die Augen des Jünglings ein ernstes, verhängnisvolles Licht!

Die Zeit in der Kirche verbrachte unser Freund mit sich selbst und seinen Gedanken. Während der Prediger auf die geistliche Bedeutung des Tages aufmerksam machte und vor Ausschreitungen in der weltlichen Lustbarkeit warnte, prüfte er seinen Vorsatz, um ihn vor sich selbst zu rechtfertigen. Es begreift sich, daß ihm dies gelang. Das Ergebnis des Kirchganges war für ihn eine tiefe Befestigung in seinem Entschluß.

Bei dem Mittagsmahle zeigte er einen gelassenen, würdigen Ernst. Es war nur ein Kirchweihgast anwesend, ein verwitweter Schwager des Haselbauern. Diesem Sechziger tat Georg mit besonderem Fleiß alle Ehre an und benahm sich dabei so gut, daß der Vetter ihn später gegen die Eltern höchlich rühmte. Der Alte lächelte geschmeichelt; — die Mutter antwortete mit einem Seufzer.

An sie war im Laufe des Vormittags eine Meldung gekommen: wie vergnügt ihr Sohn vor vierzehn Tagen auf der Kirchweih des Nachbardorfes gewesen sei und mit was

für einem Mädchen er zweimal getanzt habe! — Die Nachricht brachte ein Weib, die nicht immer sprach, was sie verantworten konnte — darum hatte die Bäuerin die Sache noch für sich behalten. Aber sie wollte nachforschen lassen und ihre Augen aufhaben. Namentlich sollte der Sohn zur Entscheidung gezwungen werden am ersten Tag nach der abgelaufenen Frist.

Nachmittags, als die Musikanten schon einige Tänze gespielt hatten, begab sich unser Bursch ins nahe Wirtshaus. In der oberen Stube fand er alle Tafeln besetzt; — an dem Ecktisch zwischen Fenster und Türe saß die Marev' mit einem älteren Ehepaar und der erwachsenen Tochter — ihren Gästen. Er konnte nicht vermeiden, zu ihnen zu treten und die Gesellschaft zu grüßen. Die Marev' dankte mit einem eigenen, zutrauensvollen Ernst, der Georg betroffen machte, aber seinen guten Grund hatte. Dem Schwaner war gestern vom Haselbauern gelegentlich mitgeteilt worden: sein Sohn wolle die Kirchweih nochmal als Lediger feiern — und dann Ernst machen mit der Marev'!

Auf die Einladung des Vetters nahm Georg am Tische Platz.

In der Nähe saß ein Mädchen vom Dorf und ihr Bruder, welche Georg, als gute Bekannte, grüßte. Die muntere Dirne nickte und rief: „Hansjörg, wie wär's, wenn wir's auch wieder einmal probierten miteinander?“ Bevor unser Bursch antworten konnte, sagte der Bruder zu der Schwester: „Nur langsam! Die ersten Reihen wird er mit seiner Nachbarin tanzen wollen!“ Die Marev' lächelte hierauf anmutig, und Georg konnte nicht umhin, mit möglichst guter Miene zu sagen: „Nun, wenn du nichts dagegen hast, so wollen wir drei miteinander machen!“ Die Jungfrau stand auf, und er führte sie hinaus.

Hätte sie in sein Herz blicken und darin lesen können! Der junge Kreuzbauer mit seinen Schwestern konnte jeden Augenblick ankommen! Was dachte sich die Rebeck', wenn sie ihn mit der Marev' tanzen sah! Der Argwohn stieg in ihr auf und beunruhigte sie und quälte sie! Sie, der er nur Freude zudachte am heutigen Tag!

Gern hätte er seine Rede beim Aufziehen buchstäblich genommen und nach dem dritten Reihen den Tanzboden verlassen. Aber das durfte er nicht! Wenigstens noch drei mußte er dazu fügen! Als er aber den sechsten hinter sich hatte, da sagte er: „Zum Anfang wollen wir's nicht übertreiben — und jetzt ein Glas Wein trinken!“ Er führte die etwas Verhoffte in die Stube zurück und bot ihr den Schoppen, der auf seine Bestellung gekommen war: unendlich froh, daß er das Wagnis glücklich überstanden!

Seinen Platz nahm er auf der Bank am Fenster. Nach einer Weile hörte er das Rollen eines Wagens — er schaute in den Hof: sie waren es!

Sein Herz klopfte mächtig, und er mußte sich alle Mühe geben, nicht auffällig zu werden. Entschlossen erhob er sich und ging hinweg — der Geliebten entgegen!

Ludwig, der in der unteren Stube gewartet haben mußte, stand, als Georg die Stiege herunterkam, schon im Haustennen vor den glänzend geputzten Mädchen. Rebecka, die zuerst etwas ängstlich umhergesehen, klärte sich auf beim Anblick des Geliebten. Georg hieß sie freudig und herzlich willkommen. „In der oberen Stube,“ sagte er, „ist alles voll; aber im Anbau, wie ich gesehen hab', ist noch Platz.“

„Gehen wir in den Anbau,“ rief Ludwig. „'s ist ohnehin vornehmer!“ — Georg nickte, glücklich, wenigstens für eine Zeit vor den Blicken der Marev' geschützt zu sein!

Man begab sich mit dem nachgekommenen Hans über die Stiege in eine ziemlich geräumige Seitenstube und nahm Platz an dem einen Tisch, der noch frei war.

Die Dorfburschen bestellten Wein und Torten, und man denkt sich, daß jeder seine Nachbarschaft richtig wählte. An den andern Tischen saßen Leute von auswärts, deren Besuch der Wirtsfamilie galt. Eine Müllerin aus der Nähe schüttelte aber doch bedeutend den Kopf, als sie den jungen Haselbauer neben Rebecka erblickte, und aus seinen Manieren gar bald abnahm, was sich da entspinnen wollte.

Unser Freund bemerkte das nicht. Er sah nur das holde Antlitz und in diesem Antlitz die Liebe — die süße, scheue, selige Liebe! Alles Bangen schwand aus seinem

Herzen, die Freude und die Liebe herrschten allein. Die Welt zerfloß ihm in Dunst. Es gab nur sie für ihn; — und vor seiner Seele gaukelte nur das wonnige Ziel seines Lebens! —

Nachdem man von dem Aufgetragenen versucht hatte, führte Ludwig die Christine zum Tanz, und Georg folgte mit Rebecka.

Die beiden Paare, wie sie auf dem Tanzboden erschienen, machten die dort schon Anwesenden aufsehen. Das Verhältnis Ludwigs mit Christine war den meisten bekannt, aber Georg mit Rebecka überraschte. Was hatte das zu bedeuten? — Man sollte bald ins klare kommen!

Die Liebenden schauten so schön zusammen, sie konnten und sie wollten ihre Gefühle so wenig verbergen, daß die meisten anfingen zu begreifen und die Gesichter der Begreifenden sich aufhellten, entweder teilnehmend oder schadenfroh. Hohes Interesse und mächtige Spannung zog namentlich in die Seelen der Jungfrauen!

Unter den Tanzenden befanden sich auch die drei Söldnerstöchter, welche dem Schicksal Georgs ihre besondere Teilnahme gewidmet hatten. Nach einer Weile stellten sie sich, ihre Burschen zeitweilig verlassend, in einen Winkel zusammen und die Schlanke rief: „Was ist denn aber das? Was hat denn der Hansjörg für eine?“

Die Blonde versetzte: „Das ist die Schwester der Christine — das jüngste Kind vom Kreuzbauern!“

„Ein schön's Mädle,“ rief die selber nicht Häßliche. „Fein wie eine Prinzessin!“ Nach einem neuen Blick auf das Paar setzte sie bedeutungsvoll hinzu: „Jetzt wissen wir ungefähr, wie wir daran sind! Der Hansjörg ist immer gern vergnügt gewesen; aber so hab' ich ihn noch nicht gesehen, solang' ich leb'. Schaut nur hin, wie er sie ansieht! Ich bitt' euch!“

Alle sechs Augen waren auf ihn gerichtet. Dann nickte man sich mit innigem Verständnis zu, tiefbefriedigt, es jetzt zu wissen! Die Schwarzbraune versetzte: „Nun glaub' ich, daß keine von uns mehr Hoffnung hat! Keine vom ganzen Dorf! Auch nicht — — seht, da kommt sie!“

An der Seite des Burschen, der vorhin die tanzlustige Schwester zum Warten ermahnt hatte, trat die Marev' unter die Paare.

Über das Weggehen und Ausbleiben des Georg sehr befremdet, hatte diese an ihrem Tisch in Unruhe gesessen und der Dorfbursch glaubte endlich die gute Gelegenheit zum Tanzen benützen zu müssen.

Nicht lange, so erblickte sie Ludwig mit Christine und Georg mit Rebecka. Die Gesichter der letzteren, welche schon tanzten, und ihre zärtliche Haltung sagten ihr alles. Jeder Blick auf sie gab ihr einen Stich ins Herz. Sie hatte die Farbe verloren und erschien mit einem Mal bleichgelb. Qual und Zorn im Herzen tanzte sie den Reihen.

Georg, im Herumgehen mit Rebecka, tat, als ob er sie nicht bemerkte. Er hatte sie wohl gesehen und noch vor einer halben Stunde würde ihn ihr Erscheinen in Bestürzung versetzt haben. Aber seine Seele war jetzt so ganz der Freude hingegeben und von ihr ausgefüllt, daß nichts Widriges in sie einzudringen vermochte. Es bekümmerte ihn wenig, als er wahrnahm, daß die Eifersüchtige spähende, böse Blicke auf sie warf. Er sah in ihr, die man ihm aufdrängen wollte, seine Gegnerin, die er zu bekämpfen und von sich abzuhalten berechtigt — verpflichtet war!

Kaum hielt sich die von ihrer Leidenschaft Gepeinigte zurück, auf den Burschen loszugehen und ihn vor allen Anwesenden mit Vorwürfen zu überschütten. Aber das ging nicht an! Die Schande wäre zu groß gewesen! Sie blieb darum äußerlich ruhig, wenn es in ihrem Herzen auch brannte und sie von allem, was ihr Tänzer sagte, kein Wort vernahm.

Noch sechs Reihen machte sie mit, das glückliche Paar beobachtend und immer mehr Gift in sich saugend. Dann aber — nicht nur wieder rot, sondern dunkelrot geworden —, sagte sie zu ihrem Tänzer: „Ich weiß nicht, was heut' mit mir ist! Mein Kopf tut mir weh, als ob er zerspringen wollt'! Lassen wir's für jetzt gut sein!"

Der Bursch, unter Worten ernsten Bedauerns, führte sie in die Stube zurück. Hier erklärte sie ihren Ver-

wandten, ihr sei nicht gut und sie müsse heimgehen; sie sollten sich aber deswegen ja nicht inkommodieren, statt ihrer werde der Vater kommen! Der Vetter erwiderte, sie hätten hier durchaus nichts mehr zu tun und ohnehin weit nach Hause, also gingen sie jetzt mit dem Bäschen, wie sich von selber verstehe! — Nach wenigen Minuten brach man auf.

Der Haselbauer und seine Frau, deren Kirchweihgast eine andere Familie besuchen gegangen war, hatten sich an dem warmen Tag auf einen behauenen Eichstamm vor ihren Hof gesetzt, die Vorübergehenden betrachtend oder grüßend. Wie sie die Marev' mit ihren Gästen erblickten, standen sie auf und gingen ihnen entgegen, ihre Verwunderung ausdrückend über das frühe Heimgehen. Die Marev' wiederholte den angeblichen Grund. Der galante Haselbauer brach in Rufe des Mitleids aus, und die Bäuerin setzte hinzu: „Das wird meinem Hansjörg außerordentlich unlieb sein!“ — „Nun, Frau Base,“ entgegnete das Mädchen, nachdem sie die andern mit dem Bauer hatte weiter gehen lassen, höhnend, „in dem Punkt könnt Ihr euch trösten! Der hat schon seine Tänzerin!“ — „Mein Hansjörg?“ rief die Frau mit bestürzter Miene. Und als die Marev' nickte, fuhr sie fort: „Das ist nicht möglich! Wer sollt's denn sein?“ — „Die schöne Tochter des Kreuzbauern,“ antwortete die Tiefgekränkte. „Der Ludwig und er sitzen bei den Mädchen und ihrem Bruder im Anbau!“ — Das Weib erblaßte. „Marev',“ entgegnete sie, „das tut er nur dem Ludwig zulieb' aus alter Kameradschaft!“ — Die Bauerntochter, auf diesen falschen Trost hin, lächelte verachtungsvoll. „Der tut niemand was zulieb', als sich selber,“ erwiderte sie. „Sich selber und seinem Schatz! Ich hab' sie miteinander tanzen sehen — sie sind beinah' zusammengeschmolzen —, und nun weiß ich, was ich weiß!“ — „Und ich sag', das ist nicht und kann nicht sein,“ rief die Bäuerin mit der Stimme des Zorns. „Wenn er so handelte gegen uns, tät' ich ihm den Hals umdrehen!“ — „Was Ihr tut, Frau Bas',“ entgegnete jene, „das ist Eure Sache. Was ich tu', das weiß ich. Ich für

meine Person bin fertig mit ihm!" Sie wendete sich zum Weggehen. „Marev', Marev'," rief das entsetzte Weib, „sei nicht unbedacht! Man läßt sich oft vom Schein täuschen. Besonders wenn man — —" Sie hielt inne, denn sie wurde nicht mehr gehört.

Der Haselbauer kam zu der Bäuerin zurück. Diese, in leidenschaftlicher Erregung, flüsternd, mit heiserem Ton, teilte ihm das Vernommene mit und verlangte von ihm sofortiges Einschreiten gegen den schändlich Ungehorsamen. „Stet — nur stet," entgegnete der Alte. „Zuerst muß ich mit meinen eignen Augen sehen, was vorgeht; dann will ich überlegen, was am besten dagegen zu tun ist! Ich glaub's nicht, was du mir da sagst! Die Marev' ist eine empfindliche Person und bildet sich nur was ein! Hat uns nicht der Weilerschuster vorhin gesagt, der Hansjörg tanze mit ihr? Er soll wohl mit gar keiner andern mehr tanzen?" — „Du siehst immer alles von der guten Seite!" rief das Weib mit Hohn. — „Ich behalte meinen Verstand," entgegnete der Bauer, „wo die Weiber den ihrigen verlieren! Wenn Schimpf und Schande zu vermeiden sind, so vermeid' ich sie!" — Er ging in seine Kammer, um die einfache Kappe, die er aufhatte, mit einer besseren zu vertauschen, und begab sich dann ins Wirtshaus, wo er zuerst in der unteren Stube Platz nahm.

Die Bäuerin sagte zu sich: „Ich will noch ein Paar Augen hinüberschicken, die mehr sehen werden!"

Sie ging in den Roßstall, wo ein heruntergekommener Verwandter, der bei ihr als Knecht diente, den Festtag noch zum Ausruhen benützte. „Dölle," sagte sie, den Duselnden anstoßend und weckend, „Dölle, ich hab' ein Geschäft für dich!" — „Ja!" rief dieser, sich die Augen reibend. Sie erklärte ihm, dessen Verschwiegenheit sie erprobt hatte, den Handel, und der Dölle versetzte schmunzelnd: „Das wollen wir herauskriegen!" Die Bäuerin langte in ihre Seitentasche, und ihm ein „Käsperle" (Viertelskrontaler) in die Hand drückend, sagte sie: „Du sollst nicht Hunger und Durst leiden dabei! Mach dir einen vergnügten Tag!" Die Augen des alten Gesellen leuchteten und seine Lider

zwinkerten verheißend. Er zog sich reputierlich an und schlenderte dann ins Wirtshaus mit den angenehmsten Empfindungen; nicht nur, weil er heute in Bier und Schnaps ein übriges tun konnte, sondern auch, weil sich in der reichen Familie ein böser Handel entspinnen wollte, der für den ehemals Begüterten, jetzt aber Armen, etwas sehr Wohltuendes hatte. Wenn er nicht davon reden und schwatzen durfte: er konnte seine Schadenfreude im stillen haben!

Die Lustbarkeit im oberen Stock des Wirtshauses ging ihren Gang. Georg hatte das zweite Mal mit Christine getanzt und dem Ludwig die Rebeck' überlassen. Das war aber auch alles, wozu er sich verstehen konnte! Ganz abgesehen davon, daß ihn die Leidenschaft immer wieder zur Geliebten zog: er wollte ja zeigen, öffentlich zeigen, was er im Sinne trug! Alle sollten es sehen! Wenn sein Vater hier war und wenn seine Mutter einen Aufpasser schickte: auch diese — ja gerade diese sollten es sehen! Denn es sollte und mußte dahin kommen, daß es biegen oder brechen mußte! — Er führte daher nur die Rebecka auf den Tanzboden und folgte hier wie in der Stube ganz dem glühenden Drange seines Herzens. Er legte alle Furcht und Rücksicht ab und war fröhlich und zärtlich gegen die Geliebte, als ob sie ganz allein wären; und Rebecka vergaß die Welt, wie er.

Eines nur fragte sich der Bursch mitten im Strome des Vergnügens: wo die Sophie bliebe! Er schüttelte den Kopf mit einer unlieben Empfindung und hatte schon darauf verzichtet, sie zu sehen, als sie, während er eben an der Seite der Geliebten saß, in den Anbau trat. Ihre Miene war ernst, beinahe traurig. Als aber der Freund ihr mit einem frohen Ausruf entgegenging und, sie an den Tisch führend, sagte: „Das ist der junge Kreuzbauer, und das sind seine Schwestern," — da klärte sich das runde, zur Güte geschaffene Antlitz auf und sie ließ endlich die braunen Augen mit dem Glanze herzlichen Anteils auf der Blauäugigen ruhen. Georg sagte zu ihr, als sie am Tisch Platz genommen hatte: „Warum kommst du so spät? Alles ist vergnügt hier, die Kirchweih ist so lustig und so

schön, wie ich mir keine denke, und wir zwei hätten unterdes auch unsre Sprünge machen können!" — Sophie erwiderte: „Mir ist's heute nicht zum Tanzen, und es ist schon viel, daß ich ins Wirtshaus komme. Ich bin zuerst beim Vetter Weidner eingekehrt und hab' da leider hören müssen, daß es mit seinem Sohn Gottfried schlechter und schlechter geht. Die Margret hat alle Hände voll zu tun — sie opfert sich für den Stiefbruder auf — unser Herrgott wird's ihr vergelten!" Und mit gedämpfter Stimme, daß nur Georg sie verstand, fügte sie hinzu: „Heut' ist's grad' kein Unglück für sie, daß sie nicht zum Tanz gekonnt hat!" Georg, ernst geworden, drückte sein Mitleid mit dem jungen Vetter aus. — Die Gesellschaft kam auf andere Dinge zu sprechen und unterhielt sich bald lebhaft. Sophie wußte die beiden Mädchen zutraulich zu machen und namentlich die Rebecka zum Reden zu bringen. Sie hatte für jedes ein freundliches Wort, und alle begriffen, warum der junge Haselbauer soviel auf sie hielt. Auf einmal stand sie auf. Georg tat Einsprache gegen das frühe Weggehen, aber sie schüttelte den Kopf und nahm Abschied. Zu dem Burschen, der sie vor die Türe geleitete, sagte sie: „Was ich von dieser Kirchweih haben wollte, das hab' ich gehabt. Freund Hansjörg, das ist wahrlich ein schönes Mädchen — sie hat meine Erwartungen übertroffen! Und sie ist auch gut, von Herzen gut — sie verdient glücklich zu sein. Damit gute Nacht!" Georg, in hoher Freude über diese Anerkennung, drückte der Teilnahmvollen die Hand und erwiderte: „Laß mich nur machen — sie wird's auch werden! Gute Nacht und hab Dank!"

Schon ehe die Sophie ins Wirtshaus gekommen war, hatten der Haselbauer und der von der Bäuerin abgesendete Spion, jeder für sich, die Überzeugung geschöpft, um welche es sich handelte. Der Vater hatte sich unter die Zuschauer auf der Treppe gemischt und seinen Sohn mit Rebecka tanzen sehen. Es war noch heller Tag, der Erfahrene beobachtete das Paar: er wußte genug! Schreck und Wut erfüllten sein Herz, er zitterte vor Aufregung. Aber er konnte sich beherrschen! Sachte ging er in die untere

Stube zurück, setzte sich an seinem Tische nieder, unterhielt sich mit den Zechgenossen und täuschte fast auch diejenigen, die seinen schweren Verdruß ahnen konnten, sich aber wohl hüteten, den Unstern, der ihn treffen wollte, zu bereden. Nach einer halben Stunde ging er weg, „Zum Nachtessen," wie er sagte. — Er faßte auf dem Heimweg den Entschluß, dem Buben unter keiner Bedingung nachzugeben und es aufs Äußerste ankommen zu lassen!

Der alte Dölle sah, was der Vater gesehen, und noch mehr, hatte aber dabei ganz andere Empfindungen. Er, mit seinem Käsperle in der Tasche, war zuerst in die obere Stube getreten, hatte sich eine Maß Bier und ein großes Glas Branntwein geben lassen und sich, nachdem er sein ganzes Wesen erfrischt hatte, auf den Tanzboden begeben. Wie Georg mit Rebecka kam, grüßte er ihn in aller Treuherzigkeit, mit jener freudig ergebenen Teilnahme des wahren Dienstboten. Auch er wußte nach wenig Blicken, was die Glocke geschlagen hatte; die erlangte Einsicht erfüllte ihn aber mit dem tiefsten Wohlgefühl. Er gewann die Rebecka förmlich lieb, weil sie ihm durch ihre holdseligen Manieren die Gewißheit gab, daß der Hansjörg nimmermehr von ihr lassen und daß es daheim einen mordmäßigen Sturm setzen werde. Seine Augen funkelten in Bosheit und Wonne! Er konnte sich nicht enthalten, während ihres Herumgehens zu den beiden zu treten und ihnen zu sagen: wie wunderschön sie's miteinander könnten, als ob sie's extra miteinander gelernt hätten! Und Georg, vergessend, wozu die Mutter ihn zu brauchen pflegte, freute sich des alten Halunken und des glitzernden Vergnügens in dem runzelvollen Ledergesicht!

Er und Rebecka waren gefeit durch die Allmacht ihres Gefühls und sie genossen darum alle Lust des Tages ohne Störung. Nachdem die Christine zum Heimfahren gemahnt hatte, ließen die beiden Liebhaber auftragen, was gut und teuer war; und da man sich Appetit hergetanzt hatte, so tafelte man nicht nur in Fröhlichkeit, sondern mit Verlangen und Genuß. Die sechs Musikanten, die wohl gesehen hatten, was ihrer hier wartete, spielten vor dem einzigen

Tisch, der jetzt noch von Gästen umsessen war, das prächtigste ihrer Stücke. Die Burschen sangen, die Künstler (sie waren von Wallerstein!) bliesen und geigten nach, und Georg verwertete Arien, die man sonst auf dem Dorf nicht zu hören pflegte. Triumphierend trug er sie vor, mit seligem Stolz hing die Liebende an dem Erwählten. Als die Musici den zinnernen Teller vom Tisch nahmen, lagen drei Krontaler darin, denn auch Hans hatte dieses größte Silberstück hineingeworfen; — sie dankten zum Abschied mit vollkommenem Respekt. Georg aber nahm die Nachbarin bei der Hand und sagte: „Nun, Rebecka, bist du zufrieden mit unsrer Kirchweih?“ — „O Georg,“ erwiderte die Holde mit dem ihr eigenen innigen Ton, „ich hab' keine Ahnung gehabt, daß man so glücklich sein kann auf der Welt! An den Tag werd' ich denken!“ Und beide schauten sich wieder an und durch die strahlenden Augen in die Seelen mit unversieglichem Liebesglück. — Es war ihnen zu gönnen.

VIII.

Georg, bei seiner lebhaften Natur, war empfänglicher — empfindlicher für Eindrücke als andere seinesgleichen; aber gegen die wachsende Gefahr erhob sich in ihm eine rascher wachsende Entschlossenheit, die ihn zum Kampfe befähigte, ja reizte. Und diese Schutzwaffe bewährte sich auch jetzt. Als er am andern Morgen nach dem entscheidenden Tag erwachte, fühlte er zuerst ein dumpfes Grauen und einen lastenden Druck auf seiner Seele; aber bald stand die Lage der Dinge klar vor ihm und rief mit Erfolg seinen Mut, seine Festigkeit an. Er stand vor einer Schlacht! Seine Aufgabe war, den Sturm zu bestehen und den Sieg zu erfechten!

In seiner Dachkammer kleidete er sich an und wollte trotzigen Mutes, auf alles gefaßt, ins Kanzley hinuntergehen. Als er jedoch in die obere Stube trat, durch welche der Weg führte, standen Vater und Mutter vor ihm.

Ihre Gesichter zeigten an, was ihn erwartete. Sie

waren drohend böse! Ein tiefer Grimm sprach aus ihnen und der unerschütterliche Entschluß, den Rebellen zu bändigen.

Mit dem Ausdruck der Verachtung ging der Vater auf ihn zu und rief: „Nun sag mir, was ich mit dir anfangen soll?“

Georg hatte sich von seiner ersten Betroffenheit erholt. Er entgegnete: „Das mußt du besser wissen wie ich!“

Der Alte schnaubte zornig. „Gibt es einen unverschämteren Menschen auf der Welt, als du bist? Was hast du mir versprochen? Weißt du's noch?“

„Ich hab' euch ein Versprechen gegeben,“ erwiderte der Sohn, „in einer Zeit, wo ich noch nicht gewußt hab', wie ich mit mir selber dran bin. Jetzt ist was anderes vorgefallen. Jetzt weiß ich, was ich zu tun hab'!“

„So?“ rief der Alte mit Hohn. „Und was wär' denn das?“

„Ich hab' ein Mädchen kennen gelernt,“ fuhr Georg fort, „die ich gern hab' — ich kann gar nicht sagen, wie! Sie ist das Kind angesehener, braver und wohlhabender Leute. Sie hat mich lieb, wie ich sie — wir haben es uns gesagt und geschworen — die und keine andere werd' ich heiraten!“

Die Mutter, die mit einem Gesicht dagestanden hatte, worin die sparsame Röte ganz einem gelblichen Braun gewichen war, konnte die Wut ihrer Seele nicht mehr bemeistern. „Wie?“ rief sie, auf ihn losgehend, — „es ist also nicht ein bloßer frecher Streich von dir gewesen, daß du dich neben das Mädchen hingesetzt und sie karessiert und mit ihr bankettiert hast? Du willst Ernst machen mit ihr? Du willst sie mir als Söhnerin ins Haus bringen?“

„Das ist der Gedanke eines hirnverrückten Menschen!“ rief der Vater. Und mit höchstem Ernst fügte er hinzu: „Du bist mit der Marev' versprochen!“

Georg fuhr auf. „Ich versprochen?“

„Ja, versprochen,“ entgegnete der Alte. „Du hast mir versprochen, daß du mir folgen willst; ich hab' mich

drauf verlassen und es mit dem Schwaner und der Marev' richtig gemacht."

„Das kümmert mich nicht!" rief der Sohn. „Dazu hast du keine Vollmacht gehabt!"

Der Vater starrte ihn an. „Woher kommt dir denn aber auf einmal diese freche Sprache gegen mich? — Ich hab' dein Wort gehabt. Hier auf dieser Stelle hast du mir's gegeben."

„Ich kann ein Wort nicht halten," versetzte Georg, „das man mir abgenommen hat mit Gewalt und das ich nur gegeben hab', um loszukommen! — Ich kann die Marev' nicht heiraten — weil ich sie nicht lieb habe, — weil sie mir zuwider ist!"

„Schändlicher Mensch," rief die Mutter. „Jetzt auf einmal?"

„Sie hat mir nie gefallen," entgegnete der Sohn. — „Jetzt aber, wo ich die gesehen hab', die mir gefällt, jetzt bin ich ganz klar darüber! — Wenn sie auf mich etwas gehalten hat," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „so tut's mir leid um sie. Es ist eine stolze Person — sie wird vielen Ärger haben. Aber deswegen, um ihr diesen Ärger zu ersparen, kann ich nicht eine heiraten, die ich nicht mag! — Der kleine Verdruß ist besser für sie als der große, den sie hätte, wenn ich gezwungenerweis ihr Mann würde! Sie kann einen bessern finden für sich, — sie hat die Wahl!"

„Dem jungen Meier," entgegnete der Bauer mit grimmigem Vorwurf, „ist abgesagt worden um deinetwillen!"

„Es gibt noch genug andere," versetzte Georg. „Und wenn der junge Meier hört, daß sie wieder zu haben ist, dann kommt er noch einmal: ich kenne diese Menschen! — Und kurz — denn gesagt muß es werden jetzt! — ich heirate keine andre als die Rebeck', die ich lieb hab', und von der ich nicht lassen werde, ihr mögt mit mir anfangen, was ihr wollt!"

Der Vater schaute ihn an — die bebende Lippe murmelte einen Fluch; und als ob er den Köcher der Zornreden schon geleert hätte, wendete er sich weg. Aber

nun trat das Weib für ihn ein! Die Entrüstung ihrer Seele, das verletzte Selbstgefühl der Herrin des Hauses, die Berechtigung, die sie sich als Mutter zusprach — der unbedingte Wille, ihren Kopf durchzusetzen, gab den bedeutenden Zügen einen Glanz, daß der Sohn vor ihr erschrak. „Glaubst du," rief sie, ihn am Arme fassend, mit Hohn, „daß du so leicht mit uns fertig wirst? Du bist unser Bub', du mußt uns gehorchen! Deine Frechheit werden wir dir austreiben! Die Marev' kriegt zehnmal soviel mit, als der Kreuzbauer seiner Tochter geben kann; aber davon will ich gar nicht reden! Diese Rebeck' hab' ich ein paarmal auf dem Markt in Nördlingen gesehen: das ist eine Docke, ein Mädchen von Marzipan! Mit einer solchen kann sich ein junger Bursch einmal einen Spaß machen; aber kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, wird sie heiraten! Die ganze Familie, wie man von allen Leuten hört, macht sich's bequem, gönnt sich gute Tage und kommt nicht vorwärts! Die Rebeck' lauft aber auf dem Hof nur so mit, sie ist zur harten Arbeit ganz unfähig, man läßt sie gehen aus Mitleid! Sie hat ja gar keine Gliedmaßen, wie sie eine Bäuerin haben muß! Das ist eine von den schönen Mädchen, deren Schönheit über Nacht vergeht und zusammenfällt wie ein Blümchen im Reif! Ich bin eine erfahrene Frau und ich kenne diese Gattung! Schäm dich, daß du dich so einfältig vergafft hast und dich verführen hast lassen von einer —"

„Mutter," fiel Georg, dem die Zornader geschwollen war, heftig ein: „red' nicht so von ihr, ich leid's nicht!"

Die Bäuerin, nach momentaner Überraschung, blickte verachtungsvoll. „Ich red' vor meinem Buben was ich mag! Und der Bub' muß hören, was die Mutter sagt! — Du bist im Begriff eine Dummheit zu begehen, die dich reuen würde jede Minute deines Lebens. Aber ich bewahr' dich davor. Nie kommt mir diese Person ins Haus! Ich will eine Söhnerin, die mir gefällt, und vor der ich Respekt hab'! So ein Christkindle duld' ich nicht — keinen Tag könnt' ich sie vor mir herumlaufen sehen! Das einfältige Geschwätz von Lieben und Gernhaben hilft bei mir

gar nichts! Ich weiß, wie den Mannsbildern, wenn sie verheiratet sind, dieses Gernhaben vergeht! Ist das Weib nicht eine solche, daß man vor ihr Achtung haben muß, weil sie alles kann und alles tut und das Haus regiert, dann macht sie den Mann unglücklich und der Mann macht sie unglücklich, und es gibt eine jämmerliche Wirtschaft!"

Der Sohn, gegen diesen Angriff sich wehrend, stand vor der Mutter mit heroischem Trotz. „Die Rebeck'," rief er, „ist schön und gut wie ein Engel! Wie viele ich auch gesehen hab', nie hab' ich eine gesehen, die so für mich paßt, wie sie! Was ich von meinem Weib verlang', das kann sie zum Überfluß, so gut wie jede andere! Die Marev' könnt' ich nicht zum Weib nehmen, wenn ich auch wollt: ich hab' einen Widerwillen vor ihr, der mit jedem Tag zunimmt! Die Rebeck' mag aber werden, wie sie will, sie wird mir immer die liebste sein an Leib' und Seel'! Bei meinem Weib kommt's auf meine Ansicht an; denn ich muß sie haben! Wenn ihr die nicht ins Haus nehmen wollt, die ich haben will, dann kriegt ihr gar keine Söhnerin herein und könnt mit euerm Bauernhof machen, was ihr wollt! Gebt ihn einem andern — ich dank' dafür; — ich werd' mich so fortbringen in der Welt!"

Der Vater, bei diesen Worten, riß die Augen weit auf und schüttelte über einen dermaßen Entarteten zornig den Kopf.

Die Leidenschaft Georgs war im Lauf. „Ihr könnt gegen das Mädchen und gegen die Familie nichts vorbringen, als Einbildungen und falsche Nachreden! Ich werf' mich nicht weg: der Kreuzbauer gehört zu den angesehensten Männern im Ries! Wenn ich euch seine Tochter ins Haus bringen will, weil ich sie liebe, dann solltet ihr euch freuen. Aber ihr wollt keine Liebe und ihr wollt nicht das Glück eures Sohnes! Ihr wollt nur Geld und immer wieder Geld! Euch treibt die Habsucht und die Hoffart — der Stolz, der Bauernstolz —"

Das war dem alten Bauer zu viel. Auf den Sohn zugehend und ihn am Arme packend, rief er: „Soll man

so was anhören von seinem Buben? Wenn du noch ein Wort sagst, schlag' ich dich zusammen!"

Georg riß sich los und warf dem Alten einen Blick der tiefsten Entrüstung zu. „Vater," entgegnete er, „das würd' ich dir nicht raten! Kein Mensch in der Welt rührt mich an, ohne daß ich ihn —!" Er ergänzte den Satz, indem er beide geballte Fäuste gegen ihn schüttelte!

Der Alte starrte ihn an! — Er war nicht der Mann, die wilderregte Leidenschaft des Sohnes zu bändigen! — Nach einem totenstillen Moment murmelte er für sich: „Wo kommt mir dieser Mensch her?" Seine Faust ballte sich auch, aber in einem Grimm, der nicht zur Tat gelangt.

Die Bäuerin sah von einem zum andern, Geringschätzung in ihren Zügen. Dann rief sie zu dem Sohn: „Wenn dein Vater dich nicht zwingen kann, dann bin ich noch da! Und wir haben Leute im Haus, die den hoffärtigen Gesellen zusammenbrechen, wenn ich's ihnen sag'. Ich bin imstand' und ruf' sie her!"

„Tu's nicht, Mutter!" entgegnete der Sohn mit allen Zeichen höchster Erregtheit. „Fallt ihr zusammen über mich her, dann gibt's Mord und Tod! Ich stoße nieder, wen ich kann!"

Er stand gegen das Weib, das gegen ihn stand — die Ähnlichkeit zwischen beiden trat auffallend hervor! Stirn und Augen und der Ausdruck rücksichtsloser Entschlossenheit in den Zügen — es waren dieselben!

Die Mutter faßte sich zuerst. „So weit sind wir noch nicht," versetzte sie; „und es ist auch gar nicht nötig! Wir sind die Herren in unserm Haus — du bist nur, was wir dich sein lassen; und wenn wir dich nichts sein lassen, dann bist du nichts! Mein Sinn ist der: lieber nicht auf der Welt sein, als meinem Buben nachgeben! Und solang' ich leb', wird das nicht anders werden! Wenn deine Unverschämtheit auch deinen Vater mürb machen tät' nach und nach —"

„Das geschieht nie!" rief der Alte dazwischen.

„Mich tätst du nicht mürb machen, Bursch — das geb'

ich dir schriftlich! Laß alle Hoffnung fahren. Die Tür ist zugeschlagen und sie bleibt zu. Diese Wachsfigur kommt mir nicht herein in den Haselbauernhof, solang' ich drin bin! Ich leid's nicht und ich tu's nicht — eher fällt der Himmel ein!"

Sie hatte sich aufgerichtet zu ihrer ganzen Größe — und im Gefühl ihrer Machtvollkommenheit schaute sie auf den Sohn, der trotzend schwieg, hernieder. Seine Miene in ihrem Sinne deutend fuhr sie fort: „Wenn du davonlaufen willst, in die Welt hinaus, lauf nur! Wir halten dich nicht auf! Lieber gar keinen Sohn haben als einen, der seine Eltern meistern will! Ohne Kinder kann man leben; aber mit einem Buben, der mir befehlen will, kann wenigstens ich nicht leben. Du brichst meinen Kopf nicht; und wenn du prahlst, du könntest dich fortbringen ohne unsern Hof — geh hin und versuch's! Ich glaub', du wirst wiederkommen!"

Während dieser Rede hatte auch der Sohn seine Herrschaft über sich selbst und seinen wahren Stolz wieder erlangt. Mit einer Entschiedenheit und einer Würde, die sogar auf die Mutter Eindruck machten, entgegnete er: „Du irrst dich in mir! Ich will nicht weglaufen! Ich bin euer Sohn und bleib' im Haus, wenn ihr mich nicht selber vertreibt — und ich tu' meine Arbeit, wie ich sie bis jetzt getan hab'. Eine Person zu heiraten, die ich nicht mag, dazu könnt ihr mich nicht zwingen. Ich kann euch nicht zwingen, die hereinzulassen, die ihr nicht wollt; aber wenn ihr mir die nicht laßt, die ich will, so nehm' ich gar keine! Das ist mein Recht, das kann ich tun, und das tu' ich!" — Zum Vater gewendet, fuhr er fort: „Du hast beim Schwaner den Knopf zugezogen, ohne mich drüber zu fragen — du kannst ihn jetzt wieder aufziehen. Geh hinüber und sag, wie die Sachen stehen, und mach wenigstens diesem genöteten Werk ein End'! Das übrige mag kommen, wie's kommt!" Und von einem zum andern sehend fügte er hinzu: „Damit, scheint's, wären wir fertig für heut'?"

Als er keine Antwort erhielt, verließ er die Stube.

IX.

Georg, als er allein war, hatte ein ordentliches Wohlgefühl. Er war nicht unterlegen! Er hatte einen großen Vorteil errungen: er hatte eine Last abgeworfen und war frei! Unwiderstehlich lebte in ihm die Hoffnung auf, daß er durch Ausdauer auch den letzten Zweck erreichen und die Geliebte in den Haselbauernhof als Braut einführen werde.

Mit seinem Verhalten während des Streites war er zufrieden. Er hatte sich mit Vater und Mutter gemessen und standgehalten, ohne daß die Wut mit ihm durchging! — Daß er nach seiner gerechten Selbstverteidigung sich wieder gefaßt und nicht ganz gebrochen hatte und nicht davongelaufen war, das gefiel ihm und er freute sich dieses Ausgangs.

In einer viel weniger günstigen Verfassung war der Vater. Ihn kam es außerordentlich hart an, dem Nachbar die kränkende Meldung zu tun und ihm und sich die letzte Hoffnung zu nehmen. Er besann sich den ganzen Tag lang und schlich erst abends in der Dämmerung zu ihm hinüber. Der Schwaner befand sich in seinem Hof und empfing ihn sehr gemessen. Als der Haselbauer über die Narrheit seines Sohnes zu lamentieren begann und über das Unglück, was er angerichtet habe, versetzte jener: „Das Unglück ist so gar groß nicht! Es wird jetzt halt nichts aus der Heirat!“

„So?“ rief der Haselbauer. „Und das ist kein Unglück?“

„Für mich und meine Marev' nicht. — Dein Hansjörg mag heiraten, wen er will: meine Tochter bleibt nicht übrig!“

„Das glaub' ich auch!“ entgegnete der Haselbauer mit einem Seufzer, aus dem eine tiefe Anerkennung herausklang. — „Aber so weit, Vetter Schwaner, sind wir noch nicht! Ich kann mir's wohl denken, daß die Marev' bös ist —“

„Bös!“ wiederholte der Nachbar höhnend. — „Sie

will gar nicht mehr reden hören von deinem Buben! — Geh nicht zu ihr, Vetter Haselbauer — ich rate dir's! Sie würde dich kurios heimschicken!"

„Und doch," sagte der ländliche Diplomat nach einer Weile, „hat sich gar manches, was schon ganz auseinander gegangen war, zuweilen wieder eingerichtet. Mit der Zeit —"

„Ich zweifl' sehr daran," entgegnete der Schwaner. Und mit allem Nachdruck eines gerechten Unmuts fügte er hinzu: „Man läßt sich nicht zweimal für'n Narren halten!"

Unser Bauer, mit einem Vorwurf in seiner Miene, rief: „Ich hab' euch nie für'n Narren gehalten, Vetter Schwaner, — und mein Sohn auch nicht! Er ist eben auf einmal verrückt geworden —"

„Einen Verrückten will meine Tochter nicht zum Mann haben!"

„Aber wenn ihm die Krankheit nun verginge? Wenn er seinen gesunden Verstand wieder erhielte?"

Der andere schaute ihn stolz an. „Sollen wir etwa darauf warten?"

„Das müßt' ich wünschen," versetzte der Haselbauer, „kann's aber nicht verlangen."

„Ich mein's auch!"

„Und doch, wer weiß? Die andre lassen wir ihm nicht! das ist ausgemacht, dem Burschen ist jede Hoffnung genommen!"

„Kasper," versetzte der Nachbar, „ich will dir was sagen! Wenn dein Sohn meine Tochter wieder haben will, und sie ist bis dahin noch nicht verheiratet, und er kommt, und rutscht vor ihr auf den Knien, dann erbarmt sie's vielleicht und sie nimmt ihn doch noch!"

Dem Haselbauer entriß der Hohn dieser Antwort einen klagenden Seufzer. „Ich seh' schon," erwiderte er, „hier ist nichts weiter zu machen! — Aber ich hoff', Gottfried, daß wir gute Nachbarn bleiben werden, nach wie vor!"

„Das ist eine andre Sach'," entgegnete der Schwaner mit Würde. „Da wirst du auch meiner Marev' nichts anmerken! — Kann ich dir vielleicht sonst mit was dienen?"

Der Haselbauer schüttelte den Kopf mit Ergebung und wünschte gute Nacht.

Als der Heimgekehrte seiner Frau Bericht erstattete, sagte diese: „Die Marev' gibt den Buben doch noch nicht auf! Sie hat zu viel auf ihn gehalten, das kommt nicht 'raus auf einmal! — Wir müssen nur standhaft bleiben!" —

Der erste Gang des jungen Menschen war zur Freundin. Er erzählte und schilderte ihr den ganzen Auftritt. Sophie erwiderte: „Ich hab dir's vorhergesagt, Hansjörg — weil ich deine Mutter kenn'! Das ist eine Metzler; von denen kann man alles verlangen, nur nicht, daß sie nachgeben! Sie bleiben auf ihrem Kopf, und wenn alles zugrunde geht!"

„Einen solchen Kopf," entgegnete der Bursch, „hab' auch ich."

„Dann behaltet ihr eben eure Köpf' alle zwei — und die Sache kommt zu keinem Schluß! — Die Rebeck' dauert mich! — Armes Mädchen!"

„Sie ist nicht arm," rief Georg mit Selbstgefühl. „Sie hat mich!"

„Aber nicht zum Mann!"

„Aber zum Bräutigam! — Wer will mir wehren, zu ihr zu gehen? Ich kann sie nicht zu meinen Leuten ins Haus bringen; aber ich kann sie in ihrem Haus besuchen und mit ihren Leuten reden! — Vorderhand wird's für uns genug sein."

Sophie schaute den Freund an — und ihr trostfrohes Herz gewann wieder die Oberhand. „So hoff' halt, guter Vetter! Wer weiß? Für die Verliebten tut unser Herrgott manchmal ein Wunder, und was man für ganz unmöglich gehalten hat, geschieht endlich doch!"

Als die Tochter diese Worte gesprochen, kam in das Nebenstübchen, wo die Unterredung stattfand, die Mutter. Den Burschen erblickend, hob sie den Zeigefinger und rief: „Ei, Hansjörg, was hab' ich von dir hören müssen!"

Der Bursch erwiderte: „Frau Base, meine Zeit ist halt auch gekommen!"

Die Hofschreinerin, immer noch ein lebensfrohes Weib und in Sachen des Herzens höheren Anschauungen zugeneigt, hatte sich, nachdem sie durch die Tochter eingeweiht war, gleich auf die Seite des Liebespaares geschlagen; sie machte auch jetzt aus ihrer Gesinnung kein Hehl. „Sie soll ja so gar schön sein?“ rief sie mit anteilvoller Neugierde.

Georg lächelte. „Mir kommt sie so vor!“

„Und die Tochter eines ästimierten Mannes ist sie auch! — Dein Vater muß nachgeben diesmal!“

„Wenn Ihr mit ihm reden wolltet, Frau Base,“ versetzte der Bursch nach einigem Zögern. „Man sagt ja —“

Die Frau lachte. „Nun ja, ich bin einmal sein Kirchweihmädle gewesen, und er hält noch immer was auf mich. Aber um so weniger gelt' ich bei der Haselbäuerin — und die hat bei euch das Heft in der Hand! — Nun, wenn ich was tun kann dabei, hier hast du meine Hand, verliebt's Bürschle — ich halte dir die Stange!“ —

An einem der nächsten Tage mußte ein Ackergerät angeschafft werden, das Georg am besten zu wählen verstand. Er ging zu seinem Vater, mit dem er seit jenem Morgen nur das Nötigste, aber dieses mit Ruhe gesprochen, und erklärte ihm das Bedürfnis, indem er hinzufügte: „Gib mir das Geld, ich will nach Nördlingen gehen und will's kaufen.“ — Der Alte betrachtete ihn prüfend und stand einen Moment zweifelnd. Dann sagte er: „Meinetwegen,“ und zahlte ihm das Geld aus.

Georg begab sich in die Stadt und machte seinen Einkauf. Auf dem Heimweg kehrte er beim Kreuzbauern ein.

Als er (es war um die Vesperzeit) in die Stube trat, fand er die Eltern allein. Sie dankten dem Gruß höflich und gingen ihm entgegen; aber in ihren Zügen konnten sich die Gefühle wahrhaft gekränkter Herzen nicht verbergen. Georg sagte sich augenblicklich: sie wissen, was bei uns vorgegangen ist!

In der Tat wußten sie es; — aber nicht von ungefähr! Die Haselbäuerin, welche sich die Empfindlichkeit der wackeren Leute zur Bundesgenossin machen wollte, hatte durch ihr Werkzeug dafür gesorgt, daß eine passende

Erzählung von ihrem Handel mit dem Sohn sobald als möglich an sie gelangte. Sie sollten erfahren, wie wenig sie beim Haselbauern geachtet waren, und aus verletztem Stolz dem Burschen das Haus verbieten! — Aber Georg parierte den Stoß.

„Vetter,“ sagte er, „ich seh', Ihr habt schon gehört —“

„Was mir nicht lieb ist,“ versetzte der Bauer mit würdevoller Betrübnis. „Wir haben angenommen, Hansjörg, daß du die Absicht hast, unsre Rebeck' zu heiraten, und deswegen haben wir die Kinder auf eure Kirchweih gelassen. Von dem Plan mit des Schwaners Marev' haben wir zwar auch etwas gewußt; aber wir haben ihn lang' nicht für so ernsthaft gehalten! Jetzt erfahren wir, daß deine Leute auf diese Heirat ganz versessen — und daß wir mit unserm Kind bei ihnen verachtet sind! Ich muß nun schon sagen, Hansjörg, — wenn ich auch gegen dich selber nichts habe —“

„Laßt mich reden!“ entgegnete der Bursch. „Vor allem sag' ich Euch: ich heirat' keine andre, unter keiner Bedingung, als Eure Tochter Rebeck'!“

„Wenn aber deine Leute nicht mögen?“ rief die Bäuerin.

„Dann warten wir, bis sie mögen! — Ihr müßt's meinen Eltern nicht so gar sehr verdenken, daß sie nicht gleich von einem Plan abspringen, den sie jahrelang im Kopf herumgetragen haben. Was sie euch, in ihrem Verdruß über mich, zu wenig Ehr' antun, das tu' ich euch mehr an! Mir ist nicht nur eure Rebeck' die liebste zum Weib — mir seid auch ihr die liebsten und wertesten zu Schwiegereltern von allen, die ich kenne!“

Diese aus dem Herzen kommende Beteuerung verfehlte doch nicht, auf das wackere Paar eine besänftigende Wirkung zu üben. Ein Schein von Befriedigung ging über die beiden Gesichter. Nach kurzem Schweigen sagte der Vater: „Das mag sein, Vetter Hansjörg; aber das macht die Sache nicht anders. Wenn deine Eltern gegen die Heirat mit meiner Tochter sind, dann ist's meine Schuldigkeit —“

„Mir Euer Haus zu verbieten?“

„Dir in Güte zu sagen, daß du selber nicht mehr zu uns kommen mögest!“

„Das ist gar nicht Eure Schuldigkeit!“ rief Georg mit allem Nachdruck der Überzeugung. „Wenn ich mich weggeworfen hätt' an ein Mädchen, die nicht meinesgleichen ist, — wenn ich im Unrecht wär' gegen meine Eltern, ja, dann müßt' ich fortbleiben! Aber so ist's nicht! Ich hab' nur im Sinn, was mir und meinen Leuten und Euch zur Ehr' ist; — und man soll sich nicht irre machen lassen auf einem Weg, den man für den rechten halten muß. Was unter den jetzigen Umständen unvernünftig wär', das tu' ich schon selber nicht. Zum Tanz können wir nicht mehr miteinander gehen, dazu ist die Sach' jetzt zu ernsthaft. Und ich will auch nicht allzuoft herkommen zu Euch und nicht auffallend. Aber Euer Haus ganz meiden? Nein, das könnt Ihr nicht verlangen von mir, und das kann ich Euch auch nicht versprechen!“

Als er dies mit bewegtem Ton dem Alten zugerufen hatte, kamen die beiden Schwestern in die Stube.

Georg, in der Erregung seines Herzens, ging auf sie zu, schüttelte ihnen die Hände und erklärte ihnen das Verhältnis in kurzen Worten.

Christine wendete sich hierauf zu den Eltern und sagte: „Ich glaub', daß ihr dem Vetter sein Verlangen nicht abschlagen könnt. Man soll nicht gar zu gut sein und nicht gar zuviel auf andre Leute sehen — sie sehen auch auf uns nicht! Der Hansjörg hat seinen Verstand; er wird nicht tun, was uns und ihn ins Geschrei brächte. — Denkt doch auch an euer Kind hier!“ fügte sie, auf die Schwester deutend, hinzu.

Diese, neben Georg stehend, bot ein auffälliges Bild. Aus ihren Zügen sprach ein Ernst, wie man ihn noch nicht darin wahrgenommen hatte; und es schien, als wäre sie plötzlich nicht nur in ihrem Innern gewachsen, sondern auch äußerlich größer geworden.

Durch die Erzählung von dem Streite Georgs mit seinen Eltern — durch die Ausdrücke, welche diese gegen sie gebraucht haben sollten, war eben sie am tiefsten ver-

letzt worden. Sie wollte an Georg schreiben und ihm sein Wort zurückgeben. Aber die Liebe kämpfte mit dem Stolz und fand immer bessere und stärkere Gründe gegen diesen. Endlich siegte die Güte ihres Herzens — und ihr Entschluß, als sie in die Stube trat, war gefaßt.

Der Liebende hatte sie wieder bei der Hand genommen und rief: „Rebeck', red auch du! — Willst du meine Geliebte bleiben, trotz allem, was vorgefallen ist? Willst du warten, warten mit mir, bis du meine Frau werden kannst?"

„Ja, Georg," erwiderte sie, „das will ich!"

„Und willst du mir dein ganzes Vertrauen schenken? Glaubst du, daß ich dir treu bleib' unter allen Umständen und daß ich keine andere zum Weib nehm', als dich?"

„Ja," rief sie mit glänzenden Augen, „das glaub' ich."

Georg schüttelte ihr die Hand. „Und willst du," fügte er mit einem zugleich hoffenden und bittenden Ausdruck hinzu, „meinem Vater und meiner Mutter es nicht gar so übel nehmen, daß sie dich mir noch nicht lassen wollen, weil sie eben bis jetzt eine andre gehabt haben für mich? Willst du nicht unversöhnlich sein? Willst du's ihnen nicht nachtragen?"

„O gar nicht!" erwiderte das Mädchen. „Zuerst hab' ich's ihnen freilich sehr übelgenommen, das will ich dir gestehen! Es hat mir in der tiefsten Seele weh getan, und ich bin ihnen gradezu bös geworden! Aber dann hab' ich drüber nachgedacht, und da hab' ich eine andere Meinung bekommen! Sie kennen mich halt noch nicht! Wenn sie mich kennten, wie ich bin, dann würden sie mich nicht geringschätzen."

„Nein!" rief der Bursch mit allem Feuer bewundernder Liebe. „Wenn sie dich kennten, nur ein bißchen kennten, dann würden sie dir nachlaufen und dich bitten, daß du zu ihnen kommen möchtest."

Rebecka lächelte zärtlich. „Weil's aber nicht so ist," fuhr sie fort, „so müssen wir eben ihren Zorn und ihren bösen Willen aushalten. Und das muß ich tun, wie du's tust. Du hast einen großen Streit gehabt mit ihnen, und

ich kann mir denken, was du alles von ihnen hast anhören müssen. Du hast alles ertragen um meinetwillen und bist wieder hergekommen zu mir: was wär' ich für ein miserables Mädchen, wenn ich nicht auch etwas ertragen wollte für dich!"

„O," rief Georg mit strahlenden Augen. „Das ist eine Red'! — Jetzt ist's mir lieb, daß meine Leute nicht nachgegeben haben, und ich dank's ihnen!"

Rebecka, durch alle diese Beweise der Liebe und Treue im Innersten beglückt, schaute wieder mild und sanft wie sonst. „Mir ist's," fuhr sie fort, „als ob diese Feindschaft nur eine Zeitlang dauern sollt', und als ob sie nichts ausrichten könnt' gegen uns. Wir haben uns lieb und wir lassen uns nicht; ich bin deinesgleichen und meine Familie steht im Ansehen, wie die deine — was können deine Leute, wenn sie gerecht sein wollen, gegen mich haben? Auf die Länge wird's ihnen nicht möglich sein, in ihrem Zorn auszuhalten. Und weil wir besser dran sind als sie, und weil sie wirklich nichts gegen uns machen können, drum wollen wir Geduld haben mit ihnen und uns alles gefallen lassen und ihnen nie mehr bös werden, sie mögen tun, was sie wollen. Daß wir voneinander lassen, das können wir ihnen nicht zuliebe tun; sonst wollen wir ihnen aber alles zuliebe tun und alles Gute zudenken, was wir können. Und wenn sie's jetzt nicht haben wollen von uns — warten wir, bis sie's annehmen, und gern annehmen!"

„Ja," rief Georg ergriffen, „so wollen wir's halten!" Und Christine, mit Tränen in den Augen, sagte: „Ich hab' eben doch eine brave Schwester!" Sie streichelte ihr die glühende Wange und setzte hinzu: „Glaub nur, Rebeck', dir wird's noch gut gehen, und ihr werdet euch beide noch kriegen, weil ihr's verdient!"

Man ging auf die Eltern zu, die gerührt auf die Kinder schauten. Der Vater schüttelte mit nassen Augen dem Burschen die dargebotene Hand und sagte: „In Gottes Namen!"

X.

Wochen — Monate gingen hin; — die schönen Hoffnungen, welche die Liebenden in ihrer erhöhten Stimmung gefaßt hatten, wollten sich nicht erfüllen!

Georg, in dem unumgänglichen Verkehr mit den Seinen, erlangte mehr und mehr wieder den früheren Gleichmut, und mit dem Vater bildete sich ein leidliches Verhältnis. Aber die Mutter behielt das kurze Wort, den bitteren Ton und den verdrossenen Blick der Gekränkten unverändert. Sie war leidenschaftlich eingenommen für die junge Bäuerin, die ihr glich, mit der sie sich im Gespräch immer aufs beste verstand, und die sie sich zur Nachfolgerin erwählt hatte, glücklich darüber, daß sie dem Sohne geneigt war! Und sie grollte nun der andern schon als der Feindin ihres lange gehegten Wunsches, abgesehen davon, daß die zarte Gestalt dem Mannweib Geringschätzung einflößte und ihre Schönheit ein gewisses Ärgernis. So blieb sie fest. Der Sohn mochte sich benehmen, wie er wollte, er erhielt keinen guten Blick und kein freundliches Wort von ihr.

Die Nachbarstochter, wie es schien, empfing keinen anderweitigen Antrag, oder sie hörte wenigstens nicht darauf. Sie ging ihren Weg mit ruhig stolzer Miene, grüßte die Base, wenn sie ihr zufällig begegnete, mit Würde und einem gewissen Ausdruck von Wehmut, ließ sich aber in kein Gespräch mit ihr ein. Als acht Wochen verflossen waren, ohne daß man von einem neuen Heiratsplan erfuhr, sagte die Haselbäuerin zu ihrem Mann: „Siehst du, daß ich recht prophezeit hab'? Die Marev' besinnt sich und wartet; sie hofft immer noch auf unsern Buben!“

Der Gatte stand nachdenklich. „Aber der Bursch,“ versetzte er, „gibt ihr noch allweil kein Recht dazu!“

„Es wird kommen,“ rief die Frau, „wenn er sich überzeugt, daß eher unser Haus einfällt, als daß wir unsern Sinn ändern! Wir müssen ihn nur immer

behandeln, wie er's verdient! Er darf kein gutes Wort mehr hören von uns! Wir müssen immer aussehen, daß er in seinem Herzen denken muß: da ist keine Hoffnung!"

Der Gatte schwieg. Er schien beizustimmen. —

Wenn sich der fortgesetzte feindselige Unmut den Eltern durch seine Zweckmäßigkeit empfahl, so kamen sie bald in die Lage, ihn keineswegs heucheln zu müssen. Georg, seit jenem Tag der Verständigung, hatte die Geliebte vorsichtig und selten besucht. Aber endlich wurde er doch bemerkt, und es kam den Seinen zu Ohren, welche Wege er ging.

Die Mutter, wenn sie sich auch hätte denken sollen, daß es geschah, war über die bekannt gewordene Tatsache doch außer sich. Gleich nach der Meldung lief sie auf den Sohn zu und rief: „Du hörst also nicht auf, uns ungehorsam zu sein, und gehst immer noch zu dem Mädchen da drüben, obwohl wir dir gesagt haben, wir lassen sie dir nicht?"

Georg, nach kurzem Schweigen, erwiderte: „Hab' ich dir versprochen, daß ich wegbleiben will?"

Die Frau maß ihn mit erzürnten Blicken. „Es ist gewissenlos von dir, einem Mädchen nachzulaufen, die du nie zum Weib kriegen wirst — und es ist schlecht von den Leuten dort, daß sie deine Besuche dulden! — Ich hätt' ihnen mehr Ehrg'fühl zugetraut!"

„Darüber," entgegnete der Sohn mit bitterem Verziehen des Mundes, „denken wir verschieden und werden's immer tun! — Ich seh' wohl, daß du von deinem Sinn nicht lassen willst; aber ich geh' noch viel weniger von meinem ab!"

„Das wird dich nichts helfen," entgegnete das Weib. „Aus diesem frechen Trotz wird dir nichts Guts entstehen — das sag' ich dir, deine Mutter!" Sie kehrte ihm den Rücken zu und ging hinweg.

Es kam eine schlimme Zeit für unseren Burschen! Das Zusammenleben im Hause wurde aufs neue verbittert, um nicht zu sagen, vergiftet. Auch der Vater glaubte gegen den Sohn wieder schroffer und verletzender werden zu müssen, nachdem die Mutter ihm das Benehmen desselben

als geradezu bösartig geschildert hatte; und sie selber tat, was ihre Absicht heischte, mit der Kraft unversieglichen Grolles.

In diesen Tagen traf mit dem Haselbauer, der in Wallerstein Geschäfte hatte, auf der Straße, unweit ihres Hauses, die Hofschreinerin zusammen. Sie stellte ihn und wollte die Gelegenheit benützen, ihrem jungen Günstling das Wort zu reden. Es war auch in der Tat schön und durchaus verständig, was sie von dem Glück der Liebe, von der geringeren Bedeutung des Heiratsgutes und von der Pflicht reicher Leute sprach, den einzigen Sohn nach seiner Neigung heiraten zu lassen. Aber sie hatte ihre Zeit schlecht gewählt! Der Haselbauer, nach sehr befremdetem Zuhören, entgegnete verdrießlich: diese Sache gehe ihn allein an; — er könne sich hier nichts dreinreden lassen von gutmütigen Weibern, die gerne kuppelten und immer die Partie der Verliebten nähmen, man wisse das! — Die Frau, die wegen der ehemaligen Beziehungen zwischen ihnen eine freundlichere Antwort erwartet hatte, sah ihn verhofft an und sagte: „Du bist ja grob geworden, Haselbauer? Sieh, sieh — was doch ein guter Umgang macht! — Was ich dir geraten hab'," fuhr sie mit Ernst fort, „das hat mir die Vernunft geraten, nicht das Vergnügen am Kuppeln, das du wo anders suchen mußt, als bei mir! Du kennst deinen eigenen Sohn nicht, sag' ich dir; aber lang' steht's nimmer an, so wirst du ihn kennen lernen!" — Der Bauer erwiderte hierauf: „Behüte dich Gott, Hofschreinerin," wendete sich und ging weiter. Die Frau schaute ihm nach. „Den Mannsbildern," sagte sie, „bleibt doch gar nichts übrig von ihrer früheren Höflichkeit! Wie hat mir dieser Mensch flattieren können! Und jetzt benimmt er sich nicht viel anders als ein Flegel! — Nun so hab du, was du haben willst!" —

Der Winter ging hin. Im Hause des Haselbauern war's nicht anders geworden. Beim Kreuzbauern aber hatte sich nach und nach eine gedrückte, traurige Stimmung festgesetzt.

Georg, dem die Seinen auf eine günstige Beilegung

des Streites jede Aussicht entzogen, konnte die Geliebte nicht mehr wie früher mit Worten der Zuversicht ermutigen. Er war ein zu ehrliches Herz; — gute Miene zu machen zum schlechten Spiel, war nicht seine Stärke. Und wenn er nun zu ihr und ihrer Familie kam, suchte er mehr Trost, als er ihn brachte. Er, der sich ganz in seinem Recht fühlte, war entrüstet über das Ausharren der Seinen im Unrecht; er entlastete sein Herz über die Feindseligkeiten, die man ihm zu beweisen fortfuhr, gegen die wackeren Leute, und bedachte nicht, welche Wirkung das auf sie, — und namentlich auf Eine hervorbringen mußte.

Rebecka war eine gute, höher gestimmte, wir dürfen sagen, edle Seele. Aber ihr fehlte die kräftig frische Natur und der gleiche Humor, der ihre Schwester Christine zum echten Bauernkind machte. Sie konnte den Vorsätzen, die ihr ganz aus dem Herzen gekommen waren, nicht nachleben, weil sie der schützenden Hilfe eines robusten Sinnes entbehrte. Die Zartheit ihres Leibes und ihrer Seele wurde in der peinlichen Spannung der Verhältnisse zur Empfindlichkeit, sie nahm alles schwerer auf, als sie selbst es billigen konnte; wenn sie aber dagegen kämpfte, bewirkte sie nicht eine Erhebung darüber, sondern — Ergebung! — Sie fand sich in die Stimmung, die ihr Herz beschlich; sie gab ihr nach und befreundete sich mit ihr!

Und als der Frühling kam, kränkelte sie. War es die Beengtheit ihrer Lage, die Ungewißheit der Zukunft, und das Herzeleid darüber, welche ihren Körper geschwächt hatten? Oder war es ein Leiden des Körpers, welches der Seele den Stand der Dinge so niederschlagend hatte erscheinen lassen? Wie dem sei — sie verlor ihre Farbe und ihre bisherige Fülle. Ihr Aussehen flößte dem Liebenden und den Ihren Mitleid und ernstliche Befürchtungen ein.

Man ließ einen Arzt kommen. Dieser verschrieb einen Trank aus vielen Ingredienzien, der sehr übel zu nehmen war, aber doch keine sonderliche Besserung herbeiführte.

Die Seele Georgs war von einer neuen Last gedrückt! Er sah die Geliebte hinwelken! Und wenn sie auch immer

lieblich blieb, ja für sein fühlendes Auge neue Reize erhielt durch die stille — die holde Geduld, womit sie das Leiden trug: ihn durchschauerte doch der Gedanke, daß er sie verlieren könnte! Und wenn er sich nun vorstellte, wie seine Eltern dieses Unglück durch ihre Hartherzigkeit herbeiführten, dann erhob sich in ihm ein Ingrimm, der sich in wilden Klagen entlud. Der Sohn verdammte die Habsucht und den Hochmut, die ihm und ihr das Lebensglück untergruben — und er hielt sich zu allem berechtigt, was ihm diese Feinde aus dem Felde zu schlagen versprach.

Wenn er von der Geliebten nach Hause kam, forschte er in den Gesichtern der Seinen, ob sich in den Herzen nichts geändert hätte, was ihm Gelegenheit bot, einen neuen Angriff zu unternehmen. Aber sie waren und blieben abschreckend. Wie lieb wäre es ihm gewesen, wenn die Mutter ihn wegen seiner fortgesetzten Besuche beim Kreuzbauern wieder hätte zur Rede setzen wollen! Allein sie — als ob sie in dieser Beziehung anders hätte denken lernen! — kam nicht mehr darauf zu sprechen und verharrte nur in ihrem lieblosen Benehmen gegen ihn.

In dem Hause zu Wallerstein, wo er so oft Ermutigung geholt hatte, fand er jetzt keine mehr. Die Hofschreinerin hatte ihm erklärt, sie könne nichts ausrichten bei seinem Vater, der gegen sie grob geworden sei zum Verwundern! Und Sophie war aus dem Tone des Trostes, der ihr so wohl angestanden hatte, mehr und mehr in einen Ton des Bedauerns, ja der melancholischen Ergebung gefallen. Sie und die Mutter gingen in Trauer um den nahverwandten Gottfried Weidner, der seinen Leiden erlegen war. Den jüngeren Stiefbruder der Margret schien die gleiche Krankheit befallen zu haben, und der Anteil an dem betrübenden Schicksal der ihr so werten Familie lastete auf der Seele der bisher Frohmütigen, daß sie selber der Erhebung bedurfte und ihr Bräutigam oftmals genötigt war, ihr Trost einzureden.

Georg war ganz auf sich gewiesen! Was sollte er aber in seiner Lage beginnen? Wie konnte er sich und die Geliebte aus einem Zustand befreien, der nachgerade

unerträglich zu werden anfing? — Das waren die Fragen, die sich ihm vor die Seele stellten.

Ein halbes Jahr hatte er die peinliche Ungewißheit ausgehalten — seine Geduld war erschöpft. Diese war überhaupt nicht seine Stärke. Eine Zeitlang allerdings konnte er sie haben; aber dann riß ihm der Faden mit einem Mal! Seine Seele neigte mehr zu kräftigen Entschließungen. Nach einer solchen schaute er sich jetzt um — und er kam auf einen seltsamen Gedanken.

In den letzten Jahren hatte er sich eine neue Fertigkeit zu eigen gemacht: er hatte die Büchse und die Flinte handhaben lernen! Das Spiel zog ihn an, er übte sich fleißig — und endlich figurierte er unter den guten Schützen der Umgegend. Wenn er nun ins Schwarze der Scheibe traf oder mit jungen Wallersteiner Jägern, die er kannte, einen Hasen oder einen Fuchs erlegte, da hatte er ein mächtiges Wohlgefühl, und sein Gedanke war: ich hätte wohl ebensogut oder besser einen Förster abgeben können, als einen Bauern! In der Not seines Herzens nahm seine Phantasie eine andere Richtung. Ein gefährlicheres, unter Umständen aber lohnenderes Ziel stellte sich ihm vor die Seele; und nach einem längeren Besinnen bei einsamer Arbeit rief er sich aufrichtend: „Ja, das ist's — und das tu' ich! Sie sollen ihren Bauernhof behalten — ich brauch' ihn nicht mehr — ich werde Soldat!“

Der Entschluß, im Drang der Umstände und im leidenschaftlichen Unmut gefaßt, hielt bei nachträglicher Überlegung stand. Unser Bursche dachte nicht gering von sich, er hatte Mut und Selbstvertrauen; das „Entweder, oder“ gefiel ihm, und er glaubte mehr an das Emporkommen im Krieg als an den Untergang; sein Geist erzeugte schmeichelhafte Bilder, die ihn ergötzten und lockten! Auf der andern Seite war der beabsichtigte Schritt ganz geeignet, seine Eltern zu erschrecken und ihnen den unerschütterlichen Ernst seiner Seele zu beweisen. Nichts konnte sie erweichen, nichts erschüttern! Aber wenn der einzige Sohn fortging und Leib und Leben in die Schanze schlug, so machte das vielleicht doch eine Wirkung! „Lauf nur weg“

hatte die Mutter gesagt: „Du wirst wieder kommen!“ Sie sollte sehen, daß er nicht wieder kam, wenn er einmal fort war; — sie sollten in Bangen und Sorge leben, wie sie es verdienten! Die Selbstbeherrschung, womit er im Hause geblieben war, — die Gutmütigkeit, womit er ihnen in allem gehorchte, außer in einem, — der Fleiß, womit er ihnen alle Arbeit tat — das hatte nichts geholfen bei ihnen! So mußte denn ein Gewaltstreich helfen! Das Leben, wie es in der letzten Zeit gewesen war, konnte er nicht fortführen! Es mußte etwas geschehen; — und das war das einzige, was er konnte und was ihm eine Änderung verhieß!

Für die Geliebte war es das einzige, was sie retten konnte! Sie schwand hin; blieben die Verhältnisse hoffnungslos, wie sie waren, so drohte sie ins Grab zu sinken. Die Erschütterung durch ein Wagnis von seiner Seite, das er nur um ihretwillen unternahm, würde aber ihren Geist erheben, ihr neue Kraft zum Widerstand, neuen Lebensmut einflößen. — Er wollte ihr nicht ausdrücklich mitteilen, was er im Sinne trug. Nur vorbereiten wollte er sie und gefaßt machen auf einen Schritt, von welchem er das Beste erwartete für sich und für sie — und von dem sie Nachricht erhalten sollte, wenn er geschehen war.

Im Lauf einer Woche kam der bedrängte, nach einem Ausweg spähende, herzhafte Bursche durch Nachdenken von seinem Vorsatz nicht ab, sondern er vertiefte sich in ihn und ward ganz von ihm in Besitz genommen. Alles, was dagegen sprach, sah er nicht und wollte er nicht sehen.

An einem schönen Abend im Ausgang des April traf er die Geliebte im Garten ihres Vaters allein. Nach den ersten Reden des Wiedersehens erhob sie die Augen gegen ihn und sah ihn mit einem fragenden Blick an, der von einem wehmütigen Lächeln begleitet war. Georg, ihn deutend, sagte: „Sie bleiben die gleichen, alle beide! Ja, ich muß es ehrlich sagen, wie's ist: sie geben mir weniger Hoffnung, daß sie ihren Sinn ändern werden, als früher. Sie sind ordentlich eingewöhnt in ihr Benehmen gegen mich, und sie tun, als ob's gar nicht anders sein könnte!

Ich hätte geglaubt, daß wenigstens mein Vater billiger denken und sein Unrecht erkennen würde; aber er ist nicht besser als meine Mutter, und wird ihr immer ähnlicher!"

Das Mädchen schwieg. Dann sagte sie mit Ergebung: „Mir ist's manchmal, als ob ich früh sterben und mein Leben lassen sollte in meiner Jugend! — Nun," fuhr sie mit aller Bitterkeit fort, deren ihre Seele fähig war, „dann würde ich deinen Leuten doch eine Freude machen, — das erstemal!"

„Oh!" rief der Bursche erschreckt. „Um Gottes willen — was red'st du da? Nein, Rebeck', du wirst nicht sterben! Es gibt ein andres Mittel, uns zu helfen und den Sinn dieser harten Leute zu brechen! — Hör mich an, ich hab' dir was zu sagen! — Willst du auf mich bauen? Willst du an mich glauben unerschütterlich, auch wenn du hörst, daß ich etwas getan hab', was du zuerst vielleicht selber nicht begreifst? Willst du Vertrauen zu mir haben — unbedingtes Vertrauen?"

Einen Augenblick schaute sie ihn an, dann erwiderte sie: „Ja, Georg. Wenn ich an allen Menschen zweifeln müßte, an dir zweifl' ich nicht!"

„Aber ich kann dir noch nicht sagen," fuhr der Bursch fort, „was ich tun will!"

„Dann will ich's auch noch nicht wissen!"

Auf dieses herzliche Wort der Geliebten traten dem Jüngling die Tränen in die Augen. „O du bist gut!" rief er, indem er sie an sein Herz drückte. „Du bist das Weib, das unser Herrgott geschaffen hat für mich! Wie grausam versündigen sich meine Eltern an dir! Aber sie sollen's erkennen! Sie sollen's noch einsehen, und es soll ihnen dann wie Feuer auf die Seele brennen!" — Nach kurzem Innehalten fuhr er fort: „Ich bin noch nicht vierundzwanzig Jahr alt und du noch nicht achtzehn. Wir haben uns kennen gelernt und halten in treuer Liebe zusammen — das ist und bleibt die Hauptsache! Und weil das ist, so haben wir nicht nötig, daß wir jetzt gleich heiraten. Wir können warten, wenn's sein muß und wenn unser Glück davon abhängt — ein, zwei, drei Jahre!"

„O," versetzte Rebecka, „recht gut! Und wir können dann noch lang' genug glücklich sein miteinander, wenn unser Herrgott uns das Leben gibt!"

„Willst du warten?" rief Georg mit zärtlichem Lächeln. „Und könntest du, wenn's zu unserm Glück nötig wär', am Ende auch noch ein paar Jahre länger warten?"

„Aber, was willst du —"

Auf einen erinnernden Blick des Geliebten schlug das Mädchen mit einer Ergebung die Augen nieder, die nicht ganz ohne Humor war, und schwieg.

Georg nahm sie bei der Hand. „Rebecka," sagte er, „alles, was ich tue, geschieht um deinetwillen! Ich unternehm' etwas, das uns aus dieser Klemme losmachen soll, in der wir nicht vorwärts und nicht rückwärts können. Sobald es geschehen ist, tu' ich dir's zu wissen. Wenn ich Glück hab', hab' ich's nur für dich, — und ich mein' eben, ich müßt' es haben!"

„Nun in Gottes Namen, so such's halt! Ich warte, bis du's gefunden hast! Ich warte gern! Von mir aus kannst du alles tun, was du für gut hältst!" —

Als Georg von der Familie Abschied nahm, begleitete ihn Rebecka in den Hof. Es war Nacht geworden. Der Liebende nahm sie in seine Arme und hing mit ihr zusammen in einem langen Kusse.

Am andern Morgen war er aus seinem Hause verschwunden. Die Eltern erwarteten ihn zum Frühstück — er kam nicht. Sie schauten sich um und suchten ihn im Haus und im Hof — er war nicht zu finden. Böses ahnend liefen sie umher und fragten und hatten ihrer Angst kein Hehl — niemand hatte ihn gesehen. Endlich entdeckte man auf einem Tischchen in seiner Kammer einen Brief mit der Aufschrift: „An meine Eltern." Derselbe lautete: „Ihr laßt mir diejenige, die ich liebe, nicht zum Weib; — Ihr seid unbeugsam und werdet nur immer grausamer gegen mich! Lang' hab' ich's ertragen, solang' ich konnte — jetzt kann ich's nicht mehr! Gebt Euern Hof einem andern, der Euch lieber ist als Euer Sohn; — ich verlass' Euch und werde Soldat. Entweder mach' ich mein

Glück und bin dann mein eigener Herr, oder ich finde den Tod im Krieg! Ich fürcht' ihn nicht; er ist mir lieber als das Leben, das ich im letzten Jahr bei Euch geführt habe."

XI.

Die Wirkung dieses Briefes auf den Haselbauer und seine Frau war eine furchtbare. Beide machten die Erfahrung, wieviel leichter es ist, in der Leidenschaft auszurufen: „Lauf, wohin du willst," als die Flucht des einzigen Sohnes und Kindes wirklich zu ertragen. Nach Lesung der letzten Zeilen standen sie, als ob ihnen die Seele aus dem Leibe genommen wäre. Aus den erblaßten, starren Gesichtern sprach die Verzweiflung.

Sie liebten ja den Sohn; — sie waren stolz auf ihn, die Mutter noch mehr als der Vater! Beide hatten die feste Überzeugung gehabt, ein besseres Weib als die Marev' könne er für sich nicht finden; und ihre hartnäckige Forderung, daß er zu dieser zurückkehren solle, stammte ebensowohl aus der Sorge für sein Lebensglück wie aus dem Bewußtsein ihres elterlichen Herrenrechts. Und nun machte der junge Mensch Ernst! Er ging in den Krieg, — er konnte den Tod finden, und sie hatten dann kein Kind mehr! All ihr Arbeiten und Sorgen, all ihr Mühen und all ihr Glück war für nichts gewesen! — In der Pein dieser Vorstellung kam beiden der Gedanke, daß beim Heiraten doch wohl auch auf die Neigung derer etwas ankomme, die sich heiraten sollen, und — daß sie gegen den Sohn vielleicht zu hart gewesen!

Was war zu tun? Wie konnten sie das Unglück, das ihnen drohte, von sich abwenden? — Man mußte dem Flüchtling Leute nachschicken! — Aber wen? Und wohin? — Konnte er, wenn man ihn fand, nicht schon angeworben und es dann gar nicht mehr möglich sein, ihn wieder freizumachen? Konnte man ihn zwingen, wieder heimzukommen, wenn er nicht wollte?

Sie waren ratlos, alle beide, sie, die so entschlossen gewesen! An ihrer Unfähigkeit, sich zu entscheiden, war aber doch auch der trotz allem fortbestehende Widerspruch schuld, sich für besiegt zu erklären und den Ungehorsamen seinen Willen haben zu lassen!

Mit großer Schnelligkeit wurde das Ereignis erst im Dorf und dann in der Umgegend bekannt und machte außerordentliches Aufsehen. Der alte und der junge Haselbauer waren im Ries historische Personen; und daß der einzige Sohn reicher Leute davonläuft, um in den Krieg zu gehen, das hörte man grad' auch nicht alle Tage! Man ergriff Partei und disputierte, in manchen Häusern leidenschaftlich. Wenn die Jungen dem Georg, die Alten den Eltern recht gaben, so waren unter den gestandenen Leuten doch manche, welche die letzteren tadelten, daß sie immer höher hinaus wollten und gar nicht genug kriegen könnten! Sie fanden es ganz natürlich, daß dem jungen Bursch die sauberste unter den Bauerntöchtern am besten gefalle, und erklärten, daß der Haselbauer niemals einen vernünftigen Grund gehabt habe, sich gegen diese Heirat zu sperren.

Die Eltern waren auch am andern Morgen noch zu keinem Entschluß gelangt. Sie hatten Erkundigungen einziehen lassen und erfahren, daß der Sohn von einem Hausierer auf dem Weg nach Harburg gesehen worden sei. Den Schritt, der ihn band und seine Loslösung mit jedem Tag schwieriger machte, konnte er nun schon getan haben! Aber sie zauderten, das einzig Mögliche ins Werk zu richten — in einer dumpfen Hoffnung, es falle ihnen vielleicht doch noch etwas Klügeres und Besseres ein.

Während sie, um die Mitte des Vormittags, brütend — bangend und zagend im Kanzley saßen, klopfte es an die Türe der Stube, und auf ihren Zuruf erschien — die Hofschreinerin.

Die stattliche Frau grüßte die Verwandten mit Würde und erklärte, sie sei gekommen, weil die Sorge um ihre werten Freunde ihr keine Ruhe lasse. Sie habe gehört, der junge Vetter sei aus ihrem Haus verschwunden und wolle unter die Soldaten gehen. Ob das wahr sei? Und

was sie getan hätten, um die Gefahr abzuwenden, daß ihnen der einzige Sohn totgeschossen werden könnte?

Nochmal rührte sich der Trotz im Herzen des Vaters. Während die Bäuerin auf die in gewisser Beziehung höher gestiegene Jugendfreundin, die sich jetzt in ihre häuslichen Angelegenheiten mischen wollte, einen Blick eifersüchtigen Befremdens heftete, versetzte er: „Was können wir tun? Er ist fortgelaufen, der undankbare Mensch — und wir lassen ihn laufen!"

„Das könntet ihr auch," entgegnete die Hofschreinerin, — „wenn er unrecht hätte! Wenn er fortgelaufen wär' aus frechem Übermut, weil ihn eben der Teufel geplagt hätte, dann könnt' er gehen und es wäre nichts an ihm verloren. Aber er ist fortgelaufen, weil er das Leben bei euch nicht mehr hat aushalten können! Nehmt mir's nicht übel, aber es muß jetzt heraus aus mir, was mir schon solang' das Herz drückt!" Und mit allem Ernst einer berufenen Richterin fuhr sie fort: „Ist das eine Art, wie ihr euch benehmt? Traktiert man so seinen einzigen Sohn? Ihr wollt ihm eine Person aufnötigen, die er nicht mag — die er nicht leiden kann! Und mit der soll er leben und vergnügt und glücklich sein — weil sie euch gefällt! Ist darin auch nur ein Funke von Vernunft? Glaubt mir nur: was bei dem gewöhnlichen Bauernbursch angeht, das geht bei euerm Hansjörg nicht an! Der folgt seinem Kopf, weil er einen Kopf hat und weiß, was er will! Er hat sich ein Mädchen aus einer Familie ausgesucht, die zu den vornehmsten gehört bei uns herum; ein Mädchen — ich selber hab' sie noch nicht gesehen, aber meine Sophie, die sich auf so was versteht, ist ganz vernarrt in sie! Nicht nur soll's die schönste sein von allen Bauerntöchtern, die sie bis jetzt gesehen hat, sondern ein so treuherziges und liebes Ding, daß man ihr gut sein muß auf den ersten Blick. Euer Sohn verlangt durchaus nichts Unbilliges! Denn auf die lumpigen paar tausend Gulden, die ihr weniger ins Haus kriegt, kommt's bei euch nicht an; wenn ihr's nicht wißt, spürt ihr's nicht! Und deswegen müßt ihr jetzt „hufen" (rückwärts gehen) — es geht nicht

anders; ihr müßt den Hansjörg heimholen lassen und ihr müßt ihm seinen Schatz zum Weib geben! Denn sonst kommt er nicht; und wenn er gekommen wär', blieb' er nicht!"

Dieser energische, grad' auf den Zweck losgehende Angriff konnte die stolzen Herzen zunächst freilich nicht beugen, mußte sie vielmehr in ihrer Sprödigkeit befestigen. Die Haselbäuerin hatte bei dem Lob Rebeckas tiefen Widerwillen blicken lassen, und der Alte schüttelte zu der Mahnung, womit die Base schloß, heftig den Kopf. „Diesem unkindlichen Menschen," rief er, „der sich aus seinen Eltern und aus ihrem Kummer gar nichts macht, nachlaufen! Ihm alles tun, was er verlangt, während er für uns gar nichts tut und uns durch sein Davongehen in eine Schande gebracht hat, daß wir uns schämen müssen vor der ganzen Umgegend!"

„Aber was hat ihn denn fortgetrieben?" rief die Hofschreinerin dagegen. „Die Verzweiflung hat ihn fortgetrieben! Ihr habt ihn fortgetrieben! Ihr habt euch die Schande angetan, die ihr jetzt beklagt, und ihr, wenn euer Sohn den Tod findet, ihr seid an seinem Tode schuld! Und dieser Ausgang, wenn der Hansjörg Soldat wird, ist von allem das Wahrscheinlichste! Der Bonaparte sorgt allweil für Krieg; und wenn der arme Gesell nicht in der ersten Schlacht bleibt, dann bleibt er in einer andern; drankommen wird er sicherlich einmal! Er selber bildet sich vielleicht ein, er steige auf und werde was Rechts, denn eine kleine Meinung hat er nicht von sich. Aber das geht nicht so hitzig, wie sich's ein junger Bursch vorstellt, und da würde er bald sehen, wie schlimm er sich verrechnet hätt'! — Wie geht man im Krieg," fuhr sie mit wahrem Kummer fort, „mit den Menschen um! Welche schrecklichen Sachen können ihm da begegnen! Man traut sich gar nicht davon zu reden!"

Hier konnte der Vater nicht umhin, einen unartikulierten Laut hören zu lassen, der wie ein Seufzer aus tiefer Seele klang. Die Mutter schaute mit starren Augen ins Weite, als ob sie den Sohn auf einem Schlachtfeld niedergestreckt und seinen Leiden erliegen sähe.

Die Hofschreinerin, die Wirkung ihrer Rede bemerkend, fuhr fort: „Ihr müßt eine Einsicht haben, liebe Leute; und wenn der junge Mensch aus Desperation toll geworden ist, so müßt ihr eben gescheit sein. Seid ihr nicht berühmt als kluge und verständige Menschen? Ihr müßt dieser Sach' ein End' machen, daß die Schande, die euch so unlieb ist, aufhört und daß ihr Lob habt von euren Freunden und von allen, die's hören!"

„Aber wie denn?" rief der Bauer. „Was sollen wir denn tun?"

„Die Geschichte," versetzte die Wallersteinerin, „ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Euer Hansjörg ist ohne Zweifel nach Dillingen gelaufen, wo die Bayern konskribiert werden. Dahin müßt ihr ihm Leute nachschicken, und das die rechten! Hat nicht die Bas' einen Bruder in Nördlingen, der früher beim Markgrafen in Ansbach Soldat gewesen ist und in solchen Affären sich auskennt? Nehmt noch einen andern gewitzten Mann dazu und gebt ihnen Geld mit — viel Geld! Denn mit Geld macht man alles eben! Hauptsächlich aber laßt eurem Sohn sagen: wenn er wiederkomme, dürfe er seine Rebeck' heiraten! Da wird sein Soldateneifer mit einemmal aufhören; er wird heimeilen zu euch, alles wird gut werden, und er wird euch auf den Händen tragen."

Das Gesicht des Vaters hatte sich bei diesen Worten unwillkürlich aufgehellt; aber sein Mund entgegnete: „Das glaub' ich, wenn wir ihn Herr und Meister sein lassen!"

„Umsonst ist der Tod," versetzte die Base; „umsonst kann man auch von einem Kind nichts verlangen. Daß der Hansjörg seine Rebeck' zur Haselbäuerin machen darf, wenn er wiederkommt, das versteht sich von selbst, davon reden wir gar nicht mehr! Spreizt euch doch nicht gegen die vernünftigste Heirat, die seit langer Zeit zustandegekommen ist! Laßt von euren alten Bauerngedanken auch etwas nach und nehmt ein wenig Rücksicht auf den Zeitgeist! Es geht nicht bloß auf die Manier, wie ihr meint, es geht auch auf eine andre. Gelt, als ich damals den jungen Schreiner geheiratet hab', da ist allgemein getan

worden, als wär's ganz aus der Weis' und wir müßten verderben! Und jetzt bin ich Hofschreinerin, hab' ein schönes Haus und so viel Ansehen wie die vornehmste Bäuerin! — Kurz, macht ein End'! Sagt ja und holt euch euer Kind wieder!"

Der Haselbauer stieß einen tiefen Seufzer aus. „Ach, der Bub'! der Bub'!" rief er. „Wer hätte das gedacht!"

„Ihr gebt also nach?" rief die Hofschreinerin. „Ihr laßt ihn heimholen?"

„In 's Teufels Namen!" entgegnete der Alte, indem er sich abwandte.

„Das heißt, in Gottes Namen," versetzte die Wallersteinerin gelassen. „Unser Herrgott weiß schon, wie du's meinst. — Und die Bas' Haselbäuerin, was meint die?"

„Ich tu'," versetzte diese gemessen, „was mein Mann tut!"

„Sieh, sieh," rief die Hofschreinerin. „Das ist eine Red'!" Und mit wahrem Beifall ihre Hand ergreifend, fügte sie hinzu: „Wie hab' ich aber dir auch was andres zutrauen können, als das Verständigste?"

Die Gelobte machte ein eigenes Gesicht. Sie hatte ihre Zustimmung mit dem Gedanken gegeben: „wenn wir ihn wieder haben, dann ist immer noch alles möglich!" Begreiflicherweise ließ sie aber davon nichts merken, und die Beschützerin des Liebespaares konnte alles für gewonnen halten. Sie setzte sich jetzt erst und nahm eine Aufwartung an. Sie rühmte dieselbe, dankte den lieben Freunden wiederholt und nahm endlich den herzlichsten und — klügsten Abschied, indem sie das Triumphgefühl ihrer Seele gänzlich niederhielt und nur tiefe Anerkennung des ausgezeichnet schönen Benehmens auf ihre Miene kommen ließ.

XII.

Georg, mit den wenigen Gulden, die er zufällig in der Tasche hatte, war in der Tat nach Dillingen gelaufen. Er kam spät an, nahm in einer billigen Herberge Nachtquartier und schlief nach dem scharfen Marsch tief und lange. Am

andern Morgen, nachdem er sich vorher die Stadt besehen hatte, ging er aufs Landgericht und verlangte, als Freiwilliger in die Armee einzutreten. Auf die Frage, warum er in seinem Alter (das er angegeben hatte) noch nicht Soldat sei, und warum er es jetzt werden wolle, versetzte er: als einziges Kind seiner Eltern habe man ihn nicht ausgehoben; aber er fühle eine unüberwindliche Neigung zum Soldatenstande, und seine Eltern wären noch rüstig, daß sie ihrem Bauerngut recht wohl ohne ihn vorstehen könnten. Der Beamte schüttelte den Kopf, ging aber auf sein Verlangen ein. Das bayrische Heer stand damals im Feld und die Wachen in der Stadt wurden von Bürgern versehen; ihnen sah sich Georg zugewiesen. Man gab ihm Essen und Trinken, behandelte ihn freundlich und unterließ, ihn mit Fragen zu belästigen, wie er eigentlich dazu komme, Soldat zu werden. Das war ganz nach seinen Wünschen, und er konnte sich nicht beklagen. Allein etwas besonders Anregendes oder gar Begeisterndes hatte dieser Anfang seiner militärischen Laufbahn in keiner Weise. Die Bürger, mit denen er zusammenkam, waren nichts weniger als geeignet, ihn in seinem Vorhaben zu ermutigen. Es fand sich keiner unter ihnen, der etwa gesucht hätte, durch merkwürdige Beispiele ihm klar zu machen, wie hoch man jetzt im Krieg hinaufzukommen vermöge, wenn man Courage, Geschick und Glück habe. Im Gegenteil, sie unterhielten sich von Stadt- und Hausgeschichten, die dem Burschen gar kein Interesse boten und auf die er bald nicht mehr hörte. Nach und nach stellte sich nun bei ihm eine geistige Ermüdung und Langeweile ein, und der Gedanke, daß er sich in seinem Plane verrechnet, in seinen Erwartungen getäuscht haben könnte, begann langsam und langsam in ihm sich zu erheben.

Wie gut war es, daß er gleich nach dem Bescheid auf dem Landgericht in seiner Herberge den Brief an Rebecka geschrieben hatte! In der frohen Erregung nach dem ersten gelungenen Schritt hingeworfen, war diese Zuschrift voller Mut und Trost; — an die Hoffnungen, die er aussprach für sich und die Geliebte, glaubte der Schreiber noch mit

ganzer Seele! „Man hat mich gezwungen, Soldat zu werden,“ hieß es darin, „aber ich hab' dazu eine ganz besondere Liebe, ich weiß, daß ich geschickt dazu bin, und ich fühle die größte Zuversicht, daß ich es bald zu etwas bringen werde. Mir ist, als ob mich keine Kugel treffen könnte und als ob ich die Gedanken, die ich im Kopf habe, ausführen müßte einen nach dem andern. Hab also gar keine Sorg' um mich und warte, bis ich wiederkomme, wie Du mir's versprochen hast. Ich will Dir so oft Nachricht geben, als mir etwas passiert, und ich hoff', daß ich Dir gute Dinge melden kann. O, meine liebste Rebecka — daß ich Dich nicht mehr vor mir sehe, das tut mir freilich weh! Aber was ich tu', geschieht ja nur zu unserm Besten, und darum müssen wir uns beide drein fügen. Schöner wär's freilich, wenn wir uns jetzt schon haben und auf meinem Hof miteinander leben könnten. Weil aber andre Leut' uns daran hindern und wir ganz außer Schuld sind, so glaub' ich fest daran, daß wir später zusammenkommen und daß dann die Ehre und die Freude nur um so größer sein werde.“

Am zweiten Tag hätte er diesen Brief nicht mehr so schreiben können. Da er für jetzt nicht einexerziert werden konnte und im Grunde nur herumlungerte, so wurde der an Tätigkeit gewöhnte junge Mensch von einer unwiderstehlichen Verdrossenheit befallen. Er begann die Dinge zu sehen, wie sie waren — oder vielmehr schlimmer, als sie waren. Ihm, welchem zuerst alle Aussichten gegeben waren, schienen auf einmal alle genommen zu sein!

Am dritten Tag saß er in der öden Wachtstube und starrte auf den Boden. Die Ungewißheit seines Loses, das Unnütze seines Tuns drückte ihn tiefer darnieder: er fühlte, daß ihn dieses Leben, wenn es länger dauerte, zur Verzweiflung brächte. Welch ein Glück wäre es gewesen, wenn ihn ein Korporal sogleich tüchtig unter die Fuchtel genommen hätte! Wenn er etwas gelernt hätte, um ins Feld abgeschickt zu werden und mitmachen zu können! Vom Fleck mußte etwas gehen bei ihm, geschehen mußte etwas, wenn ihn die Ungeduld nicht übermannen und verzehren

sollte! Alles konnte er aushalten, nur nicht faules Stillsitzen und Hinbrüten!

Sein Herz klopfte in bangen Schlägen. Eine Art Gebet erstand in seiner Seele, daß er aus dieser armseligen Lage befreit und in den Stand gesetzt werden möchte, sein Schicksal herauszufordern, indem er sein Leben in die Schanze schlug. Er faßte den Entschluß, aufs Landgericht zu gehen, und die Verwendung, um derentwillen er hierher gekommen, mit allem Ernst zu begehren.

Da hörte er draußen auf der Straße seinen Namen nennen und darnach die Antwort eines der wachthabenden Bürger: „Ja, der ist hier.“ Er fuhr von seinem Sitz auf. Es war möglich, daß sein Wunsch erhört wurde und daß er eine Anweisung erhielt, die ihn auf den Weg führte, wo es vorwärts ging!

Die Täuschung sollte nicht lange währen. Mit dem Bürger traten zwei Männer in die Wachtstube, deren Anblick ihn in große Bestürzung versetzte. Es war seiner Mutter Bruder, Michael Metzler aus Nördlingen, und ein anderer Vetter aus seinem Dorf, genannt der Gallenbauer.

Der erstere, mit sichtlichem Vergnügen, aber auch mit einem gewissen Spott in seiner Miene, rief: „Da ist er ja, der Ausreißer! — Nun, Hansjörg,“ fuhr er fort, „du kannst dir wohl denken, warum wir hier sind! — Darf ich,“ sagte er zu dem Bürger, „mit ihm allein reden?“ — „Alles, was ihr wollt,“ entgegnete dieser, und ging hinaus.

Georg hatte sich unterdessen gesammelt, und da er wohl sah, was ihm bevorstand, so faßte er schnell seinen Entschluß.

„Hansjörg,“ begann der Vetter aus der Stadt, „wir sind hergekommen, um dich wieder zu deinen Eltern heimzubringen.“

„Das geht nicht mehr,“ antwortete Georg. „Ich bin Soldat.“

„Ich acht',“ entgegnete jener, „wir können dich wieder freimachen.“

„Aber ich will nicht frei werden!“ rief der Bursch

„Ich will bleiben, was ich bin — und ich hoff', daß ich bald ins Feld rücken kann."

„Nun, nun," entgegnete der alte Soldat mit behaglichem Spottlächeln, „sei nur nicht gar so hitzig!" Und der Gallenbauer, mit würdevoll ernsthafter Miene, fügte hinzu: „Deine Eltern wollen, daß du mit uns wieder heimgehst — und der Sohn muß seinen Eltern folgen!"

„Meine Eltern," erwiderte der Bursch, „haben sich nicht so gegen mich benommen, daß ich ihnen zulieb' von meinem Plan abgeh'! Macht euch keine unnütze Mühe, ich geh' nicht mit!"

Der Nördlinger Bürger trat nun an ihn heran und sagte: „Würdest du auch nicht gehen, Vetter, wenn deine Eltern dich des Kreuzbauern Rebeck' heiraten ließen?"

Georg wurde rot über und über und sein Herz begann so mächtig zu schlagen, daß es ihm die Rede hemmte. Nach einer Weile zur Ruhe sich zwingend, sagte er: „Habt Ihr einen Auftrag, mir das zu versprechen?"

„So gradezu nicht," antwortete Vetter Michael. „Aber ich hab' aus den Reden deines Vaters abnehmen können, daß sie nicht mehr so ganz gegen diese Heirat sind, wie früher."

„Wenn es nicht mehr ist," entgegnete der Bursch, „wenn Ihr mir nicht das ausdrückliche Versprechen bringt, daß ich hier freie Hand hab', dann geh' ich nicht mit Euch! Unter keiner Bedingung!"

„Ei," rief jener, „du bist ein scharfer Gesell! Nun, so will ich dir in Gottes Namen alles sagen. Dein Vater, wie ich ihn gefragt hab' in dieser Sache, hat mir geantwortet: er soll heimkommen und heiraten, wen er mag!"

Diese Nachricht entriß dem Burschen einen freudigen Ausruf. Aber gleich fügte er hinzu: „Und meine Mutter, wie ist die gesinnt? Ich weiß, was auf sie ankommt!"

„Ich glaub'," versetzte der Nördlinger Vetter nicht ohne Unmut in seinem Blick, „du hast genug an dem, was dein Vater gesagt hat!"

„Siehst du denn nicht," fiel der Gallenbauer ein, „daß du am besten zu deinem Ziel kommst, wenn du wieder mit

uns heimgehst? Handle, wie man's von einem gehorsamen Sohn erwarten kann — dann wirst du auch die guten Folgen davon haben!"

„Der Vetter Gallenbauer hat recht," versetzte Michael Metzler. „Was hilft's denn, wenn deine Eltern dir auch alles versprechen? Mach sie wieder gut — mach ihnen wieder Freude — und benütze die Zeit, wenn sie dir gut sind! Dein Vorteil ist's, daß sie dir nicht nur deinen Willen tun, sondern daß sie's gerne tun!"

Georg schwieg. Sein Verstand und sein Herz mußte den erfahrenen Männern recht geben; — er war erschüttert! Die Aussicht, daß seine Eltern dem freiwillig Heimkehrenden die Geliebte zur Frau lassen könnten, überwältigte ihn! Ja, er mußte ihnen etwas zuliebe tun, damit sie auch für ihn etwas tun könnten, — und er wollte es! „Nun," versetzte er endlich, „so geht aufs Landgericht und versucht euer Glück! Wenn sie mich dort wieder loslassen, dann geh' ich mit euch nach Hause."

Die Männer lobten ihn erfreut und entfernten sich. Eine Stunde wartete der Zurückgebliebene in mächtiger Aufregung — und in einem wunderlichen Durcheinander von Gefühlen. Entgegengesetzte Vorstellungen bekämpften sich in ihm; aber der Gedanke, daß er in kurzem der Mann Rebeckas werden konnte, siegte über alle Bedenken und Einwendungen. Er harrte auf seine Befreiung — er sehnte sich darnach.

Und sie ward ihm! Mit seinen Vettern trat der königliche Landrichter in die Wachtstube und erklärte ihm: er sei frei und könne mit seinen Verwandten nach Hause gehen.

Der alte Soldat Metzler, mit den damals üblichen Werbungen bekannt, hatte sich die Befreiung des Gesellen schwieriger vorgestellt, als er sie in der Tat befand. Welche Mittel der Überredung er gebrauchte, hat er Georg nie sagen wollen. Auf die Frage desselben während der Heimfahrt erwiderte er nur: er habe es glücklicherweise mit einem guten und verständigen Herrn zu tun gehabt.

Auf der Heimfahrt wurde sonst wenig gesprochen.

Dem Burschen, als der Wagen dahinrollte, kamen die Erlebnisse der letzten Tage wie ein Traum vor, und er mußte sich ordentlich besinnen, um an ihre Wirklichkeit zu glauben. Seine Aufgabe den Eltern gegenüber stand nichtsdestoweniger klar vor ihm! Er wollte sich die Zusage, die man ihm gemacht hatte, von ihnen selbst wiederholen lassen und zwar sobald als möglich. Erlangte er ihre Einwilligung zu der Heirat mit Rebecka und machte er diese zur Haselbäuerin, dann war alles, was er getan hatte, gerechtfertigt — und er triumphierte!

In Nördlingen stieg Vetter Michael aus und wünschte dem Heimkehrenden gutes Glück, indem er ihm noch einige Ermahnungen mit auf den Weg gab. Es war dunkle Nacht geworden. Unerkannt fuhren der Gallenbauer und Georg durch das Dorf Rebeckas. „Wenn sie's wüßte!" rief's in der Seele des Burschen. „Aber sie soll's morgen erfahren, durch mich erfahren — und dann soll alle Not ein Ende haben!"

Eine Viertelstunde darauf rollte der Wagen in den väterlichen Hof. Die Eltern kamen aus dem Hause, die Bäuerin mit einer brennenden Ampel. Sie begrüßte den Gallenbauer, und der Vater sagte: „Ich dank' dir, Vetter, und will dir diesen Freundschaftsdienst nie vergessen!"

Alle begaben sich in die Stube. Da zwischen den Eltern und dem Sohn immer noch kein Wort gewechselt wurde, so fühlte sich der „Freund" berufen, das Stillschweigen zu brechen. „Ich muß es doch sagen, wie's ist," begann er, „der junge Vetter hat sich nicht lang' gesträubt, mit uns wieder heimzufahren; und aus allem kann ich sehen, er wird sich jetzt benehmen, wie es einem Sohn gegen seine Eltern zukommt."

„Das soll mich freuen," erwiderte die Haselbäuerin, „aber ich muß es erst sehen! — Sind das Geschichten! Ist das eine Schande für die Familie! Ich möchte doch wissen, wodurch wir's verdient hätten, daß wir mit unserm einzigen Kind so unglücklich sind!"

„Nun, nun, Frau Bas'," erwiderte der Gallenbauer, „das Unglück ist so groß nicht mehr! Jetzt kommt's nur

darauf an, daß ihr euch untereinander vertragt, und ich glaub', das könnt ihr."

„Jetzt," nahm endlich Georg das Wort, „ist weiter nichts nötig, als daß man mir das Versprechen hält, das man mir hat geben lassen."

„Ich hab' nichts versprochen," rief die Mutter.

„Aber der Vater hat etwas versprochen," entgegnete der Sohn, „und ich zähle darauf, daß er's halten wird."

„Ich," versetzte der Haselbauer, „werde tun, was man von mir mit Rechtem verlangen kann. Für heut' wollen wir aber die Sache ruhen lassen: das hat alles noch Zeit genug!"

„Ich kann warten," versetzte der Bursch. „Aber das eine muß ich euch heut' noch sagen: macht eure Rechnung nicht ohne meinen Entschluß, daß ich nur nach meiner Neigung heirate — denn sonst wird sie falsch! Seid in dem einen Punkt gute Eltern, dann werd' ich gegen euch in allen Punkten ein guter Sohn sein! — Meine Lagerstatt," fuhr er fort, „ist ohne Zweifel hergerichtet, und Appetit hab' ich nicht mehr! Ich sag' also dem Vetter Gallenbauer meinen besten Dank — und allen gute Nacht!"

„Liebe Leute," versetzte der Gallenbauer, als Georg sich entfernt hatte, „um die Geschichte kommt ihr nicht herum! Befreundet euch mit dieser Heirat — anders kann der Handel nicht ausgehen!"

XIII.

Es war Zeit, daß Georg wieder nach Hause kam — nicht um seiner Eltern willen, wie sehr sie durch seine Flucht in Angst versetzt waren und litten, sondern um Rebeckas willen!

Indem der junge Mensch auf eine phantastische Neigung hin und von seinen Eltern zu einem entscheidenden Schritte gedrängt, sein Glück im Heeresdienst versuchen wollte, hatte er nicht bedacht, welchen Eindruck die Nachricht auf die Seele eines Landmädchens hervorbringen mußte. Rebecka

konnte ihm die Zusage geben, daß sie ihm vertrauen und auf das Gelingen seines Planes warten wollte; aber dies geschah nur unter der Voraussetzung, daß sein Plan sich auf ein friedliches Unternehmen bezog, wodurch er zu Gelde und gegenüber seinen Eltern zu Ansehen kam. Was er just unternahm, das brauchte sie nicht zu wissen: in dieser Beziehung vertraute sie seinem Verstand und seiner Geschicklichkeit; daß er aber die Absicht haben könnte, Soldat zu werden, das zu denken war ihr vollkommen unmöglich. Soldat werden, hieß in jener Zeit mit dem Leben abschließen. Soldat wurde daher nur derjenige, den man dazu nötigte, oder der sich ein anderes Unterkommen nicht mehr wußte. Derjenige, der zu leben hatte und der Aushebung entging, pries sich glücklich; und die Scheu, seine Existenz aufs Spiel zu setzen, ging bei einzelnen Dorfburschen so weit, daß sie, um einen Einstandsmann zu kaufen, ihr halbes Vermögen opferten. Daß nun ein Mensch wie Georg, der einzige Sohn reicher Leute, freiwillig den Soldatenstand wählte, das anzunehmen konnte einem Bauernmädchen nicht im Traum einfallen. Man denke sich also, welche Wirkung auf Rebecka der Brief des Geliebten machen mußte, den sie am zweiten Tag nach seiner Absendung empfing. Sie traute ihren Augen nicht, als sie die Zeilen las, und es fehlte nicht viel, so wäre sie ohnmächtig niedergefallen. In der höchsten Bestürzung lief sie zu ihren Eltern und teilte ihnen den Inhalt mit. Und auch diese — auch die übrigen Kinder hielten es für das größte Unglück, das sie treffen konnte. „Er hat einen unsinnigen Streich gemacht,“ rief der Bauer, „er ist verloren!“ Und dieses Bauernurteil traf in der Tat nicht sehr daneben. Wenn Georg als Soldat auch eine Zeitlang glücklich war, aber später den russischen Feldzug mitmachte, hatte es alle Wahrscheinlichkeit, daß er nicht mehr in seine Heimat zurückkehrte. Sind doch (um dies nebenbei zu bemerken!) von seinem Dorfe, das nur zu den mittelgroßen gehört, nicht weniger als sieben junge Leute dort geblieben!

Der Bursch, in dem Drang der Verhältnisse und in

der Leidenschaft seiner Seele, hatte sich als einen sehr schlechten Herzenskundigen bewiesen. Die Versicherungen, die er, der verhältnismäßig Gebildete, der Geliebten schrieb, konnten für das natürliche Bauernkind gar keine Bedeutung haben. Sie mußte seine Hoffnungen für töricht, für bodenlos halten, und an die Stelle der Zuversicht mußten Zweifel und Verzweiflung treten.

Der Schlag, der sie traf, war für ihre verletzliche Natur zu stark. Bald nach der ersten Aufregung fühlte sie eine große Schwäche, — sie mußte sich niederlegen. In derselben Zeit, wo Georg durch den Ort fuhr, lag die Geliebte bleich und zitternd in ihrem Bette, das die Ihrigen mit banger Besorgnis umstanden.

Als unser Bursch am andern Morgen nach der Heimkehr sich im Hofe befand, kam sein Freund Ludwig, — seit einigen Wochen der erklärte Bräutigam Christines, — durch das Tor. Die Miene des jungen Bauern war ernst bis zur Strenge, und er sagte mit einem Ton bitteren Spottes: „Bist du wieder da? — Du bist schnell wiedergekommen, herzhafter Hansjörg; aber gescheiter wär's gewesen, du wärst nie fortgegangen."

Georg, der niemand gegen sich einen solchen Ton gestatten konnte, sah ihn mit Unmut und drohenden Blicken an.

Jener fuhr fort: „Ich hab' dir nur zu sagen, daß die Rebeck', seitdem sie deinen Brief gelesen hat, krank zu Bett liegt. Es ist freilich zu verwundern, daß sie bei den guten Nachrichten, die du ihr gegeben hast, nicht aufgeschrien hat vor Freude! Aber sie versteht's halt nicht besser! Du mußt ihr verzeihen, daß ihrem Bauernverstand das große Glück, einen Soldaten zum Bursch und künftigen Mann zu haben, nicht recht eingehen will."

Georg war erschreckt. Mit einemmal begriff er alles. „Ludwig," sagte er, „ich hoff', es wird nicht so schlimm stehen. Was ich gefehlt hab', will ich wieder gutmachen — und das im Augenblick! Adies!"

Er eilte ins Haus; — wenige Minuten nachher trat er die Wanderung an.

Als er durch das Hoftor des Kreuzbauern ging, sah er diesen und die Bäuerin vor dem Hause stehen. Beide, ihn erblickend, schrien laut auf. „Hansjörg!“ rief der Alte, „du bist hier? Du bist nicht Soldat?“

„Nicht mehr!“ versetzte Georg während er zu ihnen trat.

„Also bist du's gewesen!“ rief die Frau. Und mit vorwurfsvoller Miene setzte sie hinzu: „Aber wie hast du uns das antun können, Hansjörg? Hast du gar nicht an die Rebeck' gedacht?“

„Ich hab' halt nicht alles überlegt!“ entgegnete der Bursch. „Aber meine Absichten waren gut; und wenn sie mir nicht durchgegangen sind, wie ich mir's vorgestellt hab', so glaub' ich doch, was geschehen ist, wird uns nicht zum Schaden sein.“ Mit Ernst und einer gewissen Scheu erkundigte er sich nach dem Befinden Rebeckas. Nach der allgemeinen, tröstlichen Antwort sagte er: „Ich hoff', wenn sie erfährt, wie die Sachen stehen und was ich ihr sagen kann, dann wird sie wieder gesund werden!“

„So,“ versetzte der Vater, „du kannst ihr etwas sagen?“

„Ja, Vetter, das kann ich!“

„Nun,“ sagte die Mutter mit einem Schein von Glück in ihren Zügen, „dann hoff' ich auch, daß sie bald wieder aufstehen wird. Aber zuerst laß mich mit ihr reden.“

Sie ging ins Haus. Nach wenigen Minuten kam sie wieder und sagte: „Komm!“ Beide traten in die Kammer. Als Rebecka des Geliebten ansichtig wurde, erhob sie sich im Bette, die bleichen Züge lächelten wehmütig und glücklich — sie reichte ihm die Hand. Georg ergriff diese und preßte sie, indem er auf die Leidende mit einem Blick der innigsten Liebe sah.

„Was hast du getan!“ rief sie mit gutmütiger Klage. „Ich wär' beinah' gestorben!“

„Verzeih mir, Liebste,“ erwiderte Georg; „ich hab's wahrlich nicht schlimm gemeint! Ich hab' keinen andern Ausweg gesehen als diesen, drum hab' ich da mein Heil gesucht. Und nun ist's merkwürdigerweise für uns doch ein Ausweg geworden und wird an unserm Glück schuld sein!“

Die Kranke schaute ihn an. „Wollen deine Leute —“

„Sie haben mir's versprochen, und ich halt' sie beim Wort."

„Ah," rief die Gute. „Gott sei Dank!"

„Wir müssen ihnen nur noch einige Zeit lassen," fuhr Georg fort, „bis sie sich ganz drein gefunden haben. Zurück können sie nicht mehr; aber laß uns warten, bis sie alles, was sie uns versprochen haben, mit Freuden tun. Mein Vater ist schon auf dem Weg — und meine Mutter wird nachkommen."

„O, ich kann warten! Ich brauch' nicht mehr! An dem Glück, daß du wieder da bist, kann ich lange zehren!"

Als Rebecka mit aller Innigkeit ihrer Seele diese Antwort gab, war die Farbe auf ihre Wangen wiedergekehrt; ja, diese glühten rosiger als jemals. Nochmals versicherte Georg ihr seine gute Meinung bei dem „Streich" — nochmal bat er sie um Vergebung! Aber die hatte er längst! Die blauen Augen ruhten auf dem Wiedergewonnenen mit Wonne und gingen über bei den Zärtlichkeiten, die er ihr mit der guten Laune des Liebenden erwies. „Ich will gern alles erduldet haben!" sagte sie endlich. „Ach, es ist doch schön auf der Welt! Ich hoff', lang wird's jetzt nicht mehr anstehen, bis ich wieder in der Höhe bin! Und dann wollen wir fröhlich sein miteinander!" —

Georg teilte mit der Familie das Mahl. Er mußte alles erzählen, was er erlebt hatte, und er tat es nicht nur mit gutem Humor, sondern er versäumte auch nicht, seine Flucht nach Möglichkeit zu rechtfertigen.

„Aber wie bist du denn grad' auf den Gedanken gekommen?" fragte der Sohn Hans.

„Ach, mein guter Freund," erwiderte Georg lächelnd, „Soldat zu sein, ist was Schön's, trotz allem, was man sagt. Und wenn einer Glück hätte und hinaufkäme —!"

„Geh," rief der Bauernbursch, „das sind überrichte (überspannte) Sachen!"

„Manchem," versetzte Georg, „ist's doch gelungen und er ist zu hohen Ehren gekommen, wie man das in Büchern und Zeitungen lesen kann!"

„Das Bücherlesen,“ erwiderte Hans, „das hat dir halt den Kopf heiß gemacht! Du bist eben ein halber Herr; und ich weiß nicht, ob ihr beide, die Rebeck' und du, grad' so gut zusammenpaßt, wie du meinst.“

„O,“ rief der Liebende, — „aber ich weiß es!“

„Nun,“ versetzte Christine, „ein b'sonderer Mensch bist du schon, Hansjörg; das merkt man immer wieder aufs neu'. Aber mit der Rebeck', wenn ihr einmal geheiratet seid, wirst du doch gut hausen; denn sie hat dich gar zu gern!“ —

Als der Bursch wieder heimgekehrt war, fragte ihn die Mutter mit einem seltsamen Ausdruck: „Wo bist denn heut' auf einmal hingerannt?“

„Du kannst dir's wohl denken,“ entgegnete der Sohn, „und aus deiner Miene seh' ich, du weißt es! Ich hab' da drüben etwas gutzumachen gehabt,“ fuhr er fort. „Ich hab' nicht alles bedacht, ich muß es selber sagen, und den größten Schreck hat mein Fortgehen derjenigen gemacht, die mich am meisten liebt. Sie ist krank geworden darüber und liegt zu Bett!“

„Krank!“ rief die Bäuerin mit unwillkürlicher Geringschätzung. „Immer gleich wieder krank!“

„Weil's ihr eben schrecklich gewesen ist, daß ich im Krieg umkommen könnte.“

Die Mutter schwieg. Dann sagte sie: „Es gibt doch Menschen, die gar nichts aushalten können! Und von denen glaubt man dann, daß sie viel besser sind als andere, die sich nicht gleich alles anmerken lassen, weil unser Herrgott sie handfester und standhafter gemacht hat. Nun, ich seh' schon, wie's gehen will. Ich hab' das Meinige getan und werd' es auch ferner tun. Aber Hoffnung hab' ich nicht mehr viel. Meinetwegen. Wenn das geschieht, was ich für ein Unglück anseh', und wenn ich dann recht bekomm', dann hab' ich für meine Person wenigstens ein gutes Gewissen.“

XIV.

Wochen gingen hin, und noch war es Georg nicht gelungen, eine Entscheidung herbeizuführen. Wenn die meisten Menschen durch bloßes Verschieben einer schwebenden unangenehmen Sache etwas zu gewinnen meinen, so liegt das Gehenlassen und Abwarten besonders im Charakter des Landvolks. Rasche Entschließungen kommen hier sehr selten vor; — was man nicht gerne tut, das hat immer Zeit, und darum vergeht die Zeit, und es geschieht nichts.

Der Haselbauer sagte nicht mehr nein; aber er sagte auch noch nicht ja. Wenn Georg von seinem Anliegen reden wollte, dann gab es immer etwas Nötigeres zu tun — und morgen war auch noch ein Tag. Der Bursch konnte der Geliebten und den Ihren nicht sagen: „Meine Eltern haben ihre Einwilligung gegeben — wir sind Brautleute."

Und das erzeugte nun in der Familie des Kreuzbauern doch wieder Gefühle der Kränkung und eine trübe Stimmung. Warum wollten die Haselbauersleute der Sache kein Ende machen? Weil sie die Verheiratung Georgs mit ihrer Tochter eben immer noch für ein Unglück ansahen! Darin lag für sie eine Heruntersetzung, und es mußte sie verdrießen. Sie konnten sich nicht denken, wie sie mit diesen stolzen, eigensinnigen — überzähen Leuten überhaupt in guter Freundschaft leben sollten!

Rebecka hatte sich erholt, und Georg besuchte die Familie so oft es ihm gefiel; darin entschlug er sich gegen die Seinen jedes Zwanges. Aber weil er nichts Gewisses zu melden hatte und immer wieder Nachsicht und Geduld anrufen mußte, konnte das liebende Mädchen doch nicht von Herzen fröhlich werden und gedeihen. Sie half wieder bei der Arbeit im Haus und Feld; aber ihr Aussehen, bei aller Fassung, hatte etwas Gedrücktes und Müdes; ihre Sanftheit hatte den Charakter der Entsagung.

Es versteht sich von selbst, daß Georg sehr bald nach

seiner Wiederkehr das Haus des Hofschreiners aufgesucht hatte. In Rücksicht des Ausgangs hatte man hier über seine Flucht mehr Worte der Verwunderung als des Tadels. Die Hofschreinerin, mit der Parteilichkeit entschlossener Frauen, ging weiter und sagte zu ihm: „Du hast ganz recht getan, deinen Leuten diesen Schreck einzujagen! Wo nichts anderes hilft, da muß man zu solchen Mitteln greifen! Und jetzt, wenn die Sache auch noch nicht fertig ist, steht sie doch viel besser wie vorher.“ Sie schaute ihn an und lächelte mit beifälliger Schlauheit. „Du bist klüger,“ sagte sie, „als ich gedacht hab'! Du weißt dir zu helfen! In der Sach' hast du das Gescheiteste getan, was geschehen konnte.“

Die Frau, wie man sieht, erblickte in der Entweichung Georgs vornehmlich ein Werk der Berechnung. Dieser Ansicht pflichtete der Hofschreiner, welcher das Diplomatische liebte, mit Vergnügen bei — und so wurde Georg in dem Hause wegen einer Fähigkeit anerkannt, von der er bis jetzt noch sehr wenig Proben gegeben hatte.

Zwei Wochen nachher, als man wieder einmal beisammen saß, fragte Sophie nach dem Stand der Dinge.

Georg beklagte sich über seine Eltern.

Die Hofschreinerin schüttelte den Kopf mit Unwillen. „Da muß eben ich wieder hinter sie rücken!“ versetzte sie. „Ich tu's in den nächsten Tagen und bin ordentlich neugierig, was sie jetzt noch wissen!“

Aber zu diesem Angriff kam es nicht — er war nicht mehr nötig. Unserem Liebespaar erstand ein Helfer, der gegen den Haselbauer und sein Weib eigentümliche, schwerwiegende Vorteile besaß. Es war dies der königliche Rentbeamte von Nördlingen! In seiner Stellung mit den beiden Familienhäuptern bekannt und beide schätzend, namentlich aber eingenommen für Georg, mit dem er sich wiederholt unterhalten hatte, achtete der wohlwollende, klarsehende Mann es endlich für seine Pflicht, den Haselbauer ernstlich ins Gebet zu nehmen. Er traf an einem Sonntag morgens vor der Kirche bei ihm ein und hielt ihm vor, was der Bauer freilich schon von andern gehört hatte, was aber

vom Munde des Herrn Rentbeamten durchaus neu und schlagend wirkte. Er zeigte auf die Geltung und die wirkliche Bravheit der Familie des Kreuzbauern hin, auf die Schönheit und die Sittigkeit Rebecka's, auf die zärtliche Liebe der jungen Leute, die ganz füreinander geschaffen wären, und zuletzt auf den Charakter Georgs, der niemals eine andere zur Frau nehmen würde, als die Geliebte, weil er zu seinen Eltern mit Recht sagen könne: ihr wißt nichts an ihr auszusetzen! Alle wackeren und verständigen Leute, die es den Eltern jetzt sehr übel nähmen, daß sie sich noch immer sperrten, würden sie dann loben, und sie würden dann alle miteinander geachtet und glücklich sein!

Der Bauer, nachdem er alles dies mit dem entsprechenden Respekt vernommen, sagte, den Kopf senkend: „Ja, ja, Herr Rentamtmann, eigentlich haben Sie nicht unrecht. Es ist so, wie Sie sagen — und die Sache währt jetzt wirklich schon lang' genug; im Grunde sollte man jetzt damit ein Ende machen!“

„Nun also?“ rief der Beamte.

Der Bauer schwieg. „Ich glaube zwar heut' noch,“ versetzte er dann, „daß die Tochter unsers Nachbars für meinen Sohn ein besseres Weib wäre! Aber wenn Sie sich auch auf seine Seite schlagen, Herr Rentamtmann, dann muß ich am Ende doch nachgeben.“

„Ihr sagt also ja?“

„Ja, Herr Rentamtmann,“ antwortete der Bauer nach einem schweren Aufatmen, — „ich sag' ja!“

„Nun,“ rief jener, „das lob' ich! — Jetzt holt mir aber gleich Eure Frau!“

Der Bauer entfernte sich. Nach einer Weile trat er mit der Bäuerin in die Stube. Die Achtung, welche diese dem Beamten schuldig war, und der Widerwille, der sie auch jetzt noch beherrschte, mischte sich in ihrer Miene zu einem sonderbaren Ausdruck scheuen Lauerns, der aber ihrer Haltung keinen Eintrag tat. Nach gehörter Ermahnung sagte sie: „Wenn so ein Herr auch gegen uns ist und dem Sohn gegen die Eltern hilft, dann können wir uns freilich nicht länger dagegensetzen. Wir zwei sind

jetzt ganz allein, und da ist's am End' keine Schand', wenn wir uns unnütze Mühe sparen und uns in Gott's Namen drein ergeben. Ich sag' also auch ja, wie mein Mann ja gesagt hat. Dann kann ich aber nur wünschen, daß diese Heirat auch wirklich so gut ausfallen möge, wie alle Leute sagen, die wider uns sind!"

„Sie wird gut ausfallen!" rief der Beamte mit Nachdruck.

„Wenn Sie das gewiß wissen, Herr Rentamtmann," versetzte das Weib, „dann ist ja alles gut, und ich als Mutter kann dann ruhig sein!"

Dieser spitzigen Bemerkung antwortete der wackere Herr mit einem Lächeln. „Ich glaube," sagte er dann zum Bauern, „das beste ist, wenn wir den Handel gleich ganz fertig machen. Laßt doch Euern Sohn kommen, der draußen im Hof herumgeht, wie ich gesehen hab'."

Der Bauer trat ans Fenster, öffnete es und rief dem Sohne zu, er möge hereinkommen. Georg erschien. „Hansjörg," sagte der Vater mit Würde, „bedank dich bei dem Herrn Rentamtmann, der für dich und für die Heirat mit der Tochter des Kreuzbauern so gesprochen hat, daß wir nicht mehr widerstehen können. Wir, deine Mutter und ich, wir geben unsere Einwilligung. Du kannst dich von uns aus mit dem Mädchen versprechen, und auf den Herbst, so Gott will, soll die Hochzeit sein!"

Georg, obwohl er die Ansicht des Beamten kannte und die Absicht des frühen Besuchs erraten hatte, stand doch einen Moment wortlos. Sein Gesicht war purpurrot, seine Augen waren feucht geworden. Mit einemmal ging er auf den Beschützer zu, drückte ihm die Hände und dankte ihm aufs wärmste; das gleiche tat er seinen Eltern. Mehr der Mutter (die noch immer nicht recht wußte, was für ein Gesicht sie machen sollte!) als dem Vater rief er zu: „Laßt's euch nicht reuen! Ich werd' euch alle Lieb' erweisen, die ein Sohn seinen Eltern antun kann. Ihr kennt mich und ihr wißt, was ich sag', das ist so!"

In diesem Augenblick schlugen die Glocken auf dem Kirchturm feierlich zusammen. „Nun," sagte der Beamte,

„können wir in die Kirche gehen und alle, wie wir sind, unserm Herrgott danken!"

Georg, bevor er dieser Aufforderung nachkam, fand noch Zeit, mit Bleistift einige Zeilen auf ein Stück Papier zu werfen und den Brief einem seiner Knechte zur schleunigsten Beförderung zu übergeben. Die Zeilen lauteten: „Liebste Rebecka! Meine Eltern haben mir endlich ihr Jawort gegeben — freiwillig und gern! Du bist jetzt meine Verlobte, und auf den Herbst wirst du Haselbäuerin sein. Heut' nachmittag komm' ich zu dir! Adieu, Liebste! Nicht wahr, es ist doch noch gut gegangen?"

Eine Stunde später kamen Vater und Sohn mit dem Rentbeamten von der Kirche nach Hause. Die Bäuerin lud den Herrn ein, beim Mittagessen ihr Gast zu sein. Man speiste in der oberen Stube, auf Tellern von Steingut und mit silbernen Bestecken. Bier und Wein standen auf dem schneeweißen Tischtuch nach der Wahl, und die Hausfrau trug nacheinander auf: Reissuppe, Kalbsbraten mit gerösteten „Erdbirn" und Dampfnudeln vom feinsten Mehle. Der Beamte, der hungrig war, lobte nicht nur jedes der Gerichte, sondern bekräftigte sein Wort auch durch wiederholtes Zulangen. Mit Freuden nahm er wahr, daß die Haselbäuerin am Schlusse des Mahls bereits um vieles menschlicher aussah, als noch bei der Erteilung ihres Jaworts.

Eine Schale Kaffee wurde dem Herrn nicht geschenkt. Der Trank war stark; denn wenn es sich bei einer gestandenen Bäuerin um die Ehre handelt, spart sie nicht. Der wohlwollende Gast erklärte, daß ihm seit langer Zeit Essen und Trinken nicht so gut geschmeckt habe! Wenn die Frau hierauf den Kopf schüttelte als eine, die wohl wisse, wie sie das zu nehmen habe, so waren doch ihre Züge durch ein Lächeln verschönt, wie man es lange nicht von ihr gesehen hatte.

Als der Besuch Abschied nahm, um, das angebotene Fuhrwerk verschmähend, an dem schönen Tag zu Fuß heimzugehen, bemerkte Georg: „Ich will den Herrn ein Stück weit begleiten." — Der Vater nickte mit Laune und sagte:

„Wie weit, das kann man erraten!“ Die Mutter, nach einem Moment des Besinnens, schaute den Sohn an und versetzte dann — mit großer Würde freilich, ohne eine Spur von Empfindsamkeit und mit der Haltung einer Herrin: „Sag den Leuten dort von mir, ich lasse sie grüßen!“

Die beiden gingen; und Georg unterhielt den Gönner mit der Fröhlichkeit eines Glücklichen. Auf dem Feldweg neben dem endlich erreichten Dorf empfahl sich ihm unser Bursch. „Solang' ich leb',“ sagte er, „werd' ich Ihnen diese Freundschaft nicht vergessen, Herr Rentamtmann. Meine Rebeck' soll's augenblicklich erfahren, wer den langen Handel mit einem Schlag zu Ende gebracht hat, und sie wird Ihnen dann ihren Dank persönlich abstatten.“ Der würdige Fünfziger lächelte mit Humor und sagte: „Dafür hab' ich's schon tun können!“

Als der Bursch in den Hof des Kreuzbauern eintrat, liefen ihm die beiden Schwestern, die auf ihn gepaßt hatten, mit jubelnden Grüßen entgegen. Rebecka führte ihn an der Hand in die Stube. Die Eltern und der Bruder Hans kamen auf ihn zu; man drückte sich die Hände, wünschte sich Glück, lobte und dankte Gott — und Georg, die Geliebte umarmend, erklärte sie feierlich für seine Braut. Bei dem schönen Wort ging in allen Gesichtern ein noch helleres Licht auf, und den beiden Alten kamen Tränen in die Augen.

Georg, als man am Tisch Platz genommen hatte, mußte erzählen. Sein Bericht fand unwillkürlich eine Fassung, welche den Hörern rein erfreulich in die Ohren klang. Große Verwunderung erregte die Freundlichkeit des Rentbeamten, und alle nahmen sich vor, ihm dafür erkenntlich zu sein; die höchste Wirkung machte aber der Gruß der Haselbäuerin. „Wirklich?“ rief Rebecka. „Einen Gruß an uns hat sie dir aufgetragen?“ Georg beteuerte die Tatsache, und das herzliche, gütefrohe Mädchen umschlang ihn, während ihre Augen sich mit Tränen füllten. „O, nun ist alles gewonnen!“ rief sie. „Nun werden wir gut miteinander hausen auf deinem Hof!“

Die Haselbäuerin hatte den Vorteil davon, daß sie am längsten spröde gewesen! Ihre geringe Wendung zur Güte beglückte am meisten.

Ein leckerer Duft frischgebackener „Küchlen" durchdrang das Haus; und bald erschien Christine mit Kaffee, und die nachfolgende Magd setzte eine große Schüssel voll des leichten feinen Backwerks auf den Tisch, womit ländliche Wirte ihre Gäste am meisten zu ehren denken.

Irgend einmal erleben die Menschen im irdischen Dasein ihr höchstes und reinstes Glück; — dieser Moment war jetzt für Georg und die Familie des Kreuzbauern erschienen! Aus den Gesichtern allen leuchtete der Sonnenschein der tiefsten und süßesten Befriedigung. Die Leute auf dem Kreuzbauernhof gehörten zu jenen guten Seelen, die kein größeres Wohlgefühl empfinden, als wenn sie aus dem Streit in den Frieden kommen. Und diesen hatten sie jetzt. Ihre Feinde waren ihre Freunde geworden! — Wie füllten sich ihre Herzen mit Liebe zu den Eltern Georgs — und wie nahmen sie sich vor, ihnen alle mögliche Freundschaft zu erweisen!

Rebecka, unter den Glücklichen die Glücklichste, bot einen rührenden Anblick. Welche Strahlen gingen aus ihren Augen! Wie hold, wie schmeichelnd klang ihre Stimme! Welche liebe Dinge sagte sie allen und jeden!

Die Freude blieb nicht auf die Familie beschränkt. Nach und nach kamen die noch übrigen „Ehehalten" herbei und gratulierten und schmunzelten und waren ordentlich stolz auf ihre Braut und freuten sich „grausam" auf die Hochzeit. Rebecka dankte ihnen und stopfte ihre Taschen mit Küchlen.

Georg konnte sich an ihr, die nun ganz die Seine geworden war, nicht satt sehen. Ein Beben erstand in seiner Brust und eine Verwirrung überkam ihn, wenn er an die Zukunft dachte. Sie blühte wie eine Rose! Die Freude hatte ihr allen Glanz der Gesundheit und ihre ganze makellose Schönheit wiedergegeben! — —

Als unser Freund spät nach Hause wanderte, sagte er zu sich: „Nun ist mir nichts, gar nichts zuviel, was ich

durchgemacht und ausgestanden hab'! Fast wollt' ich, es wär' mehr gewesen!"

Wünsche, die auf mehr Not gerichtet sind, sollte man in diesem Leben nicht aussprechen. Es gibt der Möglichkeiten allzuviele, ihnen Erfüllung zu bringen!

XV.

Am nächsten Markttag nach dem entscheidenden Sonntag begab sich Rebecka mit einem weiten „Gretzen" ins Rentamt zur Frau Rentamtmännin. Knixend richtete sie einen schönen Gruß aus von ihrer Mutter; die lasse die Frau Rentamtmännin bitten, mit einem kleinen Präsent vorlieb zu nehmen. Während sie das sagte, hob sie aus dem Gretzen eine Schüssel mit einem großen Ballen Butter und setzte sie auf den Tisch.

Die Frau, eine schlanke Gestalt mit aristokratischen Gesichtszügen, schaute das Mädchen an und lächelte. „Was fällt aber deiner Mutter ein?" rief sie. „Wie kommt sie dazu, mir ein solches Geschenk zu machen?" — Rebecka wurde rot. „Der Herr Rentamtmann," sagte sie mit einem Lächeln, das nicht ohne Laune war, „hat uns eben einen gar großen Gefallen erwiesen, und da möchten wir für jetzt wenigstens ein bißchen was dagegen tun!" — „Ah so," erwiderte die Frau, die in alles eingeweiht war — „meinem Manne gilt es? Ja, dann muß ich ihn selbst holen lassen!"

Nach einer Weile erschien der Beamte, und Rebecka bestellte den Gruß ihrer Mutter noch einmal. Jener dankte und betrachtete sich die Jungfrau mit den frohen Blicken eines Kenners. „Herr Rentamtmann," fuhr diese fort, „Sie sind gegen uns so gut gewesen — in unserm Leben können wir das nicht verschulden! Wo wären wir jetzt noch, wenn Sie sich der Sache nicht angenommen hätten? Mein Bräutigam hat mir alles erzählt, und wir werden es Ihnen nicht vergessen, solang' wir leben!" Zur Bekräftigung dieser Rede wollte sie ihm die Hand geben;

aber sie bedachte zu rechter Zeit noch, daß sich das wohl nicht schicke! Der Beamte, der ihre Absicht wahrgenommen, faßte die schüchtern zurückgehaltene Rechte seinerseits und schüttelte sie kräftig. „Ich hab' euch den Dienst gern erwiesen," versetzte er; „und ich wollte, ich könnte mit allem, was ich getan habe, so zufrieden sein! — Ihr seid ja," fuhr er fort, „schon förmlich ein berühmtes Paar! Man spricht von euch in Dorf und Stadt — und bei eurer Hochzeit wird das Wirtshaus nicht ausreichen! Es ist eine Freude, Glück wünschen zu können zu einer solchen Verbindung!"

Unser Landkind stand auf diese ehrenvollen Reden in angenehmer Verwirrung; und der joviale Herr weidete sich daran.

Was das Geschenk betraf, so war er viel zu gesittet, um es nicht mit der besten Manier anzunehmen. Er betrachtete und prüfte den Ballen Butter in seiner Blätterumhüllung mit Vergnügen, lobte die gelbe Farbe und sagte mit entsprechender Schalkheit: „Meine Frau wird sich freuen, das in ihre Speisekammer bringen zu können! Ein solches Präsent weiß sie zu schätzen — dafür kenn' ich sie!" — Und die Gattin versetzte: „Ich freu' mich auch wirklich, denn so was Gutes ist für Geld nicht zu haben!"

Rebecka sah, daß die Leute freundlich und aufmunternd sein wollten, und es wurde ihr darum ganz heimlich bei ihnen. Sie nippte von dem Wein, den man ihr vorgesetzt hatte, beantwortete die teilnehmenden Fragen, die man an sie richtete, und verließ endlich das Haus mit den angenehmsten Empfindungen über die große Leutseligkeit der Herrschaften.

Am darauffolgenden Sonntag gab es wieder eine Art Fest beim Kreuzbauern: die Sophie machte der Familie ihren ersten Besuch. Von Georg hergefahren, wurde das „Bäschen", welches die Schwestern von jenem Kirchweihtag her kannten, mit Freudenrufen empfangen und aufs beste bewirtet. Man denkt sich, wie gut die Glücklichen sich unterhielten. Die drei Mädchen hatten so viel miteinander zu reden, daß Georg den Zuhörer und Zuschauer

spielen konnte, was er mit Vergnügen zu tun schien, ebenso wie die tief zufriedenen Eltern.

Auf der Heimfahrt lobte Sophie gegen den Burschen die Rebecka mit den wärmsten Ausdrücken! „Ich hab' eigentlich gar nichts an ihr auszusetzen," fügte sie hinzu, „als daß sie ein wenig einen singenden Ton hat beim Reden! Den sollte sie sich abgewöhnen!" — Georg sah sie mit Befremden an. „Ihr Ton gefällt dir nicht?" rief er. „Aber der ist mir ja grad' von allem das Liebste an ihr!" — Sophie schwieg. Dann sagte sie: „Du mußt das am Ende besser verstehen als ich! Aber wenn ich in dem Punkt unrecht hab', dann fehlt ihr wirklich gar nichts und sie ist ganz vollkommen!" — Georg, den kleinen Stich würdigend, lachte. „Sie mag auch ihre kleinen Fehler haben," sagte er; „bis jetzt hab' ich sie nur noch nicht bemerkt! Von dem Ton ihrer Stimme kann ich aber keine Note abgeben. Das ist just eine von den Ursachen, warum ich sie heirate."

Sophie dachte im stillen: „Wenn der nicht verliebt ist, dann ist's noch niemand gewesen! Ich fürchte, ich fürchte, mein Kandidat ist nicht so verblendet!" —

Ein wichtigerer Besuch fand am nächsten Sonntag statt: der Besuch Rebeckas beim Haselbauern.

Die Braut Georgs, die zu Wagen mit ihrem Bruder Hans erschien, wurde von den Eltern mit großem Anstand begrüßt und feierlich in die Stube geführt. Wir schweigen von der Bewirtung, die dem Selbstgefühl der Bäuerin entsprach, und von den Höflichkeiten, die man sich spendete, wobei der Haselbauer, zur Ehre des Hauses, sich selbst übertraf. Der wackere Alte schien sich schon ganz in die Rolle des Schwiegervaters gefunden zu haben. Die künftige Söhnerin gefiel ihm, der auf diesem Felde stets ein guter Beurteiler gewesen, und die Artigkeiten, die er ihr zu hören gab, kamen von Herzen.

Von der Mutter ist das gleiche nicht zu sagen. Hielt sie es für Schwäche, von der lange behaupteten Entgegensetzung auf einmal zu wirklicher Freundschaft überzugehen? Trug sie eine Scheu, die Schwiegertochter, die man ihr

aufgenötigt hatte, als eine selbstgewählte zu behandeln, weil sie damit ihre Niederlage offenkundig machte? Nahm sie Ärgernis an den galanten Manieren ihres Mannes (der allerdings nach und nach eine förmliche Verehrung der Jungfrau zur Schau trug!) — und wollte sie, was er zu viel tat, zu wenig tun? Wie dem sein mag; sie ging aus ihrer gemessenen und allerdings kalten Höflichkeit nicht heraus, und das gute Kind mußte sich zuletzt noch überzeugen, daß Georg ihr über sie nicht die Wahrheit gesagt habe. „Sie hat eingewilligt,“ dachte sie bei sich, „weil's nicht mehr anders ging; aber in ihrem Herzen ist sie noch immer dagegen. Die Heirat ist ihr noch immer zuwider, und sie verachtet mich immer noch, weil ich nicht die andere bin!“

Allzuviel Freundschaft und Herzlichkeit hatte sie von der ihr bekannten Frau nicht erwartet; aber gar keine, das war zu wenig! — Sie wollte ihr entgegenkommen und stimmte beim Herumgehen in Haus und Hof, wo es so viel zu loben gab, ihre wärmsten und schmeichelhaftesten Töne an. Aber das half ihr bei dem Weibe nichts. Im Gegenteil: die strenge, kritische Seele merkte die Absicht, und es kostete sie Mühe, ihren Widerwillen nicht offenbar zu machen.

Der Tag verging; — und die Haselbäuerin und diejenige, die es werden sollte, waren sich nicht näher, sondern ferner getreten. Die Miene Rebeckas war nachdenklich, traurig; Vater und Sohn bemühten sich vergebens, sie wieder zu erheitern. Endlich erschien die Zeit des Aufbrechens und Abschiednehmens. Als das gekränkte Mädchen der Haselbäuerin die Hand gab und Behütgott sagte, richtete sie auf die Unversöhnte einen Blick der Klage und des Vorwurfs, der ihr durch die Seele drang!

Vom Hof, wo man den Wagen hatte fortrollen sehen, gingen Eltern und Sohn in die Stube zurück. Hier stellte sich der Haselbauer mit sehr ernsthafter Miene vor die Bäuerin und sagte: „Das ist aber doch wirklich arg, wie du dich heute gegen deine künftige Söhnerin benommen hast! Du hast ihr ja keinen guten Blick vergönnt, und es hat nicht viel gefehlt, so hättest du ihr Grobheiten gesagt!“

„Ich kann mich nicht so anstellen wie du!“ entgegnete das Weib.

„Das ist lächerlich,“ versetzte der Mann. „Ich hab' gar nicht nötig gehabt, mich anzustellen gegen das gute, liebe und wirklich bildhübsche Mädchen! — Hansjörg,“ fuhr er zum Sohne fort, „auf mich kannst du dich verlassen, — ich steh' auf deiner Seite!“ Und er trat von seiner Frau weg und stellte sich neben den Sohn.

Dieser hatte in seiner Miene eine Aufregung gezeigt, die in wirklichen Zorn übergehen wollte. „Ich hätt' nicht geglaubt,“ rief er, „daß ich das mit ansehen müßt', was ich heut' mit angesehen habe! Du bist also noch immer unsere Feindin? In deinem Herzen ist noch immer nur Widerwillen und Haß?“

Die Bäuerin schien mit sich zu kämpfen; aber der Trotz behielt die Oberhand. „Ich kann mich nicht zwingen zur Lieb'!“ entgegnete sie.

Georg, unwillkürlich auf sie zugehend, rief: „Du hast ein Herz von Stein! Und ich, ich unglücklicher Sohn, bin mit der bösesten Mutter gestraft, die es geben kann!“

Auf diese Rede schwieg das Weib in sichtbarer Erregung. Sie suchte sich zu fassen. Nach einer Weile, mit immer noch stolzem Munde, sagte sie: „Übertreibt nicht, ihr Mannsbilder! Ich bin eine aufrichtige Person, und was nicht in mir ist, das kann ich mir nicht geben! — Am End',“ fuhr sie zögernd fort, „wahr ist's, ich bin heut' ein bißchen zu streng gewesen gegen das gute Ding, und ich hab's gemerkt, es hat ihr nicht wohl getan! Nun, geschehen ist geschehen, da läßt sich jetzt nichts mehr ändern. Aber ich bin wirklich nicht ganz mit mir zufrieden, und ich gebe zu, daß ich bei dem Mädchen, die nun doch einmal in unsern Hof hereinkommen soll, etwas gutzumachen hab'. Daß ihr heut' noch nicht alles nach Wunsch gegangen ist, das soll ihr nicht zum Schaden sein! Bei der nächsten Gelegenheit, wenn wir uns wiedersehen, will ich hereinbringen, was ich versäumt hab'! Und nun macht mir keine solchen Gesichter mehr — und wartet ab, was die Haselbäuerin tun wird!“

Die Frau sprach, wie sie fühlte. Sie war hart und herrschbegierig, und es schmerzte sie, daß sie hatte nachgeben müssen; aber sie war nicht böse. Darum erkannte sie nun, daß sie gegen die Braut ihres Sohnes nicht recht gehandelt und ihr gegen alle Sitte eine wehtuende Kränkung angetan habe. Aber eben durch diese war der Forderung ihres zürnenden Herzens genügt — es war heraus aus ihr — und nun konnte sie die Heirat von der besseren Seite ansehen und sich gegen die Verlobte ihres Sohnes benehmen wie eine rechte Schwiegermutter!

Bei der nächsten Gelegenheit wollte sie das tun! Und sie wollte es ganz tun, und alle sollten zufrieden sein!

Aber die Gelegenheit sollte ihr nicht mehr werden. Sie selbst, wenn auch ohne es zu wissen und zu wollen, hatte noch dazu beigetragen, die Ausführung ihrer guten Absichten unmöglich zu machen.

XVI.

Georg mußte am folgenden Tag in Geschäften des Vaters eine Reise unternehmen, die ihn nach Ansbach und Erlangen führte. Als er gegen das Ende der Woche zurückkehrte, fand er zu Hause eine Botschaft vor: Rebecka sei unpäßlich, er möge zu ihr kommen! Nach kurzer Rast eilte er zu ihr. Sie lag im Bette, matt, fiebernd; es schien aber nur einer der Anfälle zu sein, von denen sie sich schon öfters wieder erholt hatte. Das Gespräch mit dem Geliebten wirkte belebend auf sie und im Vergnügen ihrer Seele vergaß sie die Schwäche ihres Körpers gänzlich. Mit den besten Wünschen und der gewissen Hoffnung, daß er sie das nächste Mal wieder auf treffen werde, verließ Georg das Haus.

Allein das Unwohlsein dauerte an und verschlimmerte sich. Georg besuchte sie jeden Tag. Eines Abends, als er sie im Fieber phantasieren hörte, teilte er die Angst der Ihren und holte noch in der Nacht den fürstlichen Leibarzt aus Wallerstein, damit er dem bisherigen städtischen Arzt

mit seiner vielerprobten Geschicklichkeit zur Seite stehe. Aber dieser konnte den Lauf der Krankheit so wenig hemmen, wie jener.

Zehn Tage waren verflossen. Als Georg am Abend des elften in die Kammer trat, standen Eltern und Geschwister weinend um das Bette der Leidenden. Diese war sichtlich verfallen. Das Erscheinen des Geliebten gab ihrer Seele wieder eine Richtung, ein Ziel — sie schaute mit einem rührenden Blick auf ihn her. Dann erhob sie sich in ihrem Bette, nicht ohne Anstrengung, und blieb eine Zeitlang in halbsitzender Stellung. Endlich sagte sie, man möge sie mit Georg allein lassen.

„Hansjörg,“ sagte sie, als die Ihren sich entfernt hatten, mit einer sonderbaren Ruhe in ihrer Miene und mit einem gutmütig ergebenen Klang ihrer Stimme, „mir ist, als ob ich bald sterben müßte, und da hab' ich mit dir noch einmal reden wollen!“

„Sterben!“ rief Georg erschrocken und heftig. Und fast zornig fügte er hinzu: „Du wirst nicht sterben!“

Rebecka, die betroffen ein wenig zurückgefahren war, schaute ihn an. „Nun,“ sagte sie, „es kann ja sein, daß ich noch davonkomme! Aber es kann auch anders gehen — schneller als wir meinen! Und für den Fall möcht' ich dir noch etwas sagen.“ Und während Georg stumm, in tiefster Erregung vor ihr stand, fuhr sie mit dem Ton der herzlichsten Empfindung fort: „Vor allem dank' ich dir für die Lieb', die du zu mir gehabt hast! Ich hab' mich über gar nichts zu beklagen bei dir — du hast mir nur Freude gemacht! Du hast viel ausgehalten um meinetwillen und hast mich nur um so lieber gehabt. — Sei bedankt dafür!“

Ihre Augen waren bei diesen Worten übergegangen und sie streckte ihm die bleiche Hand entgegen. Georg ergriff sie und hielt sie gepreßt in der seinen.

„Du wirst nicht sterben!“ rief er. „Du kannst nicht sterben! Jetzt, nachdem wir alles durchgesetzt haben. Du! du! In dieser Jugend!“

„Deswegen,“ entgegnete die Kranke, „kann ich doch

sterben! — Und wenn ich auch jung sterbe," fuhr sie mit bewegtem, aber gefaßtem Tone fort, „ich bin nicht umsonst auf der Welt gewesen. Ich hab' viel Glück gehabt, — ich kann gar nicht sagen wieviel. Meine Leute sind gut gewesen gegen mich und haben mich gern gehabt, solang' ich denke. Dann haben wir uns kennen gelernt! Ach, Georg, welche Freude hab' ich gehabt auf unsrer Kirchweih' und auf der deinen! Ich hätt' gar nicht geglaubt, daß ein Menschenherz so glücklich sein kann, wie ich's da gewesen bin und immer aufs neue werde im Angedenken dran! — Wie vergnügt sind wir hier gewesen in unserm Haus! Wenn mir etwas Kummer gemacht hat und Herzeleid, dann ist gleich wieder ein Glück dagewesen und hat alles ausgelöscht. Manches hat in seinem ganzen Leben nicht so viel Freude gehabt, wie ich in meinem kurzen Leben!"

Georg, der ergriffen zugehört hatte, fuhr bei dem letzten Wort auf. „Aber du sprichst ja," rief er mit schmerzlichem Vorwurf, „als ob du deinen Tod gewiß wüßtest!"

„Nein," entgegnete das Mädchen begütigend; „ich setze nur den Fall! — Ach, ich möchte ja gern wieder gesund werden und lange leben mit dir! Wie schön wär's, wenn wir miteinander hausen könnten auf deinem Hof! — Aber," fügte sie nach einem Schweigen wehmütig hinzu, „ich muß es nehmen, wie's kommt."

Der Liebende hatte kein Wort der Entgegnung.

„Unser Herrgott wird's recht machen," fuhr die Leidende fort. „Wir kommen ja nicht auf ewig auseinander, wenn ich sterbe; wir kommen ja wieder zusammen! — Was der Glaube wert ist, das empfind' ich jetzt. Ja, wenn das nicht wäre, dann könnt' ich nicht sterben! Dann müßt' ich verzweifeln!"

Der Bursch, mit einer heftigen Bewegung, nahm sie bei den Armen und rief: „Denk nicht ans Sterben! Denk ans Leben! Du mußt nicht sterben wollen — du mußt leben wollen!"

Die Kranke lächelte traurig. „Ja," entgegnete sie, „wenn das so ginge! Und wenn ich's nicht besser wüßte!" —

Nach einer Weile sagte sie: „Grüß deine Leute von mir! Recht schön, ich bitte dich! Dein Vater hat mir neulich so viel Freundschaft erwiesen; er ist so gut, so herzensgut gegen mich gewesen! Und wenn mir das Benehmen deiner Mutter nicht gefallen hat, so sagst du ja, sie hab's nicht so bös gemeint —"

„Sie hat's bereut," rief Georg beteuernd, „bitter bereut! Sie hat's gutmachen wollen und sich darauf gefreut! Sie hat mir heute gesagt, daß sie dich besuchen wolle! Sie wird erschrecken, wenn ich ihr sag', daß du noch nicht besser bist!"

„Ah!" rief das Mädchen, indem ein Schein des Glücks in ihrem Gesicht aufging. „Und das ist wahr, Georg? Das darf ich glauben? Sie ist mir jetzt gut — wirklich gut?"

„So wahr ein Gott im Himmel lebt!" rief Georg feierlich.

„O," rief sie mit übergehenden Augen, „das tut wohl! Daß ich das noch gehört hab', das ist mir lieb! Sag's deiner Mutter, welche Freude sie mir gemacht hat, — sag's ihr und dank ihr dafür!"

Dem Liebenden stürzten Tränen in die Augen. „Rebeck'," rief er mit erstickter Stimme, „du bist die beste Seele, die auf Erden existiert! Du verdienst ja zu leben und glücklich zu sein mehr als alle Menschen, die ich kenne! Es ist unmöglich, daß du stirbst! Nein, du kannst nicht sterben, du mußt wieder aufkommen!"

Rebecka schaute ihn mit einem liebevollen Blick an. „Ich will ja nicht behaupten," erwiderte sie, „daß ich gar nicht mehr aufkommen kann! Aber hier (fuhr sie auf ihre Brust deutend fort) ist etwas, das mir sagt: mach dich bereit und ergib dich drein! — Und ich ergebe mich drein!"

„Um Gottes willen!" rief Georg.

„Laß mich reden!" entgegnete sie. „Hör mich ruhig an! — Wenn ich sterbe, Georg, bleib gut Freund mit meinen Leuten, die dich alle so gern haben! Wie haben sie sich gefreut und wie haben sie's alle für das größte

Glück und die größte Ehre gehalten, daß du mein Mann werden solltest. Bleib gut Freund mit ihnen und besuche sie oft! Besuche sie, wenn du auch —"

Sie brach ab. Was ihr in die Seele gekommen war, denken konnte sie es, aber aussprechen wollte sie es nicht. „Vergiß mich nicht!" fuhr sie fort. „Vergiß mich unter keinen Umständen, Georg! Das mußt du mir versprechen, wenn ich ruhig sterben soll, daß du mich nicht vergessen willst, was auch kommen mag, solang du lebst!"

Georg ergriff sie bei den Händen und beugte sich über sie — die Tränen aus seinen Augen fielen auf ihre Wangen. „Ich hab' nie eine andre geliebt, als dich!" rief er, „und ich werde nie eine andre lieben! Wenn du mir genommen wirst, dann muß ich verzweifeln, und ich seh' nicht ein, wie ich noch leben soll! — Vergessen! Dich vergessen! Ich werde gar nichts anders tun können, als an dich denken! Immer wirst du mir die Einzige sein, die nicht ihresgleichen hat, und der ich keine an die Seite stellen kann! Keine! keine! — Aber," unterbrach er sich plötzlich mit einer Art von Zorn, „ich red' da selber, als ob du nicht leben könntest —"

„O," fiel Rebecka mit einem tiefbeglückten Lächeln ein, „laß dich's nicht reuen! So red't nur einer, der so denkt! — Ach, Liebster, wie gut hat mir das getan! Nein, ich kann mich nicht beklagen bei allem Unglück! Nichts Schöneres gibt's im Himmel und auf Erden, als eine treue Liebe; und die hab' ich gefunden und die hab' ich gehabt! So glücklich bin ich gewesen! — Gib mir deine Hand! Ich dank' dir, Lieber! Ich dank' dir, ich dank' —"

Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter reden.

Eine Weile nachher trat Georg in die Stube, wo die Familie harrte. Der junge Mann, an dem man bis jetzt noch kaum eine Träne gesehen, hatte rotgeweinte Augen. Entsetzt starrten die Gesichter ihn an! Aber er rief: „Sie ist nicht tot! Sie lebt — und will euch sehen!"

Alle gingen in die Kammer. Man fand die Kranke besser aussehend — man tröstete sich und sie! — Später, als sie wieder schwerer atmete, betete man und weinte und

hing an ihr mit den Blicken eines Kummers, wie ihn nur verzweifelnde Liebe fühlen kann! —

In derselben Nacht noch verschied die Leidende, „sanft und ruhig und ohne Schmerzen", wie es in der Aufzeichnung heißt, der wir folgen.

XVII.

Als das Jammergeschrei der Familie über das Ableben der Tochter verhallt war, trat Georg zur Leiche. Mutter und Schwester hatten sie zurecht gebettet — sie lag im Scheine zweier Ampeln, als ob sie schliefe. Ein wehmütig zufriedenes Lächeln sprach aus den bleichen Zügen. Der Liebende schaute sie an, als ob er sich das Schmerzensbild auf ewig in die Seele prägen wollte; dann streichelte er die hellbraunen Seidenhaare, küßte die blaßglänzende Stirn, ließ Tränen auf das Antlitz fallen — und stand in sich erschauernd vor der unbegreiflichen Tatsache des Todes.

Durch die geöffneten Fensterläden schaute der frühe Morgen herein. Nun litt es den Erschütterten nicht länger im Haus, er entriß sich dem Anblick und nahm Abschied von der Familie. Seine stets wieder von Verzweiflung angefallene Seele trachtete nach Trost, und es gab nur einen Ort in der Welt, wo er ihn fand. Er lief auf dem Feldweg hin, umging sein Dorf und eilte nach Wallerstein. Noch war es zu einem Besuch in der Freundesfamilie zu früh, und er trieb sich in den Alleen der Residenz umher, bis die aufgegangene Sonne höher stieg. Dann suchte er das Haus in der Herrenstraße auf.

In der Stube, in die er eintrat, befanden sich Mutter und Tochter. Seine Miene sagte ihnen alles. „Sie ist tot?" riefen beide. „Ja," versetzte Georg, „sie ist tot; — und ich wollt', ich wär' es auch!"

Die Frauen klagten und weinten und gaben ihm Beweise der innigsten Teilnahme. Mit dem Instinkt der Freundschaft vermieden sie es, ihm Trostesworte zu sagen, linderten aber seinen Schmerz, indem sie die Geschiedene

priesen. Dann ermahnte die Base ihn, der nicht geschlafen hatte, sich in der Nebenstube niederzulegen.

Georg, von Müdigkeit übermannt, folgte der Aufforderung. Zwei volle Stunden ruhte er. Dann erhob er sich und trat in die Wohnstube. Hier befand sich nun auch der Hofschreiner, der ergriffen auf ihn zuging und ihm sein Beileid aussprach. Georg dankte ihm, dann sagte er: „Könnt ihr mich nicht bei euch einige Tage beherbergen? Ich hab's überlegt, es ist mir unmöglich, ganz unmöglich, mit der Leiche zu gehen; und ich kann auch noch nicht nach Hause — ich kann meine Mutter nicht sehen! Bei euch will ich bleiben. Ihr versteht mich und mit euch kann ich reden. Laßt mich eine kurze Zeit hier —"

„Ja, ja," fielen die Frauen ein. „Bleib, solang' du willst! Du bist bei uns zu Haus!" Und der Hofschreiner schüttelte ihm die Hand mit väterlichen Blicken.

Man richtete ihm eine Kammer her, deren Fenster auf den Garten ging.

Soweit es möglich war, die Pein in dem Herzen des Beraubten zu mildern, soweit gelang es diesen guten und liebevollen Seelen.

Aber die freundschaftliche Sorge der Sophie ging weiter. In der fürstlichen Residenz befand sich ein Bildhauer, der in der letzten Zeit ihre Büste modelliert hatte und dem sie durch ihren freundlichen Humor lieb geworden war. Diesen suchte sie auf. Eine Stunde später, nachdem sie mit ihren Eltern Rücksprache genommen, fuhr sie mit ihm nach dem Kreuzbauernhof. Und hier nahm der Bildhauer von dem verblichenen Bauernmädchen die Totenmaske ab, um dem Liebenden darnach ein Abbild zu fertigen! Die Freundin ließ sich von der Mutter außerdem die letzten Arbeiten Rebeckas einhändigen — eine Halskrause, an der sie genäht, einen „Schneller", den sie gesponnen hatte, — und schnitt endlich einen Büschel von ihren Haaren ab.

Sie kannte den Freund! Sie wußte, wie teuer ihm alle diese Andenken sein würden sein ganzes Leben lang!

Als sie wieder heimgekommen war und ihm alles

erzählte und alles mitteilte, gab er ihr die Hand und fiel ihr weinend um den Hals.

Auf dem Heimweg hatte Sophie auch seine Eltern gesprochen. Der Vater ließ ihm sagen, er solle nur bleiben und sich trösten, soweit es möglich sei. Die Mutter (teilte Sophie mit) habe dabei sonderbar ausgesehen: wie eine, die von ihrem Gewissen verklagt sei, aber sich dagegen wehre.

Als Georg in der endlich erschienenen Nacht sich niedergelegt hatte und im Dunkel dalag, trat ihm die Geliebte wieder vor die Seele. Er sah sie, wie sie war im Leben und im Sterben. Er besaß und verlor sie noch einmal — und er weinte und schluchzte in heftigem wildem Schmerz. Bittere Klagen mischten sich in sein Leid und fachten es immer aufs neue wieder an; Stunde um Stunde verging, ohne daß er den Schlaf zu finden vermochte. Zuletzt, todmüde, fiel er in einen unruhvollen Schlummer.

Am andern Morgen erhielt er mehrere Besuche von Männern und Frauen des Marktfleckens, die zu seinen näheren Bekannten gehörten. Die ganz besonders herzliche Teilnahme, die sein Schicksal fand, tat ihm doch wohl, und die Gespräche lenkten ihn ab von seinem Leid.

Am dritten Tag fand die Beerdigung statt. Es war ein Feiertag — und dies mochte dazu beigetragen haben, daß die Zahl der Teilnehmenden außergewöhnlich groß war. Der Hauptgrund lag aber in dem Ruhm der Verstorbenen! Der Streit Georgs mit seinen Eltern war seit seinem Entweichungsversuch im ganzen Gau bekannt; man sprach immer wieder davon, und es wurde dabei immer wieder der Anmut und Bravheit Rebeckas gedacht. Daß der junge Haselbauer den Eltern die Einwilligung endlich abgewonnen, hörte man allenthalben mit Freuden; und der plötzliche Tod des jungen Mädchens ergriff und rührte die Herzen. Das war kein gewöhnliches Schicksal! Auch Entfernterstehende konnten davon betroffen und zum Nachdenken bewegt werden; den Näherstehenden war es ein Ereignis, das ihr inniges Mitgefühl erregte.

Hinter dem kränzegeschmückten Sarge, der von sechs

Männern getragen wurde, ging der Vater der Verstorbenen mit ihrem Taufpaten, und ihr einziger im Ort anwesender Bruder, Hans, mit Ludwig. Die Mutter folgte mit ihrer eigenen Schwester, der Frau des Taufpaten. Mit Christine ging Sophie, und mit einer älteren Verwandten — die Haselbäuerin.

Diese hatte sich's nicht nehmen lassen, der Leichenfeier beizuwohnen, und war, zur Ehre der Verewigten, in tiefster Trauer erschienen.

Unter den übrigen, die den Kirchhof einnahmen, befanden sich alte Bekannte von uns. Vetter Metzler aus Nördlingen hatte sich, sobald derselbe gekommen war, dem Gallenbauer gesellt. Unweit von ihnen, in der Nähe des Grabes, stand der Rentbeamte mit seiner Frau. Wallersteiner und Nördlinger, die zu einer oder der andern Familie in Bezug standen, hatten sich in ungewöhnlicher Zahl eingefunden.

Der Geistliche war ein begabter, wissenschaftlich gebildeter, humaner Mann. Wir könnten seinen Namen nennen; denn er hat sich als Forscher in der Lokalgeschichte bekannt gemacht. Von dem rührenden Geschick, das sich hier erfüllt hatte, selbst in seinem Innern bewegt, hob er am Grabe nicht nur die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der Geschiedenen hervor, sondern mit besonderem Nachdruck die Sittsamkeit und Ehrbarkeit ihres Verhaltens, wodurch sie sich die allgemeine Achtung erworben habe.

Die Angehörigen, die um das Grab standen, weinten laut, und kaum blieb ein Aug' ohne Tränen.

Unter den Leidtragenden zog die Mutter Georgs von Anfang an besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie war mit einem tiefen Ernst erschienen und hatte diesen behauptet, ohne sich von den Blicken, die sich aus naheliegenden Gründen nicht immer freundlich auf sie richteten, stören zu lassen. Während sich neben ihr erschütternde Klagerufe hören ließen, blieb sie stumm und starr. Aber diejenigen, die ins Innere zu sehen vermochten, wie der Rentbeamte und seine Frau, erkannten doch, was in ihr vorging. Und als der Geistliche von den Aussichten sprach,

welche der Verewigten im Leben geboten waren, und des Jünglings gedachte, der durch ihren Tod in tiefen Jammer versetzt worden sei, da bewegte sich die Brust, in der so lange das Herz unbeugsam geschlagen, und aus den Augen brachen Tränen — heiße, bittere Tränen! Sie flossen über die graubraunen Wangen herunter in immer wieder erneuten Strömen, und aus dem tiefsten Innern unter heftigem Schluchzen drang ein Stöhnen der Reue und des Leides hervor.

Der Tod ist ein großer Bekehrer — ein großer Versöhner! Der Schmerz der Bäuerin kam aus den tiefsten Tiefen ihres Wesens. Jetzt, wo die Jungfrau im Sarge lag, trat die ganze herzige Güte derselben vor ihre Seele, sie erinnerte sich ihrer Feindseligkeit und Rauheit gegen sie — und ihr harter Sinn zerbrach und schmolz gänzlich dahin!

Die Umwandlung eines Weibes, deren Verhalten gegen die Verblichene nahezu von allen Anwesenden gekannt war, machte auf die tieferen Seelen einen rührenden Eindruck. Mancher Erfahrene schaute sie an, als wollte er sagen: „Siehst du? Nun ist dir's endlich auch gekommen, du vornehme, stolze Bäuerin!" — Auch der Geistliche, dem sie gegenüberstand, warf im Weggehen einen bedeutsamen Blick auf sie, und die Mutter der so über alles Erwarten Geehrten sah die Weinende mit wahrem Dankgefühl an. Den nächsten Verwandten allen war dieses Benehmen der Mutter Georgs eine große Genugtuung und ein wirklicher Trost.

Als der Gottesdienst in der Kirche zu Ende war, fand Sophie Gelegenheit, den Geistlichen um eine Abschrift der Rede am Grabe und der Predigt zu ersuchen; „für den Bräutigam", wie sie hinzufügte. Sie wurde ihr bereitwillig zugesagt, mit herzlichen Grüßen an ihn.

Die Freundin eilte vom Trauerhause sobald als möglich heim, um Georg und den Ihrigen Bericht von der Feier abzustatten. — Alles, was sie sagte, tat dem Liebenden mitten in seinem Schmerze wohl und wirkte beruhigend auf seine Seele; am meisten, was sie ihm von seiner

Mutter berichtete! — Die Geliebte, wenn auch im Grabe, hatte gesiegt über die Gegnerin, die sich ihr so hartnäckig und so lange widersetzt hatte! Sie hatte vollständig gesiegt! — und ihm war die Mutter wieder eine Mutter geworden!

Noch einen Tag blieb er in der Freundesfamilie. In den ersten Morgenstunden desselben stieg ein Gewitter auf und tobte, als ob es auf den Untergang der Landschaft abgesehen wäre. Der Aufruhr der Natur flößte dem jungen Mann Gefühle ein, wie er sie noch nicht an sich erfahren hatte. Die plötzlich hereinbrechende grauenvolle Nacht war ihm ein erhebender, labender Anblick gewesen, die furchtbaren Donnerschläge taten ihm in der Seele wohl, und er atmete freier und aufgerichteter, als der Regen wolkenbruchähnlich niederrauschte.

Der Mittag brachte die Sonne wieder und der Abend war ungewöhnlich mild und schön. — Georg, um die sechste Stunde, verließ das Haus, ging zu den Wirtschaftsgebäuden des früheren Schlosses empor und bestieg den Felsen. Hier suchte er eine einsame Stelle auf, wo er das Dorf sehen konnte, dessen Friedhof die Reste der Geliebten barg. Er setzte sich auf ein Felsstück und schaute hinüber zu Kirche und Kirchturm, auf deren westlicher Seite das Gold der Abendsonne lag. Lange saß er da. Trauer erfüllte sein Herz; aber sie hatte einen sanfteren Charakter.

Der Mensch, der einen großen Verlust erlitten hat, sieht und fühlt zuerst nur ihn, und sein Herz leidet nur Pein. Nach und nach stellt sich ihm aber auch wieder dar, was ihm bleibt. Und sein Auge hängt daran, sein Herz findet Nahrung, sein Schmerz Linderung.

Als Georg, halb schauend, halb träumend saß, erstand ihm die Geliebte — das lebende Bild der Geliebten — in der Seele. Er sah sie, wie sie gewesen war in den holdesten Augenblicken — und sie glänzte vor ihm in der schönsten Blüte. Und auch die Freuden erstanden wieder in ihm, die er gefühlt hatte an ihrer Seite, an ihrem Herzen! Und sie durchflossen, durchschauerten und beglückten ihn wieder!

War es ein Glück voller Wehmut, so tat es ihm doch innig wohl und war ihm ein Trost.

Der beste Trost wurde ihm aber die Liebe, die er zu der Geschiedenen fühlte, jetzt wie nur jemals, und von der er wußte, daß sie nie vergehen würde!

Was wir lieben, besitzen wir. Wir besitzen es nicht ganz; und immer wieder kann eine glühende Sehnsucht nach dem völligen Besitz uns anfallen und übermannen. Aber in Momenten, wo der Geist mächtiger sich erhebt, sehen wir über das Fehlende hinweg; wir lassen uns genügen an dem Schatz der Seele, und für den Mangel des wirklichen Lebens tritt die Hoffnung auf eine Wiederkehr desselben ein.

In der Stimmung, in welche dieses wogende Spiel von Gedanken und Empfindungen unseren Georg versetzte, dachte er mit einer eigenen Genugtuung an die Andenken von der Geliebten, welche die Freundin ihm verschafft hatte. Er fühlte sich glücklich, sie zu haben! Und die Aussicht, ihr Bild nach dem Leben zu erhalten, und es bei sich aufstellen zu können, durchdrang ihn mit einer tiefen Genugtuung.

Das ist die Bedeutung der Erinnerungszeichen! Das Phantasiebild, welches in höchster Schönheit vor uns aufglänzen kann, ist nur für den Geist und besucht uns nur wie ein höheres Wesen, um wieder zu verschwinden. Aber die sinnlichen Zeichen können wir mit den Händen fassen — und sie bleiben! — Sie sind die wahre Ergänzung des Gedenkens in der Seele.

Als der junge Mann nach Hause kam, fiel den teilnehmenden Herzen sein gefaßtes Wesen auf. Sie ließen sich von ihm sagen, wo er gewesen, und freuten sich der wenn auch melancholischen Ruhe, womit er auf alles Antwort gab. Er verlangte die Arbeiten Rebeckas, welche Sophie in einem Schrank aufbewahrt hatte, und schlug sie in Papier ein, um sie mit in seine Kammer zu nehmen. — Zum erstenmal fand er hier einen längeren und ruhigeren Schlaf.

Am andern Morgen nahm er von der Familie Abschied. Er sagte allen seinen Dank aufs herzlichste und

konnte sich kaum genug tun; und sie entließen ihn „auf baldiges Wiedersehen!" Im lichten Sonnenschein ging er den Fußweg über die frischgrünen Wiesen und am Felde hin nach Hause. In seinem Hof erblickte er den Vater, der an einem Leiterwagen etwas zurecht machte. Er rief ihm den Gruß des Tages zu. Der Alte, nachdem er aufgesehen, ging ihm entgegen, gab ihm die Hand, sprach von dem Unglück, das ihn getroffen, und sagte ihm Worte des Trostes. Es waren die gewöhnlichen Gründe und Ermahnungen, aber sie kamen aus einem so guten Herzen, daß Georg mit Rührung zuhörte.

Beide miteinander gingen in die Stube zur Mutter. Georg trat stumm auf die Entgegenkommende zu, faßte aber ihre Rechte und drückte sie so sprechend, daß sie ihn gleich verstand. „Ich dank' dir," rief er aus tiefer Seele; „du weißt, wofür!"

Die Frau schaute ihn an — und in ihre Augen kamen Tränen. Die Zärtlichkeit, die sie so lange zurückgehalten hatte, drang jetzt unaufhaltsam in ihr hervor und gab sich in Händedrücken und Worten innigen Bedauerns kund. Unheil und Herzeleid auf der einen — Schuldgefühl und Reue auf der andern Seite hatten die getrennten Seelen wieder zusammengeführt und enger verbunden als vorher.

Die Bäuerin war in der Tat verwandelt; ihr besseres Ich war dauernd emporgekommen. — Sie hatte sich in ihren Gedanken eine Schwiegertochter erwählt gehabt und für sie gekämpft, solange es möglich war. Der Widerwille gegen die Erkorene des Sohnes wurde aber durch reinere Erkenntnis besiegt, und nun blieb sie mit derselben Entschiedenheit auf dieser Seite. Die Gefühle, die von da an in ihr herrschten, machten ihre Züge nicht nur milder, sondern gaben ihr auch eine Anmut, wie sie ihr früher nicht eigen gewesen.

„Was hast du denn da?" sagte sie auf das Päckchen deutend, das Georg unterm Arme gebracht und auf die Wandbank gelegt hatte. Der Sohn wickelte die Krause und den Schneller heraus und zeigte sie der Mutter. „Es

sind die letzten Arbeiten meiner seligen Braut," bemerkte er. „Die Sophie hat sie sich von der Mutter für mich geben lassen!"

Die Haselbäuerin nahm die Krause, betrachtete sie und nickte Beifall. Das Gespinst anfühlend, sagte sie: „Der Faden ist fein und gleich, als ob er von Seide wäre! Sie hat's verstanden!" Nach kurzem Schweigen, mit einem Seufzer, murmelte sie: „Es ist schade!"

„O Mutter!" rief der Sohn, indem er sie bei der Hand faßte. „Ja freilich, es ist schade!"

An demselben Tag sollte der Bursch noch etwas nicht Erwartetes und seinem Herzen Wohltuendes erleben. Er ging gegen die Vesperzeit in seinen Garten, der an den Anger des Baches grenzte, wandelte herum und stellte sich endlich in den Schatten eines alten Apfelbaumes von breiten und herabhängenden Ästen, der in der Nähe des Nachbargartens stand. Da sah er, über den niedrigen Zaun hin, zwei Mädchen vom oberen Dorf herabkommen, deren Zusammengehen ihn überraschen mußte; es war die Marev' und Margrete Weidner. Vor der Türe des Nachbargartens blieben sie stehen. Georg, von ihnen unbemerkt, konnte sie sehen und hören. Und er hörte Dinge, die ihm eigen ins Ohr klingen mußten!

Sie waren mitten in einem Gespräch begriffen, und sie sprachen von ihm und von der Verstorbenen und kürzlich Begrabenen, was freilich nahe lag.

„So ist der Mensch eben nichts!" sagte Margrete mit einem eigenen Ernst. „Ich für meine Person hab' kein schöneres Mädchen gekannt als die Rebeck'. Und wie ich sie zum letztenmal gesehen hab', vor vier Wochen, in Nördlingen, hat sie noch ausgeschaut wie 's Leben! Jetzt liegt sie im Grab! — Ich kann mir den Kummer des Hansjörg denken," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort. „Er hat sie über die Maßen gern gehabt, das sieht man aus allem; und wer sie gekannt hat, der begreift's auch! — Aber so geht's in der Welt! Was man am liebsten hat, muß man verlieren!"

Indem sie die letzten Worte sprach, hatte ihre Stimme

einen traurigen Klang und es sah fast aus, als ob ihr Tränen in die Augen gekommen seien.

Dieses Mitgefühl in dem Herzen der Guten müssen wir erklären. Sie selbst hatte einen Verlust erlitten! Ihr zweiter Bruder, an dem sie zärtlich gehangen hatte, war trotz ihrer aufopfernden Pflege vor kurzem gestorben; — und die durch eigene Trauer weiche Seele war nun um so empfänglicher für das Leid eines andern.

Was die Neigung betraf, die sie Georg früher zugewendet hatte, so war sie nach dem Bekanntwerden seines Verhältnisses mit Rebecka, wenn nicht ganz vergangen, doch verwandelt in eine Art freundschaftlichen Gernsehens. In dieser Beziehung finden einfache, natürliche Menschen und wackere Herzen gar bald das Rechte. Den Burschen, der einer andern gehörte, konnte Margrete nicht mehr zum Mann haben — auf ihn konnte sie nicht mehr hoffen, ihn sah sie daher auch nicht mehr an, wie man einen ansieht, den man heiraten kann. Das Gefühl ihrer Seele konnte damit nach und nach gar wohl ein anderes werden. Sie konnte noch immer ein Wohlgefallen an Georg haben, aber ohne leidenschaftliches Verlangen; und sie konnte ihn, der für sie nicht mehr in Betracht kam, derjenigen gönnen, der er nun einmal gehören wollte. Die erste Nachricht über den Vorrang, welcher der andern zuteil geworden, hatte ihr gar nicht wohlgetan, vielmehr, wenn wir es recht sagen wollen, ihr unvorbereitetes Herz tief betrübt. Aber das war nun lange überwunden, und ihre Ergebung in die vollendete Tatsache war ihr schon zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden.

Die Marev', die von ganz andern Empfindungen bewegt war, sagte mit einem Klang von Spott: „Du sprichst ja, als ob du dich ganz besonders darüber grämtest, daß die Rebeck' gestorben ist!"

„Sie dauert mich wirklich," entgegnete Margrete. „Und der Hansjörg noch mehr!"

„Aber," versetzte die Marev', „den hast du ja selber einmal gern gesehen?"

„Ist das eine Folge, daß er mich jetzt nicht dauern

sollt'? Im Gegenteil — gerade deswegen! — Hast du denn gar kein Mitleid mit ihm?"

Maria Eva schwieg. Dann sagte sie: „Mir hat er's gar zu arg gemacht! Mich hat er gar zu sehr gekränkt! Und wenn er nun auch Kummer hat, wie ich ihn gehabt hab', dann geschieht's ihm recht!"

„Du trägst's ihm noch immer nach?" versetzte Margrete.

„Ich kann mir nicht helfen!" erwiderte jene. Und mit bitterem Munde setzte sie hinzu: „Ich bin eben keine so gute Seele wie du!"

Margrete zuckte ein wenig die Achsel. „Von uns," entgegnete sie, „ist eben jede, wie sie ist; und ich will mich nicht anders haben, als ich bin."

„B'hüt dich Gott!" rief die Marev' mit einem Kopfnicken von oben herab und trat durch die Türe in ihren Garten. Margrete ging allein weiter.

Georg sah ihr nach. „Das ist ein gutes Mädchen!" sagte er zu sich. „Von der Marev' wundert mich nicht, was sie gesagt hat; jedes Wort sieht ihr gleich. Aber daß man so gut sein kann wie die Margret, das hab' ich kaum geglaubt! — Es ist doch was Schönes um ein solches Herz; und sie hat recht, daß sie sich nicht anders haben will, als sie ist!"

XVIII.

Ein Jahr verfloß.

Wir wollen das Gemütsleben Georgs und das Gedenken an Rebecka nicht weiter ausmalen. Die Zeit übte auch auf ihn ihre beruhigende Macht; aber sie lehrte ihn freilich nur Ergebung, keinen neuen frischen Lebensmut. In sich gekehrt, von wenig Worten, melancholisch ging er seinem Geschäft nach. Lärmende Zusammenkünfte mit Kameraden und Lustbarkeiten mied er gänzlich; am liebsten waren ihm einsame Spaziergänge.

Auf diesen fiel er nicht selten in ein leidenschaftliches Gefühl seines Verlustes zurück, und sein zürnendes Herz

belangte das Schicksal. „Warum," rief er, „mußte gerad' ich dieses Unglück haben? Warum mußte gerad' mir die Braut sterben? Etwa deswegen, weil ich sie am meisten geliebt habe, und sie mich? — Wir haben treu zusammengehalten und alles ausgehalten, um endlich zusammenzukommen; und wie's gewonnen war — wie nichts mehr für uns übrig blieb, als glücklich zu sein, da stirbt sie! Das ist wahrlich, als wär's mit Fleiß so eingerichtet worden! — Ach, ich hab's ja gewußt: zum Glück bin ich nicht auf der Welt, und unser Herrgott scheint nicht sehr viel auf mich zu geben! — Eine kurze Zeit ist schön gewesen; aber jetzt muß ich sie büßen und jede Minute des Glücks mit einer Marter zahlen. — Traurige Welt! Armseliges Leben!"

Wie der Mensch aber in guten Tagen bedrückende, bängliche Gefühle haben kann, so lassen die schlimmen auch erhebende, stärkende in ihm aufkommen; und dieser Wechsel allein erhält ihn.

Unserem beraubten Freund wurden sogar Augenblicke wirklicher Befriedigung zuteil. Der Vetter Hofschreiner hatte ihm auf seinen Wunsch einen polierten Schreibeschrank gefertigt. Diesen stellte er in der oberen Stube auf, und mitten in der Trauer war es ihm eine Freude, die Reliquien Rebeckas in dem Hauptfach so schön bewahren zu können. Einen Teil der lichtbraunen Haare hatte er vom Goldarbeiter zu Nördlingen in einen Ring flechten lassen, den er trug. Die größte Genugtuung empfand er aber, als der Bildhauer den nach der Totenmaske ausgeführten Kopf der Geliebten überbrachte. Die Stelle auf dem Schrank war vom Hofschreiner vorgesehen; man setzte das Bildnis auf, stellte es ins beste Licht — und dem Bauernsohne fehlten auch die Tröstungen der Kunst nicht!

Das Versprechen, das er der Sterbenden gegeben, ihre Familie zu besuchen, erfüllte er treulichst. Am meisten war da natürlich von Rebecka die Rede. Georg ließ sich von Mutter und Schwester erzählen, was er vom Leben der Verstorbenen noch nicht wußte; und sie teilten ihm Züge mit, welche seine Kenntnis ihres Wesens

bereicherten, aber freilich dem Bild, das er von ihr in der Seele trug, nur weitere Zierden liehen. Wie oft wurde hier das Wort der Haselbäuerin wiederholt: „Es ist schade!“ Wie oft kamen den guten Leuten Tränen in die Augen, während Georg mit wallender Seele düster saß und eine Anklage gegen die Vorsehung in sich kaum unterdrücken konnte!

An Feiertagen wallfahrte er zum Grabe der Geliebten. Er selbst hatte angegeben, mit welchen Blumen der Hügel bepflanzt werden müßte; und noch im Spätsommer ward ihm die Genugtuung, diese ausgeschlagen und die Ruhestatt vor den übrigen durch ihren Schmuck ausgezeichnet zu sehen.

Das andere Ziel seiner Besuche blieb das Freundeshaus in Wallerstein. Hier überwog in den Gesprächen bald das befreiende, stärkende Element, indem der Kandidat ihnen eine Richtung in die Moral, um nicht zu sagen in die Philosophie zu geben wußte. Im Winter setzte Georg das Singen mit Sophie, das Klavierspiel und das Bücherlesen fort; und er machte die Erfahrung, daß er nach seinen Erlebnissen in Lust und Leid die Werke der Dichtkunst viel besser aufzufassen vermochte wie zuvor! Mit dem Willen seiner Eltern schaffte er sich selbst ein Klavier an, brachte es in die obere Stube und spielte und sang in Stunden der Muße — vor dem Bildnis Rebeckas!

Beim ersten Wiedersehen nach jenen schweren Tagen hatte er der jungen Freundin die belauschte Unterredung zwischen der Marev' und Margrete mitgeteilt. Sophie erwiderte: „Daran erkenn' ich sie beide. Was ist aber das Margretle für ein gutes Ding! Und sie weiß es selber nicht! — Es freut mich, daß ich mit ihr Geschwisterkind bin! Solche, mein lieber Freund, gibt's nicht viele!“ — „Nein,“ versetzte Georg mit Humor, „sondern äußerst wenige!“

Der Frühling erschien mit sanften und lieblichen Tagen. Der Beginn der schönen Jahreszeit wirkt auf tiefere Gemüter, wie das schon öfters bemerkt worden ist, keine fröhliche Stimmung. Das allgemeine Erwachen der

Natur regt auch in ihnen Gefühle der Hoffnung an; aber sie wissen: die rings ergossene Schönheit, gekommen wie im Traum, wird wieder vergehen wie im Traum; — und sie denken an die Flüchtigkeit aller irdischen Güter, an die Hinfälligkeit ihrer eigenen Besitztümer.

Das Herz erweichen und die Gefühle mildern, — die Trauer gelinde, ja süß machen, das kann der Frühling! Und diesen Liebesdienst leistete er auch unserem Georg. In gewissen Momenten träumender Vertiefung sprang dieser, der wegen seines Geschicks mit Gott gerechtet hatte, sogar auf die entgegengesetzte Seite über — und, von den Bildern der Erinnerung wundersam beglückt und ergriffen, dankte er Gott, daß er ihn die seligen Tage mit der Geliebten doch habe erleben lassen, wenn sie auch sobald ein Ende genommen! „Es wäre ja auch möglich gewesen,“ fuhr er fort, „daß ich sie gar nicht kennen gelernt hätte! Und wozu wär' ich dann auf der Welt gewesen?“

Die Erinnerung des Liebenden auch an die verlorene Geliebte ist immer noch ein Glück! Es ist ein großes, rührendes Glück des Lebenden, durch die erstaunliche Gabe der Einbildungskraft sie, die lebensvoll geblüht hat, für sich wieder erwecken zu können — mit ihr reden und von ihren Lippen die holdesten Worte hören zu können! Das ist Poesie — die Poesie des Gedenkens! — Und sie hatte unser begabter Freund in den schönen Tagen, wo der Schwarzdorn am Wege blüht und die Lerche singend in den Himmel steigt, in reichem Maße!

Mit seinen Eltern lebte er durchaus in Frieden. Sie ließen ihn gehen und der Ökonomie vorstehen: sie wußten, wie gut sie versorgt waren! Die Reden, die sie an ihn richteten, hatten jetzt einen herzlicheren Klang, als selbst in den Tagen vor ihrem Streit mit ihm. Auf den früheren Plan mit der Nachbarstochter kam auch die Mutter nicht mit der leisesten Anspielung mehr zurück. Maria Eva war noch immer, Georg wieder frei; aber wenn den Eltern die Verbindung auch jetzt noch wünschenswert erschienen wäre, sie hätten um alles nicht gewagt, es gegen den Sohn auszusprechen! Wie sehr sie Bauern waren, sie erkannten doch

in ihrer Seele, daß man ihm, welcher die Braut verloren hatte, die er über alles liebte, nicht zumuten könnte, die Ungeliebte zur Frau zu nehmen!

Im Monat Mai feierten Ludwig und Christine ihre Hochzeit, die hauptsächlich wegen der Trauer um Rebecka vom Herbst auf das Frühjahr verschoben worden war. Georg wohnte ihr als Gast bei. Aber er blieb in seinem dunkeln Gewande den ganzen Tag und tanzte nicht. Unter den weiblichen Gästen befand sich auch Margrete. Als er an diese in der Stube, in welche vom Tanzboden her Musik und Jauchzen erscholl, einige Worte richtete, sagte sie: „Du machst dich heute nicht lustig, Hansjörg? Ich begreif's wohl, und es gefällt mir von dir." — Georg erwiderte: „Du verstehst mich, das weiß ich schon länger. — Wenn ich mit einer tanzte, tät' ich's mit dir, Margret. Aber —" Er schüttelte den Kopf. — „Ich tanz' auch nicht," versetzte das Mädchen. „Ich bin noch in der Trauer um meinen Bruder — und ich spür' auch gar keine Lust dazu!"

Im Laufe des Sommers besuchte der Bursch häufig die jungen Gatten. Sie lebten vergnügt, wie das bei ihren Charakteren vorauszusehen war. Einmal, an einem Sonntag abends, traf er die Bäuerin allein. Das Gespräch kam auf das eheliche Leben, und Christine rühmte ihren „Bauer", wie gut er mit ihr sei. Dann, mit einem Lächeln, das nicht ganz ohne Befangenheit war, schaute sie zu ihm auf und sagte: „Wie steht's denn aber mit dir, Hansjörg? Hat man dir noch keine neue angetragen?"

Georg sah sie an — und machte eine Bewegung des Unmuts. Sein Auge funkelte beinahe zornig. „Ich wollt's keinem raten!" rief er.

Der Blick, den Christine nun auf ihn richtete, hatte etwas herzlich Erkenntliches. Dann sagte sie: „Es ist eine Ehre für meine selige Schwester, daß du sie in so gutem Andenken behältst; und ich," fuhr sie fort, ihm die Hand reichend, „ich dank' dir dafür! Aber heiraten, Hansjörg, mußt du zuletzt doch! Das geht nicht, daß du ohne Frau bleibst — du, der einzige Sohn, ja das einzige Kind! —

Du brauchst ja deswegen meine Rebeck' nicht zu vergessen! Das ist gar nicht nötig! — Auch ich," setzte sie mit feuchtgewordenen Augen hinzu, „ich vergesse sie nicht! Mitten in meinem Glück denk' ich an sie — und das Wasser kommt mir in die Augen. Sie ist gar zu gut und gar zu lieb gewesen!"

„Also laßt mich in Ruhe mit euren Fragen!" rief Georg mit Heftigkeit. „Wenn's dir so ist, dann kannst du dir denken, wie's mir ist! — Reden wir nicht mehr davon!" —

Ein weiteres Vierteljahr ging hin. Eines Morgens, da Mutter und Sohn im Kanzley noch beim Frühstück saßen (es war in der Mitte des November), begann jene mit einem bedeutsamen Blick: „Weißt du, Hansjörg, was heut' für ein Tag ist?"

Der Bursch besann sich. „Ach ja," rief er.

„Und hast du auch bedacht," fuhr die Mutter fort, „wie alt du heut' wirst?"

„Das macht mir keine Sorge!" entgegnete der Sohn.

„Aber mir, mein lieber Bub', macht's nach und nach Sorge! Mir und deinem Vater! — Du lebst so dahin und redest nicht und deutest nicht! — Glaubst du denn, daß das so fortgehen kann? Du wirst doch hoffentlich kein alter Junggesell werden wollen?"

„Mutter, ich bitte dich —"

„Hansjörg," fuhr die Bäuerin mit Ernst fort, „das hilft dich jetzt nichts mehr! Länger dürfen wir's nimmer so mit ansehen! Endlich müssen wir reden von der Sach'!"

Georg warf einen argwöhnischen Blick auf die Mutter. Diese verstand ihn sogleich. „Da hab' keine Sorg'!" entgegnete sie. „Die kannst du jetzt gar nicht mehr haben! Sie ist versprochen — sie heiratet ihren Vetter Gottlieb."

„Gottlob!" versetzte der Bursch nicht ohne Laune.

„Aber es gibt ja noch andere! Hier bei uns und auswärts! — Schau dich endlich um — es ist hohe Zeit! Wir reden dir nichts mehr ein. Wir vertrauen dir, daß du uns nicht zumuten wirst, eine Schwiegertochter ins Haus zu nehmen, deren wir uns schämen müßten. Also

bring uns nur eine nach deinem Herzen; aber bring uns eine!"

Georg schwieg. Endlich sagte er: „Der Gedanke will mir nicht in den Kopf!"

Die Mutter fuhr ordentlich erschrocken auf. „Aber willst du denn gar nicht mehr heiraten?" rief sie erregt und heftig.

„Das will ich nicht sagen," erwiderte der Sohn. „Aber für jetzt fühl' ich nicht die geringste Lust dazu — und zwingen will ich mich nicht. — Bezähm deine Ungeduld, Mutter! Du kommst damit nicht schneller zu deinem Zweck, das kann ich dir versichern! — Warten wir eben alle zwei, bis wir das, was sein muß, selber wollen und auch wirklich tun können!"

XIX.

Für jeden gibt es in der Welt ein Schicksal, und dieses erfüllt sich zuletzt. Auf das Meinen und Fühlen des Menschen in einem gewissen Zeitmoment kommt es dabei nicht an. Es kann einer verzweifeln zu müssen glauben und in der Tat nichts mehr hoffen. Aber es wartet im Leben doch noch ein Ziel auf ihn — ein schönes, wünschenswertes, ja segensreiches Ziel; und wenn die andern Bedingungen zustimmen, so wird er endlich zu ihm hingeführt werden.

Wir wissen schon jetzt: wenn Georg ein Weib nahm, dann suchte er es nicht auswärts. Sollte er die Geliebte seiner Jugend, die Holdeste, die seine Augen jemals gesehen, nicht zur Ehefrau haben, dann konnte dies nur die Beste werden, die er kennen gelernt hatte. Eine so schöne Jungfrau wie Rebecka gab es nicht mehr. Hätte er sie aber finden können, er hätte sie nicht gesucht! Eine so schöne wie Rebecka wollte er nicht mehr haben. Diese sollte ihm stets die Schönste bleiben von allen, und keine sollte sich neben sie stellen können. Darum, wenn er heiraten mußte (und sein Stand und seine Sohnespflicht allerdings nötigten

ihn dazu!) — dann konnte er nur diejenige nehmen, die der Verlornen, wenn auch nicht an Liebreiz, doch an Herzensgüte gleichkam und eine festere Gesundheit und einen gleichmäßig frohen Humor vor ihr voraus hatte.

Da für die Wahl Margretes die besten, ja alle Gründe sprachen, so war der Entschluß Georgs nur noch eine Frage der Zeit. Und als noch ein ferneres halbes Jahr vergangen war, im Beginn des nächsten Sommers, wurde er gefaßt.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß dabei der kluge alte Haselbauer seine Hand mit im Spiele hatte. Margrete war nach dem Tode ihrer beiden Stiefbrüder, als jetzt einziges Kind ihrer Eltern, auch die beste Partie für den Sohn, welcher durch diese Heirat nochmal die Anwartschaft auf zwei Bauernhöfe erhielt. Wie nun der Alte zu merken begann, daß Georg die Margrete schätzte und sie mit einer andern Art grüßte, als sonst eine im Dorf, da zog er den Schluß, daß man ihn noch am ersten zur Heirat mit dieser bringen könnte! Und er faßte sich kurz und ging zum alten Weidner, um die Möglichkeit der Verbindung mit ihm ins Auge zu fassen.

Der Bruder der Hofschreinerin war nicht einer der begütertsten, wohl aber einer der geschicktesten Bauern in der Gegend. Er gehörte zu jenen Landleuten, denen der Bauernstand nicht nur der liebste ist, sondern die ihn ganz treuherzig auch für den ehrenvollsten und schönsten von allen erklären können. Darum zählte er — trotz dem, was er Schmerzliches erfahren hatte — zu den glücklichen Menschen; und schon jetzt hatte er auch wieder das Aussehen eines solchen.

Der Vorschlag des Haselbauern leuchtete ihm augenblicklich ein. Er lächelte, während er seine „Ramsnase“ etwas einzog, mit großem Behagen, und zugleich mit einer gewissen Schlauheit. Den „Vetter“ begriff er vollkommen; denn zum Haselbauernhof noch den Weidnershof zu bekommen, und damit einer der ersten Männer im Ries zu werden, das konnte sich der Hansjörg wohl gefallen lassen! — Aber grad' dem gönnte er auch seinen Hof und sein Kind.

Zwar gefiel ihm an dem jungen Menschen gar nicht alles. Daß dieser Klavier spielte, wie ein Schullehrer, und Bücher las, wie ein Pfarrer, und in seinem Anzug über seinen Stand hinauswollte, das hatte seinen Beifall keineswegs. Aber daß er trotzdem seine Felder so gut baute, wie er, der Weidner, die seinigen, das war doch eine große Tugend — das war eigentlich die Hauptsache — und so einem konnte er seine Margret anvertrauen.

Nach einigen „Hms“ versetzte er: „Das könnte sich am End' machen, Vetter Haselbauer! Die Meine wird wohl nichts dagegen haben; und was die Margret betrifft, so hängt sie an keinem andern — sie hat dazu noch gar keine Zeit gehabt! — und ich möcht' fast glauben, als ob sie nicht ganz ungern Haselbäuerin würde. — Du siehst, ich bin aufrichtig. Aber bevor ich mehr sag', muß ich natürlich erst mit meinen Weibsleuten reden.“

Der Vater Georgs wußte genug und verabschiedete sich.

Der Weidner teilte den Gedanken zuerst seiner Bäuerin allein mit und fügte hinzu, daß diese Heirat seinen ganzen Beifall habe.

Die Frau, eine mittelgroße, rundwangige, noch immer wohl aussehende Person, war höchlich erfreut. Sie erklärte den Antrag für ein großes Glück und ging sogleich fort, die Tochter zu holen. „Was meinst du?“ rief sie dieser zu, als sie mit ihr wieder vor dem Alten stand, — „was glaubst du, daß dein Vater mit dir im Sinn hat?“

Margrete schaute sie und den Vater an. „Wie kann ich das wissen?“ entgegnete sie, nicht ohne Bewegung.

„Er will dich zur Haselbäuerin machen!“ versetzte die Mutter grad' heraus.

Das Mädchen fuhr zusammen, wurde rot über und über und stand in förmlicher Bestürzung da. Endlich rief sie: „Hat der Hansjörg —?“ Mehr kam nicht aus ihrem Munde.

„Der Hansjörg selber hat nichts gesagt,“ begann jetzt der Weidner. „Aber sein Vater ist bei mir gewesen und hat angefragt.“

„Sein Vater!“ entgegnete Margrete mit dem Ton einer Enttäuschten.

„Nun,“ versetzte die Mutter, „das ist doch wohl grad' soviel?“

Margrete schwieg. Das Glück, das plötzlich vor ihrer Seele gaukelte, war ihr zu groß; sie trug Scheu — sie wehrte sich, daran zu glauben.

„Aber so sei doch nicht ungescheit!“ fuhr die Bäuerin mit einer Stimme fast des Unwillens fort. „Glaubst du denn, wenn der Alte dich für seinen Sohn verlangt, dann hat er mit dem noch nicht drüber gesprochen?“

Margrete blieb stumm. Ihre Brust hob sich.

„Aber, Mutter,“ sagte jetzt der Bauer mit entsprechender Andeutung seiner wahren Meinung, „du verstehst sie vielleicht falsch! Vielleicht macht sie nur so ein Gesicht und will nicht 'raus mit der Sprach', weil sie den Hansjörg nicht mag!“

„O je!“ rief die Bäuerin. „Schon als Kind ist der ihr der liebste gewesen von allen!“

„Das kann sein,“ entgegnete der Alte. „Aber das kann ihr jetzt wieder vergangen sein! — Nun,“ fuhr er zu der Tochter mit aller Überlegenheit und Sicherheit des Kenners fort, „wie steht's mit dir, Margret? Wenn's also nicht nur der Haselbauer wollte, sondern auch sein Sohn, der Hansjörg — würdest du sagen: ich mag nicht?“

Die Tochter schüttelte den Kopf, und ihr Mund begann zu lächeln.

„Also,“ fuhr jener fort, „zwingen müßten wir dich nicht dazu, scheint's?“

„Jawohl gar!“ versetzte die Bäuerin. „Schau sie nur an!“ Und zu Margrete sagte sie: „Du brauchst nicht zu reden! Was du denkst, das sieht man!“

Und in der Tat, aus dem Angesicht und aus den Augen der Jungfrau leuchtete die Freude wie eine Sonne. Jetzt, wenn er sie gesehen, würde Georg sie nicht nur für gut, sondern auch für schön erklärt haben!

Der Vater, der sein Kind zärtlich liebte, nahm sie bei der Hand und sagte mit einer Herzlichkeit, aus welcher die

ganze Rührung seiner Seele herausklang: „Wir sind im reinen, wie ich seh'! — Bald, hoff' ich, wird die ganze Sache im reinen sein, — und dann geb' Gott seinen Segen dazu!"

Am selben Tage noch suchte er den Vater Georgs auf, und sagte zu ihm: „Vetter Haselbauer, ich hab' mit meinen Weibsleuten gesprochen! Meiner Bäuerin ist's recht — und meiner Tochter auch!"

„Das freut mich!" rief der andere und schüttelte ihm die Hand, indem er ihn hochvergnügt ansah.

Der Weidner, mit einem nicht minder zufriedenen Blick, fuhr fort: „Wenn dein Sohn meine Margret so gern hat, wie sie ihn, dann gibt's eine gute Haushaltung."

„Mein Sohn," beteuerte der Haselbauer, „schätzt keine mehr als deine Margret, das weiß ich ganz bestimmt!"

„Nun so sag ihm unsere Antwort! Dann wollen wir die Sache richtig machen — und auf den Herbst eine fröhliche Hochzeit feiern!"

Der Haselbauer ging vom Anger, wo die Unterredung stattgefunden hatte, eilig nach Hause zu seiner Frau und teilte ihr, gegen die er bis jetzt geschwiegen hatte, sein Unternehmen und den bisherigen Erfolg mit. Die Bäuerin war sehr verwundert und sagte: „Sieh, sieh — du bist ein Schlauer!"

Jetzt, wo Margrete den Weidnershof erbte, stieß sich die Mutter nicht mehr an den Umstand, daß sie einen Kopf kleiner war als die Marev'; ihr Gesicht klärte sich vollkommen auf und sie rief: „Ja, ja, das ist die Rechte! Die paßt herein in unsern Hof! Sie paßt zu mir und zu dir und zum Hansjörg! Aber — ob sie der auch wirklich mag?"

„Das wollen wir gleich sehen," erwiderte der Bauer. — Er ging in den Hof und kam nach einer Weile mit dem Sohn ins Kanzley zurück.

„Hansjörg," sagte er hier mit allem Ansehen eines Vaters, „es ist endlich Zeit, daß du unsern Hof übernimmst und heiratest. Zwingen wollen wir dich zu keiner — du hast die Wahl. Aber sagen will ich dir nur, daß du

eine haben kannst, die ich und deine Mutter für die beste halten — die Tochter des Weidner."

Georg war betroffen und schwieg. Aber seine Miene drückte keinen Widerspruch aus.

„Hast du etwas gegen sie?" fuhr der Alte fort. „So red!"

Georg, mit großem Ernst, versetzte: „Wenn ich einmal heiraten soll, dann weiß ich mir jetzt auch keine bessere, wie eben die! In Gott's Namen also! Sein muß es und ihr wollt's haben: so verlang sie denn für mich, Vater, und mach's mit den Leuten richtig! Ich will dann tun, was mir obliegt — und ich glaub', ich werd' nicht unglücklich dabei fahren!"

„Glücklich wirst du mit ihr hausen," rief die Mutter, — „wenn jemals einer glücklich gehaust hat! — Gott sei Dank! Endlich sind wir am Ziel!"

XX.

In der Mitte des September, an einem Dienstag, war in unserem Dorf alles in froher Bewegung. Die breite Gasse, die vom ersten Wirtshaus in die Kirche führte, war auf beiden Seiten von Weibern und Kindern besetzt, unter denen sich diesmal auch mehr als gewöhnlich Männer und Ledige und sogar Herren und Damen aus Wallerstein befanden. Alle, indem sie sich mit verschiedenartigen Reden zu unterhalten suchten, harrten der Dinge, die da kommen sollten. Der Gegenstand ihrer Neugierde ließ länger auf sich warten, als sie gemeint hatten; und endlich wurde auf den Gesichtern eine gewisse Ungeduld bemerklich. Glücklicherweise schien die Sonne durch den weißen Schleier dünner Wölkchen gedämpft, und in erquickender Luft konnte man einstweilen, in Ermanglung eines Besseren, sich wechselseitig selber mustern.

Unter den Harrenden in der Nähe des Wirtshauses standen auch alte Bekannte von uns — die drei Söldnerstöchter, welche die Frage, die jetzt ihre Entscheidung fand, zuerst in Betracht genommen hatten. Sie waren (um dies

nebenbei zu erwähnen) mit ihren respektiven Burschen noch immer nicht verheiratet, ließen sich aber deswegen keinen Kummer ansehen, und jetzt zeigten ihre Gesichter neben der herkömmlichen Zufriedenheit nur noch ein großes Verlangen nach dem zu hoffenden Schauspiel.

Plötzlich schlugen die Glocken auf dem Kirchturm zusammen. Rechts und links ließen sich Ausrufe der Genugtuung hören, und die Augen richteten sich mit Spannung gegen das Wirtshaus.

Der Hochzeitszug, den man so sehr zu schauen begehrte, war in der Tat kein gewöhnlicher.

Eröffnet wurde er durch acht Musikanten, die einen stattlichen Marsch bliesen. Ihnen folgte der Geistliche mit dem Schullehrer, und hinter diesen erschien der Bräutigam zwischen seinem Vater und seinem Taufpaten. Unser Georg (denn von ihm ist die Rede!) — in schwarzem Tuchrock und rundem Hut, ging mit einer Miene, die man feierlich erregt nennen konnte, indem er weder rechts noch links sah. Nach ihm kamen die männlichen Hochzeitsgäste, je zwei und zwei, ein Geleite bildend, wie man es bei ähnlichen Gelegenheiten so groß kaum noch gesehen hatte.

An der Spitze der Frauen erschien die Braut, Margrete Weidner, gleichfalls, protestantischer Sitte gemäß, in dunklem Gewande, aber das braune Haar mit dem reichsten Jungfern-Horbet geschmückt. Ihre Züge drückten die tiefe Freude ihres Herzens aus. Die Blicke der Zuschauer richteten sich auf sie mit herzlichem Anteil und sichtlichem Vergnügen; aber kaum weniger, ja in gewissem Betracht noch mehr Interesse flößten ihre Begleiterinnen ein. Denn von wem wurde unsere Bauerntochter in die Mitte genommen und in die Kirche geführt? Von den beiden höchstgestellten Frauen des Gaues, wenn wir die fürstlichen und freiherrlichen Damen ausnehmen: von der Frau Landrichterin und der Frau Rentamtmännin der Stadt Nördlingen! Dies war unerhört, ist auch ohne Zweifel im Ries das einzige Beispiel geblieben, und mußte, je weiter sich der Zug vorwärts bewegte, steigende Verwunderung und respektvolles Murmeln zur Folge haben.

Der „Hochzeitknecht“ mit blankem Säbel und die „Hochzeitmagd“ kamen hinter den dreien, und ihnen schloß eine entsprechend lange Reihe von Frauen und Jungfrauen sich an. Unmittelbar hinter der Hochzeitmagd, neben Christine, ging Sophie.

Die Zuschauer aus Wallerstein, unter denen sich der Hofschreiner mit seiner Gattin befand, und ein Teil dörflicher Weiber folgten dem Zug in die Kirche.

Als die letzten Hochzeitsgäste an den Söldnerstöchtern vorübergezogen waren, sagte die Schlanke zu den Kamrädinnen (der Anzug der Braut und anderer war schon vorher besprochen!) mit einem gewissen Ernst: „Das hätt' von uns keine mehr geglaubt, daß es doch noch die Margret werden sollte!“

„Sie selber nicht!“ versetzte die Blonde. „Aber in dieser Welt geschieht gar oft das Wunderbare! Grad' die, die ans Glück nicht mehr denken, die haben's!“

„Sie freut sich darüber!“ bemerkte die Braune. „Die alte Lieb' ist ganz wieder in der Höh' — sie kann's gar nicht verbergen! — Aber der Hansjörg, muß ich schon sagen, hat mir ein bißchen zu ernsthaft ausgesehen!“

Die Schlanke warf einen Blick des Tadels auf sie. „Das ist doch wohl natürlich bei dem!“ entgegnete sie. „Dem sein Gesicht hab' ich mir nicht anders vorgestellt! Wenn er sich jetzt freute, wär's gar nicht passend!“

„Das wohl!“ erwiderte jene. „Aber alles hat sein' Sach'! So gern, wie sie ihn hat, hat er sie lange nicht!“

„Das wär' auch schwer!“ versetzte die Schlanke. „Aber sie kann recht wohl zufrieden sein, wenn's auch etwas weniger ist. — Eine Ehre ist ihr heut' schon widerfahren, wie sie bei uns 'rum noch nicht vorgekommen ist, — sie hat sich aber auch kaum recht aufzuschauen getraut! — Die Frau Landrichterin und die Frau Rentamtmännin! Was doch der alte Haselbauer alles machen und mit welchen Leuten der sich gut stellen kann!“

Die beiden andern nickten beifällig. Dann, mit einem Lächeln, sagte die Braune: „Heut' nacht also?“

„Kommen wir natürlich zum ‚Ansing‘. Tanzen wir

eben an andrer Leut' Hochzeiten, weil von uns doch immer noch keine zu der ihrigen kommt!"

„Der Jungfernstand," versetzte die Braune schelmisch, „hat auch sein Schönes!"

Das Fest wollen wir nicht beschreiben. Es war überaus glänzend und dauerte nach damaliger Sitte zwei Tage. Am zweiten, wo die junge Frau „unter der Haube" im Wirtshaus erschien, gab der alte Haselbauer seinen Gönnern und Freunden aus Nördlingen und Wallerstein ein Freimahl.

Wir haben nur noch einen kleinen Rückblick zu werfen auf die erste Unterredung des Paares, die nach der Verständigung zwischen den Eltern statthatte. Die jungen Leute befanden sich an einem Sonntag nachmittags im Garten des Weidner. „Margret," begann hier der Bursch, „du weißt, was zwischen unsern Eltern ausgemacht worden ist. Ich sag' dir's auch von mir aus: ich kenn' keine, die ich lieber hätte und lieber zum Weib nähme, wie dich! Aber die Rebeck', die meine Braut gewesen und mir gestorben ist, kann ich nicht vergessen! Ich will dir's jetzt schon ehrlich sagen, die behalt' ich im Andenken, wie sie's um mich verdient hat, und du, wenn du meine Frau bist, darfst mir das nicht übelnehmen."

Der herzliche Ton rührte das gute Mädchen. „Das tät' mir selber nicht gefallen von dir," erwiderte sie, „wenn du die Rebeck' vergessen könntest! Ich weiß, daß es nicht möglich ist, und ich begehr's nicht. Wenn du mich nur daneben auch ein bißchen gern hast!"

Bei diesen Worten sah sie ihn mit ihren graublauen Augen so treuherzig, mit einem so hoffenden Lächeln an, daß der Bursch ihre Hand ergriff und lebhaft rief: „Das tu' ich, Margret, sonst würd' ich dich nicht heiraten! Und wenn du so gut bleibst, dann werd' ich dich nur immer lieber haben — das weiß ich und das kann ich dir versprechen. — Ich bin ein aparter Mensch und denk' nicht in allen Stücken wie andere Leute. Laß mir aber nur meine Weis', und wir werden glücklich miteinander leben!"

Im wesentlichen, in den Grenzen des irdischen Daseins, erfüllten sich diese Hoffnungen.

Der junge Haselbauer führte mit seiner Bäuerin ein angesehenes Leben in Tätigkeit und Wohlstand. Seine Eltern bezogen die obere Stube; und da der jetzige Eigentümer die Ökonomie noch kräftiger in die Hand nahm, als unter dem Vater, so redete dieser ihm nur sehr selten etwas ein und begnügte sich, bei gewissen Arbeiten zu helfen. — In der gegenwärtigen Muse frönte der Alte mehr und mehr seinem Hange zum Bücherlesen und zur Dichtkunst; die noch übrige Zeit aber benützte er, um durch stets erneuerte Rechnungen die Nummern zu finden, die in der Lotterie herauszukommen Aussicht gewährten. Alle Papiere und Briefe, die mit einer unbeschriebenen Seite ins Haus kamen, wurden mit Zahlen bedeckt. Allein in diesen Rechnungen mußten Fehler nicht ganz vermieden worden sein, denn ein Jahr ums andere verging, ohne daß in die obere Stube irgend ein Gewinn kam. Das Opfer, das unser „Austrägler“ hiermit brachte, war indes ein wohlbemessenes und im Vergleich zu den Zinsen, die er aus seinen Kapitalien bezog, unbedeutendes. Das Vergnügen der Hoffnung, das er immer wieder genoß, überwog die kleine Ausgabe bei weitem.

Ebensogut wie der jetzige Haselbauer bei solcher Teilung der Arbeit mit dem alten, kam die junge Bäuerin mit der Schwiegermutter aus. Das Verhältnis war aber hier einigermaßen umgekehrt, indem die junge die Erfahrung der alten bescheiden anrief und ihrer mütterlichen Autorität gerne sich fügte, bis die eigene Stärke in der Führung des Hauswesens den Beistand überflüssig machte. Da hatte aber die Betagte den guten Takt, ihre Belehrung zurückzuhalten und ihrerseits die Anordnungen der Gereiften, wenn sie darum ersucht wurde, behaglich ausführen zu helfen. Mit entschiedenen Naturen, wenn man sich wohl mit ihnen gestellt hat, ist immer am besten zu leben.

Der Charakter Georgs entwickelte sich konsequent. Da er viel mit Wallersteinern und Nördlingern umging, so kleidete er sich wie sie; der Hofschneider der Residenz war

auch der seine. Desgleichen bildete er sich zu einem der besten Schützen des Rieses aus und fehlte auf keinem Schießen, das in der Gegend abgehalten wurde. Seine Felder gehörten aber trotzdem zu den bestgebauten und ergiebigsten; und so ergab sich denn auch der alte Weidner in die unbäuerlichen Gewohnheiten des Schwiegersohns, wenn auch nicht ohne wiederholtes Kopfschütteln. Georg hielt seinen Hof nicht nur in Stand, er verbesserte ihn, trieb auch Bienenzucht und Gartenkultur und machte nach landwirtschaftlichen Büchern, wie sie damals erschienen, Versuche, um probehaltige Neuerungen bei sich einzuführen. Nicht lange, so wählte man ihn zum Ortsvorsteher, und er versah dieses Amt mit einem Nachdruck und einer Uneigennützigkeit, wie man sie in seiner Sphäre selten treffen mag.

Natürlich war es, daß die Neigung zum Herrschen, die in ihm lag, sich unter diesen Umständen immer mehr entwickelte. Und da war's gut, daß ihm in seiner Frau eine ebenso große Neigung, zu dienen und sich zu fügen, entgegenkam! So hausten sie zusammen, wie sie sich's verheißen und wie sie's erwartet hatten. Die Kinder, welche die Gattin dem Manne schenkte, gediehen, wuchsen gesund heran, lernten unter nachdrücklichem Antreiben des Vaters alles, was sie zu ihrem Stande bedurften, und endlich hatten die Eltern die Freude, sie alle nach Wunsch versorgt zu sehen.

Margrete, als Weib Georgs, hielt die Zusage, die sie dem Bräutigam erteilt hatte: ihm sein Andenken an die verstorbene Geliebte nicht übel zu nehmen. Eins aber ging doch über ihre Kräfte; und hier war der Gatte genötigt, ihr nachzugeben. Als nämlich der junge Bauer aus der oberen Stube ziehen mußte, hatte er seinen Schreibeschrank ins Kanzley gesetzt und den Kopf Rebeckas wieder oben auf ihm angebracht. Nun würde das junge Weib es noch ertragen haben, das Bildnis der Verlebten so ausgezeichnet zu sehen, wenn auch die Art, wie Georg es manchmal betrachtete, einen Widerstreit der Gefühle in ihr hervorrief, der ihr nichts weniger als wohl tat. Allein an Feiertagen kamen Besuche und schauten das Bild an und ließen sich

darüber Auskunft geben und schüttelten nach erhaltener Antwort mit ländlichem Bedenken den Kopf; — und alles das brachte die Gute in oft erneuerte Verlegenheit und hinterließ in ihr bedrückende Gefühle. An sich war ein solches Andenken in einem Bauernhause ganz ungewöhnlich; eine solche Verehrung begriff niemand; und verschiedene Basen entnahmen daraus nicht nur, sondern deuteten es auch merklich genug an: daß der junge Haselbauer die verstorbene Geliebte noch immer lieber habe als sein lebendes Weib! Da nun in dem ganzen Benehmen Georgs, nach Verfluß einer gewissen Zeit, jene Ruhe sich einzustellen begann, welche junge Frauen nicht immer zu würdigen vermögen, so wurde die unsere traurig, glaubte von ihrem Manne nicht mehr geschätzt zu sein, und vergoß hier und da eine Träne.

Der Gatte bemerkte es, ahnte den Grund, erlangte durch die Art ihres Leugnens Gewißheit — und ging wieder einmal um Rat nach Wallerstein zu der Freundin. Er beschwerte sich gegen Sophie über sein Weib; aber die Unparteiische versetzte: das hieße von einer Bäuerin zu viel verlangen, — und sie selber, wenn sie in ähnlichem Falle wäre, könnte gar nicht für sich gutstehen. Der Friede des Hauses wäre denn doch die Hauptsache, und sie rate ihm daher, das Bildnis der Seligen ihren Eltern zu übergeben.

Georg folgte der Verständigen und schaffte den Kopf Rebeckas ins Nachbardorf. Und auch die Kreuzbäuerin, nachdem sie denselben mit Rührung betrachtet hatte, meinte: sie könne es der jungen Haselbäuerin am Ende nicht übelnehmen und begreife hier eine kleine Eifersucht. Der Kopf sei bei ihr am besten aufgehoben, und Georg solle nur, um ihn anzusehen, recht oft zu ihr kommen!

Bald nach der glücklichen Beilegung dieser Angelegenheit erhielt der „Kandidat“ vom fürstlichen Haus eine Pfarrei mitten im Ries und Sophie wurde Frau Pfarrerin. Die Freundschaft zwischen ihr und Georg hielt in allen Verhältnissen aus. Die Familien statteten sich in der guten Jahreszeit wechselsweis Besuche ab, freuten sich ihres Gedeihens und teilten sich alle wichtigen Ereignisse des Hauses mit.

Schon vor der Hochzeit der Sophie hatte Maria Eva ihren Vetter Gottlieb geheiratet. Man wird es gewiß gerne hören, wenn wir der Wahrheit gemäß berichten, daß sie mit diesem ebensogut gepaart war, als Georg mit Margret, indem ihrem gebieterischen Wesen in ihm eine große Gutmütigkeit entsprach, welche um des Friedens willen in der Regel nachzugeben wußte. Auch die Verheiratete benahm sich gegen Georg immer sehr gemessen; sie konnte ihm nie ganz vergeben, weil sich ihr Herz nie ganz von ihm loszumachen vermochte. Ihre Bekanntschaft mit der jüngeren Margrete reifte zwischen den Nachbarinnen allmählich zu guter Freundschaft; und da das Küchenfenster der Haselbäuerin auf den Garten der Schwanerin ging, so fand durch dasselbe gar manche wichtige Herzensergießung ihren Weg. Wie sich übrigens im Innersten der Maria Eva das Gefühl ihrer Jugend forterhielt, zeigte sich noch spät, als der Haselbauer seinen Erstgebornen zur Wanderung in die Welt ausrüstete. Die Nachbarin half dabei einen ganzen Tag und bewies einen Eifer und eine mütterliche Sorge für den jungen Burschen, welche dem Vater endlich das Herz rührte. Als sie nun Abschied nehmen wollte, trat er auf sie zu, gab ihr die Hand und dankte für ihre Freundschaft. Seine Stimme war bewegt, seine Miene ernst, man hätte sagen mögen, befangen. In ihren Zügen aber ging ein Schein auf, der ihre Seele verriet. Während ihr Mund, was sie getan, für gering erklärte, sagte der Ausdruck ihres Gesichts: „Ich, die von dir sehr gekränkt worden ist, habe dir doch nicht Böses mit Bösem vergolten; — ich habe Lieb' und Freundschaft bewiesen gegen deinen Sohn — ich bin besser als du glaubst, und als du je geglaubt hast!“ —

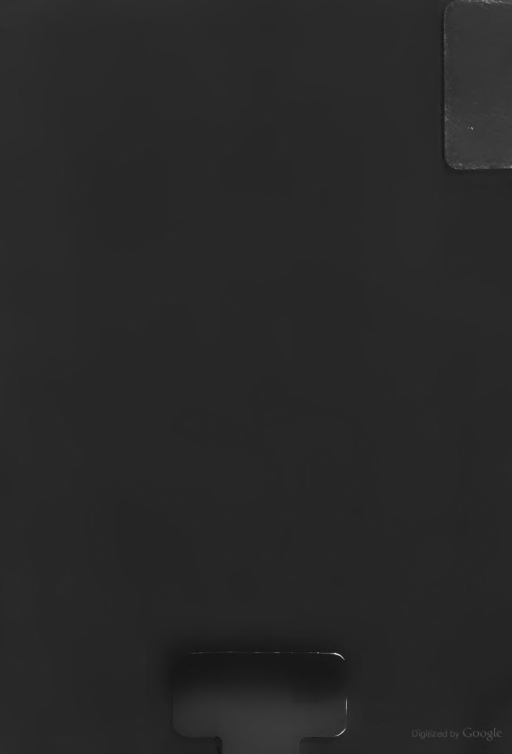
Zu gleicher Zeit mit dem jungen Haselbauer wurde Ludwig in die Gemeindeverwaltung als der nächste nach ihm, als „Heiligenpfleger“ gewählt. Obwohl sie nicht verschwägert werden sollten, hielten die Jugendfreunde doch treu zusammen, kämpften gemeinschaftlich für ihren Ort, führten und gewannen Prozesse und waren sich noch am Abend ihres Lebens der gelungenen Taten mit Stolz bewußt.

Für einen Bauer lebte Georg ein reiches Leben, indem er einem unversieglichen Drange zur Tätigkeit genügte. Wie sehr ihn aber seine vielfachen Beziehungen in Anspruch nehmen mochten, immer blieb das Andenken an Rebecka — (wenn wir das Wort im natürlichen, schlichten Sinne nehmen wollen) die Poesie seines Lebens. Nachdem er übergeben hatte und von seinem wohlerworbenen Vermögen lebte, übte er neuerdings das „Klavierschlagen" und versetzte sich durch das Spiel der alten Lieder und Tänze in die schöne, vielbewegte Zeit der Jugend zurück. Die Geschichte dieser Zeit schrieb er nieder. Er erlebte noch das erste Erscheinen der „Erzählungen aus dem Ries", die in dem Gau selber bei den Lesefähigen große Teilnahme fanden, und wußte es dem Autor Dank, daß ihn die Hauptfigur in einer derselben an Rebecka erinnerte. So einem glaubte er seine Aufzeichnungen anvertrauen zu dürfen; und er tat es — wenn auch nicht in der Absicht, damit selber eine „Erzählung aus dem Ries" zu veranlassen. Hätte der Novellist aber eine wirkliche Geschichte, die so schön und rührend — so poetisch an sich ist, nicht auch in die Form der Poesie bringen sollen? Wenn ihm dies nur gelungen ist, dann werden ihn die teilnehmenden Leser wohl freundlich absolvieren.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google